

**M u t h e n i a,**

o d e r :

**Vierter Jahrgang**

der

**St. Petersburgschen Monatschrift.**

---

Herausgegeben

von

**J. E. Schröder und J. B. Albers.**

---

**Januar = Heft.**

---

**St. Petersburg und Mitau.**

**1 8 0 8.**

# I n h a l t.

	Seite.
I. Peter der Erste bey Pultawa. Drama in zwey Akten. Von Herrn Schulinspektor Thieme . . . . .	1.
II. Haare und Bart, in politischer und religiöser Rücksicht. Von Hrn. Pastor D. Richter .	35.
III. Geschichte Zoto's . . . . .	44.
IV. Stanislaus Lescinsky's Rückkehr nach Polen	58.
V. Alte, fürstliche Korrespondenz . . . . .	62.
VI. Calonne und die Notabeln. Fragment einer Probe aus dem handschriftlichen Werk des Hrn. Prof. v. Baczko: „Geschichte meiner Zeiten.“ . . . . .	71.
VII. Assembleen und Bälle der Regent . . . .	78.
VIII. Auszug eines Schreibens aus Tobolk, vom 25sten Okt. 1807. (Bey der Zurückkunft von der Dmskischen Linie.) . . . . .	80.
IX. Ein Paar alte Zeitungsartikel . . . . .	84.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat Januar.

---

I.

Peter der Erste bey Pultawa.

Drama in zwey Akten.

---

P r o l o g.

Nun hundertmal ist schon der Schnee geschmolzen,  
Seit Rußland in der Wiege, ein Herkulknabe,  
Die Schlang' erwürgte, die den Tod ihm dräute;  
Der kaum begann die edle Kraft zu regen,  
Als seinem Donnerton Europa bebte.  
Pultawa heißt der große Tag der Rache,  
Wo eine Bürgerschlacht, dumpf wie Todtenglocken,  
Zuerst ums Grab der schwedischen Größe schwirrte.

Der grause Fyrstern, Karl, des Nord's Diktator,  
Der keine Größe kannt' und wollt', als sich,  
Das Glück als seine Buhle geil umschlingend,  
Ward an der Spitze seiner stolzen Horden

Der Zeit Kolos. Es krümmt sich ihm zu Füßen  
 Sagonia's Fürstenhaus, — der Däne blutet, —  
 Des Türken Mond verhüllen Pulverwolken,  
 Polonien dringt er Kron' um Krone auf!  
 Auch Rußland seufzt' an tiefgeschlagenen Wunden.  
 Der Handschuh war Europa hingeworfen, —  
 Es zagt dem Donnerer, kein Damm mehr wehrt  
 Der nord'schen Fluth; — da steht ein Felsen noch,  
 Der große Zar, und jene Zamaschlacht  
 Entschied das Loos der Welt.

Die Parze spann!

Neun Jahre hatte Karl das Glück verfolgt,  
 Als ihn mit Löwengrimm das Unglück packte.  
 Die Nachwelt richtet! Nicht den Außenglanz der  
 Thaten,

Eitliche Höh' verewigt nur der Dichter.  
 Umsonst tritt Karl mit Peter in die Schranken;  
 Der Unbesiegte muß dem Großen weichen.  
 Zwen Riesenfinder sind's des ewigen Geschicks,  
 Beyd' in des Despotismus rauher Schul' erzogen,  
 So Nebenbuhler gleicher Eisenfirnen,  
 Daß beyder Name beyder Aug' entflamnte.  
 Um Ruhm stürzt Karl Empedokles in Flammen;  
 Ein Kofles, sicht der Zar für seine Laren.  
 Karl flammt, ein blut'ger Nordkomet, am Himmel,  
 Entmarkt sein Land, die Nachbarau'n verheerend,  
 Und Peter glänzt, ein Pharos wüster Meere,  
 Aus fremden Au'n sich Geisteschätze sammelnd.  
 Das war des Schweden Stolz, ein Reich verschenken, —  
 Des Russen Ruhm, das seinige zu bilden.  
 Karl sprach zur Welt: komm, knie vor mir, der Nächste  
 Soll nach mir seyn, wer mir am tieffsten fällt!  
 Kommt her, Ihr Weisen, rief der weise Zar,  
 Mein Freund soll seyn, wer mir mein Volk beglückt!

Doch, Großer — ach! wer will Dein Bild enthüllen?  
 Der kühnste Abriß ist ein Schatten nur  
 Von Deiner Seelengüt' und Deinem starken Willen,  
 Du, roher Sohn der nordischen Natur,  
 Wohlthätig stürmisch wie Gewitterbrüllen,  
 Das furchtbar tief erschüttert Grusiens Flur, —  
 Wer stellt Dich dar, der neuen Schöpfung Meißel,  
 Solon des Volks, des Fanatismus Geißel?

Wie nennt Dich die Begeisterung, entzündet,  
 Armeenschöpfer, Flottenzimmerer, Zar,  
 Der seine Marmorstadt auf Sand gegründet  
 Und jede Stund' ein Riesenwerk gebar?  
 Mit allen Weisen seiner Zeit verbündet,  
 Der Kunst auch baute ihren Weihaltar,  
 An dessen Stufen rings die Enkel knieen,  
 Dein hohes Bild mit Kränzen zu umziehen?

Mit Thränen und mit lustvermischem Grauen  
 Tritt Deinem Ideal der Dichter nah.  
 Kein Geist kann Dir ein armes Denkmal bauen,  
 Dein ungeheures Denkmal steht schon da;  
 Auf Asia's und Europa's Schwesterauen,  
 Den großen Schemeln, steht — Ruthenia!  
 Und ob auch Reiche rings in Schutt zerfallen;  
 Dein Name flammt in ew'gen Tempelhallen.

Personen:

Peter der Erste.

Karl der Zwölfte.

Ezeremetef, Feldmarschall der Russen.

Reinschild, Feldmarschall der Schweden.

Mazeypa, Hetmann der Kosaken.

Patkul, russischer Officier

Ein Schwedischer Gefreiter.

Schwedische und russische Soldaten und Officiere.

## Erster Akt.

Lager bey Düstawa. Zimmer einer einzeln stehenden Wohnung.  
Karl, in einem gemeinen Soldatenkleide und mit verbundnem  
Fuß, liegt auf einer Streu. Er liest im Curtius und hat  
Karten und Pläne neben sich.)

### Erste Scene.

Karl.

Ha! Alexander — Du! ein kleiner Leib  
Mit mächt'gem Herzen — Furcht nur fürchtend, nie  
Gefahr, — die kühne Eisenstirn entschlossen  
Dem dunkelungewissen Ausgang bietend.  
So soll's des Glückes Liebling! — Julius Spruch:  
„Nichts oder alles!“ sey des Lebens Waage!  
Weit, wie die Welt, ist auch des Ruhmes Raum;  
Arbela hier — und Moskwa — Babylon  
Bau'w mir der Siege Ehrenkolonaden.  
Ich steh' mit Peter in dem Schrankensande;  
Der Weltbau schaut's. Wir stiegen aus zum Ziele,  
Zu Sieg und Tod mit wilden Rennerblicken:  
Wagst Du nicht viel, so kann Dir wenig glücken!

## Zwente Scene.

(Ein gefangener russischer Reuter wird mit Wache eingeführt.)

Karl.

Gefangen Vorpost?

Russe.

Nur der Uebermacht

Erlegen —

Karl.

Scheinst ein Deutscher?

Russe.

Seht ein Russe.

Karl.

Und warum grad' in Rußlands Dienst?

Russe.

Wo suchte

Man lieber wohl sich Ruhm und Tod?

Karl.

Du bist

Der besten einer?

Russe.

Nein, der schlechtesten;  
Sonst hättet Ihr mich nicht lebendig hier.

Karl.

Wo hat der Zar am stärksten sich gelagert?

Russe.

Wo Ihr ihn angreift!

Karl.

Und wie stark seyd ihr?

Russe.

Sucht sie und zählt. Herr! unser Sprachrohr sind  
Die Waffen. Wollt Ihr hören, fragt.

Karl.

O, warum bist Du doch kein Schwede!

Russe.

Ha!

Beym höchsten Gott! wärst Du nur weniger stolz;  
Ich würde wollen, daß Du Russe wärst.

Karl.

Hör', braver Kerl — ich avancire Dich.

Russe (lächelnd und fopfschüttelnd).

Ich bin ein Russe. —

Karl.

Du bist frey. Hier nimm!

Soldaten brauchen Geld.

Russe (abweisend, schlägt an seinen Pallasch).

Mein Reichthum ist mein Bar, und dieses Schwert;  
Das giebt mir alle Tag dergleichen, König!

(Karl klatscht in die Hand und winkt ihm ab.)

### Dritte Scene.

Ein schwedischer Gefreiter bleibt von der Wache zurück  
und überreicht eine Rolle Papier.)

Karl.

Tritt näher. — Wie viel starben diese Nacht?

Gefreiter.

Fast achtzig.

Karl.  
 Viel! — Die Sumpf und böse Ruhr!  
 Die andern?

Gefreiter.  
 Wachen tief in Todesstille.

Karl.  
 So recht! Der Morgen graut. — Ich wache auch  
 Für meine Schweden.

Gefreiter.  
 Ach!

Karl.  
 Was ist's?

Gefreiter.  
 Mein König!

Karl.  
 Frey kann der Schwede seinen König sprechen.

Gefreiter.  
 Wir zittern all' um Dich — um Deinen Fuß —  
 Dein Heil ist unsers; — bist noch nicht genesen.

Karl.  
 Hm! grade nicht zu schlecht bin ich zum Schlagen,  
 Doch auch nicht gut genug. Das kümmt' Euch nie;  
 Bin ich auch lahm, so hat der Sieg doch Flügel,  
 Und wenig Tage noch, so führ' ich Euch  
 Noch tausend Werst von Euren Frauen weiter.

Gefreiter.  
 Sieh uns bereit zu Noth und Tod mit Dir!  
 Doch sind wir Menschen; unsre Wunden bluten

Von Trennung mehr, als von dem Schwert der  
Schlacht.

Nach Dir auch strecken sich viel tausend Arme  
Im Vaterland, doch hinter uns im Meere  
Scheint's ewig nun, ein großer Sarg, versunken.

#### Karl.

Sieh', Heimweh da aus Sachsen mitgenommen.  
Ihr rauhen Norden, sonst von Eisen starrend  
Und jetzt von Polens Golde, sehnt Euch heim?

#### Gefreiter.

Nimm Gold und Silber hin und gieb uns Schweden!  
Dort stürmt des Hungers Kriegsglied nicht im Magen;  
Dort sind die Quellen nicht vom Has vergiftet, —  
Waldwölfe nur und nicht die Menschenwölfe  
Umheulen räubrisch da die leeren Dörfer.

Schon drey mal zog der Vollmond über unsre Zelte,  
Doch sehn wir nichts als Himmel, Holz und Wasser.  
Jetzt wirft der Strom sein furchtbar Felsbett vor;  
Dort thürmen vor uns auf den Riesenleib  
Hochdrohende Gebirge; Feuerwinde,  
Sandwolken, glühend durch die Steppen hauchend,  
Bergraben uns, und durch die Trauerwüsten  
Erschallt zur wilden Sprach' der wilden Bullen Grun-  
zen.

O Karl, die Schlacht ist nichts, man stirbt so schnell,  
so schön,

Schlägt ein erbittert, wenn man Stöß' erhält —  
Der Wunden Schmerz wird vom Kanonendonner  
Beträubt; doch Hunger, Durst und Hiz' ist schwer!  
Sieh', guter König, die Verzweiflung ruft  
Wenn Hoffnung weicht. Dies schwarze Schimmelbrod,  
Ein Stück kalmückisches Hordensfleisch, es mangelt —  
Wir haben keine Hülfs' —

Karl.

Als unsern Muth!

(Er haut mit seinem Degen das Brod entzwey und kostet davon.)

Es ist nicht gut, doch läßt sich's essen. Gern  
Theilt alles mit Euch mein Soldatenbauch,  
Und heut' vielleicht giebt's frisches Pferdefleisch.

Gefreiter.

O, wolle uns der König Karl doch nicht  
Vergleichen mit den russischen Huronen,  
Die ihren Wanst gefüllt mit thier'scher Kost,  
Drey Tage hungern ohne Brod, am vierten  
Gemäh'tes Gras, wie Zugemüß, sich kochen,  
Und sieben Tage hungern. — Wir sind Schweden!  
So oft schon stärkt' uns, Karl, Dein eignes Dulden  
Und hob uns über Menschenkraft empor —  
Und gab uns Muth.

(Zeigt seine entblößten Füße.)

Heil diesmal nur die Leiden!

Karl.

Das Leder mangelt, — auch die Basteln schon.  
Schlug ich nicht auch im Strumpf die Narwaschlacht?  
Geduld, bald wandelt Ihr auf Luft' und Saffian. —  
Mein Sohn! der Nord ist einmal aufgewacht  
Vom Winterschlaf, wo er sich Kraft gesammelt,  
Hervor nun wälzend seine Menschenströme,  
Und heute Abend noch verlosen wir  
Das schöne Mittagsland, wie die Soldaten  
Einst des Erlösers Kleid.

Gefreiter.

O Dank, barmherz'ger Gott!  
Wenn endlich uns ein rascher Schlag erlöst.

Nur eine Schlacht ist unser heißes Lechzen,  
Der Hoffnung Dehl in müden Leib zu gießen.  
Der Hunger wird gestillt, hier oder dort!

Karl.

Wie meint ihr's nun?

Gefreiter.

Wir dürsten all', gieb Blut!

Karl.

Glaubt ihr euch unbesiegbar noch?

Gefreiter.

Ja, König,

Wenn Du uns führst! — Wir siegen oder fallen.

Karl.

Standhafte ließ nie unbelohnt das Glück:  
Wir gehn zum Sieg. Sein Fittig ist der Muth.  
Gieb diesen Handschlag drauf den braven Schweden!

(Reicht ihm die Hand. Gefreiter ab.)

#### Vierte Scene.

Karl. Mazepa.

Mazepa.

Wann wird's entschieden, Karl? Betäubt Erwartung

Bis an des Dniepers Mund! — Der Hunger zieht —  
Ein Tiger — vor uns her, und jeder Tag  
Ist eine Niederlage. Länger nicht  
Vermag ich den Kosak beym Futtermangel  
Bereint zu halten.

Karl.

Deiner Donschen Geier

Wie viele noch? —

Mazepa.

Sechstausend.

Karl (drohend).

Hetmann! Hetmann!

Ich war Protektor Deiner Freyheit, — Du  
Versprachst mir Vorrath in der Steppennähe.

Mazepa.

Als Du zur Untreu mich am Vaterlande  
Verlocktest, war ich noch Mazepa, noch  
Der Mächtige; nun Flüchtling! — Meiner Freunde  
Sind dreißig auf das Rad geflochten. — Ha,  
Der Galgen sind so viel als Bäume jetzt! — —  
Ich opferte Dir viel! — Doch füllt' ich Kammern  
Des Vorraths in der Erde —

Karl.

Habt Ihr sie

Nicht aufgehort und wieder ausgeplündert?

(bitter.)

Daß ich auf feige Räuber mich verließ!

Mazepa (wild).

Kosaken feig? Kennst Du die Löwenföhne,  
Die unterm Pulverdampf die Zähne knirschen?  
Die, eingebort das Knie in ihrem Sattel,  
Die Pif' im Lederring, im Maul den Säbel,  
Die Schlinge links, die, wie den Steppengaul, die  
Feinde fängt, —  
Den Kantschuh rechts, der den Besiegten züchtigt,

Im Angriff schlau, wie Fuchs, im Kampfe Tiger,  
 Den sichern Tod im Flügelköcher tragen?  
 Pfeilwolken, die das Himmelslicht verdunkeln,  
 Mit Staub und Brüllen in die Feinde schleudern,  
 Und gleich Erwürgte und Gefangne, wie  
 Hyänen packen, fort im Flug sie führen?  
 O, Karl, verachte nicht die stürm'schen Adler,  
 Ihr Roß nicht mit gespaltner Nas' und Ohren,  
 Mit überall allgegenwärt'gem Flug.  
 Verloren bist Du ohne sie in diesem Lande!  
 Dein Leben hängt an des Kosaken Künste.  
 Er merkt die Sterne, mißt den Zug der Luft,  
 Kennt, wo kein Baum, kein freundlich Hüttendach  
 Den Wandrer birgt in diesen Meilenflächen,  
 Künstlich geübt, den Pfad, am kleinsten Strauch —  
 Kann schnell im Sand den Fußtritt unterscheiden,  
 Und hört den Hufschlag — fern der Rosse Wiehern.  
 Ihr seyd verirrt, verloren ohne uns;  
 Mein Schimmel ist die Fackel, die allein  
 Euch aus der Wüste Labyrinth'en leuchtet. —  
 Ha, Stolzer! hätte nicht der wilde Zar  
 Mich spießen wollen, ständ' ich nicht vor Dir.

Karl.

Du schwurst bey Deinem Gott zu meiner Fahne!

Ma; e p p a (hebt die Hand empor).

Und bleibe treu dem festgewählten Loos.  
 Ich kann nicht vor-, ich kann nicht rückwärts wei-  
 chen!

Sieh', dort die Sonn' erröthet über mich vor Schaam.  
 Ich fühl's, daß goldne Schlangen mit mir spielen,  
 Die Wirbel nahn, womit sie mich ersticken;  
 Doch bin ich Dir zum Tod verkauft, verbunden.

Karl.

Ihr habt den wilden Troß mit Euren Gaulen  
Gemein. Ich kenne Dich und Deinen Werth!  
Doch prahle nicht. — Der Taktik Meisterkünste,  
Der Schweden Mannszucht, ihrer Heere Flügel,  
Das freye Allmächtswort: „der König will's,“  
Kennst Du sie, wie sie Eurer Horden lächeln?  
Ha! dieser Ruff ein Sclav, der noch schlaftrunken  
mir

Den Staub von meinen Reisetiefeln leckt,  
Deß Leben noch der Knotenstrick umschwirrt,  
Und der das Kind aus Mutterleibe peitschet,  
Ist unser Schüler; und in jeder Probe,  
Mann gegen Mann, erliegt der Bär dem Menschen.

Mazepa.

Doch kalt nicht ist er, trotz dem Bärenleben,  
Und schlägt nur heißer auf die Feinde ein.  
Wohl läuft er mit dem Bar des Tags neun Meilen  
Ohn' zu ermüden, schläft auf hartem Stein,  
Und füllt kräftige Athletenspeisen  
Den Bauch ihm nicht, — er hungert ohne Murren.

(Ihm näher.)

Fühl' an, sein Fleisch ist festgehämmert Eisen,  
Die Muskeln Stein, durchwebt mit Adernästen,  
Kraft ist sein Bart und rauhebüsch die Brust,  
Und stürmisch, wie sein Steppenroß, sein Muth.  
Das sind nicht Sclaven, die im Kugelregen  
So ruhig stehn, als wenn man Pflaumen schüttelt,  
Die siegversichert auf die Feinde stürzen,  
Die nicht in langen Kutten mehr und Keulen stehn,  
Ein wilder Schwarm, bepelzt mit wilden Fellen.  
Steh' auf dem Wall die Bajonettenwälder!  
Sie halten euch nicht mehr für Hegenmeister,

Und heilig sind nun die Kanonen gegen Euch,  
Die aus des ganzen Reiches Glocken schmolzen.

Karl.

Hast Du so früh ihr Narwa schon vergessen,  
Wo ich mit achten ihrer hundert schlug?

Mazepa.

Sie wachen schlau, ob nichts sie überfalle,  
Und blinder Lärm kann sie nicht mehr zerstäuben.  
Ihr Grimm nur ist um Narwa nicht verschraubt —  
Sie haben schon des Türken Wahnpfropf verhöhnt.

Karl.

Wir sind nicht Türken. Doch dann doppelt Ehre,  
Die Sieger schlagen! Ha! — ich hielt sie nicht  
Des Ueberschiffens werth ins schwed'sche Land,  
Ich ließ die Trümmer ihres Heers sie retten;  
Sie sollen hier ein zweytes Narwa finden.

Mazepa.

Ihre Zahl —

Karl.

Du machst mich lächeln ob der plumpen Masse;  
Sie haben keine Zahl, Zahlflugeln nur.

Mazepa.

Die rollen siebzigtausend, König!

Karl.

Schweig!

Der Schwede fragt nicht nach des Feindes Stärke,  
Nur wo er steht, — und schlägt, wie taube Rüsse,  
Ihm da die Schädel ein.

Mazepa.

Noch einmal: nicht zu viel  
Verachtung diesem Volk!

Karl.

Genug für jetzt.  
Hetmann! halt still Dein Volk bereit; bald lösen  
Sich Deine Räthsel.

Mazepa.

Und Mazepas Loos,  
Nach Schlacht und Sieg?

Karl.

Fürst der Ukräne! —  
Nach Moskwa will ich erst, ins Herz des Reichs;  
Ihr Mekka ist's und ihr Jerusalem.  
Dort wall' ich hin. Mit Königreichen will  
Ich meine Freunde da beschenken, wenn  
Der stolze Feind die Kron' und Reich verlor.

(Mazepa ab.)

## Fünfte Scene.

Ein Adjutant.

Fürst Menzikof, mit Auftrag seines Zars.

Karl (gaudert, winkt dann plötzlich Bejahung).

Will man mit Unterhandlung mich berücken?  
Karl, sey auf deiner Hut. Die Russen lauern  
Nach Worten, wie im Wolgaströme die Jakuten  
Nach Hausen. — Spiel um Spiel; mich lüstert's  
schier

Noch Gauckelen zu treiben.

(Peter tritt, unter Menzikoffs Namen und Kleidung, auf.)

Karl (hebt sich auf seinem Degen ihm entgegen).

Freut mich, Feldmarschall, — wie gerufen! Sieh' —  
Gewandtheit, Muth, Subordination  
Ward eben hier geprüft. Sie fielen all'  
Dem Schweden zu. Eins setzt der Russ' entgegen —  
Das Letztere, und zieht vor seines Fährdrichs Fenster  
Den Huth — säß' auch sein Pudel nur darin.

Peter.

Ich bin von Deinem Worte, Herr, betroffen!  
Zur ernststen Unterhandlung kam ich her;  
Wozu die Wachgespräche vor dem Treffen?  
Der Russe ist kein Thraso mit viel Donner,  
Er liebt den Blth, — des Kriegeshandwerks kundig;  
Ein Wort stürzt jeden blindlings in den Tod.

Karl (stolz).

Und magst Du das vom Schweden minder glauben?

Peter.

Du drängst den Feind, — man ist's von Karl ge-  
wohnt, —  
Verlangst Du hier Beweise? — Sey's! Dies Fen-  
ster —

Es ist zwey Stoß; der stürzt sich todt, wer da  
Hinunter springt. Hier kommandir' dem Kühnsten  
Der Schweden: „seh' hinab!“ Wird er's, so ist's  
Entschieden. Jeder Russe springt ihm nach.

Karl (überrascht).

Tollkühn, bey Gott! — Doch, ja — mein Schwede  
wird's,  
Zeigt gleich dies Wagstück nicht für wahren Muth.

Peter.

Einmal gepackt, muß ich mich tapfer wehren;  
Der große Karl wird keine Wendung machen.  
Wenn mir der Held im Kartenspiel nur zaudert,  
Ist er Poltron. — Der Muth ist Muth, Herr König!  
Wer hier nicht springt, taugt sicher nicht zum  
Sturm!

Karl.

Die Wahl ist schwer, denn brav will jeder seyn, —  
Wähl' ich den einen, thu' ich andern weh!

Peter.

Ziel, wahrlich! Doch des Fürsten Wachen sind  
Ja wohl nicht lang und schön nur, sondern brav? —

Karl (winkt dem Adjutant; ein Schwede tritt ein. Karl öffnet  
das Fenster. Mit Strenge:).

He, Dalekarle — spring durch dieses Fenster!

Soldat (erschrocken).

Wohin? mein König —

Karl.

In die Luft — hinab! —

Soldat.

Zum Scherz? Der ernste, große König würde  
Also mit seinen treuen Schweden spielen?

Karl (heftig).

Fragt der Soldat? — Hinab!

Soldat (sitternd).

O Gott, ich kenne  
Die fürchterliche Stimm' und Deinen Willen!  
Giebts Feinde nicht, mich in den Tod zu stürzen?

Peter.

Was zitterst Du? —

Soldat (außer sich).

Oh! vor Begier — zu fechten! —

Karl (schwenkt den Degen).

Der König will's!

Soldat (ihm zu Füßen stürzend).

Berurtheilt — eh' ich meinen Tod verbrochen?  
D lass' ein Stündlein dann erst meine Sünden —

Karl (stößt ihn mit dem Degengefäß hinaus. Peter lächelt).  
Und Deine Russen, Herr?

Peter.

Den ersten besten  
Befehl von der Bedeckung einzurufen.

(Der Adjutant geht. Ein Russe tritt ein, schlägt an seine Mütze  
und tritt vor seinen Zar.)

Tritt näher. — 's Fenster schau! — Seh' an! — hinab!

(Der Soldat schlägt drey Kreuze und setzt rasch den Fuß in den  
offenen Fensterflügel, im Begriff hinabzuspringen.)

Karl (ihn haltend).

Halt! —

Peter (winkt ihm wieder zu gehn. Der Soldat tritt darauf  
eben so ernst vor ihn, schlägt wieder an seine Mütze und Pa-  
trontasche, schwenkt sich und marschirt ab).

Willst Du, daß die ganze Wach' ansehe?

Karl.

Den braven Kerl empfehl mir, General,  
Zum Officier dem Zar.

Peter.

Er würde lächeln,  
Und wäre ungerecht: — sein ganzes Heer  
Sprang' nach und avancirte. — Diese Frage  
Wär' früh entschieden — noch die größte nicht. —

Karl (nach der Uhr sehend).

Zur Unterhandlung scheint die Zeit zu spät.

Peter.

Nie kommt zu spät das Gute!

(Tritt ihm mit Würde näher.)

König Karl, —

Erwartungsvoll blickt Peters Aug' auf Dich!  
Sieh' dort den schönen Purpurstrahl des Ostens,  
Der Hoffnung und der Freude Lebensbote;  
Soll schauernd sich in Blut sein Abend senken?

Karl.

Er flammt wie Sieg, — die Schweden schau'n ihn an  
Und kämpfen schöner an so schönen Morgen.

Peter.

Wir sind's, die mit dem Strahl von Osten kommen,  
Mit Siegerglanz und — Peter beut Dir Frieden,  
Beut ihn, da er ihn nicht mehr sehen darf.  
Er ist Bedingung seiner hohen Pläne,  
Der höchste Kranz, nach dem er redlich ringt,  
Und kann es seyn, noch ohne Menschenopfer.

Karl (stolz).

Die Pläne kenn' ich; doch ist Karl gewohnt  
In Feindes Hauptstadt Frieden erst zu schließen.

Peter.

Nicht Leidenschaft! Nie kann der Zar zu viel  
Für seine Russen thun. Laß ihn den Krieg,  
Das Ungeheurr, an seinen Ural fesseln! —  
Seh edel und bezwing den Haß. Laß nicht  
Uns sagen: „Karl, der alles kann, vermag  
Allein das Gute nicht. Sich selbst bezwingen  
Nur kann nicht der Eroberer. Darin  
Zeig' Deine Größe unserm Zar —

Karl.

Ich denke,

Wer von uns zweyn der Größe sey, entscheidet  
In wenig Stunden sich. Zu viel der Worte! —

Peter.

Was nennst Du wahre Größe, König Karl?  
Sich schlagen um ein Körnlein Erd' und Staub,  
Das doch am Ende keinem angehört?  
Dem Gözenbild des Staates Menschenmark  
Zu opfern, und auf einer Stunde Wurf, ein Spieler,  
Das Heil des ganzen Reichs zu setzen? — Sind  
Die Krieger, die zur Rettung der Bedrückten  
Der Himmel duldet, Dir nur blut'ge Marken?  
Ist's Dir Triumphgesang, wenn sich gekrümmt, zerseht,  
Im Wahlfeld Mann und Rosse wimmernd winden,  
Und Hunderttausend knieend um ihr Leben betteln?  
O, schwarze Jahre stürmten schon dahin,  
Es schwimmt die dunkle Zeit in rothem Blut, —  
Die ganze Welt hat ihre Stirn gefurcht in Gram,  
Weil nur die Mütter für das Schwert gebären!  
Und immer enger wird der Lebensweg,  
Das Scheußlichste ist jetzt gemein, und Wollust  
Ist Liebe, Mitleid taub und bange Angst  
Der Kriegsnoth steint, entmenschet, die Menschenbrust.

Karl (lachend).

Gott ehre mir den Krieg! Er schafft lebend'ger Leben,  
Beseht das Volk, läßt Männerkräfte reifen  
Und wehrt der Flur in Ueppigkeit zu faulen.  
Die Zeit ist träg, man muß sie münter spornen! —

Peter.

Laß immer mich Dein Eisenherz ergreifen!  
Ich weiß, o Karl! nie ward Dein Auge naß  
Bom Thau der Menschheit, und doch blinken rings  
Noch unsers Volks Gerippe in den Fluren.  
Selbst Deine Kraft hat schon der Krieg verzehrt!  
Verwesung raucht aus Schwedens ödem Acker.  
Nach Männern seufzt der Pflug, nur Weiber füllen  
Mit Todtenheulen Deine wüsten Wälder.  
„Für Theurung, Krieg und Pest und Blutvergießen  
Bewahr' uns lieber Herre Gott!“ ertönt  
Die Litaney zum dumpfen Schall der Glocken,  
Und schauernd zeigt der Küster am Altar  
Den Pestfelnch in der schwarzbehangnen Kirche.  
Laß Frieden werden, Karl, — die Nachwelt richtet, —  
Daß auch auf Deine Eisgebirge wieder  
Der schön're Lenzstrahl scheine, froher das  
Geweih Dein schneebelastet Kennthier wiege,  
Und hoch, sein Schwert weit in die Scheeren schleu-  
dernd,  
Von Mast und Bord der wilde Seemann jauchze.

(Seine Hand ergreifend.)

Ja, laß sie brüllen heute unsre Schlünde,  
Doch froh, das lehtemal, in Friedenssalben,  
Daß es der Pol, die Newa wieder donn're,  
Daß Freudenbothschaft mit den Strömen ziehe  
In tausend Bötten, zwischen Garbenhügeln,  
Daß kein Soldatensfuch den Mann der Heerde

Mit Waffenraffeln schreck' in seinen Thälern!  
 Und — o ich stehe zwischen beyden Kämpfern —  
 Wie schön, wenn sich des Nordens Brüder einten,  
 Durch eine Friedenspforte einzuziehn  
 Zum Lebenstempel — da Triumph zu feyern!

## Karl.

Mich freut's, so zarte Elegie zu hören!  
 Wär' ich der Zar, nicht Karl, ich wär' bestochen.  
 Doch, was den Zar bewegt zur Friedenssprache,  
 Zieht mich zur Schlacht. Um einen Zoll zurück  
 Hat er mir schnell den Vorsprung abgewonnen! —  
 Knechtschaft nur wäre jezt des Friedens Name.  
 Erst mit dem Richtschwert will ich Euch berühren,  
 Dann soll auch Euch des Friedens Palme wehn!

## Peter (mit innerem Kampf).

Die Hand auf's allzukühne Herz, o Karl,  
 Daß es der Stolz nicht brausend überschwelle.  
 Den Mäßigen beschenkt allein das Glück!  
 Du kanntest's nie in seinen Wandellaunen;  
 Jezt flügelt, jezt zermalmet uns sein Rad.

## Karl.

Laß mit dem Rad uns steigen, schweben, fallen;  
 Es rollt, und überspringt, was ihm begegnet.  
 Mir hat's des Lebens Thor gesprengt mit Siegen,  
 Unruhe mir vermählt, wie Salz und Sturm  
 Dem Meer; und seine Feder ist der Ruhm.

## Peter.

Sey größer, als dein Ruhm, o König. Sey  
 Nicht undankbar dem Glück für so viel Gaben.  
 So treu bisher, ist's im Begriff zu scheiden,  
 Sieht seinen großen Sohn noch einmal schmerzlich an.

Karl (empfindlich).  
 Feldmarschall! Karl ist Karl — einmal für immer  
 Entschlossen —

Peter.

König!

Karl.

Nicht ein Wort, Herr Moralist.  
 Reizt's mich zu wissen, wie vom Glück Du denkst?  
 Dich selbst hat's aufgefischt an goldner Angel und  
 Auf Deiner Pfeife spielt der Zar sein Lied!  
 Die Dichtung schlägt der Politik ins Auge  
 Und irrt mir nicht mein schwedisches Princip:  
 Was uns nicht kränzt mit Ehre, bringt uns Schande;  
 Und ob Du schmeichelst auch und drohend deutest, —  
 Der Kluge jammert nie um möglich Weh,  
 Und nur den Gipfel denkt der Bergbesteiger.  
 Deut's wie Du willst, — der Friede war' erzwin-  
 gen, —  
 Ein Schritt von mir zurück, tritt Peter vor;  
 Ich weiche um kein Haar. Ich oder er!  
 Uns beyden ist der Norden viel zu klein! —

Peter (in großer feuriger Rührung.)

O, diese Welt will uns in Tiger wandeln,  
 Und theilt Nordmesser aus, statt Friedenspalmen.  
 Umsonst — Du willst! Ich habe Ruh' gerufen. —  
 Wohlan! — Genug. — So sey's! — Die Eumeniden  
 schwingen  
 Die Fackel schon, von allen Winden ziehen  
 Die Geier an zum grausen Todesschmause,  
 Und, o die Erde öffnet schon die schwarzen Kiefern  
 Zu einer weiten, ungeheuren Gruft!  
 Leb' wohl! Wir ziehen hin zu Todesthaten,

Des Grabes Söhne all'; doch Dein ist alles Blut,  
Das heut' zu Gott aus tausend Röhren sprudelt! —

(Will abgehn.)

### Sechste Scene.

Mazepa (tritt ein, und fährt bey Peters Anblick betroffen zurück).

Er selbst — der Zar! —

(Peter scheint grimmig die geballte Faust gegen ihn erheben zu wollen, läßt sie aber wieder sinken.)

Karl (betreten).

Der Zar? — ich sprach mit Peter?

Peter.

Ja, Peter ist's! O, Karl — im Tod — im Tod  
Da bebt der blut'ge Held, der Erde Gott!  
Dies Auge, das die Welt bedräut, erlischt,  
Und unsere Triumphe sinken all'  
In einen kleinen Raum. — Ich selber wollte  
Dich kennen, — meine Sache führen, — Frieden  
bieten! —

(Rasch zu Mazepa.)

Doch Dir steht Fluch im Angesicht geschrieben,  
Verrath des Vaterlands zur Zeit der Noth;  
Rebellion seh' ich auf Deiner Stirn  
Wie blut'ge Galgen. — Ha, dies war mein Freund!  
Ich opferte ihm Lieb' und Hab' und Gut,  
Und goß das Dehl der Huld auf seine Wimper;  
Doch grinz aus seinen schuldbewußten Augen  
Der Neid! — O, fürchte meine Rache nicht!  
Der Undankbaren trägt die Welt so viele,  
Wie gift'ge Schwämm' auch stehn im Blumenbeete;  
Wohl ist kein Städtlein mehr in meinem Reiche,

In dessen Winkeln sie nicht gallig hockten.  
 Nicht unsers Grimms, nicht unsrer Liebe sind  
 Sie werth: Natur verwarf sie selbst als bösen Krebs  
 In ihrem Angesicht, als ihre Mißgeburten! —  
 Doch sie auch lehren schmerzlich uns erfahren,  
 Wie man soll Liebe nur mit Weisheit paaren.

(Ihm näher.)

Auch Du bist meines Schicksals Geißel — und

(ihn begeistert küssend.)

Ich küsse dankbar diese Ruthe, die  
 Es mir zu Schmerz und Heil und Segen band.

M a z e p p a (reißt sich gewaltsam los).

Ha! fürchterlicher Zar — Du reizest wilder  
 Den wilden Wahnsinn auf in meiner Brust.  
 Frey will ich seyn, — nicht Karls, nicht Peters Knecht;  
 Und der Kosaken Säbel spreche Recht.

(stürzt fort.)

K a r l.

Ha, Zar — ich staune: — wie verwegen!

P e t e r (stolz).

Kann

Karl auch erstaunen?

K a r l.

Peter mein Gefangner?

P e t e r.

Gut, — wenn Du's darfst! — Doch fragt sich's, bin  
 ich hier

In Karls, ist Karl in Peters Macht? — Doch auch

(groß.)

Wenn: Karl der Stärkere wär'; dies fürcht' ich nicht.

Mir bürgt's der Norder Treue, und ich kann  
Um jede List verdachtlos ruhig scheiden.

(Geht stolz und ungehindert ab.)

### Siebente Scene.

Reinschild. Karl.

Reinschild.

Mein König! Du hast Löwenhaupt erwartet.  
Zwar kehrt er mit dem Ruhm der schwedischen  
Waffen,

Doch hat Dein günst'ger Genius die Fackel  
Zum erstenmal gelöscht —

Karl.

Reinschild, — ich weiß  
Schon alles und sie lobert schon von neuem.  
Das Glück hat sich uns immer aufgedrängt,  
Und wenig Siege mußt' ich schwer erkaufen;  
Auch wär' der Krieg ja sonst nur bloße Jagd.  
Die Faust thut manchen Mißgriff, doch

(auf die Brust zeigend)

hier wohnt der Muth.

Man muß dem Zar auch Zeitvertreib noch lassen,  
's Verdriest ihn sonst, so lang uns hier zu sehn.

Reinschild.

Der Zar wird rascher — ist drehhundert Werst,  
Ohn' auszuruhn, mit scharfer Post geritten  
Und scheint bereit, den Angriff anzuordnen.

Karl.

Die wagten's auch! Ich greife an. — Der Zar  
War hier, — war mein, — in Menzifofs Gestalt;

Doch in Pultawa's Wall gelockt, den wir  
Ein Stündlein und noch eins mit Leitern peitschen,  
Entgeht er nicht.

(Ein Schuß. Karl, gefaßt, schlägt an seinen Degen.)

Feldmarschall, jezt — und jezt! —  
Ist der Befehl zum Sturm ertheilt?

Reinschild.

Er ist's.

Karl (sieht nach der Uhr).

Wir brechen auf in wenigen Minuten.

Reinschild.

Dein Eisenwill' ist wie der Nordpol fest.  
Wohl weiß ich, daß Du nie die Ordre änderst;  
Doch diesmal starr' ich über den Entschluß.

Karl.

Wer alles wagt, wird alles stets gewinnen!  
Das Ein' ist's nur, den Augenblick zu treffen.  
Jezt, Reinschild, Du zur Rechten — dann zur Linken,  
Kreuz fällt in Feindes Rücken mit Fünftausend;  
Fußvolk sitzt hinten auf, am Strome; die vier  
Kanonen vor, und mir die Sänft', — ich komme!

Reinschild.

Dein Fuß zerschmettert —

Karl (lächelnd).

Ist's Dir böses Omen?  
Als Stern der Hoffnung blitzt mein Schwert voran.

(Noch ein Schuß. Beide ab.)

## Achte Scene.

(Die Scene verwandelt sich in das russische Lager hinter Pultawa.)

Ezeremetef. Darauf Peter.

Ezeremetef.

Wenn man den Zar uns hielt! — Die Russen wütheten  
So wider'n Feind, als wieder's eig'ne Leben,  
Und unserm Wald entfloß' kein Schwede lebend.  
Ein Waagsstück wär's um's andre! — Heil'ger Gott! —  
Und Karl wohl zuzutrau'n! — Wenn er — erkannt —

Peter (tritt rasch vor).

Ha! wohl will er den Alexander spielen —  
Doch wahrlich nicht Darius werd' ich seyn.  
Nicht größer konnt' er seyn, als seine Rache, —  
Doch will ich ihn vom tollen Wahn erwecken.  
Und sollt' ich für mein Volk nicht länger leben,  
Will ich, selbst fallend, doch sein Recht erstreben.

(Feuerliche Pause. Die Arme erhebend.)

Dort also wird's entschieden werden! — Gott,  
Noch eh' die Sonne sinkt —

Ezeremetef.

Wir zittern, Zar,  
Vor Deinem Ungestüm —

Peter.

Wär' er nicht schön,  
Der Tod für's Vaterland? (lächelnd) Doch hörtest Du  
Daß bey Pultawa je ein Zar noch fiel?  
Nein — Peter fern von dieser großen Stunde,  
Vom Goose seiner Russen fern — ich trüg's?  
Mit diesem Schwert, womit der Sachsen König  
Den Dachsen schlug, brech ich des Treffens Blume!

(Es nahen mehrere Generale.)

Hier, Freunde, ist die große Welt des Todes.  
 Manch Obst fällt, eh' es reift; doch laß es fallen,  
 Es fällt doch auf ein gutes werthes Land!  
 Und was ist eine Handvoll Blut und Leben?  
 Lebt man doch kaum, wenn man den Tod nicht  
 stets  
 Zum Nachbar hat.

Ezeremetef.

Doch mehr gilt uns, als Sieg,  
 Dein theures Leben. Karl trägt einen Panzer  
 Und keine Kugel kann an's Herz ihm dringen.

Peter.

Mein Panzer ist mein Gott! — Hier sind wir all'  
 Ja gleich uns, wie im Himmel. Obrister  
 Bin ich; ihr Generals trägt keinen Harnisch!  
 Und für uns all' sind Kugeln schon geladen —

Ezeremetef.

Nur nicht zur Vorderschlacht. Sie alle wollen —  
 Sie alle vor, nach Deinem Blick umschauend,  
 Wenn sie Dein Recht im Feindesblute rächen.

Peter.

Mir gegenüber sey der Tod. Mein Arm  
 Fehlt nicht!

(Er trinkt aus einer Feldflasche und reicht sie weiter.)

Noch einen Trunk zum Lebwohl.  
 Auf gute Nachbarschaft, ihr Herr'n, im Felde!  
 Auf's Wohl der Lieben heim, auf Weib und Kinder!

## Neunte Scene.

(P atkul, in Begleitung von Wache. Ezeremetef stellt ihn vor.)

Ezeremetef.

Der Lieutenant P atkul — der, um sein Duell,  
Des Kriegsrechts harret im Arrest, fleht Gnade.

P atkul (einen Fußfall thuend).

Ich stürb' vor Schmerz, so nah' zu seyn und fern —  
Barmherzigkeit, mein Zar!

P eter (finster).

Ist's jezt wohl Zeit?

P atkul.

Ja, vor dem Eintritt in das Todtenreich,  
Ja zur Vergebung, — ja! Laß Gnade walten!

P eter.

Tollköpfg'ger Mensch, Du weißt, ich hasse Dein Vergehn.

P atkul.

Das Kriegsrecht richte meinen Fehl nachher;  
Laß schlagen mich die Todesschlacht. Mir ist's,  
Als brausten mir Nachtwolken um mein Haupt!  
Vielleicht, o Gott! daß ich in Feindes Blut  
Die Richter fühne —

P eter.

Zieh' denn hin und schlag' den Feind.  
Man kennt, mein Sohn, als brav Dich, und oft  
hing  
Des Reiches Heil in Deiner Hand. — Gebt ihm  
Den Degen! — Nach dem Treffen wieder in Arrest.

P a t k u l (in hohem Entzücken).

Ruhm ist mein Ziel, o Zar, — der Tod mein Leben!  
 So wahr ich Dich und Rußland lieb' — ich gehe —  
 Ich siege oder sterbe! Du, o Gott,  
 Hörst meinen Schwur!

(ab.)

P e t e r (rasch zu den Generäls).

Ist alles fertig?

E z e r e m e t e f.

Ha! sie neigen

Das Bajonett schon, wie der Uhr sein Horn,  
 Zum Untergang des Feinds. O laß sie los,  
 Mein Zar! Wie können wir sie halten? Sieh',  
 Sie drücken fest die Faust an ihre Kolben  
 Und zittern, schäumend ihre Kreuze schlagend!  
 Sieh' dort, die bärtigen Kosaken burren  
 Dem wilden Tatarappen, daß er stehe —  
 Und harren, krummgebückt, mit eingelegter Pife.

P e t e r.

Ist das Gebet gethan?

E z e r e m e t e f.

Vorbey! Sie riefen:

Wie konnten wir bey Narwa siegen, da  
 Wir nicht gebetet! — — Ha, Dein Aug' umwölkt  
 Sich fürchterlich, mein Zar! —

P e t e r.

Und wird, bey Gott,  
 Erst über Schwedens Fahnen sich entwölken.  
 Nicht mehr soll Rußlands Adler Fliegen fangen,  
 Und weh'! wenn seine Größe länger wär' ein Traum.  
 Gieb das Signal!

(Ezeremetef winkt. Trommellärm. Einige Raketen steigen empor. Mehrere Generale stellen sich näher. Russische Regimenter ziehn, mit stürmisch-kriegerischer Musik und fliegenden Fahnen, im Hintergrunde vorüber.)

Wir ziehn zu Sieg und Tod! Wer mich sieht weichen,  
Der feu're seine Kugel mir in's Herz.

(Er zieht sein Schwert und küßt es.)

Entweder mit dir oder durch dich! — Marsch!

### Die Russen.

Auf! — Gott! — St. Niklas! — Schütze unsern Zar!

Peter (in großer Begeisterung).

Da ziehn sie hin mit gleichgestürmtem Schritt,

In immer engern fürchterlichern Ketten, —

Sieh' — immer ernster — immer todtbereiter — ! —

Sieh' — immer schneller — immer sieggewisser! —

Sieh' wie sich jede Augenwimper krauset;

Wie wälzt sich jedes Aug' in rother Gluth!

Der Windstoß, der mit Staub den Bart durchsauset,

Durchtanzt den Federwald auf ihrem Huth.

Der trunkne Marsch, wie Alpendonner, brauset

Und stürmt und häumt das Herz empor zur Wuth!

(Er schwenkt den Degen.)

Auf! bärt'ge Jungens mit den alten Schrammen,

Ihr alle, alle, Kinder! seyd mein Blut.

Aus Rußland, aus dem besten Lande stammen

Wir all, vertheid'gend aller Haab' und Gut!

Wie Winterwolken rücken wir zusammen; —

Der Gott der Schlachten stähle Euren Muth!

Marsch, auf! — Wir siegen Gott, wir sterben Gott!

Ein Vaterland, ein Heil, ein Lohn, ein Tod!

A. Thierne.

(Der zweenste Akt im nächsten Heft.)

## II.

Haare und Bart in politischer und religiöser  
Rücksicht.

Die Haare und der Bart haben ihre weltliche und heilige Geschichte. Beide dienten, von den ältesten Zeiten bis jetzt, nicht nur verschiedene Stände in der bürgerlichen Gesellschaft, sondern auch ganze Völkerschaften und Stämme von einander zu unterscheiden. Die alten Geschichtschreiber nehmen, bey Bestimmung der Verwandtschaft und Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit der Völker, fast immer besondere Rücksicht auf die Art, Haupthaar und Bart zu tragen. Bald ward — und wird noch jetzt langes und unbeschornes Haar für anständig, ja heilig gehalten; bald faste gestutztes Haar und Tonsur den Begriff von Würde und Heiligkeit in sich. Es würde ein volumindses Werk werden, wenn ich mich in eine Untersuchung über die verschiedene Haartracht alter und neuer Völker, und über den Geschmack in Behandlung der Haare einlassen wollte. Dies ist hier nicht meine Absicht; auch nehme ich keine Rücksicht auf die verschiedenen Streitigkeiten, die über die Schädlichkeit des Bart- und Kopfbescheerens, seitdem man aufgehört hat, die Haare als unbedeutende Theile anzusehen, geführt worden sind. Wirklich ist die Ähnlichkeit zwischen den Geweihen der Hirsche, den Hörnern anderer Thiere, den Spornen der Hähne

und dem Haupt- und Barthaar so groß, daß man nicht ohne Grund von den schädlichen Folgen der Verstümmelung jener Theile der Thiere auf ähnliche beym Haar- und Bartabschneiden hat schließen können. Die Haare um den Mund des Löwen wie des ganzen Raizengeschlechts sind nicht nur Zierde des Thieres, sondern vermehren, schon nach der Meinung der Alten, sein Feuer. Man glaubt, was selbst die Benennung Spürhaare bestätigt, daß mit dem Verlust dieser Haare Hunde und Katzen die Neigung und das Vermögen, ihren Raub aufzusuchen, verlieren. Mag nun durch Delila's List dem haarigen Simson der Bart oder das Haupthaar abgeschnitten worden seyn: so kann, außer dem superstitiösen Wahn von der Heiligkeit seines Haars, der Verlust desselben auch allerdings etwas zu der geschwächten Kraft des Helden beygetragen haben. Auch sind die Haare des Kranken dem hellsehenden und prüfenden Arzte nicht gleichgültige Dinge; und man hat glaubwürdige Nachrichten, daß Personen, die von einem bössartigen Fieber völlig genesen waren, plötzlich starben, als man ihnen die Haare abgeschnitten hatte.

Doch diese Abhandlung soll sich bloß mit der politischen, und mehr noch mit der religiösen Wichtigkeit des Haupthaars und des Barts beschäftigen. Wir wollen mit Bemerkungen über die Haar- und Bartgeschichte einiger alten Völker beginnen, und dann, am Schlusse, vergleichende

Blicke auf die Völker der gegenwärtigen Zeit werfen.

Des Haupthaars Schönheit und Werth ward bey den Morgenländern, wie bey Griechen und Römern zu verschiedenen Zeiten, an Männern und Frauen, bey Jünglingen und Jungfrauen verschieden beurtheilt; daher auch der heilige Gebrauch, den sie davon machten, bey Gelübden und Opfern, verschieden war.

Die Priester der Götter in den meisten Ländern trugen langes Haar, aber in Aegypten schoren sie sich. Die Perser trugen gewöhnlich langes Haar, und das Abscheeren derselben war ein Zeichen tiefer Trauer. Als Masiſtius, oder Makistiſus, der die persische Reuterey unter Mardonius gegen die Griechen kommandirte, gefallen war, stellte Mardonius mit der ganzen Armee große Trauer an: sie beschoren ihre Haare, sogar ihre Pferde und das Zugvieh, und erhoben das Klagegeschrey \*).

Mehrere Völker pflegten bey der Trauer das Haar zu bescheeren; die Aegypter waren gewöhnlich beschoren, und ließen bey Trauer um Verwandte Haupt- und Barthaare wachsen. Die Priester waren sogar verpflichtet, alle drey Tage den ganzen Leib zu scheeren. In der Haartracht der Trauer durfte sich niemand dem Könige nä-

---

\*) Herodotus 2. Buch.

hern. Als daher Joseph, dem im Gefängniß die Haare lang gewachsen waren, frey gelassen wurde, schor man ihm die Haare ab \*).

Wenn in Aegypten der größte ihrer Götter, Apis, der Stier, starb; so ließ sich ein jeder im Lande die Haare abscheeren. Verfuhr eine Katze natürliches Todes in einem Hause, so schoren sich die Einwohner bloß die Augenbraunen ab; starb aber ein Hund, so schoren sie den ganzen Leib und das Haupt \*\*).

Die Israeliten durften ihre Haare nicht, wie die Araber, rund herum abschneiden. In großer Traurigkeit schoren sie Haupt- und Barthaare ab. Bisweilen ließ man den Bart lang wachsen und schnitt bloß das Haupthaar ab; bisweilen unterließen sie bloß den Bart zu kämmen und zu salben, und die Haare auf der Oberlippe und den Wangen abzuschneiden. Denn sie ließen den Bart nur von den Ohren bis ums Kinn in einem Kreise, nicht aber über der Oberlippe und auf den Wangen wachsen. Moses, um seine Nation von den benachbarten Völkern, Aegyptern und Arabern, zu unterscheiden, verbot, den Winkel des Bartes ganz abzuschneiden, wie die Aegypter pflegten, die nur unten am Kinn einen kleinen Büschel trugen. Jemand den Bart verstumpfen, oder die Haare ab-

---

\*) Moses 41.

\*\* ) Herod. 2.

schneiden, war die größte Beleidigung. Und David, dessen Gesandten der König der Ammoniter diese Beschimpfung angethan hatte, rächte es durch einen blutigen Krieg \*).

Langes Haupthaar war der Stolz des jüdischen Frauenzimmers; man streuete Goldstaub hinein, schmückte und legte es in zierliche Flechten. Daher war es ein Zeichen der größten Betrübniß, wenn bey allgemeinem Unglück die Matronen sich in dem Tempel niederwarfen, und mit ihrem langen Haar den Fußboden kehrten. Einer Ehebrecherin und den gefangenen Weibern wurden die Haare abgeschnitten. Den Leviten wurden bey ihrer Einweihung die Haare abgeschoren; dieß geschah auch an Ausfägigen, wenn sie von dem Priester für rein erklärt worden waren.

Doch waren diese Gebräuche nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen dieselben. In gewissen Fällen hatte Moses das Abscheeren ganz verboten, um die Juden von einer Gewohnheit abzuhalten, nach welcher die Araber sich einer Gottheit zu Ehren das Haar abschoren. Auch war in den ältern Zeiten langes Haar der Juden Zierde, späterhin nicht mehr.

Bey allen Völkern war natürlich die Sitte des Haarbefcheerens früher, als die des Bartscheerens. Bedürfniß und Gefühl für Wohlstandig-

\*) 2 Sam. 10.

feit machte das Haarbescheeren früher nothwendig. So finden wir es auch bey den alten Griechen und Römern. Ehe sie sich noch der aus dem Orient erhaltenen Sitte des Bartrasirens bedienten, ließen sie sich schon von ausgelerten Haarscheerern das Haupthaar bescheeren. Das Bartrasiren ward erst unter und nach Alexander dem Großen eingeführt, und unter den Römern erschienen im Jahre der Stadt 454 die ersten Barbierer. Der Barbier (tonsor) oder Haarpuizer verrichtete zuerst das Geschäft des Haarabschneidens mit Messern, die von verschiedener Größe waren; zuweilen legte man auch zwey Messer an einander, und bildete so eine Scheere. Die Härchen, die noch ungleich geblieben waren, ließ man einzeln ab. Dann rasirte er den Bart, und legte dem, der rasirt ward, eine zottige Serviette zum Abtrocknen über die Schultern. Die Haare fielen unter der Bartscheere auf ein Tuch. Das dritte Geschäft des Barbiers war das Nägelabschneiden an den Händen, wobey er sehr sorgfältig zu Werke ging. Wer einen kleinen Bart trug, ließ ihn zierlich kräuseln. Aber nach und nach erschien endlich alles mit rund abgeschornem Kopfe und glattem Kinn, da hingegen bey den Alten ein glattes Kinn für unanständig und ein starker Bart für die Zierde des Mannes gehalten ward. Reiche Leute hielten sich die zum Haarpuzen gehörigen Instrumente selbst, und ließen dies Geschäft zu Hause von ausgelern-

ten Sklaven verrichten. Alle übrigen aber, die recht galant seyn wollten, gingen in die öffentlichen Barbierbuden, deren eine große Menge zu Rom war, und wo man alles dahin gehörige, als Spiegel, Messer, Kamm, u. dgl. fand. Einige pflegten den Bart nicht bis auf den Grund abzuschneiden, sondern nur zu stutzen, und trugen auch längeres Haupthaar; dies thaten besonders die Landleute. Einige Stutzer rupften sich den Bart ganz oder zum Theil aus, schoren sich die Lippen glatt, ließen aber das Uebrige lang wachsen. Unter Kaiser Hadrian, der die Muttermäler seines Gesichtes durch einen starken Bart verbarg, änderte sich plötzlich die Mode. —

In den Barbierstuben zu Athen und Rom ward viel gekannengießert, und alle Zeitungsträger kamen da zusammen; besonders brachten die großen Müßiggänger von Athen, die redseligsten aller Menschen, an diesen Orten einen großen Theil des Tages zu. Und bey der Menge der Anwesenden hatten einige natürlich oft lange zu warten, bis sie expedirt wurden. Die Kunstverständigen unter den Barbieren behielten sich in ihren Buden mit einem guten Scheermesser, etlichen kleinen Messern und einem Spiegel von erforderlicher Größe. Die Pfücher hingegen kramten eine Menge Messer, und mächtig große Spiegel aus; daher ließen die Leute, die ihre Toilette machen wollten, sich bey den ersteren rasiren, und bey den

letzteren vor ihren großen Spiegeln die Haare in Ordnung bringen.

Ein behaarter Consul und Philosoph zeigte, in den neuern Zeiten der römischen Republik, wo man sich so zierlich Haar und Bart bescheeren ließ, einen aus der alten Zeit an. Mantel und langzottiger Bart (*barba promissa*) war jetzt nur noch das Unterscheidungszeichen der Philosophen, da die galante Welt mit einer *barba attonsa*, gestutztem Bart, erschien. Zu einer Zeit, wo die Haarpflege in so großem Ansehn stand, konnte es an witzigen und sarkastischen Einfällen und Spöttereien über den struppigen Zottelbart der Stoiker und Cyniker nicht fehlen. Lucian empfiehlt ihnen sogar eine Bocksbartscheere, und Horaz wünscht spöttlich einem armen Philosophen einen Barbier. In den Zeiten der Antoninen wimmelte es besonders in Rom von dergleichen langbärtigen *Graculis*, und jeder Große hatte der Mode wegen seinen eignen Hausphilosophen, der eine sehr zweydeutige Rolle spielte, zuweilen seinem Patron das höchste Gut vordemonstriren, öfter aber sich den Kopf und Bart mit scharfer Lauge waschen lassen mußte \*). Denn jeder Lauge nichts, der nichts verstand, als eroberte Provinzen verschlucken, das Pflaster treten und die Früchte des Landes verzehren, fand an den armen

---

\*) Siehe besonders Lucian an mehreren Stellen.

stoischen und cynischen Sonderlingen, die sein Brodt aßen, geduldige Narren, die sich oft um desto erhabner glaubten, je tiefer sie zertreten wurden, und die das höchste Gut zu Hause oder auf den Rednerstühlen ließen, wenn sie zur Tafel ihres epikurischen Patrons gerufen wurden.

In diesen Zeiten unterscheiden sich Zärtlinge, die ihr unbärtiges Knabenalter zu verlängern trachteten, durch langes ungekräuselttes Haar; ehrbare Jünglinge trugen es schlicht und gestutzt. Weichlinge, Mannweiber, Einäden, bey Griechen und Römern, ließen sich alle Haare am Leibe ausziehen und abschaben, und die Haut mit Wimsstein poliren. Einige ließen sich die Haare am Leibe mit Pechpflaster ausziehen. Depilatoren hießen die Leute, die das Haarausreißen am Leibe verrichteten.

Die älteste Haartracht der Griechinnen und Römerinnen bestand in einem bloßen Aufrollen der zusammengeschlagenen Haare, die um den Kopf in einer Art von Wulst herumliefen. Ein schmales Band faßte sie zusammen; zuweilen wurden sie am Nacken, zuweilen an der Scheitel in einen Knoten zusammengeschürzt. Oder man trug auf der Stirn eine hohe Schleife, die aus den in einander geknüpften Haaren selbst bestand. Die Griechinnen faßten diese Haare vorn auf der Stirn in eine Art von Halbzirkel, in ein Diadem, und die Locken ringelten sich nachlässig herab. So ein Diadem

gab der Dame eine königliche Würde. Die Römerinnen ahmten auch hierin den Griechinnen nach. Wie die vornehmen Perserinnen pflegten, so parfümirten auch hernach Griechinnen und Römerinnen mit theuren Salben die Haare, und legten die eingesalbten und wohldurchkämmten in zierliche Flechten von hinten zusammen, thürmten sie in die sogenannte Schleife über der Scheitel auf, und gaben mit einer goldenen Nadel dem Flechtengewinde Haltung. Die Locken wurden mit einem Breuneisen gebrannt. Doch nahmen die Damen fleißige Rücksicht auf den Haarwuchs, die Form des Kopfs und auf das Gesicht. Sie durchflochten die Haare mit Perlen, parfümirten sie und die Augenbraunen, schon zu Homers Zeiten, mit den feinsten Salben, die ein Vorzug der Göttinnen und Königinnen waren. Nach und nach führten die Römer aus den eroberten Ländern die ungeheuersten Arten des Haarputzes ein. Aber besonders fuhr eine neue Modewuth in die Köpfe der Römerinnen, nachdem sie bey ihren Eroberungen in Gallien und Germanien die goldgelben Haare der Eingebornen, besonders der Völker am Rhein, an der Maas und Schelde, kennen gelernt hatten. Nun bedienten sich die Damen einer gewissen Weiße und seifenartigen Pomade, um ihren Haaren diese Farbe zu geben. Einige schnitten ihre eigenen Haare ab, und trugen die der überwundenen Völker, oder man legte über die eigenen ein blonde

Perücke. Denn falsche Haare und Perücken tragen hatte theils die Noth schon erfunden, da Kahlköpfigkeit bey den Damen eine so schimpfliche Sache war; theils war es durch die Theatermasken, die den Kopf des Schauspielers von vorn und hinten bedeckten, längst vorbereitet. Anfangs thaten dieß nur Freudenmädchen, späterhin aber auch ehrbare Matronen \*).

Lucian erzählt, daß Stratonice, Königs Seleucus Gemahlin, die durch eine langwierige Krankheit ihre Haare verloren hatte, falsche trug. Sie setzte den Hofpoeten einen Preis von tausend Thalern aus, wer das schäufste Lobgedicht auf ihre eigene Haare machen würde. Einige trugen auch eignes Haar, aber mit falschen gefärbten Locken künstlich vermehrt \*\*).

Von diesen allgemeinen Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Haartracht, wodurch sich einzelne Völker und die Stände des Volks selbst unterscheiden, kommen wir jetzt zu dem Gebrauch, den man bey Gelübden, Opfern und andern religiösen und abergläubischen Ceremonien, von den Haaren machte. Je nachdem nun der Werth und die Schönheit des Haupthaars bey dem einen Volke anders beurtheilt ward, als bey dem andern: so verschieden fiel auch der Gebrauch aus,

---

\*) Horat. ferm. I. 8.

\*\*\*) Lucian und mehrere Schriftsteller.

den man bey feyerlichen Gelegenheiten von den Haaren machte.

Es ist schon oben gesagt, daß die Perser, wenn sie ihre Demuth den Göttern beweisen, und bey großer Trauer deutliche Zeichen ihres Schmerzes geben wollten, sich ihres Haarschmucks beraubten, und die Aegypter bey ähnlichen Gelegenheiten in in der Regel Bart und Haare wachsen ließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### III.

#### Geschichte Zoto's \*).

Ich erblickte das Licht der Welt in Benevento, der Hauptstadt des Herzogthums gleiches Namens. Mein Vater, welcher ebenfalls Zoto hieß, so wie ich, war ein Waffenschmidt, der sich in seiner Kunst auszeichnete. Allein es gab in unserer Stadt noch zwey andere, die mehr Ruf hatten, so

\*) Dies ist ein Probestück eines höchst merkwürdigen Romans, der vor kurzem in St. Petersburg unter dem Titel: Manuscrit de Saragosa erschienen, und der jetzt schon eine große Seltenheit ist, da der Verfasser, der seine Arbeit im hochstäblichsten Verstande in Spanien anfang und in der Nähe der chinesischen Mauer vollendete, nur hundert Exemplare davon hat abdrucken lassen.

daß das Gewerbe meines Vaters nur eben hinreichte, ihn mit seiner Frau und seinen drey Kindern, nämlich meine zwey Brüder und mich, nothdürftig zu ernähren.

Drey Jahre nach der Verheirathung meines Vaters, ehelichte eine jüngere Schwester meiner Mutter einen Delhändler, Namens *Lunardo*, der ihr zur Brautgabe eine Halskette und Ohrgehänge von Gold schenkte. Kaum war meine Mutter von der Hochzeit nach Hause gekommen, so schien sie von einer schwarzen Melancholie befallen zu werden. Ihr Mann wollte die Veranlassung dazu wissen; sie sträubte sich lange, sie zu entdecken, endlich gestand sie ihm, daß sie vor Verlangen stürbe, solche Ohrringe und solche Halskette, wie ihre Schwester, zu haben. Mein Vater antwortete nichts. Er hatte eine Jagdflinte von der schönsten Vollendung, und Pistolen und einen Hirschfänger, die alle in einem Geschmacke gearbeitet waren. Die Flinte schoß viermahl, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sie jedesmahl einzeln zu laden; mein Vater hatte vier Jahre daran gearbeitet. Er schätzte sie auf dreyhundert goldne Unzen von Neapel. Diese Garnitur nahm er, brachte sie zu einem Liebhaber und ließ sie ihm für achtzig Unzen; dann kaufte er einen Schmuck, wie seine Frau ihn gewünscht hatte und brachte ihr denselben. Meine Mutter ging noch am nämlichen Tage damit zu der *Lunardo*, und ihre Ohrringe wurden selbst noch etwas reicher gefun-

den, als die von ihrer Schwester; worüber sie eine außerordentliche Freude hatte.

Allein acht Tage nachher kam Lunardo's Frau zu meiner Mutter, um ihren Besuch zu erwiedern. Sie hatte ihre geflochtenen Haare schneckenartig aufgewunden und mit einer goldenen Nadel zusammengenommen, deren Kopf aus einer Rose von Filigram, mit einem kleinen Rubin in der Mitte, bestand. Diese goldene Rose war ein neuer, höchst schmerzlicher Stachel für das Herz meiner Mutter. Sie verfiel aufs neue in ihre Schwermuth und diese verließ sie nicht eher, als bis mein Vater ihr eine ähnliche Nadel, wie die ihrer Schwester, versprochen hatte. Da aber mein Vater weder Geld noch Mittel zu einem solchen Schmucke hatte, und eine solche Nadel fünf und vierzig Unzen kostete, so befiel ihn nun derselbe Trübsinn, den meine Mutter einige Tage vorher gehabt hatte.

Um diese Zeit hatte mein Vater einen Besuch von einem Banditen, Namens Grillo Monaldi, erhalten, der zu ihm kam, um seine Pistolen putzen zu lassen. Monaldi bemerkte die Traurigkeit meines Vaters und fragte nach der Ursache, die ihm mein Vater auch nicht verhehlte. Monaldi dachte einige Augenblicke nach und sagte dann: „Signore Zoto, ich bin euch mehr Dank schuldig, als ihr vielleicht glaubt. Vor einiger Zeit hat man zufällig meinen Dolch in dem Körper eines Menschen gefunden, der auf dem Wege nach

Neapel ermordet war. Die Gerechtigkeit hat diesen Dolch bey allen Waffenschmidten vorzeigen lassen, und ihr habt großmüthig bezeugt, ihr kennet ihn nicht, und doch war er von euch verfertigt und an mich verkauft. Hättet ihr die Wahrheit gesagt, so würdet ihr mich dadurch in einige Verlegenheit haben bringen können. — Hier sind die fünf und vierzig Unzen, die ihr braucht, und außerdem wird meine Börse immer für euch offen seyn.“ Mein Vater nahm das Geld mit Dank an, kaufte sogleich eine goldene Nadel mit einem Rubin in der Mitte, und brachte sie meiner Mutter, die nicht ermangelte, sich noch an demselben Tage damit vor den Augen ihrer hochmüthigen Schwester zu puhen.

Meine Mutter zweifelte nun gar nicht daran, die Frau Lunardo bald wieder mit einem neuen kostbaren Schmucke zu sehen. Aber diese hatte ganz andere Pläne. Sie wollte in die Kirche gehen und einen Miethlakai in Livrée hinter sich haben. Sie theilte ihren Wunsch ihrem Manne mit; allein Lunardo, der sehr geizig war, hatte allenfalls einige Stücke Schmuck von Gold gekauft, die ihm am Ende auf dem Kopfe seiner Frau eben so unverloren schienen als in seinem Kasten; nun aber war dies etwas ganz anders, als es darauf ankam eine Goldunze für einen Bedienten auszugeben, bloß dafür, daß er eine Stunde hinter dem Sitze seiner Frau stehen sollte. Unterdessen wurde

Madame Lunardo so dringend und wiederholte ihre Bitte so oft, daß er sich endlich entschloß, selbst eine Livrée anzuziehen und ihr in die Kirche zu folgen. Seine Frau fand, daß er dazu eben so gut paßte, wie ein anderer, und es wurde beschlossen, schon nächsten Sonntag mit diesem neuen Bedienten vor der Gemeinde zu erscheinen. Die Nachbarn lachten ein wenig über die Verkleidung, aber meine Tante schrieb ihr Lachen bloß auf Rechnung des Neides, der sie quälte, daß sie es ihr nicht nachmachen könnten.

Als sie nahe an die Kirche kam, fingen die Bettler ein großes Geschrey an, und riefen ihr in ihrer Sprache zu: „Schaut den Lunardo, der den Lummel seiner Frau macht!“ Da indessen diese Unverschämten ihre Grobheit immer nur bis auf einen gewissen Grad trieben, so trat Madame Lunardo ganz ungestört in die Kirche, wo man ihr allerley Ehrenbezeugungen erwies. Man gab ihr das Weihwasser und zeigte ihr ihren Platz in einer besondern Bank an, während meine Mutter stehen mußte und sich unter den Weibern der niedrigsten Volksklasse verlor.

Raum war meine Mutter aus der Kirche wieder nach Hause gekommen, so nahm sie einen blauen Rock von meinem Vater und fing mit vieler Emsigkeit an, die Ärmel mit einem Stück gelber Einfassung zu besetzen, die ehemals die Stiefelsetten eines Schirren geziert hatte. Mein Vater

fragte voll Bewunderung, was sie da mache? Meine Mutter erzählte ihm die ganze Geschichte von ihrer Schwester, und daß ihr Mann die Gefälligkeit gehabt hätte, in einer Livrée hinter ihr her zu gehen. Mein Vater versicherte ihr, daß er diese Gefälligkeit niemals haben würde. Allein am nächsten Sonntage gab er einem Lohbedienten eine goldene Unze, und dieser begleitete nun meine Mutter in die Kirche, wo sie eine noch viel glänzendere Rolle spielte, als die Signora Lu-nardo den Sonntag vorher.

An eben diesem Tage kam, gleich nach der Messe, Monaldi zu meinem Vater und that ihm folgenden Antrag: „Lieber Zoto,“ sagte er, „ich bin von dem thörichtesten Wettstreit unterrichtet, der zwischen eurer Frau und ihrer Schwester herrscht. Wenn ihr dem nicht bey Zeiten abzuhelfen sucht, so werdet ihr euer Lebenlang unglücklich seyn. Ihr habt folglich unter zwey Wegen zu wählen: entweder, eure Frau von ihren Thorheiten zurückzubringen, oder aber ein Gewerbe zu ergreifen, das euch in den Stand setzt, ihre Neigung zur Verschwendung zu befriedigen. Wenn ihr den ersteren erwählt, so bringe ich euch hier eine Haselruthe, deren ich mich immer bey meiner seeligen Frau mit Nutzen bedient habe, so lange sie lebte. Man hat andre Haselruthe, die man bey den beyden Enden zwischen den Fingern hält, und die sich dann in der Hand drehen und dazu dienen, Wasserquellen, oder gar

Schätze anzuzeigen. Die Ruthe hier hat zwar nicht gerade diese Eigenschaften; aber wenn ihr sie bey einem Ende haltet und das andre auf die Schultern eurer Frau fallen laßt, so versichere ich euch, daß ihr sie ohne viele Mühe von allen ihren Thorheiten heilen werdet. Wenn ihr aber auf der andern Seite vorziehen solltet, die Launen eurer Frau zu befriedigen, so biete ich euch die Freundschaft der bravsten Leute in ganz Italien an. Sie versammeln sich gern hier in Benevento, weil dies eine Gränzstadt ist. Ich glaube, ihr versteht mich; überlegt es also.“

Nach diesem Vortrage ließ Monaldi die Haselruthe auf dem Werkfische meines Vaters, und ging fort.

Unterdessen war meine Mutter nach der Messe noch nach dem Corso und zu einigen Freundinnen gegangen, um ihren Miethbedienten zu zeigen. Endlich kam sie im vollen Triumphe nach Hause zurück, wurde aber von meinem Vater ganz anders empfangen, als sie erwartet hatte. Mit seiner linken Hand faßte er ihren Arm, nahm die Haselruthe in seine Rechte und fing gleich an, Monaldi's guten Rath in Ausübung zu bringen. Allein meine Mutter fiel in Ohnmacht und mein Vater verwünschte die Haselruthe, bat um Verzeihung, erhielt sie und der Hausfriede wurde wieder hergestellt.

Einige Tage darauf suchte mein Vater Mo-

nalbi auf, um ihm zu sagen, daß die Haselstaude nicht die erwünschte Wirkung gehabt hätte, und daß er nun mit den braven Leuten bekannt werden möchte, von denen er ihm gesagt hätte. Monaldi antwortete: „Signor Zoto, es ist allerdings befremdend, daß ihr nicht das Herz gehabt, eurer Frau die geringste Strafe zuzufügen, und doch Muth genug habt, den Leuten im Walde aufzupassen. Indessen ist das alles doch möglich, und das menschliche Herz birgt wohl noch größern Widersprüchen. Ich will euch meinen Freunden gern vorstellen, aber vorher müßt ihr durchaus wenigstens einen Mord begangen haben. Nehmt daher alle Abend, wenn ihr euer Tagewerk vollendet habt, einen langen Degen, steckt in euern Gürtel einen Dolch, und geht so mit einem etwas stolzen Wesen in der Gegend des Portals Della Madonna auf und nieder; vielleicht trifft ihr jemanden, der euch zu thun giebt. Lebt wohl; der Himmel segne eure Unternehmungen.“

Mein Vater that so wie ihm Monaldi gerathen hatte, und sah bald, daß verschiedene Cavaliere seines Schlages und die Sbirren sich unter einander mit einer Art von vertraulichem Einverständnis grüßten. Er mochte etwa vierzehn Tage lang so gelauert haben, als ihn eines Abends ein wohlgekleideter Mann anredete. „Signor Zoto,“ sagte er, „hier sind hundert Unzen, die ich euch gebe. In einer halben Stunde werdet ihr hier zwey junge

Leute vorbegehen sehen, die weiße Federn auf ihren Hüten haben. Ihr werdet euch ihnen nähern, als hättet ihr ihnen etwas im Vertrauen mitzutheilen, werdet sie halblaut fragen: wer von den Herren ist der Marquis Feltri? Der eine wird sagen: das bin ich. Ihr werdet ihm einen Dolch ins Herz stoßen. Der andre junge Mensch ist eine feige Memme; er wird gleich die Flucht ergreifen. Ihr werdet dem Feltri vollends den Rest geben. Wenn alles vorbey ist, so flüchtet euch nur nicht etwa in eine Kirche. Geht ganz ruhig nach Hause; ich werde euch dahin folgen.“ Mein Vater vollführte pünktlich den Auftrag, den man ihm gegeben hatte; und wie er wieder nach Hause ging, so sahe er auch den Unbekannten kommen, dessen Rache er zu m Werkzeuge gedient hatte. Dieser sagte ihm: „Signor Zoto, ich fühle den ganzen Werth des Dienstes, den ihr mir geleistet habt. Hier ist noch ein Beutel mit hundert Unzen, den ich euch anzunehmen bitte; und da nehmt einen andern von gleichem Inhalte, den könnet ihr der ersten Gerichtsperson anbieten, die sich bey euch zeigen wird.“

Der Unbekannte ging weg, und bald darauf erschien der Anführer der Scbirren bey meinem Vater. Dieser übergab ihm sogleich die für die Justiz bestimmten hundert Unzen und erhielt nun die Einladung, diesen Abend bey dem Capo in einem kleinen Zirkel von Freunden zu speisen. Sie gingen

zusammen nach seiner Wohnung, die an das öffentliche Gefängniß stieß, und fanden da unter andern Gästen auch den Criminalrichter und den Beichtvater der Gefangenen. Mein Vater war anfangs etwas schüchtern; der Geistliche, der seine Verlegenheit bemerkte, sagte zu ihm: „Signor Zoto, weg mit der Traurigkeit, die Messen in der Hauptkirche kosten zwölf Tari das Stück. Man sagt, der Marquis Feltri ist ermordet worden? Laßt ein Stück zwanzig Messen für seine Seele lesen, und man wird euch noch eine General-Abso- lution in den Kauf geben.“ Hierauf war von dem Vorgefallenen weiter nicht die Rede, und der Abend wurde sehr lustig zugebracht.

Den folgenden Tag kam Monaldi zu meinem Vater und bezeugte ihm seinen Beyfall über die Art, wie er sich benommen hätte. Mein Vater wollte ihm die fünf und vierzig Unzen zurück geben, die er vor einiger Zeit von ihm empfangen hatte; allein Monaldi sagte: „Zoto, ihr beleidigt mein Ehrgefühl. Wenn ihr mir noch einmal von dem Gelde sprecht, so muß ich es für einen Vorwurf ansehen, daß ich euch nicht genug angeboten habe. Meine Börse ist zu euern Diensten, so wie ihr euch meine Freundschaft erworben habt. Ich will euch länger kein Geheimniß daraus machen, daß ich selbst der Anführer der Gesellschaft bin, von welcher ich euch gesagt habe. Sie besteht aus lauter Männern von Ehre und erprüfter Recht-

Schaffenheit! Wollt ihr ein Mitglied derselben werden; so sagt hier in Benevent, ihr ginget nach Brescia, um Flintenläufe einzukaufen, und kommt zu uns nach Capua. Kehrt dort im goldenen Kreuze ein, und bekümmert euch weiter um nichts.“ Mein Vater reiste nach drey Tagen ab, und machte einen Streifzug, der für ihn eben so ehrenvoll als einträglich war. —

Das Klima von Benevento ist zwar durchaus sehr milde, allein mein Vater, der noch nicht ganz an seine neue Handthierung gewöhnt war, wollte doch derselben in der bösen Jahreszeit nicht nachgehen; er hielt daher seine Winterquartiere immer im Schooße seiner Familie, und seine Frau hatte des Sonntags einen Bedienten, goldene Spangen an ihrem schwarzen Leibchen und einen goldenen Hacken, an welchem ihre Schlüssel hingen.

Gegen das Frühjahr geschah es, daß mein Vater durch einen unbekanntem Bedienten auf die Straße gerufen wurde, der ihn bat, ihm bis an das Stadtthor zu folgen. Dort fand er einen Cavalier von einem gewissen Alter und vier Leute zu Pferde. Der Cavalier sagte zu meinem Vater: „Signor Zoto, hier ist ein Beutel mit funfzig Zechinen. Seyd so gut und folgt mir auf ein benachbartes Schloß, und erlaubt, daß man euch die Augen verbinde.“ Mein Vater war damit zufrieden, und nach einem langen Zuge auf allerley Seitenwegen kamen sie auf dem Schlosse des alten Herrn

an. Man ließ ihn hierauf gehen, und nahm ihm die Binde ab. Da sah er eine Frau, mit einer Maske vor dem Gesichte, die in einem Lehnstuhl angebunden lag und einen Knebel im Munde hatte. Der alte Herr sagte zu ihm: „Signor Zoto, hier sind noch hundert Dukaten; sey so gut und durchbohrt meine Frau.“

Aber mein Vater antwortete: „Mein Herr, Sie haben sich in mir geirrt. Ich laufe den Leuten an den Ecken der Straße auf, oder überfalle sie im Walde, wie es einem Manne von Ehre geziemt, aber ich werde nie das Geschäft eines Henkers übernehmen.“ Mit diesen Worten warf mein Vater die zwey Beutel dem rachsüchtigen Ehetöufel vor die Füße. Dieser drang auch weiter nicht in meinen Vater, sondern ließ ihm die Augen verbinden, und befahl seinen Leuten, ihn wieder an das Stadtthor zu führen. Diese edle und großmüthige Handlung brachte meinem Vater viel Ehre, aber bald darauf erwarb er sich durch eine andere noch allgemeineren Beyfall.

Es lebten in Benevento zwey Männer von Familie, von denen einer der Graf Montalto und der andere der Marchese Serra hieß. Der Graf Montalto ließ meinen Vater rufen, und versprach ihm fünfhundert Zechinen, wenn er den Serra ermorden wollte. Mein Vater übernahm es, bat aber um Zeit, weil er wußte, daß der Marchese äußerst vorsichtig war.

Zwey Tage darauf ließ der Marchese Serra meinen Vater an einen abgelegenen Ort rufen und sagte zu ihm: „Zoto, hier ist ein Beutel mit fünfhundert Dukaten; er ist für Euch, wenn Ihr mir Euer Ehrenwort gebt, daß Ihr den Montalto aus dem Wege schaffen wollt.“

Mein Vater nahm den Beutel und antwortete ihm: „Mein Herr Marchese, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Montalto tödte. Aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihm auch mein Wort gegeben habe, Sie umzubringen.“

Der Marchese sagte lächelnd: „Ich hoffe denn doch, daß ihr das nicht thun werdet.“

Mein Vater antwortete sehr ernsthaft: „Verzeihung, Signore Marchese, ich habe es versprochen und werde es thun.“

Der Marchese sprang zurück und zog seinen Degen. Allein mein Vater zog ein Pistol aus seinem Gürtel und zerschmetterte ihm den Kopf. Darauf ging er zu Montaldo und zeigte ihm an, daß sein Feind nicht mehr lebe. Der Graf umarmte ihn und gab ihm gleich die fünfhundert Zechinen. Da gestand ihm mein Vater denn nun etwas verlegen, daß er von dem Marchese noch vor seinem Tode fünfhundert Dukaten empfangen hätte, ihn umzubringen. Der Graf sagte: es freue ihn, seinem Feinde zuvorgekommen zu seyn; allein mein Vater antwortete ihm: „Herr Graf, das wird Ihnen nichts helfen, denn

ich habe mein Wort gegeben,“ und zugleich gab er ihm einen Dolchstoß. Der Graf fiel, mit einem Schrey, der seine Leute herbenzog. Mein Vater machte sich mit seinem Dolche Lust, und kam so glücklich auf das Gebirge, wo er Monaldi's Bande fand. Alle Glieder derselben lobten um die Wette eine solche strenge Beobachtung seines gegebenen Wortes, und ich versichere Euch, daß dieser Zug noch so zu sagen in jedermanns Munde ist, und daß man noch lange in Benevento davon reden wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

## IV.

## Stanislaus Leszcynskys Rückkehr nach Polen.

Der wahre Charakter eines Großen ist gewöhnlich so verschleyert, daß jeder, auch noch so unbedeutende, Zug von ihm — vorausgesetzt, daß er wahr ist — dem Geschichtsforscher willkommen seyn muß. Folgende Anekdote aus dem Leben des unglücklichen Königs Stanislaus Leszcynsky gehört zu den wenig bekannten, deren öffentliche Mittheilung schon daher nicht unwillkommen seyn kann.

Nach der Eroberung Danzigs, warf sich der geächtete König Stanislaus Leszcynsky, bey seiner Ankunft in Paris, seinem Schwiegervater Ludwig dem Funfzehnten und dessen erstem Minister, Chauvelin, in die Arme. Dieser, durch das Vertrauen des flüchtigen Monarchen geschmeichelt, leitete für ihn so geschickt die nöthigen Unterhandlungen mit Polen ein, daß gerade diejenigen Magnaten, die ihm zuvor am übelsten wollten, bald seine eifrigsten Anhänger wurden. Ein solcher unerwarteter Glückswechsel überstieg die Begriffe des guten Stanislaus; und man hatte alle nur ersinnliche Mühe, ihm die Nothwendigkeit seiner schnellen Rückkehr nach Polen, um dort von neuem als König ausgerufen zu werden, begreiflich zu machen. Noch zu sehr benommen von seinen erst kürzlich ausgestandenen

Widerwärtigkeiten, würde er standhaft dabey beharrt seyn, diesen Schritt zur Zeit für übereilt zu halten, wenn nicht der verschlagene Minister ein unfehlbares Mittel gegen jede Besorgniß der Art bereit gehabt hätte. Er benachrichtigte nämlich den furchtsamen König von einer List, durch deren Hülfe er ihn ungehindert nach Polen zu bringen gewiß war. „Um die Spione, die er fürchtete, irre zu leiten“ — sagte Chauvelin — „würde eine fremde Mannsperson, die dem König an Wuchs und Gesichtsbildung ähnlich sey, auf eine Fregatte nach Dünkirchen eingeschifft. Der Kapitän habe gemessene Befehle, seinem Passagier alle einem Großen der Erde gebührende Ehre zu erweisen; die Zeitungsschreiber aber wären angewiesen, diese Neuigkeit zu verbreiten. Dadurch würde das Komplott seiner Feinde, wenn er noch welche hätte, getäuscht — wie überhaupt durch diese vorgespiegelte See-Expedition seine Reise zu Lande gesichert und jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt, das seinen Aufenthalt in Frankreich verlängern könnte.“

Stanislaus war mit diesen klugen Vorsichtsmaßregeln ungemein zufrieden. Aber dennoch wußte er eine Schwierigkeit dagegen aufzubringen, — nämlich die: daß zu einer so weiten Reise auf den schlechten deutschen Landstraßen, denen er entgegen ging, durchaus ein ganz besonders eingerichteter Wagen nöthig wäre. Der vorsichtige

Chauvelin lächelte zu diesem Einwurf, und hob ihn durch die Versicherung: daß auch dafür gesorgt, und schon seit zwey Monaten ein solcher Wagen bereit sey, den hohen Reisenden aufzunehmen.

Da auf die Weise der Abreise des Königs nichts weiter entgegenstand, so drang er in ihn, sie zu beschleunigen, aus Furcht, daß seine Freunde erkalten möchten, wenn er noch länger zögerte, sich mit ihnen zu vereinigen. Zugleich rieth er ihm, es so einzurichten, daß niemand seine Ankunft in der Residenz erführe, um seiner Sache, die auf dem Punkt der günstigsten Entscheidung stand, durch Ueberraschung einen um so glücklichern Erfolg zu sichern. Dieser Vorschlag schien zu wenig überdacht, um sogleich die Zustimmung des Königs zu erhalten. Er hätte ja zur Ausführung desselben eines überaus treuen Dieners bedurft, der ihm in dem Augenblick, da er aus dem Wagen stieg, die kleine Parkthüre beym Schloß öffnete. Und konnte er, vernünftigerweise, darauf wohl rechnen? Das fragte er auch den Minister. Doch dieser, den ein unbedeutendes Hinderniß nie aufzuhalten vermochte, setzte ihn durch seine Antwort noch mehr in Erstaunen. „Sire!“ sagte er — „es steht nur bey Ihnen; diese in meinen Augen so wichtige Hinterpforte zu öffnen. Hier haben sie den Schlüssel dazu. Nichts kann Sie länger in Frankreich zurückhalten; Ihrer eignen Wohlfahrt wegen

beschwör' ich Ew. Majestät, sobald als möglich in den Schooß Ihres Hofes zu fliehen! Dort, von ihren Anhängern umgeben, wird man Ihren Befehlen aufs eifrigste nachzukommen suchen. Ew. Majestät werden am ersten Tage mit aller gewohnten Etikette zu Bette gehn. Am folgenden Morgen zeigen Sie Sich, von Ihrem Balkon, dem Volk; und sogleich wird eine unzählige Menschenmenge sich unter den Schloßfenstern sammeln und entzückt es lebe unser gute König Stanislaus! rufen. Dann streuen Sie etwas Geld unter den Haufen, und die unbedeutendste aller Revolutionen hat ein Ende.“

Der Monarch war über den Verstand und die Erfahrungen des Ministers nicht weniger erstaunt, als von dem Beweise seines Eifers für ihn durchdrungen. Zum Zeichen seiner Erkenntlichkeit, bat er ihn, sein reich mit Diamanten besetztes Porträt anzunehmen. Er reiste den folgenden Morgen nach dieser Unterredung ab, befolgte Chauvelins Rathschläge pünktlich, und hatte das Glück zu sehn, daß alles in Erfüllung ging, was — und wie es jener vorausgesagt hatte.

Daß Stanislaus die wiedererlangte Krone bald darauf niederlegte, und unter welchen Umständen dies geschah, ist aus der Geschichte bekannt.

Alte, fürstliche Korrespondenz.

Auch gewöhnliche Ereignisse werden durch das Alter geheiligt, und Begebenheiten, bey welchen man in der Regel kaum so lange verweilt, als es nöthig ist, sie aus den Zeitungen kennen zu lernen, gewinnen nach hundert Jahren oft einen ganz eigenen Reiz. Ein Blick in die Vergangenheit aber ist wenigstens eben so viel werth, als ein Blick in den Guckkasten oder — aufs Theater. Nachstehende Korrespondenz zwischen dem Russisch-Kaiserlichen Hof und dem Kurländischen Herzog Friedrich Wilhelm, bey Gelegenheit seiner Bewerbung um die Prinzessin Anna — die hernach den Russischen Kaiserthron bestieg — dürfte daher auch jetzt nicht ganz ohne Interesse seyn. Sie ist aus einer Handschriften-Sammlung entlehnt, die sich aus den herzoglichen Archiven herschreibt und daher authentisch. So viel zur Einleitung.

Schreiben des Fürsten Menzikow an den Herzog von Kurland.

Durchlauchtigster Herzog,

Vielgeliebter Herr Bruder und Oheim.

Nach meinem Arrivement allhier, habe ich Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd. Ansuchen bey Thro Zar. Majest. dergestalt inkaminirt, daß zwischen höchst-

gedachten Sr. Majest. Prinzessin Nichten Zar. Hoheit und Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd. ein Vermählungstractat zu Dero Contentement im Nahmen Gottes geschlossen, auch am 10ten dieses die Verlöbniß durch gegeneinander Auswechslung der Ringe durch Dero Abgesandte bereits wirklich vollzogen worden. Wozu ich denn Freundbrüderl. gratulire, und alles erspriessliche Wohlergehen vom Herzen anwünsche. Hierbei habe noch von Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd. Freundbrüderl. verlangen wollen, um Ihre Zar. Majest. das plaisir zu geben, und in Person ie eher je lieber anhero zu kommen. Es wird diese Ihr Anherokunft für Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd. selbst um desto profitabler seyn, weil dadurch Ihre Zar. Majest. die Gelegenheit bekommen werden, Sie zu kennen und Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd. sothanige neue marques und Versicherungen Dero tendren Affection zu geben, die Sie von Sr. Majest. geneigten Willen vollkommen endlich überzeugen werden. Uebrigens referire mich auf den Rapport, den Dero Rath von Lau, so mit dem geschlossenen Tractate retourniret, abstatten wird, und versichere daß ich jederzeit bin

Ew. Fürstl. Durchl. und Lbd.

Bereitwilliger Bruder und Oheim &c.

Schreiben des Zar Peter des ersten an  
den Herzog von Kurland.

Durchlauchtigster Herzog!

Euer Fürstl. Durchl. an Uns abgelassenes Schreiben vom 22sten April haben Wir durch Dero Abgeordnete vor einigen Tagen hieselbst erhalten, und daraus sowohl als von denselben in der ihnen ertheilten Audienz, was Sie wegen einer zwischen Unserer Prinzessin Nichten Liebden und Ew. Fürstl. Durchl. zu stiftenden Vermählungskallianz an Uns gelangen lassen, das Mehrere vernommen. Um nun Ew. Fürstliche Durchl. eine reelle marque Unserer gegen Sie tragenden Affection zu geben, so haben wir in dieses Dero Ansuchen consentirt, und deswegen Unsern Ministris Befehl ertheilt, mit Dero hierzu bevollmächtigten Abgeordneten hierüber in Conferenz zu treten und diese Affaire zu Stande zu bringen, welchem zufolge dann auch im Nahmen Gottes ein Vermählungstractat zwischen Unserer Nichten die Zarische Prinzessin Anna Idd. und Ew. Fürstl. Durchl. geschlossen, und von beiderseits Bevollmächtigten unterzeichnet worden. Wie davon Dero an uns abgeschickt gewesener Rath von Lau, welcher mit selbigem zu Ew. Fürstl. Durchl. retourirt, ausführlich Bericht abstaten wird. Wir zweifeln demnach nicht, Ew. Fürstl. Durchl. werden hieraus Unsere gegen Sie tragende Affection zur Gnüge erkennen, und den geschlossenen Tractat

aufs ehefte ratificiren. Solten Ew. Fürstl. Durchl. Uns anbei das plaisir geben, und auf einige kurze Zeit ohne alle façon zu uns anher kommen wollen, wornach Wir herzlich Verlangen tragen, würde Uns solches nicht allein sehr angenehm seyn, sondern Wir auch dadurch die Gelegenheit bekommen, Ihnen von Unserer Affection und geneigten Willen nähere Versicherung und Proben zu geben. Wir verharren anbei

Ew. Fürstl. Durchl.

S. Petersburg  
d. 2<sup>o</sup> Juni 1710.

Freundwilliger Petrus.

Schreiben des Herzogs von Kurland an den  
Zar Peter den Ersten.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Zar!  
Gnädigster Herr Vater!

Euer Majestät sage ich unterthänigsten Dank, daß Dieselben allergnädigst geruhen wollen, in die Vermählungsballianze zwischen Dero Prinzessin Nichten Hoheiten und mir, väterlich gnädigst einzuwilligen, dabei reële marques der mir zutragenden besondern Gnadenpropension zu geben, wie solches aus dem bis zu meiner Ratification geschlossenem Tractat de mariage ersehen und aus meines wirklichen Rathes Lauen mündlichen Raporte weitläuftiger vernommen. Wie nun dasjenige, was zwischen E. Majestät bevollmächtigten hohen Ministers und meinen Abgesandten verab-

redet und geschlossen, in jeden Articul und Punkten genehm und heilig zu halten, ich intentionire, zu dem Ende auch oberwehnte Ehepacten durch meine Ratification bekräftiget, und derselben schleunige Ueberbringung erstgemeldetem meinem wirklichen Rath Lauen anvertraut, und selbigen in wenig Tagen damit abfertigen werde: also schätze mich nunmehr einen glückseligen Fürsten, und vergesse mit Freuden die vielen Trübsalen, welche die zehn Jahr her prüfen müssen, nachdem durch die göttliche Vorsehung in Ew. Majestät ein mächtiges Soutien und gnädigen Vater ich angetroffen, da Sie mir nicht allein zu der sichern Besizung meiner Fürst-väterlichen Erzherzogthümer verholffen, und dabey wieder alle in- und auswärtige Mollimina mit Nachdruck zu mainteniren versprochen, sondern auch der Durchlauchtigsten Prinzessin Anna Hoheiten, das theurste und liebwertheste Pfand Ew. Majestät, mir zu einer Gemalin gönnen, mich durch dergleichen väterliche Vorsorge in der Regierung glücklich, und in der Ehe vergnügt zu machen. Ob nun gleich Ew. Majest. einen ewigen Ruhm bei der ganzen Welt erlangen, daß Sie Ihre einzige Glorie darin sezen, alles was zu meiner Satisfaction gereichen kann, Ihrer angebohrnen Genereuseté nach zu contribuiren, und durch offenbare Proben mich zu überzeugen, daß Sie mich mit einer väterlichen Tendresse lieben: So werden Ew. Majest. dennoch auch allergnädigst geruhen, die

Zuffice mir zu thun, und zu glauben, daß dergleichen considerable Wohlthaten und Merkmale von Affection, mit welcher Sie mich überhäuffen, zu einer eterneln Reconnaissance mich verbinden, und dabey aufmuntern, gegen Ew. M. als ein treu unterthänigster Sohn mit ordentlicher Soumission mich jederzeit aufzuführen. Ew. Majest. diese aufrichtige Versicherung durch mündliche Contestation zu versiegeln, werde bald das Glück und die Gelegenheit haben, indem entschlossen, den 21ten Currentis geliebts Gott von hier aufzubrechen, und die Ueberreise nach St. Petersburg anzutreten, Ew. Majest. gnädigste Willensmeinung, welche wie die Richtschnur meiner Actionen mit schuldiger Ehrerbietung venerire, dadurch vollkommen zu erfüllen, und zugleich die mit großen Empressement längst gewünschte Advantage zu überkommen, Ew. Majest. persönlich aufzuwarten, um die Hände Deroselben, als eines großen Monarchen und meines gnädigsten Herrn Waters, in tieffter Demuth zu küssen, und Zeichen von meiner treuen söhulichen Devotion in der Wirklichkeit darzulegen, der ich lebenslang mit unaufhörlicher Obligation und erdenklichsten Respect bin und verharre

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Zar,  
Gnädigster Herr Vater,

Libau  
den 11ten Juli  
1710.

Ew. Groß Zarischen Majestät  
Unterthänig gehorsamer Sohn und Diener  
Friedrich Wilhelm H. 3. Curland.

Antworts Schreiben des Zaren Peter an  
den Herzog von Curland.

Durchlauchtigster Herzog, vielgeliebter Herr Cousin!

Aus Ew. Ltbl. werthestes vom . . . July haben Wir mit besondrer Gemüthszufriedenheit vernommen, daß Ew. Ltbl. Unsere Willfährigkeit und Consentirung in Dero fürstl. Eheverbündniß mit unserer Prinzessin Nichten Hoheit mit dankbaren Gemüthe aufgenommen, auch Ihnen die Mühe geben wolle, auf unser Verlangen sich hieher zu uns zu begeben, welches Wir nachmaal contestiren sehnlich zu verlangen, um mit ehesten das Glück und Plaisir zu haben, Ew. Ltbl. zu embrasiren. Weilen aber Ew. Ltbl. bekant, daß leider in Dero Herzogthum Curland, wie auch bey unserer Armee in Liefland, die Pest grasirt und bereits sich gar bis nach Narwa ausgebreitet, und daselbst sich anfängt, als müssen nothwendig, um solche nicht weiter einreißen zu lassen, sehr große Präcautiones brauchen: ersuchen also Ew. Ltbl. Freundvetterlich, sich nicht verdrueßen zu lassen, und nicht übel zu nehmen, sondern etliche Zeit unweit Narwa in einer freien Luft sich aufzuhalten, bis man vergewissert seyn kann, daß Dero Heststaat von der Contagion rein sey. Wir haben unterdeßen die Anstalten machen lassen, um Ew. Ltbl. daselbst nach Möglichkeit zu bedienen. Wir machen Uns doch unterdeßen die Hofnung, bald das

Plaisir zu haben Dieselben bei uns zu sehen, verharren indessen

Euer Liebden

Datum St. Petersburg

d. 25 Juli 1710 st. v.

Freundwilligster Better

Peter.

Aufschrift:

Dem Durchlauchtigen Herzog von Curland und Semgallen, Unserm freundlich vielgeliebten Better

rc. rc. rc.

Antwortschreiben der Prinzessin Anna  
Swanowna an den Herzog von  
Curland.

Durchlachtigster Herzog!

Aus Ew. Hochfürstl. Durchl. und Ebd. an mich abgelassenen höchstangenehmen Schreiben vom 11 Julii, habe ich mit besondern Plaisir Dero Gemüthszufriedenheit über das durch den Willen Gottes und meiner gnädigsten Aeltern, Ihre Zarischen Majestät Einwilligung zwischen Uns getroffenes Christl. Fürstl. Eheverbündniß vernommen, kann anbei nicht verhalten, Ew. Durchl. und Liebden zu bezeugen, daß mir nichts lieber seyn kann, als die darinn gegen Mich contestirte Liebeserklärung zu vernehmen, kann auch Ew. Hochfürstl. Durchl. hergegen Meines Deroselben ergebenen Gemüths völlig versichern, welches bey der ehestens herzlich

verlangten, Gott gebe glüklichen, personellen Zusammenkunft mündlich mit mehreren zu bezeigen mir vorbehalte, verharrende indessen

Durchlauchtigster Herzog

Erw. Hochfürstl. Durchl.  
ergebenste Dienerin.

Antwortschreiben der Zarin Proscowia  
Fedorowna an den Herzog von Curland.

Durchlauchtiger Herzog,  
Bielgeliebter Herr Sohn!

Es hat Uns nichts in der Welt so ein herzliches Vergnügen geben können, als Erw. Durchl. und Lbd. werthestes vom 11ten Juli, darin Sie Uns Ihre herzliche Vergnügung über das durch den Willen Gottes und Sr. Zar. Majest. nebst Unserer Genehmhaltung getroffenes Christfürstl. Eheverbindniß mit Unserer Prinzessin Tochter Lbd. bezeigen, welches Vergnügen denn noch um ein Großes vermehrt worden durch das angenehme Versprechen, bald uns das Plaisir zu schenken, in Person bey Uns zu seyn, welches Uns auch zurückgehalten, auf Dero Schreiben bisher zu antworten. Wir finden aber Uns nicht wenig betroffen über die Hinderniß, durch welche Uns auf einige Zeit das Plaisir benommen wird, Erw. Durchl. und Liebde. mütterlich zu embrassiren, doch haben Wir die Hoffnung, daß solches bald erfolgen wird. Indessen verharre

Durchl. Fürst

Dero Durchlauchtigkeit und Lbd.  
Freundwillige ic.

---

## VI.

## Calonne und die Notablen.

Fragment einer Probe \*) aus dem handschriftlichen Werk des Hrn. Prof. v. Bacsko: „Geschichte meiner Zeiten.“

Am häufigsten hatte der Ministerwechsel die Finanzminister betroffen, von denen sich Turgot, Necker und Ormesson durch ihren persönlichen Charakter und manche vorzügliche Einrichtungen den Beyfall und das Zutrauen der Nation erworben hatten. Die Stelle des letzteren erhielt, durch eine Kabale, Calonne, der Verstand besaß, manchen guten Entwurf machte, aber, durch Leichtsinn und Niedrigkeit verleitet, alles für die Bedürfnisse des Augenblicks aufopferte. Verschwendung hatte seine eigenen Vermögensumstände zerrüttet, und als geschmeidiger Hofmann verschmähete er nichts, um sich Freunde zu machen, verwirrte alles, erschöpfte die Kassen und schwächte völlig den Kredit des Staats, dessen ungeheure Schulden die Revolution eigentlich herbeiführten, die Voltaire, Rousseau und Friedrich der Große wegen der Finanzzerrüttung vorher verkündigt hatten. Diese Finanzzerrüttung erzeugte schon Ludwig XIV., der vier-tausend fünf-hundert Millionen Livres Staatsschulden hinterließ, die, durch verzweifelte Mittel verringert, bey dem Tode Ludwig XV. nur drehtausend vierhundert Millionen betragen. Doch wurden

---

\*) Durch Umstände, deren Auseinandersetzung nicht hieher gehört, dazu gezwungen — versagen wir uns nur ungerne die Ausstellung der ganzen, unter der Ueberschrift „der Ursprung der französischen Revolution,“ uns von dem Herrn Verfasser mitgetheilten Probe — und überlassen es dem Leser, von diesem unbeträchtlichen Bruchstück eines Bruchstücks des genannten Werks, auf den Gehalt des Ganzen zu schließen.  
d. Red.

noch für sechshundert Millionen Leibrenten bezahlt. Und obgleich die jährlichen Staatseinkünfte von zweyhundert neunzig bis auf vierhundert vierzig Millionen erhöht waren, so ward doch schon im Jahr 1770 die Einnahme von der Ausgabe um vier und funfzig Millionen überstiegen. Turgott und Necker hatten die Finanzverwaltung leichter, dem Volke beliebter zu machen und es, durch Aeußerungen der Liebe und des Wohlwollens in den königlichen Verordnungen, zu gewinnen gesucht. Unnütze Offizianten, hierunter bloß im Jahr 1780 vierhundert und sechs Aemter bey Küche und Tafel des Königs, wurden abgeschafft; doch waren bis 1781 die Staatsschulden Ludwig XVI. um fünfhundert drey und funfzig Millionen vermehrt, wovon Necker seit dem Jahre 1777 bis 1781 dreyhundert drey und funfzig Millionen angeliehen hatte.

Dies veranlaßte zum Theil der nordamerikanischen Krieg, zu welchem Ludwig XVI., gemäß dem alten Grundsatz Frankreichs, „den Engländern so nachtheilig als möglich zu werden,“ durch seine Minister verleitet wurde. Wahrscheinlich würde Nordamerika auch ohne Frankreichs offenbare Unterstützung sich behauptet, Ludwig XVI. aber, welcher in der Folge sich auch der holländischen Patrioten annahm, wenn er beydes unterlassen hätte, nicht durch Unterstützung der Empörer den Abscheu der Franzosen gegen Empörung vermindert haben. Die, welche in Nordamerika gekämpft hatten, schilderten, theils durch ihre Lebhaftigkeit fortgerissen, theils auch wohl um das Ruhmliche ihres Kampfes in der allgemeinen Meinung zu erhöhen, mit den glänzendsten Farben alle Vortheile, die Amerika durch seine Freiheit errungen hatte, oder ihrer Meinung nach noch künftighin

dadurch erhalten würde, und erhöhten hiedurch wenigstens das Sehnen ihrer Landsleute, sich, nach Wegräumung ihrer Beschwerden, in eine ähnliche Verfassung zu setzen. Druck der Abgaben und Finanzzerrüttung war eine dieser Hauptbeschwerden. Und wenn gleich Necker, der durch eine Lobschrift auf Colbert den bey der Akademie ausgesetzten Preis erhalten, sich hiedurch, wie durch seine Schrift über den Getreidehandel, die Achtung des Publikums erworben und zum Finanzminister emporgeschwungen hatte, nicht durchaus so kleinlich war, als ihn jetzt viele schildern; so schien er doch auch nicht der Mann zu seyn, um bey der damaligen Finanzzerrüttung Frankreich retten zu können. Er hatte sich mancher Kaufmannskünste, auch seines eignen Credits bedient, um während der Administration seine neuen Anleihen unbemerkt zu machen; und theils auch, aus Sucht zu glänzen, hatte er in einem Compte rendu einen vortrefflichen Zustand der Finanzen angegeben, so daß, bey Ermangelung außerordentlicher Ausgaben, noch sieben und zwanzig Millionen jährlich übrig blieben. Erst aus seinen späteren Streitigkeiten mit Calonne ergab es sich, daß er die Finanzen einseitig und zu vortheilhaft geschildert habe. Weil er aber dadurch sich die Zwogenheit der Nation in einem hohen Grade erworben hatte, so blieb seine Absetzung um so mehr übereilt, da er durch seine Nachfolger nicht ersetzt wurde, — von denen vielmehr Fleury in drey Jahren drehundert Millionen, Calonne aber durch ungeheure Verschwendung von Gnadengehalten, Pensionen, Ankauf von Grundstücken für ungeheure Preise, Bezahlung der Schulden der Prinzen und durch offene Kasse für den Luxus des Hofes, innerhalb vier Jahren achthundert Millionen Schulden machte.

Calonne, hiedurch ein Gegenstand des allgemeinen Unwillens, sah, durch den Widerstand bey manchen guten Absichten, auch deutlich genug ein, wie groß dieser bey Einregistrirung neuer Abgaben seyn würde; er mußte daher, bey dem Mangel des Staatscredits und da alle gewöhnlichen Hülfsmittel erschöpft waren, wenn er sich (wozu ihn sein Ehrgeiz antrieb) behaupten wollte, auf neue Hülfsmittel denken, weil ihn sein Verstand überzeugte, daß er sich bloß mit dem Beystand seiner durch Verschwendung der Staatskasse erkauften Freunde unmöglich länger behaupten könnte. Zur Bestreitung der Ausgaben fehlten jährlich einhundert vierzig Millionen, — eine so wichtige Summe, daß er dieses Deficit noch nicht in seiner völligen Größe bekannt zu machen wagte, ob er gleich gestand, daß der König innerhalb zehn Jahren eintausend zweyhundert und funfzig Millionen geborgt habe. Zur Abhelfung dieses herrschenden Mangels in den Finanzen, hegte er nicht unzweckmäßige Pläne. Er wollte nämlich dem Landmanne dreyßig Millionen durch eine bessere Einhebungsmethode ersparen, Freiheit in Betreff des Getreidehandels, Befreyung von den Frohnarbeiten bey der Begearbeit, eine zweckmäßigere Salzsteuer einführen, manche den inneren Handel drückende Einrichtungen abschaffen und durch eine zweckmäßige Grundsteuer, wovon Geistlichkeit, Adel und selbst die Domainen nicht ausgeschlossen seyn sollten, jährlich einhundert funfzehn Millionen Livres mehr aufzubringen suchen; ferner wollte er wichtige Summen ersparen, die Domainen verpachten, die Forsten besser administrieren, die Stempeltaxe und einige andere Abgaben erhöhen.

Ludwig XVI., ohne Scharfsinn und Beurtheilungskraft und noch überdem durch die Schmeiche-

leyen der bey Verschwendung der Staatseinkünfte  
 gewinnenden Hofleute getäuscht, währte ganz ru-  
 hig, wie seine Vorfahren regieren zu können, fühlte  
 deshalb auch keinesweges die Nothwendigkeit einer  
 neuen Ordnung; und da Calonne noch überdem  
 bey seinen Plänen durch die Königin und den Gra-  
 fen von Artois unterstützt wurde, so willigte er  
 leicht in dessen Vorschlag: die Notablen zusammen  
 zu berufen. Es waren in Betreff einer solchen  
 Versammlung keine bestimmte Vorschriften, son-  
 dern sie galt als Versammlung der wichtigsten  
 Männer zu einem großen Staatsrathe, worin je-  
 der seine Meinung frey sagen durfte. Der König  
 glaubte durch die Zusammenberufung der gegen-  
 wärtigen, die ihm in wichtigen Staatsgeschäften  
 zu rathen, auf den 29. Januar 1787 zusammen-  
 berufen wurden, der Nation einen Beweis seiner  
 Liebe zu geben, die aber solches bloß als einen  
 durch die Nothwendigkeit erzwungenen Schritt be-  
 trachtete. Calonne hingegen hegte bey dieser Zu-  
 sammenberufung die Absicht: den gemeinen Mann  
 durch Veränderung der Abgaben zu gewinnen, den  
 privilegierten Ständen die Steuerfreyheit zu ent-  
 ziehen, den Haß deshalb nicht sich, sondern den  
 Notablen aufzuladen und diese dennoch nach sei-  
 nem Willen zu lenken. Die Anlage hiezu war in  
 der That nicht unzweckmäßig; denn die Notablen  
 bestanden aus sieben Erzbischöfen und sieben Bi-  
 schöfen, sechs und zwanzig Mitgliedern des hohen  
 Adels, acht Staatsrathen, vier Intendanten der  
 Provinzen, vier und zwanzig Munizipalbeamten,  
 allen General-Prokuratoren und Präsidenten der  
 Parlamenter und einigen Deputirten aus den Städ-  
 ten der Provinzen. Ansehnliche Schadloshaltun-  
 gen wurden ihnen angeboten, und auch angenom-  
 men. Ein königlicher Pallast zu Versailles wurde

zu ihren Sitzungen, wobey dies peinlichste Etiquette statt fand, mit einem Aufwande von einigen Millionen verziert. Der König, welcher mit vielem Pompe der ersten Sitzung bewohnte, erklärte, daß die einhundert und vierzig Notablen in sieben Kammern, deren jede aus zwanzig Personen unter den Vorsetze eines königlichen Prinzen bestehen und eine Stimme haben sollte, berathschlagen, bey ihren Beschlüssen aber in jeder Kammer wieder die Stimmenmehrheit entscheiden sollte. Von den Stimmen der sieben Kammern gaben also vier Stimmen das Uebergewicht; und dieses hoffte Calonne sich leicht zu eigen zu machen, wenn er nur in jeder von den vier Kammern eilf von sich abhängige Stimmen erhalten könnte. Er war folglich, wenn ihm dieses gelang, mit diesen vier und vierzig Stimmen die übrigen sechs und neunzig zu überstimmen, im Stande. Die Sache schien leicht, mißlang aber durch die Unfähigkeit und Nachlässigkeit der Prinzen, die an der Spitze standen. Freymüthig gestand von diesen der junge Herzog von Bourbon den Mangel an Sachkenntniß; Prinz Conti ging aus der Versammlung auf die Jagd und entschuldigte sich bey dem Könige, daß ihm die Kopfanstrengung Zerstreuung nothwendig gemacht habe. Die Mitglieder der Geistlichkeit, geübte und schlaue Männer, suchten, nebst vielen Großen, bloß Erhaltung ihrer Privilegien; sie verbargen ihre Absicht, indem sie überall Schwierigkeiten und Verwirrung erregten, und suchten hiedurch die Versammlung unnütz zu machen. Von ihnen allen wurde auch der Sturz Calonnes beschlossen. Viele hegten hiebey bloß die Absicht, der wegen Vereitlung seiner Pläne befürchteten Rache zu entgehen; anderen war Calonne wegen seiner Verschwendung, des Mangels an Aufrichtigkeit und

als Feind des allgemein geliebten Neckers verhaßt. Denn er hatte, um nicht seine Verschwendung und üble Staatsverwaltung aufgedeckt zu sehen, den König dahin bestimmt, geradezu den Antrag Neckers abzulehnen, der es verlangt hatte, sich vor den Notablen oder vor einer großen Comittée, in Gegenwart des Königs, wegen des ihm von Calonne vorgerückten Deficits von sechs und funfzig Millionen und der ihm in seiner abgelegten Rechnung angeschuldigten falscher Angaben, zu rechtfertigen. Der König selbst kam hiedurch in den Verdacht, daß er aus Partheilichkeit und Schwäche das Beste des Staats einem unwürdigen Minister aufopfere, dessen Sturz seine Gegner dennoch zu bewirken hofften, wenn der Minister die von ihm selbst gewählten Notablen nicht von der Vortrefflichkeit eines Plans überzeugen könnte, den er dem Könige als das einzige und sicherste Mittel zur Rettung des Staats vorgeschlagen hatte.

Laut erklärten deshalb die Notablen, daß bloß sein Plan darin bestände, durch sie die Parlamente zur Einregistrirung neuer Abgaben zu zwingen, verwarfen die vorgeschlagene Grundsteuer, versicherten, die Uebel des Staats nicht eher heilen zu können, als bis der König die wahre Lage der Finanzen aufgedeckt, die Ursachen des Deficits und die zu machenden Ersparungen bestimmt angegeben hätte. Manche äußerten das Bedürfniß einer neuen Konstitution und daß nur die Reichsstände die geforderten Abgaben bewilligen könnten. Und da, obgleich der Graf von Provence über alle Verhandlungen das tiefste Geheimniß gefordert hatte, dennoch alles, jede kühne Aeußerung, jeder Angriff gegen Calonne, bekannt und mit allgemeinem Beyfall belohnt wurde; so reizte dies die Eitelkeit, immer weiter gegen den verhaßten Minister fort-

zuschreiten, der hiedurch, selbst bey Durchsetzung guter Absichten, auf unerwartete Hindernisse stieß. Flugschriften erhöheten die Erbitterung; und da nun auch Calonne seine Memoires drucken ließ, öffentlich darin erklärte, daß der König die Auflagen nicht vermehren, sondern vermindern, die Last davon den Reichen auslegen und die Mißbräuche abschaffen wolle: so machte er zugleich den Notablen manchen Vorwurf, die nun um so heftiger gegen ihn handelten.

---

## VII.

### Assembleen und Bälle der Neger.

Die Neger — und unter diesen vorzüglich die Bewohner des westlichen Afrika — haben einen außerordentlichen Hang zum geselligen Vergnügen. Schon mit Sonnenaufgang strömen sie, in Haufen von dreißig bis vierzig, entweder zu der für diesen Zweck bestimmten Halle, welche sie Betaba nennen, oder sie versammeln sich unter den dichten Zweigen irgend eines hohen und starkästigen Baums, um ihre Pallabers (Plauder- und Ergözungsstündchen) zu halten; wo dann erzählt wird, was den vorigen Tag etwa Merkwürdiges vorgefallen ist, viel gescherzt und unaufhörlich geschwätzt wird. Gewöhnlich wird von den Ältesten der Gemeinde diese Unterhaltung eröffnet. Ein Pfeifchen giebt dann das Zeichen, wenn Taback geraucht werden darf; und sobald sich dieses hören

läßt, wird alles munterer, lustiger, da die Neger das Tabackrauchen auf das leidenschaftlichste lieben.

Auf diese Unterhaltungen folgen die Kampfspiele, wozu die Geschicklichsten ausgewählt werden. Diese wechseln dann wieder mit andern Spielen ab, von welchen ihnen eine Art Schach als das vorzüglichste gilt. Eine kleine Fläche des Erdbodens wird zum Schachbrett gemacht; darinn werden die Felder bezeichnet, und Holzspäne oder Strohhalmne müssen statt der Schachfiguren dienen. — Auch die Negerinnen lieben ein gewisses Spiel mit Kugeln, das sie *Uri* nennen. Sie bedienen sich dazu eines starken Stückes Holz, worin zehn Löcher, in zwey Reihen, eingeschnitten sind. Statt der Kugeln wählen sie kleine Bohnen. Der Kunstgriff dieses Spiels ist, daß die Spielerin ihrer Gegnerin am Ende der Parthie die meisten Kugeln zuzuspielen weiß. Ganze Tage lang können sich damit die jungen Negerinnen beschäftigen, um darin die nöthige Fertigkeit zu erlangen.

Mit diesen Spielen wechselt dann, sobald der Abend eintritt, der Tanz unter freyem Himmel ab. Gewöhnlich wird der Ball mit kleinen charakteristischen Ballets eröfnet, die gewisse kriegerische Handlungen darstellen. Auf diese folgen kleinere, muntere Tänze der verheyratheten Damen, wobey sie sich nicht selten üppige Freyheiten erlauben, die bey uns der Sittlichkeit ziemlich ausstößig seyn würden; desto edler, unschuldiger, und doch nicht minder grazienhaft, ist der Tanz der jungen Mädchen. Alle ihre Tänze werden mit Gesang begleitet. Und da die Neger ein wahres Völkchen nach der Uhr sind, und besonders der Tanz überall zu einer und derselben Stunde beginnt; so kann man mit Recht behaupten, daß nach Untergang der

Sonne dieser ganze Theil von Afrika tanze und sänge. Desters sängen Dörfer, die eine halbe — nicht selten eine ganze Stunde, auch wohl noch weiter von einander entfernt liegen — einen und denselben Gesang, und antworteten sich wechselseitig; wodurch dieses Vergnügen unendlich viel gewinnt, da es durch die allgemeine Theilnahme Tausende von Menschen gleichsam mit einem einzigen Bande umschlingt.

### VIII.

Auszug eines Schreibens aus Tobolsk, vom 25sten Oktober 1807. (Bey der Zurückkunft von der Omskischen Linie.)

— — — — — Vom Tage unserer Ausfahrt aus Irkutsk bis auf den letzten Tag unserer Ankunft in Tobolsk, begleitete uns das unvergleichlichste Wetter, welches man seit vielen Jahren, um diese Jahreszeit erlebt zu haben, sich nicht erinnern konnte; und erst ungefähr dreißig Werst um Tobolsk herum trafen wir die Gegend etwas winterhaft. Kein Unfall, keine Unpäßlichkeit verhinderte uns im Fortlaufe unseres Weges, welches bey einer Suite von sechzehn Menschen gewiß selten ist. Meine Apotheke ist, wie schon vorigesmal, unverseht und unbenutzt hier angekommen, und wurde nur zuweilen von mir gedffnet, um nachzusehen, ob alle Gläser ganz waren.

Von Tomsk reiseten wir über Bernaul und die

sogenannte Linie hieher. Obgleich der Weg uns bis zu der eigentlichen Linie einige Beschwerden darbot, so wurden wir doch durch den darauf folgenden unvergleichlich schönen, und die auf demselben vorgefundenen interessanten Gegenstände, hinlänglich belohnt. In Bernal und Smeowa nahmen wir die Bergwerke und Schmelzhütten in Augenschein, welche, obgleich sie den unsrigen weit nachstehen müssen, doch der Mühe werth sind, in Augenschein genommen zu werden.

An der Linie selbst hatten wir Gelegenheit, eine neue Volksrace, die Kirgisen, zu beobachten. Es ist eine nomadische Nation, und gleicht sehr unsern Bureten oder Bratskys. Wir besuchten mehrere ihrer Wohnungen, die an der Landstraße lagen; und für eine Prise Taback nahmen sie uns sehr gut auf, und traktirten uns mit saurer Pferdemicch oder Kumis. Ueberhaupt machen sie den entgegengesetzten Gebrauch von den Thieren; Pferde essen sie und trinken ihre Milch, und Kühe und Ochsen satteln sie und reiten auf ihnen im guten Trabe davon. Man fährt hier von Borposten zu Borposten, welche eine Art von Festung seyn sollen, die jedoch niemals einem Anfall ausgesetzt gewesen sind. Diese Festungen werden nur von Kosaken bewohnt, welche außerordentlich wohlhabend und reinlich leben, so daß man sich freuen müßte, wenn man zwischen Moskau und Petersburg so gute Plätze finden würde. Wider unsere Erwartung wurden wir genöthigt, in der kleinen und gerade ziemlich schlechten Festung Karkow mehrere Tage lang uns aufzuhalten. Glücklicherweise fanden wir in dem Chef des dort stehenden Irkutskischen Dragonerregiments, Skalon, einen vortrefflichen Mann. Außerdem waren noch mehrere deutsche Officiere daselbst, so daß ich auf diese Weise meinen Tod

für Langeweile, den ich so sehr fürchtete, weil ich noch nicht weiß was Langeweile ist, auch hier nicht fand. Endlich kamen wir am 8ten Oktober nach Dmsk, der Hauptfestung an der Linie. Der dortige Inspektor, Lawroff, hatte alles angewandt, seine Gäste auf's beste zu empfangen, und das dortige Militär besorgte die Ausführung der Festivitäten, die mit der größten Ordnung gegeben wurden; denn das dasige Militär kann sich dreist mit der besten Garde in Petersburg vergleichen. Gleich am ersten Tage unserer Ankunft gab der Inspektor Lawroff ein großes Diné von vierzig Personen, und bey der ausgebrachten Gesundheit des Ersten seiner Gäste, erscholl der Donner von fünf und zwanzig Kanonen. Den folgenden Tag wurden Nationallustbarkeiten der Kirgisen angestellt. Sie bestanden:

1) In einem Wettrennen der Pferde. So wie aber diese Nation in allem sonderbar ist, so war sie es auch hier. Nach ihrer Art sollte das Rennen achtzig Werst von Dmsk angefangen werden, und nur mit Mühe hatte man es bis auf zwanzig abgehandelt. Denken Sie, um's Himmelswillen, achtzig Werst in voller Carriere zu laufen! — Nach eingenommenem Frühstück bey Lawroff, fand sich ganz Dmsk an dem zum Ziele bestimmten Orte ein. Wir waren sämmtlich zu Pferde. Nach einer Viertelstunde kündigte das Geschrey an, daß die Renner sich näherten. Sie erschienen; aber wie? Sechs bis acht Kirgisen, zu Pferde, haben an einem Pferde, dem Renner, und zwar an dessen Kopf, Mähnen, Schweif u. s. w. Stricke befestigt, und ziehen das arme Thier, gleichsam in der Luft schwebend, zum Ziele. Nur die ersten Paar Werste läuft das Pferd, dann sind auf jeder Werst frische Pferde mit den Anhängern jeder Par-

they, welche sich so vorspannen und die armen Thiere zum Ziele weiter fortreißen. Es waren sieben Preise ausgesetzt, und dreißig Pferde waren ausgelaufen. Wie sieben angekommen waren, zeigte sich von den übrigen niemand, um nicht verhöhnt zu werden. Die Preise bestanden in Panzerhemden, Fuchshäuten, Leder und anderen dergleichen Sachen. Das schönste Schauspiel war das Ausrufen der Preise, wobey mancher Zank vorfiel; dies zu sehen, und die vielen Frazen zu Pferde, verbunden mit der originellen Tracht, war außerordentlich unterhaltend. Wie das zu Ende war, erschienen:

2) Mehrere Mädchen, der vornehmen Kirgisen Töchter, und stellten eine andere Art von Wettrennen an. Sie setzten sich zu Pferde, und jagten in die Ebene. Der Bräutigam eines der Mädchen setzt ihr nach, wenn sie schon eine Strecke voraus ist, und sucht sie oben am Kleide zu fassen. Geschieht dieses; so hat er nicht nöthig, einen so theuern Preis für sie zu bezahlen. Denn bey ihnen kauft er die Frau. Ist die Braut ihm günstig, so läßt sie sich greifen; wo nicht, so bezahlt sie ihn mit einem tüchtigen Peitschenhieb über das Gesicht, welches sehr oft dort vorfiel, denn kein einziger ergriff eine Schöne. Eine von ihnen fiel auch jämmerlich vom Pferde und beschädigte sich ziemlich stark. — — —

Der nahe Abgang der Post hindert mich an der weitem Fortsetzung; die Sie aber nächstens erhalten sollen.

---

## IX.

## Ein Paar alte Zeitungsartikel.

In einem älteren Königsberger Zeitungsblatt, das uns von ungefähr in die Hände fiel, steht folgende — vielleicht sehr aufrichtig gemeinte — Verlobungsanzeige, der wir, ihrer Sonderbarkeit wegen, hier ein Plätzchen einräumen. „Nagestolzen ermahnen uns immer, wir sollen nicht ohne Geld heyrathen; und in dieser Rücksicht verkrüppeln mehrere zu Nagestolzen, die gleiche Sprache führen. Ich habe ganz das Gegentheil gedacht, indem ich mich mit der armen Mademoiselle \* \* \* verlobt habe. Wir haben beyde nichts, als einen reichen Gott, ein Amt mit Brod und, als junge Leute, die Aussicht auf viele Vaterunser; welches wir hie mit unsern Freunden und Verwandten notificiren.“

Eine andere — wir möchten sagen d e k o n o m i s c h e — Anzeige ist nicht weniger merkwürdig. Sie lautet wörtlich also: „Da ich mit meiner Familie h a u s = und kostspielige Reisen von Gold = nach Silber = und nach Schmiede = — von da nach Hirsch = nach Löwen = und jährlich einmal nach Trachenberg mache, so suche ich zu unserer aller Bedienung ein Subjekt, welches mir mehrere andere ersparte. Selbiges müßte mich ra = meine Frau fri = meine Söhne civili = uns in leeren Stunden amü = und sich überhaupt aufs beste conduisiren. Da ich noch den ganzen Nov = und December, vielleicht auch noch den Jan = und Februar mich hier aufhalten werde, so kann man sich binnen dieser Zeit bey mir melden. Fried = Hein = Diet = Emmerich \* \* \*. Stall = Ritt = Post = und Bürgermeister.“ — Weiter läßt sich die Kürze wohl schwerlich treiben!

M u t h e n i a,

o d e r :

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

F. C. Schröder und F. B. Albers.

---

Februar = Heft.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 0 8.

# I n h a l t.

	Seite.
I. Einngedichte. Von Hrn. Prof. Dr. Frähn.	85.
II. Peter der Erste bey Pultawa; Drama in zwey Akten. (Beschluß.) Von Herrn Schulinspektor Thieme . . . . .	88.
III. Allgemeine Ansicht der Geschichte. Von Hrn. Kriegsrath Voß in Königsberg . . . . .	106.
IV. Haare und Bart in politischer und religiöser Rücksicht. (Fortsetzung.) Von Herrn Pastor Dr. Richter . . . . .	122.
V. Denkmal eines merkwürdigen Mannes, des Herrn Andreas Milz. Von Herrn Prof. v. Bagko . . . . .	135.
VI. Kriegsanekdoten aus Königsberg. Von Eben- demselben . . . . .	148.
VII. Der seltene Spieler. (Eingefandt.) . .	154.
VIII. Theater.	
1) Deutsches Theater in St. Petersburg .	156.
2) Notiz . . . . .	159.
IX. Miscellen . . . . .	161.
X. Nachricht. (Eingefandt.) . . . . .	167.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petresburgschen Monatschrift.

---

Monat Februar.

---

## I.

### S i n n g e d i c h t e.

1.

An Eleonore R...

Weine nicht ewig ihm, dem Gatten, den, ach! in  
der Jugend

Rosiger Blüthe der Tod Dir aus den Armen  
entriß.

Sieh, Dir verlieh Apollon die Zauber des Harfen-  
gesanges;

Auf dann und gürtete Dich rasch, steige zum Nis  
hinab,

Werde, was seiner Eurydike einst der Thrakischen  
Sänger

Erster und größter war, werde das Deinem  
Mwin.

Nur, wo damals der Mann als Weib sich zeigte, da  
zeige

Du Dich als Mann, und verbann', vorher ge-  
warnet, die Neugier.

2.

Auf einen öffentlichen Garten in \*\*.

Redeten, wie von der Zukunft einst die Eichen Do-  
 dona's,  
 Baum' und Lauben und Strauch von der Ver-  
 gangenheit hier;  
 Himmel, wie viele der Mädchen doch würden verge-  
 hen vor Schaamroth,  
 Und wie würde so gar mancher Friede gestört!

3.

Die Selbfiliebe des Dichters.

(Nach Owen.)

Ist gleich Luna von allen Planeten der kleinste, so  
 dünkt sie  
 Doch uns der größte zu seyn, weil uns der  
 nächste sie ist.  
 Also, wenn gleich von allen Poeten der kleinste, so  
 dünk' ich  
 Mir doch der größte zu seyn, weil ich der nächste  
 mir bin.

4.

Φιλαυτω.

(Nach ebendenselben.)

Wie Du Dich liebst, (so will's die Schrift) so liebe  
 den Nächsten!  
 Ich, antwortest Du, thu's; bin mir der nächste  
 ja selbst.

5.

## Die Elster und die Gans.

(Nach ebendemselben.)

Die Elster.

Redsamer ist in der Schöpfung Gottes kein Vogel,  
als ich bin.

Die Gans.

Mehr zwar als ich, redest Du; ich aber schreibe  
doch mehr.

6.

## Die Wechsel des Lebens.

(Nach dem Arabischen.)

Ähnlich dem Wasserrad' ist das Leben des Menschen.

Im Kreise

Drehen Freuden und, ach! Trübsal' in ihm sich  
herum.

Stolz zum hohen Aether empor ragt heute der Staub-  
mensch;

Morgen, siehe, da liegt tief er in felsiger Gruft.

Dr. Frähn.

## II.

## Peter der Erste bey Pultawa.

(Beschluß des S. 32 abgebrochenen Drama's.)

## Zweyter Akt.

(Schlachtfeld. Platz hinter einem dichten Gebüsch. Fernes Schießen.)

## Erste Scene.

(Patkul mit einer Rotte Soldaten. Einige legen einen schwerverwundeten Russen hinter das Gebüsch.)

Patkul.

Hierher! da liegt ein Kam'rad schon. Das ist  
Die letzte Schlacht für Dich!

Soldat.

Was liegt daran,  
Sterb' ich doch für den Zar!

Officier.

Berschnaud hier, Alter;  
Die Stücke stürmen noch.

Soldat.

Hier stürmt's im Herzen.  
Der Tod gab mir die Hand vorher, weil ich  
Umging mit ihm, wie mit dem guten Freunde,  
Und ward hier zweymal durch den Arm geschossen.  
Ich sagt' ihm aber: Freund, das ist im Krieg  
Ein Aderriß; Du irrst Dich. Hier — und wies  
Auf's Herz, — da ist sein Thor: — hier ging er  
ein.

Patkul (ihn küßend).

Du hast mein Leben mir vorhin gerettet;  
Wie, Bruder, dank' ich dir?

Soldat.

Mit nichts.

Patkul (gibt ihm ein Tuch).

Dies Tuch,  
Dir Schweiß und Blut zu trocknen —

Soldat.

Bin nie anders,  
Als von der Sonne nur getrocknet! —

### Zweyte Scene.

Ein Officier.

Halt!  
Zurück von hier, — der Feind! Um Gottes-  
willen —

Patkul.

Der Feind? Marsch, ihm entgegen — auf!

Officier.

Das Blei verschossen —

Patkul.

Habt Ihr nicht Zähne noch, sie aus dem Mund zu  
schlagen,  
Zu laden das Gewehr?

Officier (ihn haltend).

Du selber blutest —

Patkul (sich losreißend).

Im Schlachtfeld fühlt der Held die Wunde nicht!

Officier.

Um einen Schritt stehst Du im schrecklichsten  
Kartätschenfeuer —

Patkul.

Front!

Officier.

Du willst Dich opfern?

O, weich —

Patkul (haut nach ihm).

Sich retiriren? Ich? — Verräther!

Mit diesen Mauerbrechern, diesen Russen,  
Mit diesen aufgeregten Elephanten?  
Verfolgen kann mich keine Welt und Hölle.

(Er drückt den Hut tief ins Gesicht, legt den Degen über den  
Kopf und stürzt fort.)

Dort steht der Feind: — wer folgt?

Russen (mit dem Officier zugleich).

Wir all', mit Gott!

Der verwundete Soldat (hebt sich gewaltsam  
empor).

Auf, vorwärts! Immer über mich hinweg!  
Wenn einer fällt, gleich schließt; drum steht Ihr  
da. —

Nur nach dem Bauche — Bauche stoßt und ruft —  
Bei jedem Stöße ruft: „Das ist für Narwa! —

(Sinkt erschöpft zurück.)

## Dritte Scene.

Ein schwedischer Soldat (herbeileidend).

Wie Höllengeister kreisen die Kosaken  
 Allüberall, mit blindem Lärm uns neckend.  
 Rings tausendzüngiges Geheul. Es flieht  
 Verzweiflung vor der Moskowiter Eisen.  
 Die Stücke schelten nimmer. Karl bringt selbst  
 Die besten Truppen nicht zum Halten.

Stimmen aus dem Gebüsch.

Halt!

Schwede (ladet schnell sein Gewehr und wägt es dann  
 lauernd in der Hand).

Schon glühend heiß — und — noch voll neuen  
 Todes?

Hm! hm! du knallst nicht stärker und nicht milder,  
 Ob dir ein Sperling oder Vater fällt.

Um eines Mörders Kopf bedenkt das ganze Reich  
 Zwölf Monden sich, daß er im Priesterseegen  
 Nur stirbt, und hier?

Stimmen.

Halt! Streck's Gewehr!

Schwede (schießt ins Gebüsch. Zwen Schüsse zurück.  
 Der Schwede stürzt neben dem Russen nieder).

Auch mein Spiel aus. Kam'rad, wir gehn zu-  
 sammen

Nun heim in's Vaterland — in's Paradies.

(Senkt sich über den Russen.)

## Vierte Scene.

Peter (herbenvringend und hinter sich rufend).

Es endet das Gefecht! — Die Feldscheer' vor;  
Denn nun verlangt die Menschheit ihre Rechte!

(Zu dem Schweden.)

Wo fiel der Schuß? Zeig' Deine Wunde.

Schwede.

Ha!

Du bist ein Feind, und Deine Tritte träufeln  
Noch von der Brüder Blut.

Peter.

Ich bin ein Mensch,

Dein Arzt —

Schwede.

Weh'! wehe! weh'! — Zu spät — mein Herz  
Ist leer — von Blut; der Himmel füllt's allein.

Peter (reißt sich die Schärpe ab und bindet sie ihm über  
die Brust).

Halt still; die Stücke schweigen, — die Schlacht  
Ist nun geendet —

Schwede.

O, ich ende auch!

Nimm ab die Schärpe, Mann; es naht der Todes=  
engel.

Sieh', Sieh', mein Auge bricht, — ich danke Dir.

Peter.

Du durstest —

Schwede.

Und — die Quellen all' sind Blut.

Peter (hebt ihn empor, legt den Arm unter seinen Kopf und stößt ihm aus seiner Feldflasche Wein ein).

Schwede (lächelnd).

Du bist mein Feind?

Peter.

Setz nicht mehr, armer Mann,  
Da Du nur Hülfe brauchst.

Schwede (faßt seine Hand und drückt sie).

Glaubst Du an Gott?

Peter.

O, welcher Russe glaubte nicht an ihn?

Schwede.

Nun sieh', jetzt eben geh' ich hin zu ihm;  
Denn in den Himmel kömmt, wer treu gefochten,  
Zu sehn, wie er die Völkermörder richtet!  
Da sprech' ich: „Vater, unten auf der Erde —  
Als ich, ein armer Wurm, verwundet rang,  
Hat dieser mich erquickt! O, zieh' ihn nicht  
In dein Gericht.“

(Stirbt.)

Peter.

O Gott! — Der arme Mensch  
Ist doch des Elends Sohn! — Auch ich — auch  
ich — ! —

Und — Todtenkränze nur erringt der Sieger.  
Schlaf wohl, Du armer Schläfer! Nicht zum Kampfe  
Und Qual mehr weckt Dich nun die Sturmtrumpete,  
Du schläffst im Flügel ew'ger Morgenröthe!

(Er richtet sich auf.)

## Fünfte Scene.

Ein Trupp Soldaten und Officiere.

Erster Soldat.

Victoria! Sanct Niklas hat geholfen;  
Der letzte Trupp ist in den Strom gesagt  
Und wenig Flücht'ge irren noch im Walde.

Zweiter Soldat.

Mazepa hat sich in sein Schwert gestürzt;  
Der König aber ist entflohn.

Dritter Soldat.

Wer ist —

Wer ist der erste Krieger nun auf Erden?

Alle.

Der Russe, der den Unbesiegten schlug!  
Er flieht — wir siegten. —

Der verwundete Russe (hebt sich noch einmal mit  
gebrochener Stimme empor).

Flieht? — Der Schwede flieht? —

Erster Soldat.

Ja, Bruder, flieht, — der Sieg ist unser —

Verwundeter (lächelnd).

Sieg ist unser?

Nun möcht' ich leben; doch — nichts hilft zurück.  
Ich sterbe froh!

(Wirft eine Hand voll Blut empor).

Dem Vaterland dies Opfer!

Nun denn — schütz Gott den Zar! — Ich komme,  
Brüder!

(Schlägt ein Kreuz; und stirbt.)

Erster Soldat (mit bloßem Säbel, zu Peter).

Wie bückt sich tief vor Dir der alte Krieger:  
O laß, mein Zar, des Kleides Saum mich küssen.

Peter.

Dein Schwert noch blutet —

Erster Soldat.

O, laß jeden Mann  
Aus meinem Regiment den Pallasch ziehn:  
Von allen tropft das Blut herab zur Erde.

Zweiter Soldat.

Du weinst, mein Zar?

Peter.

Ich? Thränen? — Ach! es drängt  
In mir die Menschheit. Kinder, — ja es rinnt  
Der Freude Perle und des Danks und Grams,  
Denn Gott hat nicht umsonst mein Flehn gehört,  
Doch, ach! mein Reich erhöht durch Ströme Blutes.

(Er setzt sich auf eine Trommel. Zum ersten Soldaten:)

Was funkeln Deine Augen nach mir her?

Erster Soldat (nimmt ihm eine Kugel vor der Brust  
aus dem Degengehänge und hält sie empor).

Des Herren Engel hat sie aufgefangen! —  
Nur einen Zoll — grad auf das Herz, in dem  
Wir wohnen all; das wir so lieben.

(Er küßt die Kugel.)

Peter.

Kinder, ob Mücken summen oder Kugeln  
Um unser Haupt, ist einerley. Wer fest  
Auf seinem Posten steht, den respektiren sie.

Doch nicht der Stern, mein Kreuzlein auf der Brust  
Nahm sie hinweg!

Soldat (ein Kreuz schlagend).

O, mir dies runde, heil'ge Bley;  
Ein Erbtheil sey's für mich und für die Meinen.  
An seiner Schwere hing des Reiches Leben;  
Laß ewig es auf unserm Herzen tragen.

Peter (ihm die Hand schüttelnd).

Nimm, wackrer Jung', es hin für Deine Liebe,  
Und denk' dabey an diesen Tag des Siegs.

(Er zieht den Huth und setzt ihn wieder auf.)

Ich selbst will diesen Huth voll Kugelnwunden  
Und diesen Rock, von Blut und Staub besudelt,  
An meinem Krönungstage künft'ig tragen;  
Denn heut' seht mir mein Volk die neue Krone auf.

### Sechste Scene.

Czeremetef mit mehreren Generals. Die Vorigen.

Dem Sieger Heil! Dem Zar, dem Sieger Heil!

(Peter umarmt ihn mit Rührung.)

Gottlob, nun wird die russische Kokarde  
Ein Freybillet zu jeder Größe seyn!  
Wir haben Deinen Sieg gesehn, mein theurer Zar,  
Und froher sind die Engel nicht als wir!  
Doch nur ein Wunder hat Dich uns erhalten; —  
Der schrecklichsten Gefahr der Immernächste,  
Im Feuer wie im eignen Element,  
Ein froher Salamander, schwebend, warst  
Du bald im Höllenkampf Soldat, bald Zar,  
Bald Officier, mit Heldenmuth befeelend.

Peter.

Nichts bin ich selbst mir schuldig! Gott allein  
Hat dieses große Werk durch mich vollendet,  
Und ohn' ihn wär' ich dieses Tages Opfer.

Ezeremetef.

Die große Kasse ist auch erbeutet —

Peter.

Ha, willkommen!

Ein goldner Saamen sey sie diesem Lande,  
Ein Seegensquell, die Steppen zu befeuchten,  
Und heilend Del, die Wunden zu verschließen.  
Nur Gold erbaut mir die verbrannten Hütten;  
Und Dein, zum Danke, sey das schöne Loos,  
Die Hülfe auszuspenden!

### Siebente Scene.

Officiere und Soldaten mit den eroberten Fahnen, welche  
sie vor ihm schwenken und zu seinen Füßen niederlegen. Dar-  
auf Patkul.

Ezeremetef.

Alle die Fahnen  
Des Feindes! Auch unsre all, — nur eine fiel —

Peter.

In Feindes Hand? — Auch diese eine schmerzt,  
Und schmerzet tief, weil sie die eine war.

Ezeremetef.

Karls flücht'ge Haufen rissen sie dahin.

**P a t k u l** (verwundet, tritt rasch vor; reißt seinen Mantel auf und wickelt sie vom Leibe ab).

Die Fahne weht! — Ich habe sie erhalten.

**P e t e r** (freudig darauf zu).

Sie ist's, — sie ist's; nun ist der Sieg vollendet!

**P a t k u l** (legt ihm, mit Stolz, Karls Schwert zu Füßen).

Gelobt sey Gott! Noch mehr; des Königs Schwert —  
Es sinkt, mein Zar, zu Deinen Füßen nieder.

(Er kniet vor dem Zar.)

**P e t e r** (überrascht, hebt ihn auf).

Die Fahne weht! Sprich, braver Junge, wie?  
Sein Schwert, — wer konnt' es seiner Faust ent-  
winden?

**P a t k u l.**

Nur Todeschwäch' allein. Der Schmerz des Fußes  
Warf ihn vom Pferd'; er focht aus seiner Sänfte.  
Die Kugeln schlugen Sänft' und Gauler nieder.  
Halbtodt vor Schmerz und Zorn ward er auf Piken  
Hinweggeschleppt; ich folgt', entriß sein Schwert —

**P e t e r.**

So großes Schwert, und hat ihn nicht errettet;  
Besprützt mit Russenblut bis an das Hest.  
Das war der Stahl, der uns bey Narwa schlug?  
Du bist gerächt, o meiner Russen Schmach!

**P a t k u l.**

Mein Häuflein war vom Feind' umringt, getrennt;  
Nah' war's an mir: ich riß vom Holz die Fahne,  
Sie unter meine Kleider fest zu gürten,

Und trümmerte die Stang' in mürbe Stücken.  
 Die Flucht des Feind's, wie eine Windsbraut, riß  
 Uns fort. Ich war verwundet, jög're, falle;  
 Wild über'n Todten hin flog das Getümmel: —  
 Da wurde leer das Feld, — die Fahne frey,  
 Und Freude heilt nun meine Wunde schon. —  
 Hier meinen Degen; ich bin Arrestant.

Peter (gibt ihm denselben zurück).

Dich hat Dein Blut, mein Sohn, schon rein ge-  
 waschen.

Erst diesen Kuß auf diese schöne Schmarre

(küßt ihm auf die Stirn.)

Und dann der Ehre Lohn. — Dies rothe Schwert,  
 Des kühnen Königs fürchterliche Waffe —  
 Nicht schrecklich mehr, — ich weiß nicht bess're Gabe.

(Zu den Generals.)

Er bleibt bey mir, an meiner Seit'. Er ist  
 Mir lieb und werth um diese Stunde worden.

Ezeremetef.

So tief sank Karl, — der unfehlbare König!

Peter.

Laß uns auch den gefall'nen Feind noch ehren;  
 Genug des Schwerds. Wir können triumphiren,  
 Doch höhnen nicht.

Ezeremetef.

Verzeih! Wann sollt' ich stolz  
 Wohl seyn, wenn ich es heut nicht wäre?

(Die schwedischen Gefangnen ziehen im Hintergrunde vorüber  
 und strecken das Gewehr. Der Vorübermarsch geschieht bis  
 zu Ende des Akts.)

Peter (in Betrachtung verloren).

Nicht werth hielt man des Ueberschiffens einst  
 Die Karwarussen? — Doch ich sehe dort  
 Des schwed'schen Landes schönste Heldensprossen!  
 O, eine schöne Pflanzung für mein Reich.  
 In Kerkern will ich nicht umsonst sie füttern!  
 Mir fehlt noch Volk zu vielen Lebenskünsten.  
 Geborne Schmiede, — g'nug für euch des Erzes!  
 Die Flotte braucht, gewandte Schiffer, euch —  
 Und in den Schoos euch laden die Fabriken.  
 Wer in mein tausendräd'rig Triebwerk greift,  
 Der sey mir werth, wie meine lieben Russen.

### Achte Scene.

Ezeremetef (stellt die gefangenen schwedischen Generals vor).

Mein Herr und Zar, — die tapfern Männer nahn,  
 Die heut' in unsre Hand das Schicksal gab.

Peter (für sich).

Wie greift dies kalt und eisern meine Brust!  
 Einsam und stumm nah'n sie auf ihres Volkes Trüm-  
 mern.

(Laut.)

Ihr Herr'n! die Menschheit hat sich schrecklich heut'  
 Verblutet, und wir alle stehn, — wir alle  
 In Gottes Hand! — Das ganze Leben ist  
 Ein weites Schlachtfeld ja, wo Herrschsucht um  
 Des Glückes Lorbeer stürmt; doch über'n Wolken  
 Nur ist's beschlossen, wem sein Zweig soll sprossen.  
 Wohl dem, der auch im Unglück sich erhebt!

(Zu Reinschild.)

Wie stark, Feldmarschall, war't Ihr vor der Schlacht?

Reinschild.

Das wußte nur allein mein Herr, der König,  
Der Unfern Zahl schätz' ich auf achtzehntausend Mann,  
Kosakenvolk noch neun —

Peter.

O, lieber Reinschild,  
Nicht achtzehntausend Mann! Sprich: so viel Men-  
schen.

Ein einzig Wort regieret oft die Welt;  
Kalt hört der Mensch: „es fielen tausend Mann.“  
Er weint, sagst Du, daß tausend Menschen fielen. —  
Doch — ha! mit dieser Handvoll wagtet ihr  
Durch umgestürzte Meilenwälder, Ström'  
Und eingeäschte Dörfer vorzudringen? —

Reinschild.

Das Glück begünstigt nicht die Menge immer,  
Und Hoffnung trennt sich nie vom Menschenherzen;  
Wir wurden nie gefragt, ob es auch möglich? —  
Was unser Herr befahl zu Tod und Leben,  
Ward von der Treue folgsam ausgeführt.

Peter.

Brav! Also ehren wir bey uns die Sitte.

(Zu den Seinen.)

Reicht einen Labetrunk! Die Schlacht war heiß  
Und Russ' und Schweden fochten wie die Löwen.

(Er empfängt den Becher.)

Hoch leben meiner Taktik edle Meister!

(trinkt.)

Reinschild.

Wer, großer Herr, verdient den stolzen Namen?

## Peter.

Ihr selbst, Ihr Herren Generals der Schweden,  
 Lehrreich war mir die Schule Eurer Schlachten.  
 Ich acht' es Pflicht, Verdienst am Feind zu ehren;  
 Empfangt, Ihr Braven, Eure Degen wieder!  
 (Sie werden ihnen überreicht.)

## Reinschild.

Du trägst, o großer Herr und Mann zugleich!  
 Wir fühlen es, im Busen Deine Krone,  
 Und unser Herz beugt drum sich tief vor Dir.  
 Doch laß uns zur Betrachtung gehn und Trauer!  
 Schiffbrüchig sind wir all' im Lebensmeere,  
 Daß wir die eignen Trümmer ruhig sammeln.  
 Noch rauscht der Waldstrom dort der Brüder Blut,  
 Und seine Nähe brandet uns an's Herz.  
 Bluttrunken zieht schon grauses Nachtgeflügel,  
 Der armen Brüder Augen auszuhacken, —  
 Und, da sie fern vom Vaterlande fielen,  
 So laß mit unserm Schwerd und blut'gen Nägeln,  
 Lebend'ge Leichen, selbst ihr Grab uns graben,  
 Daß ihr Gebein nicht unser Elend zeige.

## Peter.

O — Menschenäas, — das um Bestattung ächzt  
 Und auf zum Himmel sinkt von heil'ger Erde! —  
 Gott! — — Deine Wage richtet unser Herz! — —  
 (Kleine Pause.)

Zieht hin, Ihr Herr'n! zieht frey und ungehindert,  
 Bringt hier der Menschheit Eures Herzens Zoll  
 Und kündet Eurem Vaterland den Frieden! —  
 Du bist verwundet, Reinschild; nimm mein Pferd —

## Reinschild.

Dein schönes Sattelzeug, — mein Blut besudelt —

Peter.

So schönes Heldenblut schmückt Peters Gaul.

(Man bringt Karls Sänfte.)

Reinschild.

O dieser Anblick will mein Innres sprengen!  
Allmächt'ger Gott! — da naht des Königs Sänfte.

(Er stürzt auf sie zu, fällt auf die Knie, reißt sich dann wieder empor und geht, in Begleitung der andern schwedischen Generale, mit verhülltem Gesicht ab.)

Neunte Scene.

Peter.

Auch uns laßt nicht dem Tode nah' verweilen,

Wir wollen gehn und neues Leben schaffen.

Nach Ruhe lechzt der kampferschöpft' Körper,

Und Wunden fühl' ich um den ärmsten Krieger.

Wie hat der stolze Anblick sich verwandelt!

O Gott! das arme Volk, so bleich und abgemattet,

Die armen Thiere selbst, sie fallen müd'

In's Knie, — das schönste Gras um ihren Huf

Lockt sie nicht zum Genuß. —

Wohlan! Sogleich

Die größten Tonnen vor mit Wein! Für so viel

Blut

Ist wahrlich wenig Wein; — sie trugen all'

Der Menschheit Elend, und sie sollen nun

Bergeßenheit und Menschenfreuden trinken!

Dann kehret froh, mit den zerschoss'nen Fahnen,

Das Heer zurück in stiller Majestät;

Und Schnitter zieh'n vor uns, mit Sonnenhütten,

Und Greiß erwarten uns in Feyerkleidern.

An Moskwas Thor, und jubelnd hängen Weiber  
Sich an der Kasse Bügel dann und küssen  
Der Gatten Fuß. — Dann, brave Russen, dann  
Soll Euch das Vaterland so hohen Tag belohnen!  
Dem ersten bis dem letzten Krieger seine Kronen. —

(Fernes Victoriaschießen, bis zum Schluß.)

### Soldaten.

Victoria! Victoria!

### Ezeremetef.

O Heil

Und Sieg! — Uns glüht die Stirn, uns schlägt das  
Herz,

Und meine Freudenthräne bricht im Strahl der Sonne;  
Und unser edler Zar, des Beispiel nur  
Allein das Heer zu Wunderthaten reizte,  
Der uns beglückt, — allein blieb unbelohnt?

(Feierlich vortretend.)

Durch Deine Mannszucht war der Russe Sieger.  
Des strengsten Dienstgehorsams eignes Muster,  
Hast Du im Zelte bey Soldatenkost  
Gewacht und tief vom Trommler aufgedient,  
Herr Obrister; darum ernenn' ich Dich,  
Kraft meiner Würd' als Generalfeldmarschall,  
Zum Generalmajor! —

(Peter nimmt den Huth ab, während sich die russischen Generale Hand in Hand in einen Kreis um ihn stellen und gleichfalls den Huth ziehn. Ezeremetef empfängt aus der Hand eines Officiers einen Eichenkranz und setzt ihn Peter auf.)

### Kein Ordensband

Ist heut' mit uns in's blut'ge Feld gezogen,  
Drum frönt den Sieger nur ein Eichenkranz,  
Der Kranz des Ruhms, der Kranz der Völkerliebe,  
Gereicht von Volk und Heer! —

Peter (mit hoher Rührung).

Der Ew'ge gebe  
Am Grabe mir der Tugend Kranz zum Lohn.  
Hinab die Knie! —

(Sie knieen, ohne daß Peter, welcher stehn bleibt, unterbrochen wird.)

Laßt Brust an Brust uns fallen!  
Greif in Dein Herz, o Mensch, des Staubes Sohn! —  
Sieh' die Erschlag'nen froh zum Himmel wallen,  
Und geistig aus den Gräbern Liebe loh'n.  
Ist auch die Schuld bezahlt? — Die Feinde floh'n,  
Und nur Triumphposaunen hör' ich schallen?  
Nein! — Friede, Friede ist der letzte Ton  
Von allen Stimmen, die die Völker lallen;  
Der winke uns von seinem Sonnenthron,  
Der seegne uns in seinen Blüthenhallen,  
Der gebe Rußland seinen ew'gen Namen,  
Darauf ruf' ich aus voller Seele Amen!

(Er sinkt auf's Knie und hält die gefalteten Hände empor.)

Ezeremetef.

Ja, Amen, Amen! Stimmt das Danklied an.

Peter.

Nicht wir, nicht wir, der Herr hat es gethan!

Alle.

Nicht wir, nicht wir, der Herr hat es gethan!

A. Thieme.

## III.

## Allgemeine Ansicht der Geschichte.

(Bruchstück aus einer Vorlesung.)

Der Mensch ist in sich selbst eine unerschöpfliche Quelle von Erkenntnissen (die ihm die äußere Welt um ihn nicht zu eröffnen vermag), wenn er nur der innern Stimme ein aufmerksames Ohr leiht, und nicht den innern Offenbarungen der Gottheit sein Herz verschließt. Allezeit hat es einige erwählte, von der Gottheit besonders begünstigte Menschen gegeben, denen diese Erkenntnisquelle floß, und immer, selbst in den Zeiten der finstesten Barbaren, wird es einige geben, die aus dem Pfade des Gewöhnlichen in den geheimen Kreis der Geweihten treten, und denen eine höhere, als irdische Hand, die Binde vom Auge nimmt. Wer auf die einfachen Prinzipien, die allen Erscheinungen und Begebenheiten der Geschichte zum Grunde liegen, zurückkehrt, der wird ohne Zweifel in ihnen Aufschluß über die wunderbarsten Allegorien und Mythen der ältesten wie der neuern Völker, den ersten Grund aller menschlichen und göttlichen Einrichtungen, ja die ewigen, weisen und unwandelbaren Gesetze finden, nach denen das Universum (Zubegriff von Schöpfer und Schöpfung) besteht und erhalten wird. Diese Gesetze sind ohne Zweifel sehr einfach; wir würden wahrscheinlich erstaunen, wenn wir ihr Wesen durchschauen, ihre

Bestandtheile durchdringen könnten. Wir würden einsehen, warum es eine so große Verschiedenheit unter den Menschen giebt, warum so viele politische Verfassungen, so viele religiöse Systeme sich gebildet haben, warum so viele abweichende Meinungen unter uns Statt finden; und der mystische Schleyer, der uns die Geschichte verhüllt, würde emporrollen.

Welch ein vergebliches Ringen unter den Menschen nach Wahrheit und Licht! Welch ein Kampf mit dem Bösen und den Förderern der Finsterniß auf Erden! Welch ein öfteres Nahekommen dem Licht, und welch ein plötzliches Zurücksinken in die alte Nacht der Irrthümer und Barbaren! Wie oft wird mit dem Gepräge der Wahrheit das gestempelt, was Lüge — unter dem Deckmantel der Tugend das verübt, was Gräuel und Schande in sich enthält. Warum überhaupt so wenig Geist der Wahrheit auf der Welt? Warum eben daher so wenig Ueberredungskraft auf den Lippen der herzlosen Lehrer, die andern den Weg der Wahrheit führen wollen, den sie selbst nie betreten haben? Warum eben daher diese Muthlosigkeit von Seiten derer, die Forschungsbegierde, Durst nach etwas Höherem, als Irdischem, in sich fühlen, und doch den zu früh ersehnten Preis nicht erringen, ungeachtet aller ihrer Anstrengungen, aller der Gefahren, deren sie sich aussetzen, um ihre Kenntnisse zu erweitern, ihre Erfahrungen zu

vermehrten und in einem so großen Kreise, als ihren Fähigkeiten und Kräften angemessen, Gutes zu befördern und Wahrheit fortzupflanzen? Das sind Bemerkungen, die sich bey dem flüchtigsten Ueberblick der Geschichte, der profanen sowohl als der biblischen, der ältern sowohl als der neuern, aufdrängen, die wir nicht allein an dem Menschen, als Individuum betrachtet, sondern auch am ganzen Menschengeschlechte zu machen Gelegenheit haben, die das Verlangen immer erregen, zu einer höhern Welt, als die unsrige ist, emporzuschauen, dort den Trost, die Beruhigung zu suchen, die wir hier nicht finden, wo unser Herz durch so viele Thaten der Nacht und des Gräuels gepreßt wird.

Aber so lebhaft dieses Verlangen in uns auch seyn mag, so sehr wir unsere Hinfälligkeit und das Bedürfniß eines höhern Aufschwungs auch fühlen mögen; so zieht uns doch unsere Schwäche über dem edleren Streben wieder zu Boden. Unser Auge vermag den vollen Glanz des Lichtes nicht zu ertragen; es fühlt sich geblendet, und wir erkennen, daß wir unglückliche Mittelgeschöpfe sind, nicht ganz bewustlos nach sinnlichen Eindrücken handelndes Thier; aber auch noch nicht zu jenem Zustand der Engel reif, die immerdar im Anschauen Gottes schweben und sich seiner Gegenwart erfreuen. Unsanft werden wir an unsere Hinfälligkeit und Ohnmacht erinnert, wie durch

eine unsichtbare Macht von den Pforten des Tempels zurückgeschleudert und knieen anbetend hin, um, an unsere Mangelhaftigkeit erinnert, mit Zittern und sorgfältiger Vorbereitung nur dem Heiligthum zu nahen. Es ist daher nothwendig, wie Plato sagt, das Heiligste mit einem mystischen Gewande zu verhüllen, die wichtigsten Lehrsätze der innern Offenbarung den Augen der Ungeübteren zu entziehen, um sie vor Entweihungen zu bewahren, um falsche Deutungen, Mißbräuche des Heiligen zu verhüten.

Hier sind nur einige wenige schwache Umrisse des großen Gemäldes gezeichnet, nur einige Anklänge aus der großen Harmonie der Unendlichkeit gegeben; und dennoch Winke genug dem, dessen Herz den Zunder enthält, der den geschlagenen Funken empfangen soll; genug dem, dem eine höhere Gottheit das Auge öffnete, um die Einheit in der anscheinend so verworrenen Mannigfaltigkeit, das Ganze in der Einzelheit zu erblicken; zu sehen, wie Gott den Menschen wie ein Kind leitete, um ihn so durch eine unendliche Stufenfolge zur Bervollkommnung zu führen.

Aber auch dazu bedarf es anderer, als der gewöhnlichen Hülfsmittel, des Beystandes des höchsten, unendlichen Wesens, das alles wirkt, was wir vermögen, so daß wir am heiligsten sind, wenn wir Werkzeuge des Heiligen aller Heiligen zu seyn gewürdigt werden. Möchten doch

meine Worte eindringend und voll Salbung seyn! Möchte ich doch das große Tableau so darstellen können, so voll Leben und Interesse, wie es die Hand eines Meisters würde, wie es Raphael that, als er im Vatikan die biblischen Geschichten hinzeichnete; daß mein Vortrag eine ähnliche Wirkung in den Herzen der Zuhörer hervorbrächte durch das Gehör, wie jene unsterblichen Gemälde in dem Beschauer durch das Auge hervorbrachten. Möchten meine Worte Feuer seyn, um aller Herzen zu entzünden, die Beyspiele des Lasters recht abschreckend, die Beyspiele der Tugend recht empfehlenswerth und liebenswürdig zu machen, und also das Reich der Heiligkeit und Reinheit herbeizufördern! Möchten die aufgestellten Thatsachen, die daraus ungezwungen gefolgerten sittlichen Vorschriften doch unauslöschlich in dem Gedächtnisse meiner Zuhörer seyn; möchte mancher stille Seufzer nach Befreyung aus diesem Thale der Thränen in ihrem Busen aufsteigen, mancher Blick zu den bessern Regionen des Friedens und der Glückseligkeit, bey Anhö- rung der Gräuel und der Verderbniß der Menschheit, sich erheben, und mich für den redlichen Eifer, der mich bey meinem Geschäfte leiten soll, belohnen.

Ich fühle die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, deren Lösung ich mich unterzogen habe, die ganze Wichtigkeit des Geschäftes, das ich

auf mich genommen habe, und schreite mit Zittern, mit dem innigen Gefühl meiner Schwäche zur Ausführung. Ich stehe am Rande des unermesslichen Abgrundes, am Eingange des Tempels, der mit stillen aber deutungsvollen Sinnbildern der Vergangenheit geschmückt ist; vor dem großen Räthsel, das ein von der Gottheit nicht besonders Begünstigter nicht zu lösen vermag; dem Heiligthum, dessen Eingang die geheimnißvolle Sphynx bewacht, die jedem Profanen den Eingang drohend verbietet, manchen Unberufenen abhält sich in den schauerlichen Schlund ihrer Reichthümer herabzulassen. Ich schaudere, wenn ich die Bahn überblicke, die ich zu durchlaufen habe, und beginne schüchtern vom Orient, der Wiege aller Kenntnisse und Bildung, dem Ursprunge der ersten Morgenröthe des Lebens. Doch bevor ich noch einen Blick auf den ersten Ursprung des Menschengeschlechts wage, noch einige allgemeine Ansichten, um den Faden festzuhalten, um die Punkte ins Auge zu fassen, die wir nie aus dem Gesichte verlieren dürfen, wenn wir nicht von dem Strome der Begebenheiten fortgerissen werden, wenn wir uns an einigen Zweigen halten wollen, die sich uns am Ufer darbieten.

Der Mensch, *ανθρωπος*, ein zum Himmel frey emporblickendes Wesen (eine Einrichtung seiner Organisation, die ihn vor allen seinen Mitge-

schöpfen vortheilhaft auszeichnet), ward von Gott offenbar zu einem höhern Zwecke erschaffen, als bloß seinen physischen Unterhalt auf dieser Erde zu suchen; und diese seine höhere Bestimmung, die offenbar nicht für die übrigen Geschöpfe nach ihrer innern, schon nach ihrer äußern Einrichtung, Bestimmung seyn konnte, ist Religion. Religion ist die Beziehung aller unserer Handlungen, innerer und äußerer, auf das höchste Wesen, also, daß wir dadurch zur Aehnlichwerdung mit diesem gelangen, und die Kraft des Menschen, alles das zu glauben, d. h. auf Zeugniß eines andern unbezweifelt für wahr zu halten, was Gott zu unserer Heiligung uns befohlen und offenbart hat. Die Religion zerfällt in zween Hauptzweige, in die, die unsere Heiligung durch einen — und in die, welche unsere Heiligung ohne einen Mittler befördert. Die letztere ist eigentlich gar keine, denn wir werden in der Folge aus der ältesten Geschichte der Juden ersehen, daß selbst die ältesten Völker Propheten, d. i. Gesandte Gottes, hatten, die sie über Gegenstände der übersinnlichen Welt belehrten. Ihnen waren selbst Träume, innere Einsprechungen u. dergl., Offenbarungen und Mittler der Gottheit. Der schwache Mensch, seine irdische Hütte von Leinen, immer mit sich umhertragend, an den Staub gefesselt, wovon ihn seine täglichen Wahrnehmungen, bey nur geringer Aufmerksamkeit

auf sich selbst, überführten, fühlte sich viel zu schwach, viel zu sehr mit den Schlacken der Sünde behaftet, als daß er es gewagt hätte, sich ohne Mittelspersonen unmittelbar zum intuitiven Anschauen des Urquells alles Lichts zu erheben; er bedurfte ihn unterstützender, höherer Mächte, die ihn mit dem höchsten, unendlichen Wesen vertrauter machten, und ihm das Reich Gottes herbeiführen halfen. Daher kam ihm die Erkenntniß der Engel und anderer himmlischer Kräfte, welche ihm die Stufenleiter bis zum Unerforschbaren hinauf aufbauten, und den unendlichen Cirkel, dessen Centrum er ist, vollendeten. Natürlich also entstanden in unserer Seele Ideen, die nur eine nachherige Verfeinerung und Verbildung hinwegräsonniren konnte, die aber in dem unverdorbenen, der Offenbarungen Gottes gewürdigten und gewohnten Gemüth eigenthümlich waren. Noch weniger dürfen hier die Sätze der Naturreligion berührt werden, die zwar in jeder Offenbarung enthalten sind, doch aber nur einige wesentliche Grundstützen derselben ausmachen und keines Glaubens, d. h. eines Fürwahrhaltens auf das Zeugniß anderer, bedürfen, da sie in dem Gefühl jedes Menschen gegründet sind.

Uns muß es eine wichtige Frage seyn und zu mannigfaltigen Betrachtungen veranlassen, wie in das Herz des Menschen der Atheismus kam,

daß er sein kaltes, von den Strahlen der göttlichen Liebe nicht erwärmtes Ich an die Stelle der Gottheit setzte, die so lebendig in seiner Seele, wie in ihrem Tempel, wohnte? — zu deren Erkenntniß ihn schon die ganze innere Einrichtung seiner Natur leitete? Wir sehen, ursprünglich und eigenthümlich war ihm der Atheismus nicht. Die Hülflosigkeit, in der er sich in jenem rohen, durch Künsten noch nicht lieblicher gewordenen Zustande befand, da er einige der vorzüglichern Hülfsmittel seines früheren Zustandes verloren hatte, und da er, seiner physischen Beschaffenheit nach, sich unvermögend fühlte, den äußeren Feinden, die ihn umgaben, Widerstand zu leisten, forderte ihn auf, zu übersinnlichen und unerklärbaren Wesen seine Zuflucht zu nehmen, und das ward die erste Quelle der Idolatrie und des Fetisdienstes.

Der einsichtsvolle Bau unserer Erde und der sie umgebenden Gestirne verleitete ihn zur Anbetung der Planeten, jedoch flößten ihm die unendlich mannigfaltigen, und doch nach ewigen Gesetzen auf einander folgenden Erscheinungen der Natur, die seine Seele ergriffen und zur Bewunderung hinrissen, eine, wenn auch verworrene und dunkle, doch lebhaftere und erhabene Vorstellung von göttlichen Kräften ein. Anfangs war dieses Gefühl ein dumpfes Hinbrüten, ein sinnliches Anstaunen; bald ging diese allgemeine Er-

schütterung der Seele aber in Bewunderung und Anbetung über, die Seele fühlte sich zu ergebener Demuth und Gott geweihten Gefühlen gestimmt, und machte diesem Gefühl durch das Gebet Raum.

Einige Gegenstände, z. B. der gestirnte Himmel, der Regenbogen, der Auf- und Untergang der Sonne, machten vorzüglich die Aufmerksamkeit des Menschen rege, und diesen sollte er vorzüglich die Opfer seiner Andacht und seiner Furcht, da sie ihm als der Urquell alles übrigen, und als seiner Verehrung besonders würdig erschienen.

Das dunkle Gefühl suchte der Mensch endlich in einen deutlichen Begriff zu verwandeln. Er gab Gott einen Namen, eine Gestalt, und erhob ihn so auch zu einem Gegenstande seiner Einbildungskraft; er leitete aus ihm die Quelle des Sittengesetzes ab, und also schuf er sich zwar keinen Gott nach den geläutertsten Vorstellungen, aber doch ein Wesen, das ihm Scheu gegen das Laster und Ehrfurcht gegen gute Handlungen einflößte, roh nach seinem Bilde, so wie er nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen war. —

Ich will diese Ideen hier nicht weiter verfolgen, nicht sagen, wie die bald darauf entstandene Philosophie den Menschen bloß mit Begriffen beschäftigte und ihn zuerst verleitete, sein Herz, das würdigste Gefäß der Religion, zu vernachlässigen, — wie er, da er bey genauerer Selbst-

beobachtung entdeckte, daß sein Ich die nächste Ursache aller Handlungen sey, sein Ich an die Stelle der Gottheit setzte; wie zuletzt der Gedanke in ihm erwachte, die Materie als das Principium, als die verborgene Urkraft von allem anzusehen, und so alle Antriebe zum Guten in ihm vernichtet wurden, — die Gottheit als ein eingebildetes Wesen, die Religion nur als eine politische Anstalt betrachtet ward; will nicht sagen, unter welchen verschiedenen Modifikationen und Einkleidungen in der Folge der Atheismus in den Herzen der Menschen Wurzel faßte. Genug, in dem ersten Unschuldstande lag nicht der Keim dieser gräulichen Entwicklung, die für spätere verdorbenere Zeiten aufbehalten war.

Die älteste und zuverlässigste, ja beynahe einzige Urkunde der Geschichte ist die Erzählung Moses. Ueber diese reicht keine hinaus, und das Bestreben derjenigen verdient Verachtung, die uns diese göttliche Quelle verdächtig machen wollen. Bruchstücke von Samhumiatha und andere, die, außer ihrer Unvollständigkeit, die größten Dunkelheiten und Spuren der Verfälschung enthalten, verdienen keine Beachtung. Immer bleibt die Bibel der lauterste Born der Geschichte, aus dem seit Jahrhunderten schon die Völker geschöpft haben. Auffallend ist sogar die Aehnlichkeit vieler indischen Traditionen mit biblischen. Die Geschichte Abrahams und seiner Frau Sara wird

ziemlich kenntlich darin wiedergefunden, bis auf die Namenähnlichkeit. Brahma heißt der oberste Gott dieses Volks, welches nach einer kleinen Versetzung offenbar Abraham ist. Saraswadi, seine Frau, wovon Wadi Frau bedeutet, also Sara. Leicht würde es seyn, ähnliche Namenähnlichkeiten, selbst Aehnlichkeiten der Begebenheiten nicht allein unter den Indiern, sondern auch unter andern morgenländischen, benachbarten Nationen aufzufinden, und so zu zeigen, daß alle Sagen korrupt wieder erzählte, durch das Gehen aus einem Mund in den andern entstellte biblische Traditionen seyn, daß also alle Mythologien, alle Geschichte von dem Ursprunge des Menschengeschlechts aus Einer Quelle entfloffen. Ich werde also auch die Bibel zum Grunde legen, und mich an der Kosmogonie nach der Erzählung Moses halten. Vorher aber noch einige allgemeine Ansichten, die bey dem Studium der Geschichte nothwendig sind.

Es giebt, wie ich schon vorhin andeutete, zween Principien, aus denen alle Erscheinungen der intellektuellen und Sinnenwelt erklärlich werden können. Das eine ist das gute, das andere das böse Principium. Da drängen sich nun dem Menschen verschiedene Fragen auf, ungeachtet aller Deutlichkeit, mit der er das wirkliche Daseyn dieser beyden Kräfte einsieht, ohne eine derselben zu läugnen, oder beyde in eine zusammen-

zuschmelzen, die ihm bey seinem Interesse für alles, was überirdisch ist, natürlich sind, die er sich aber nicht beantworten kann. Woher kommen diese beyden Urkräfte, haben sie beyde einerley Quelle? War die eine von ihnen früher oder später da, als die andere? Haben sie beyde gleiche Macht, oder stehet der einen über die andere Gewalt zu?

Offenbar sehen wir Wirkungen einer Kraft, welche wir gut, und Wirkungen einer Kraft, die wir böse nennen. Können wir uns auch die Ursachen dieser Beobachtung nicht gleich erklären, so ist doch ihre Richtigkeit unbezweifelt. Der Mensch, als er sich aus dem ersten Schlamm der Unwissenheit zu entwickeln begann, fühlte den wunderbaren, mächtigen Einfluß dieser Urkräfte, und lernte, als seine Fähigkeiten und Anlagen ihrer Reife näher kamen, die Natur und Beschaffenheiten derselben deutlicher erkennen. Er überzeugete sich, daß diese Kräfte weder ein und dieselbe, und nur in ihrer äußern Erscheinung getrennt erschienen, noch einander gleich an Einfluß seyen, so, daß keine derselben der andern überlegen, noch daß sie beyde eines gleichen Ursprungs, noch so, daß keine derselben älter, als die andere sey. Alle Fabeln und Mythologien der entferntesten Völker lehren, daß es einen Zustand auf der Erde gegeben, da das Böse nicht regiert, da der Mensch sich im Stande der Un-

schuld befunden und vertraulichen Umgang mit Gott gehabt habe. Mögen diese Erzählungen immer verdrehte Vorstellungsarten des Pentateuchs seyn, die zu einigen Völkern hinübergegangen; so ist doch so viel gewiß, daß die Ueberlieferung von einem Stande der Reinheit und Schuldlosigkeit des Menschengeschlechtes aus der Vernunft natürlich entsprungen, und auf vorhergegangene Fakta wahrhaft gegründet ist. Es war also eine Zeit, da das Böse keine Macht an dem Menschen hatte, da er, rein und unschuldig, sich den wohlthätigen Einflüssen der Gottheit überließ, ja, da das Böse noch gar nicht da war. Daß der Mensch böse ward, war nur durch Entfernung von seinem Schöpfer möglich, als er diese reine und lautere Quelle verließ, als er nicht mehr von dem göttlichen Lichte erleuchtet, sein Herz nicht mehr von den Strahlen der göttlichen Liebe erwärmt ward; als seine Lippen empfindungslos beteten, und sein Auge mit Schaam und Schande zu dem Urheber der Lichter emporblickte. Je mehr er sich dem Einflusse des Bösen hingab, je schwerer ward es ihm, sich zu seinem Ursprunge zu erheben; je mehr er den Lockungen dieses mächtigen Verführers Raum gab, je unwirksamer war die Stimme des Heiligen an ihm. Und demnach hat das Böse keine Macht an sich, so wie das Gute; doch verliert es alle seine Kraft, wo das Gute regiert, und nie wird

aus dem Guten Böses, so wie aus dem Bösen Gutes erfolgen. Das letztere ist von dem ersteren, seiner Natur nach, unabhängig, und eine Seele, die sich ganz aufrichtig, ganz hingebend, ihrem Urheber weihet, bleibt auf ewig von allen Einflüssen des bösen Principiums frey. Wenn sie alles Andenken an ihren vorigen Zustand verbannt, sich allein von den Strahlen des göttlichen Lichtes durchdringen läßt, nicht ermüdet, sich Gott, ihrem Schöpfer, zu weihen, und seinen Namen zu preisen durch ein reines Herz und gute, heilige Handlungen; wenn sie sich uneigennützig in der Liebe des Nächsten übt, aus reinem Wahrheitsseifer und Wißbegierde nach dem göttlichen Worte forscht; in allem aber sich der Führung der Allmacht unterwirft; dann geschieht es, daß das Böse allen Theil an ihr verliert, und das gute Principium immer mehr Herrschaft in ihr gewinnt.

Das Streben nach Einheit ist dem Menschen so eigenthümlich, daß es nur durch gewaltsame Unterdrückung des ihm ursprünglich eigenen Triebes möglich, ja gewöhnlich geworden ist, gegen dieses Gesetz zu verstoßen. Er fühlt sich von unaufhörlicher Unruhe gefoltert, sobald er sich von dem Gesetze der Wahrheit und der Liebe entfernt; selbst die täuschenden Freuden der Welt haben bittere Vorwürfe zur Folge, nie kann er die innere Stimme der Pflicht und des Gewissens

ganz in sich betäuben, und sich dem Bösen so wie dem beseligenden Gefühl des Guten hingeben.

Unähnlichkeit und Assimilation der Gottheit ist es also, was die ganze edlere Thätigkeit des Menschen erregt. Er hat den ursprünglichen Glanz der ihm angeschaffenen Unschuld und Reinheit verloren, und strebt nur durch gute, mit seinem inneren Gesetz übereinstimmende, Handlungen sich wieder zu reinigen und sich zu seiner Urquelle zu erheben.

Genug davon, und nun noch einige Worte über den Nutzen des Studiums der Geschichte. Wenn wir mit eifriger Wahrheitsliebe in den Büchern der Geschichte forschen, nicht um unsere Thorheiten und Laster mit den Thorheiten und Lastern unserer Vorfahren zu vermehren, nicht um trockene chronologische Tabellen zu entwerfen, nicht um leere Namen aus ihr zu lernen, sondern vielmehr, um uns durch die Beispiele des Bösen abschrecken zu lassen, das Gute desto inniger zu ergreifen und, wo wir es finden, an unser Herz zu drücken, die Nichtigkeit der irdischen Größe, die Verächtlichkeit aller Scheinheiligkeit und alles erborgten Glanzes in ihr kennen zu lernen, die weisen Fügungen der Vorsehung, die auch aus dem Verderben, das der Böse säete, Gutes entsprossen läßt, zu bewundern; dann nützen wir die Geschichte, wie wir sie nützen sollen; dann werden auch wir Gutes erndten, wo

die Hand des Verruchten Böses gesäet hat, und den Namen dessen preisen, der, über alle Klagen und Kurzsichtigkeit der Menschen erhaben, seinen Weg geht und Segen zurückläßt, wo sein allmächtiger Fußtritt gewandelt hat.

---

#### IV.

### Haare und Bart in politischer und religiöser Rücksicht.

(Fortsetzung des S. 44 abgebrochenen Aufsatzes.)

Bei allen Völkern, die auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen, findet das Haarabschneiden als religiöser Gebrauch statt. Vor allem fesseln hier unsere Aufmerksamkeit die Haargelübde.

Gewiß gehören die Haar-Gelübde und Opfer zu den Erstlingsopfern der Alten. Man weihte den Göttern von ihren Gaben etwas, um das Uebrige dadurch zu heiligen und ihm Gedeihen zu sichern — die Erstlinge der Jagd, der Heerde, der Erndte, von der Mahlzeit und vom Trunke. Von jeder Sache war wieder das Erste, Oberste, Hervorragende den Göttern heilig. Beim Opfer waren es, nebst den von dem Haupte des Thieres gerupften Haaren, auch Abschnitzel der Glieder, die man selbst verzehrte. So weihte man auch von

sich selbst den Göttern das Oberste und Erste, die Haupthaare, und der wahnsinnige Lycurg erlangt dadurch Genesung, daß er sich alle Glieder an den Enden beschneidet, und so die beleidigte Gottheit befriedigt \*).

So scheint auch die Tonsur der Geistlichen alter und neuer Zeiten eigentlich eine Erstlingsweihe zu seyn.

So reinigten sich die jüdischen Leviten am Tage ihrer Einweihung mit Abscheeren aller Haare, und Ausfägigen, die vom Priester für rein erklärt waren, wurden die Haare abgeschoren.

Merkwürdig und hierher gehörig sind die Nasiräer, Verlobte Gottes, Gottgeweihte der Juden, das heißt, diejenigen Personen, die ein Gelübde auf sich genommen hatten. Für sie wurden eigene Gesetze von Moses gegeben, unter denen auch das war, sich Haar und Bart nicht zu verschneiden, sondern wild wachsen und umher hängen zu lassen. Ward der Nasiräer während der Zeit zufälligerweise durch einen Todten verunreinigt: so ward er acht Tage nachher beschoren; er mußte opfern und sein Gelübde von neuem anfangen. Nach Vollendung seines Gelübdes wurden die Haare abgeschoren, und ins Opferfeuer auf den Altar geworfen. Ein solcher Mann war Simon. Um seines heiligen Gelübdes willen fiel

---

\*) S. Wof 311 Georg II. und Stat. Theb. VII.

ihm der Muth, da er sich seiner Haare beraubt sah \*).

Auch Josephus erwähnt, daß man in Krankheiten oder andern großen Lebensgefahren das Gelübde that, sich das Haar abzuscheren \*\*).

Von den Aegyptern erzählt Herodotus, daß sie den Göttern vor oder nach ungewissen Vorfällen ihr Haar gelobten. Auch von den Arabern ist diese Sitte bekannt.

Am interessantesten sind uns die Haarge-  
 lübde der Griechen und Römer, wie alle jene  
 Gebräuche, die hiermit in Verbindung standen.  
 Die Griechen, die das Haupthaar der Jünglinge  
 im achtzehnten Jahre, wo sie das Bürgerrecht er-  
 hielten und die Römer, die es im funfzehnten  
 oder sechzehnten Jahre zum erstenmal beschnitten,  
 gelobten dasselbe feyerlich einem Gott, und weih-  
 ten ihm, nach Art der Erstlingsfrüchte, bey der  
 wirklichen Ablegung des Haars, eine Locke \*\*\*).  
 Vorzüglich wurden die Haare gerade den Schutz-  
 göttern der Knaben (*Δεοί των ποταποποι*), den Flüs-  
 sen, dem Apollo, und bey den Athenern der Ar-  
 temis geweiht. Es ist wahrscheinlich, daß in  
 Athen die Haare der Knaben und Mädchen auch  
 den Cumeniden geweiht wurden \*\*\*\*). Einige

\*) 4 Mose 6.

\*\*) Jüdische Geschichte, zweytes Buch.

\*\*\*) Censorinus de die nat. I, 9.

\*\*\*\*) Aeschylus Eum. 3, 32.

reißten sogar nach Delphi, um dem delphischen Gotte die Haare der Söhne zu weihn \*). Damit waren auch Opfer und Weihgeschenke verbunden. Die Haare wurden in prächtige Kapseln gethan und dargebracht \*\*). Mädchen weihten, vor ihrer Verheyrathung, ihr Haupthaar einer Gottheit. Gewöhnlich schnitten die griechischen Bräute sich vor der Hochzeit eine Haarlocke ab \*\*\*). Auch wurden, vorzüglich bey den Römern, die Erstlinge des Bartes feyerlich dargebracht.

Wer den Tempel der syrischen Göttin in Hierapolis besuchen wollte, mußte, sobald er in die heilige Stadt trat, sich das Haupthaar und die Augenbraunen bescheeren lassen. Wie in dieser Stadt, so war in Trözene, in Argolis, ein Gesetz, daß kein Jüngling und keine Jungfrau eher heyrathen durfte, als bis sie dem Hippolytus \*\*\*\*) ihre Haare geopfert hatten. Man ließ allen Knaben von Kindheit an die Haare wachsen, und betrachtete sie als etwas Heiliges, das keine Scheere berühren durfte; sobald sie aber erwachsen waren, schnitt man ihnen im Tempel

---

\*) Theophr. Char. 21.

\*\*\*) Lucian. de dea syra.

\*\*\*\*) Euripid. Hipp. und Herod. 4.

\*\*\*\*\*) Hippolytus, Sohn des Theseus und der Hippolyte, ward von seinem Vater, auf falsche Anklage der Unzucht von Seiten seiner Stiefmutter Phädra, verflucht und, mit diesem Fluche behaftet, von seinen Pferden zerrissen. Aesculap machte ihn wieder lebendig. Er ward im heiligen Haine bey Aricia verehrt.

eine Locke ab, die in kleinen silbernen oder goldenen Vasen, worauf der Name des Gebers stand, als Weihgeschenk im Tempel aufgehängt ward \*).

So weit der Gottesdienst der syrischen Göttin sich erstreckte, und auch in vielen andern Orten, durfte niemand einen Tempel betreten, in dessen Hause jemand verstorben war, bis er sein Haar abgeschoren hatte, und so rein und geweiht worden war. —

Sehr gemein war die Sitte, in Gefahren, zu Wasser und zu Lande, den rettenden Göttern sein Haar zu geloben, und ihnen nachher dasselbe zum Opfer zu bringen. Griechen sowohl als Römer schnitten, in Gefahren zur See, das Haar auch sogleich ab. Im Jahre 1801 wurden auf einem Landgute unweit Stockholm mehrere eherne Antiquitäten, unter einem großen Steine auf einem Hügel, gefunden. Unter andern fand man ein sichelförmiges Schermesser, das aus einer Mischung von Kupfer und Zinn bestand. Die in die samothrakischen Geheimnisse eingeweihten Schiffer mußten sich, in Gefahren zur See, das Haar abschneiden und es den Meeresgöttern widmen. Zener geheime Gottesdienst kam aus Phönicien zu Griechen und Römern, dann auch zu den Germanen und Britten. So konnte diese Reliquie von England aus, wo, nach Tacitus Zeugniß, die

---

\*) Lucian. de dea syra.

Dioskuren verehrt wurden, auch nach Schweden gekommen seyn. Denn die Dioskuren oder Cabiren wurden als Schutzgötter der Seefahrenden verehrt \*).

Viele gelobten ihr Haar, wenn sie in den Krieg gingen, den Göttern, und erfüllten das Gelübde nach der Rückkehr \*\*).

Die Haargelübde und Opferungen spielen besonders in Zeiten des Unglücks und bey dem Tode geliebter Personen eine berühmte Rolle. Lacedämonier und Argiver beschloffen, ihren Streit wegen der Landschaft Thyrea also zu beendigen, daß von beyden Seiten dreyhundert mit einander kämpfen sollten. Der Kampf war so wüthend, daß bey Anbruch der Nacht von sechshundert nur drey übrig waren, zwey Argiver und ein Lacedämonier. Sie geriethen darüber in neue Gefechte, worin letztere siegten. Die Argiver gelobten hierauf durch ein Gesetz: daß keiner sein Haar wachsen und kämmen lassen sollte, bis sie die Landschaft wieder erobert hätten. Auch die Lacedämonier, deren langes Haupthaar und langer Bart Pindars vierter pythischer Siegeshymnus preist, verordneten gleichfalls, die Haare lang wachsen zu lassen \*\*\*).

---

\*) Hallenberg quatuor monumenta aenea. Stockholm 1802.

\*\*\*) Hom II. 23.

\*\*\*\*) Herod. 1. Buch.

Die Alten pflegten auch, wie wir schon im Homer finden, bey der Trauer um geliebte Personen die Haare und Augbraunen zu bescheren \*).

Dieser Sitte gemäß begingen die Einwohner von Byblos in Phönicien, wo ein Tempel der Venus Byblia, Astarte, war, dem Adonis zu Ehren ihre Mysterien \*\*). Seinem grausamen Tode zum Andenken trauerte und weinte das ganze Land, und feyerte an den folgenden Tagen des Festes seine Wiederbelebung. Am Gedächtnistage seines Todes schoren sich seine Verehrer die Haare ab, wie die Aegyptier um den Apis; die Damen aber, die dies nicht thaten, mußten ihre Eitelkeit durch Preisgebung ihrer Reize an einen Fremden büßen \*\*\*).

Im schmerzlichsten Gefühl ihres Verlustes schnitten sich Griechen und Römer Haarlocken ab, und warfen sie auf das Grab des Geliebten oder in die Flamme des Scheiterhaufens. So wie der Opferpriester den Thieren einige Stirnhaare ausriß, die er ins Feuer auf den Altar warf: so opferte der Trauernde seine Haare dem theuren Todten.

Die Angeklagten in Rom ließen sich Bart

\*) Bion Idyl. Adonis.

\*\*\*) Der schöne Adonis, Liebling der Venus, ward von einem wilden Schwein getödtet. Man vergötterte ihn, und er war in der syrischen Religion Symbol der Sonne und der zeugenden Natur.

\*\*\*\*) Lucian de dea syra.

und Haupthaar wild wachsen und schoren sich erst, wenn der günstige Spruch der Richter sie aus der drohenden Gefahr gerettet hatte. Helena erscheint in der Euripidischen Tragödie, Helena, mit abgeschnittenen Haaren vor dem Könige Theoklymenes, um die Erlaubniß zu erhalten, dem Menelaus ein Grabmahl zu errichten; und Agamemnon reißt sogar, im wilden Ausbruch seines Schmerzes, sich die Haare aus und hebt sie hoch empor zu Zeus \*).

Aber auch zu Zaubereyen waren, außer andern Erfordernissen, Haare nothwendig. Sie waren ferner ein gewöhnliches Liebesgeschenk; und da jede Braut schöne Seidenhaare hat, so war gewiß jeder Liebhaber im Besitz eines solchen Pretium affectionis. Aber auch die Geliebte besaß dergleichen vom Bräutigam, und dies kam bey einer doch möglichen Untreue dem Mädchen zu statten. Auf jeden Fall suchten sich getäuschte Geliebte Haare von dem Treulosen zu verschaffen, um durch weisethessalische oder syrische Frauen ihm etwas anzuthun, oder seine Liebe wieder zu erlangen. Hatte man auch die Schuhe und ein anderes Kleidungsstück, was auf seinem Leibe gewesen war, — desto besser; so brauchte man nur diese Sachen mit den Haaren, oder auch allein, unter die eigene oder des Geliebten Thürschwelle, oder mit Räucherwerk auf

---

\*) Homer. II. 10.

glühende Kohlen zu legen. Hatte man die Haare allein: so schürzte man Liebesknoten daraus, das Herz des Geliebten zu verstricken, zu fesseln und ihn herbey zu bannen. Griechen und Römer bedienten sich der Abschnittlinge der Haare und Nägel, welche letztere in Zaubereyen auch große Dienste thaten, zu sympathetischen Kuren, und besonders gegen Fieber. Sowohl der Heiligkeit als auch des mannigfaltigen Nutzens der Haare wegen, war es nicht erlaubt und gut, sich an jedem Tage Haare und Nägel zu beschneiden. Es mußte ein guter Tag seyn, und den kannten nur die — Weisen. Merkwürdig ist das Verbot von Pythagoras: „die Abschnittlinge von Nägeln und Haaren soll man nicht bepi...n“ \*). —

Diese superstitiöse Meinung von dem Haupthaar und Bart hat sich in tausendfachen Modifikationen über den ganzen Erdkreis verbreitet, oder eigentlich ist sie ein Produkt der jedesmaligen Kultur der Völker. Noch jetzt unterscheiden sich viele Völker und einzelne Stände durch eigene Haartracht so wie durch den Bart. Auch in dem christlichen Europa schließen viele von dem Haar auf den Kopf und das Herz des andern so scharfsinnig und richtig, als ob sie einen Drakelstein im Leibe hätten. Weise Männer und kluge Frauen — und es ist bekannt, daß man das bey wenig Wissen-

---

\*) Diogen. Laert. VIII, 17.

schaft am leichtesten seyn kann, — haben aus dem Bart und dem Haar sogleich weg, zu welcher politischen Parthey und zu welchem religiösen System man sich bekennet. Wie die stoischen und cynischen Philosophen, so trugen auch die christlichen Prediger in den ersten Zeiten des Christenthums ihr eigenes Haar und einen langen Bart. Und wer hätte es damals den Lehrern strenger Zucht und der Demuth vergeben, so viel Eitelkeit in Ausschmückung des Körpers zu zeigen, den man bald den Kerker des Geistes, bald den Esel nannte, und an dem, mit einem Worte, nichts Gutes ist! Oder ließ sich etwa der Löwe seine Mähne von einem Barbier verstutzen, oder der Bär von einem Friseur sein zottiges Haar kämmen und salben? Der Naturstand ist doch — natürlich, meinten sie. Freylich vergaßen einige oft, daß zwischen dem Einäden und dem Zottelbär die Wahrheit in der Mitte lag. Nach und nach nahm man auch wirklich allerley Veränderungen mit dem Kopf- und Barthaar vor. Aber noch konnte der große Schritt sobald nicht geschehn, aus der Noth einen Schmuck, aus der Eitelkeit eine Tugend zu machen, und auf der Kanzel und im Beichtstuhl — wie einst Messalinen, Kahlköpfe und Rüdige — eine Perücke zu tragen. Statt daß die geschmackvollen Alten die Fehler der Natur durch Schminken, Salben, falsche Haare und andere Kunstgriffe im Anzug und Puz zu verbergen suchten, ward es endlich am

Hofe Ludwigs des Bierzehnten herrschende Sitte und Zeichen des guten Geschmacks, Puder und Pommeden zu gebrauchen, bloß weil die närrische Tyrannin Mode es so wollte. Je länger und künstlicher nun die Perücken, je dicker sie mit Fett und Puder eingeschmiert waren, desto ehrwürdiger ward nun der Geistliche, desto ächter seine Ortodoxie, statt daß es sonst (besonders bey Mönchen und Einsiedlern) als heilig angesehen wurde, wenn die ungekämmten Haupt- und Barthaare bis an die Kniee hingen. — Der Begriff von Heiligkeit der Tonsur brachte manchen dahin, sein Haupthaar zu opfern. — Doch auch den Perücken schlug endlich die Todesstunde; auch Pommeden und Puder fanden in den letzten Zeiten, wo so manches zu Grabe getragen ward, ihre Todtengräber. Aber siehe! da erwachte plötzlich der durch die Aufklärung der Zeit eingeschlaferte Glaube an die politische und religiöse Wichtigkeit der Haare. „Keine Perücken mehr? Nicht mehr steife Zöpfe? — O alte Religion! O neuer Glaube! Schlichtes Haar? Nicht mehr Puder und Pommede? Alles Große und Erhabene — die Tugend verschwindet mit den Alongenperücken! Wo keine Wolken von Staub mehr den Horizont schwärzen, da wird es Blut regnen! Im Grase liegt die Schlange versteckt. Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! d. h. Hüthe Dich vor dem, den kein Friseur gezeichnet hat!“

Der Märtyrer Bonifacius ward einmal gefragt: ob man sich bey Amtsverrichtungen hölzerner Kirchengefäße bedienen könnte? Seine Antwort ist bekannt, nämlich: „ehemals hatten goldene Priester nur Gefäße von Holz ic. — — —“ So könnte also auch Religion und Staat sehr wohl ohne Perücken und Puder, nach dem Zeugniß des Blutzeugen, bestehen, besonders da der Bart nach und nach seine alten Rechte wieder zu gewinnen strebt. Und in dem Fall könnte man Perücken und Puder recht gern vergessen; denn — sagt, was ihr wollt, im Bart liegt viel — und er war zuweilen prophetischer Natur. Die Pedaseer in Carien, unweit Halicarnaß, hatten einen Tempel der jungfräulichen Minerva, wo eine heilige Jungfrau ihr diente und dem Volke Orakel gab. Wenn den Pedaseern oder ihren Nachbarn irgend ein Unglück begegnen sollte: so wußten sie es sogleich; denn es wuchs der Priesterin — ein großer Bart \*).

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne. Wie einst, so noch jetzt, blüht der Knabe zum Jüngling auf, der Mann reift zum Greise. So hat jedes Volk einmal seine Kindheit gehabt, hat kindisch gedacht und gespielt, sich vor dem Schornsteinfeger gefürchtet und nach den bunten Farben des Regenbogens gegriffen. Auch im männlichen

---

\*) Herod. I.  
Erster Band.

Alter lieben viele die Feenmärchen, gehen nicht gern im Dunkeln und über Kirchhöfe, ob sie gleich bey Ablegung der Kinderschuhe längst schon aus dem magischen Kreise kindischer Phantasien herausgeschritten sind, und in der Helle des Mittags sicheres Schrittes wandeln können. Besteht ein Volk zum größten Theile aus Kindern und Greisen am Verstande; so werden sich auch bey der möglichst allgemeinen Kultur desselben alle jene Symptome des erwachenden und entschlummernden Verstandes finden, die dem philosophischen Geschichtsforscher so viel Stoff zu nützlichem Nachdenken geben.

Mit dieser Betrachtung wollen wir zu den jetzt lebenden Völkern der Erde gehn und sehen, wie sie über Bart und Haare denken, was ihnen dabey schön, ehrwürdig und heilig scheint. Wir wollen dabey immer auf die alten Völker zurückblicken, und werden dann am Ende finden, daß das „Sich über nichts wundern“ immer ein Kennzeichen des Verständigen bleibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

Denkmal eines merkwürdigen Mannes, des  
Herrn Andreas Milz.

So mancher stirbt, von wohlbezahlten Dichtern besungen, und sein Ehrengedächtniß wird durch eine Leichenrede, wohl gar durch ein Denkmal erhalten, indesß mancher merkwürdige Mann unbemerkt zu seinen Vätern versammelt wird, obgleich ihn seine geräuschlose Tugend würdig machte, als Beyspiel im Andenken seiner Mitbürger erhalten zu werden. Das Denkmal eines solchen Mannes wage ich hier aufzustellen, nicht als Lobredner, sondern weil ich den sanften heitern Greis, wegen der rastlosen Thätigkeit, die er als Jüngling und Mann bewies, wegen des Guten, das er als Greis im Stillen that, und wegen seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit lieb und werth hielt; und ich bin belohnt, wenn meine Erzählung, ungekünstelt und anspruchlos, wie der Charakter des Verstorbenen, bey manchem Leser Gefinnungen, den meinigen ähnlich, für ihn erweckt.

Andreas Milz, 1729 zu Königsberg in Preußen geboren, legte sich auf die Chirurgie, und seine Lehrer waren die Doktoren Büttner und Roscius. Ersterer ein vortrefflicher Anatom. Letzterer ein Chirurgus, der hier aber Vorlesungen über Chirurgie, chirurgische Operationen und die Bandagen hielt, war derjenige, bey dem er seine Lehr-

jahre überstand. Er hatte vorher hinlänglichen Schulunterricht genossen, las noch in seinem Alter lateinische und französische Schriftsteller, und hatte auf seinen Reisen die dänische, holländische und portugisische Sprache und verschiedene Dialekte von der Sprache der Neger erlernt. Seine Neigung zum Reisen, wovon ihm noch im hohen Alter eine vorzügliche Anhänglichkeit für Reisebeschreibungen übrig geblieben war, bewegte ihn, der noch überdem ein großer Freund der Thätigkeit war, schon als Jüngling Preußen zu verlassen. Er ging nach Kopenhagen und that seine erste Reise als Schiffsarzt mit einem Grönlandsfahrer nach der Straße Davis; studirte und übte, nach seiner Rückkehr, zu Kopenhagen die Chirurgie, und erwarb sich dort so viel Theilnahme und Beyfall, daß er als dänischer Regimentschirurgus nach Friedrichsburg in Guinea geschickt wurde. Er fand dort Krankheiten, die er in Europa bey nahe gar nicht gekannt hatte, und Wirkungen des Klima's, die ihn in Erstaunen setzten. Wunden, unbedeutend in Europa, wurden hier, wo alles schnell in Fäulniß überging, oft in Kurzem tödtlich. Wein und ähnliche stärkende Mittel erzeugten oft, bey Genesenden angewandt, neue äußerst gefährliche Krankheiten. Er fühlte sich daher, seinem eigenen Geständniß zufolge, in der Nothwendigkeit, seine Kunst von neuem mit Rücksicht auf das Land, worin er lebte, studiren zu

müssen, und fing damit an, die Neger zu beobachten. Schon hatte er durch Annahme ihrer Lebensweise, selbst zum Theil ihrer Kleidung, manches Uebel vermieden, das sonst den neuangekommenen Europäer trifft. Jetzt bemühte er sich, so schnell als möglich die Sprache der Neger zu erlernen. Er forschte darauf nach ihren Heilungsmitteln und der bey ihnen gewöhnlichen Behandlung der Kranken, vereinigte damit die aus Europa mitgebrachten Kenntnisse, und wurde nun, da er sich in seiner Heilungsart nach dem Klima richtete, in kurzer Zeit ein glücklicher und geachteter Arzt. Der holländische Gouverneur zu St. Georgio della Mina, der ihn bey einer Krankheit zu Rathe gezogen hatte, ließ ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen holländische Dienste anbieten. Er verließ nun, nachdem er fünf Jahre zu Friedrichsburg gewesen war, die dänischen Dienste und ging als erster Arzt nach St. Georgio della Mina; doch blieb ihm der Gouverneur von Friedrichsburg so zugethan, daß er, noch verschiedentlich von ihm bey wichtigen Krankheiten zu Rathe gezogen, wieder dahin reiste. Auch erlangte er bey den benachbarten Negern so viel Liebe und ein so großes Ansehn, daß ein benachbarter Oberpriester sich sogar erbot, ihn in die Geheimnisse des Fetichismus einzuweihen; und er bedauerte es jetzt, daß er dies nach seinen damaligen Religionsbegriffen als sündlich abgelehnt habe. Er fand sich dort

so glücklich, daß er gerne seine ganze Lebenszeit in Guinea zugebracht hätte, und war noch immer begeistert, wenn er an seinen dortigen Aufenthalt dachte. Allein nachdem er zehn Jahre zu St. Georgio della Mina gewesen war, fühlte er den Anfang einer Krankheit, welche die Holländer die Ruck nennen. Es ist eine Verhärtung im Unterleibe, wo ich nicht irre, der Leber, die durch eine Seereise und eine Veränderung des Klima's häufig gehoben, im entgegengesetzten Fall aber in wenig Jahren tödtlich wird. Auch er wurde nach seiner Rückkunft in Europa wieder hergestellt, glaubte aber, daß Beängstigungen, die er fühlte, wenn er sich sehr warm bekleidete oder unter einer warmen Bettdecke schlief, davon zurückgeblieben wären. Von dem holländischen Gouverneur wurde ihm die Rückreise nach Europa, als er seinen Abschied forderte, außerordentlich erschwert, und dieses war der Grund, daß er im Unwillen, weil man ihm, so oft ein Schiff nach Europa ging, die Aufnahme aus allerley nichtigen Gründen verweigern ließ, sich mit dem Kapitän eines Handelsschiffes einigte, welches Sklaven nach Surinam führte. Schrecklich waren seine Schilderungen von der Behandlung der Sklaven. Unter andern erzählte er, daß, weil man um den Raum zu ersparen nicht frisches Wasser mitnehmen wollte, die Speisen für alle diese Sklaven mit Seewasser gekocht wurden, wovon schon der bloße Geruch höchst ekelhaft gewesen

wäre; und wenn die unglücklichen Sklaven erkrankten, so wurde deshalb auf ihre bessere Beköstigung oder bequemere Lagerstätte keine Rücksicht genommen. Er selbst erkrankte heftig; die Sorgfalt und Pflege eines ihm treu ergebenen Negers rettete sein Leben. Er ging nun von Surinam nach Holland, von dort nach Kopenhagen und kehrte zuletzt in sein Vaterland zurück. Hier vermählte er sich mit einer jungen Holländerin, die mütterlicher Seits von dem edlen und unglücklichen Cornelius de Witt abstammt; und er besaß noch einige Geräthschaften, die mit dessen Namen und Wappen bezeichnet waren. Er kaufte sich jetzt ein Landgut, verkaufte es aber wieder, nachdem seine Gattin im ersten Wochenbette starb, und wurde nun Erzieher und Lehrer seiner einzigen Tochter, die mit dem Bruder meiner Frau, dem Majormajor zu Königsberg, Hauptmann von Montowtt, verheyrathet wurde, wodurch ich seine Bekanntschaft erhielt. Er hatte die Freude, zwey Enkel zu erleben, und brachte jährlich sechs Monate im Hause seiner Tochter zu; denn er hatte eine ganz eigenthümliche Lebensordnung, von der er nie abwich. An einem bestimmten Tage verließ er Königsberg, um auf dem Lande sechs Monate zuzubringen, und kehrte am bestimmten Tage zurück. Zu gewissen Stunden ging er, ohne Rücksicht auf die Witterung, täglich spazieren, und wich nie von seiner Diät und Lebensweise. Wahrscheinlich

beförderte dies die Erhaltung seiner Gesundheit; denn er war frey von Krankheiten, heiter und im völligen Gebrauch aller seiner Sinne, bis kurz vor seinem Tode. Seine Kunst übte er nicht mehr, außer, wenn er sich auf dem Lande befand, unentgeltlich, und wurde daher von allen den Landleuten in der Nähe seines Sommeraufenthalts und hier zu Königsberg von allen, die ihn kannten, wegen seiner Herzensgüte und Rechtschaffenheit geliebt. Während dem lezt verwichenen Juny-Monat befand er sich zu Linken, seinem ländlichen Aufenthalte. Obgleich einige französische Officiere sich des Greises edelmüthig annahmen, so wurde er doch von den immer hinzuströmenden Haufen einigemal hintereinander völlig ausgeplündert, auch einmal von einem Unbesonnenen die Treppe hinabgestürzt und mußte einige Tage lang jede gewohnte Bequemlichkeit entbehren. Nun erkrankte er, und kehrte krank nach Königsberg zurück. Von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn innigst geliebt und verehrt, boten diese alles für ihn auf; aber er selbst schlug lächelnd jede ärztliche Hülfe mit der Erklärung ab: daß sein Alter seine Krankheit sey und daß bey einem acht und siebenzigjährigen Manne die Kunst des größten Arztes zu Schanden werde. Ungeachtet der steigenden Entkräftung seines Körpers blieb ihm Heiterkeit und Bewußtseyn, bis er am 29sten Oktober sanft entschlummerte, und nach seinem

letzten Willen außs Land gebracht wurde, um dort in der größten Stille an der Seite seiner Gattin beerdigt zu werden. Allein aus der Nachbarschaft hatten sich eine Menge von Landleuten, die ihn liebten und kannten, ihm zum Theil ihre Genesung verdankten, auf dem Kirchhofe versammelt, und ihr Seegen und ihre Thränen, die ihm in die Grube folgten, gaben seiner Beerdigung eine Feyerlichkeit, die oft dem prachtvollsten Leichenbegängnisse gebricht. — Er war nach seinem eigenen Geständniß ein glücklicher Mann, weil er bey ausgezeichnete[r] Gesundheit zufrieden, frey von Nahrungsorgen bis ins höchste Alter gelebt, seine Tochter ihrer Neigung gemäß glücklich verheyrahtet und noch blühende Enkel erlebt hatte. Er sprach gern von seinen Reisen und von seinen Schicksalen; und es sey mir erlaubt, einige Anekdoten, die mir nicht durch Reisebeschreibungen allgemein bekannt zu seyn scheinen, und einige Züge aus seiner Lebensgeschichte so herzusetzen, wie sie mir mein Gedächtniß aufbehalten hat. —

Die Neger, die sich seines Rathes bedienten und von ihm Arzeneymittel erhielten, nannten ihn nicht Arzt, sondern den weisen Priester, und belohnten ihn für seine Mühe gewöhnlich durch ein Stückchen Gold; und wenn ihnen dieses verhältnißmäßig zu groß schien, so bissen sie etwas davon ab.

Einst ließ ein Negerfürst ihn um seinen Bey-

stand und einen Besuch bitten. Er ritt bis an einen dichten Wald. Hier waren ihm schon Neger entgegengeschickt. Sie nöthigten ihn, sich auf eine an Stangen befestigte Matte zu setzen und trugen ihn auf ihren Schultern durch das verwachsene Gehölz, indeß sie sich zugleich häufig ablösten, bis zum Wohnsitz ihres Fürsten. Unweit desselben sah er, unter einem Baume, nach allen vier Weltgegenden vier frisch abgeschlagene Negerköpfe stehen. Er fragte, was dies bedeute? und erhielt zur Antwort: man habe das Leben dieser Menschen den Göttern für das Leben des Fürsten hingegeben. Er fragte: auf wessen Befehl und durch wen dies geschehen sey? Seine Träger aber stellten sich nun, als ob sie ihn nicht verstünden, und gaben ihm weiter keine Antwort. Selbst sein Freund, der Oberpriester, verweigerte ihm einen Aufschluß; er selbst aber wurde hiedurch so schüchtern gemacht, daß er ferner keinen ähnlichen Besuch zu unternehmen wagte.

Der Gouverneur zu Friedrichsburg ließ ihn, als er krank war, zu sich einladen, und er reiste bloß in Begleitung eines Boten und seines treuen Negerflaven, in der Nacht, zu ihm. Die Holländer hatten damals gerade einen Krieg mit den benachbarten Negern, und plözlich wurde er von drey- bis vierhundert derselben umringt. Er verstand ihre Sprache, beschloß aber, sich dies nicht merken zu lassen, sondern erst, wenn er ihren

Entschluß wußte, sie unerwartet anzureden und hiedurch vielleicht auf sie zu wirken. Viele drohten ihm oder schrien heftig, und forderten seinen Tod. Da trat ein betagter Neger in den Kreis; und bey der großen Ehrfurcht, welche die Neger für das Alter hegen, schwiegen nun alle. „Dieser Mann,“ sagte der Neger, „ist kein Krieger, sondern ein Priester, er nimmt am Kriege keinen Antheil, sondern wenn Verwundete unseres Volks als Gefangene ins Kastell gebracht werden, so heilt er sie und sorgt für ihre Genesung; er hat folglich unseren Brüdern Gutes gethan, daher hütet Euch, ihm Leides zu thun.“ Diese Anrede wirkte allgemein, und Milz konnte nebst seinen Begleitern seine Reise ungestört fortsetzen.

Er hatte einen sehr getreuen Neger, den er zum Theil erzogen hatte und in der Folge auch mit nach Europa nahm. Dieser pflegte ihn in einer sehr schweren Krankheit. Nachdem er genesen war, forderte er verschiedene europäische Lebensmittel, die er kurz vor seiner Krankheit gekauft hatte. „Sie sind nicht mehr da,“ erwiederte der Neger, „ich habe sie geopfert.“ Aber Du weißt, fiel er ihm zornig ein, daß sie mir lieb waren. „Gerade deshalb,“ erwiederte der Neger, „habe ich sie geopfert, um Eure Genesung zu bewirken.“ Und es fand sich auch wirklich, daß der Neger diese Lebensmittel, des Nachts, ins Geheim auf den Ball getragen und dort hingelegt hatte.

Auf der Reise nach Surinam erkrankte Milz, und lag ohne Bewußtseyn. Der nämliche Neger verließ sein Krankenbette keinen Augenblick. Einst kam er zum Schiffskapitän und brachte ihm das versiegelte Behältniß, worin Milz Goldstaub und Goldkörner aufbewahrt hatte. „Mich könnten,“ sagte er, „Gram und Nachtwachen, wie ich dies schon fühle, in Kurzem außs Lager werfen. Ich könnte sterben, ein böser Mensch dies Behältniß nehmen; mein Herr aber könnte genesen und glauben, daß ich es vernachlässigt hätte. Hebt es daher doch sorgfältig für ihn auf.“ Dieser redliche Neger starb nachher zu Kopenhagen.

Negerinnen, die mit Europäern in genauer Verbindung gestanden, werden von ihren Landsleuten verachtet. Wenn daher ihre Liebhaber sterben oder nach Europa zurückkehren, so suchen sie neue zu erhalten. Und wenn neue Europäer ankommen, eilen sie ins Kastell, um neue Verbindungen zu knüpfen; ja, es ist sogar gewöhnlich, daß sie, um sich zu empfehlen, ihnen die Zahl der Europäer nennen, die sie bereits reizend gefunden haben.

Die mehresten weiblichen Arbeiten werden durch Sklaven verrichtet. Wenn diese die Wäsche reinigen sollen, so gehn sie in die benachbarten Wälder und bringen eine Menge dort wild wachsender kleiner Zitronen. Sie drücken den Saft aus, legen die schmutzige Wäsche hinein

und kehren sie einigemal um. Hat die Zitronensäure alle Flecken ausgezogen, so wird die Wäsche abgespült, gerollt oder gebiegelt. —

Das Landkrokodill wird in Guinea beynah göttlich verehrt. Finden die Neger ein solches Thier todt, so eilen sie ins Kastell und erbitten sich ein paar Abgeordnete, in deren Gegenwart sie das Thier öffnen, die Galle sorgfältig herausnehmen, einwickeln und an einen Stein binden. Sie fahren alsdann, in Gegenwart der Abgeordneten, auf die hohe See und werfen die Galle ins Meer, die ein äußerst heftiges Gift enthalten soll, womit aber Milz keine Versuche anstellen konnte, weil man durchaus nichts davon verabsolgen ließ.

Wenn Neger unter sich einen Streit haben, der nur durch einen Eid entschieden werden kann, so trinken sie Addun; dies ist eine Rinde, die der, welcher den Eid schwören soll, einnimmt. Er stellt sich dabey unter einen Baum, neben ihm werden einige Krüge gestellt, und die Priester, welche den Addun unter besondern Ceremonien einsegnen, sitzen im Kreise umher. Bekommt derjenige, welcher den Addun getrunken hat, ein Erbrechen, so ist er unschuldig; bekommt er heftige Schmerzen und schwillt er auf, so wird er für schuldig erklärt, und gesteht dies in solchen Fällen mehrentheils selbst ein. Milz stellte einige Versuche mit der Rinde an und fand, daß, wer eine beträchtliche Dosis derselben nimmt und viel

dabey trinkt, mit einem Erbrechen davon kommt, weil die verschluckte Rinde selbst mit dem ersten Sturze davon geht, und er alsdann nichts weiter leidet. Wer hingegen eine kleine Dosis nimmt und nur wenig trinkt, bekommt einen heftigen Schmerz, Uebelkeiten und wohl gar eine Geschwulst. Da es nun in eines jeden Belieben steht, wie viel er aus den Krügen trinken will, und der, welcher ein böses Gewissen hat, gemeinlich nur wenig trinkt, so pflegt diese Art des Eides nicht ganz unwirksam zu seyn.

Wenn die Neger vom Fischfange zurückkehren, landen sie nicht da, wo es am leichtesten ist, sondern suchen vielmehr diejenige Stelle, wo, zwischen Klippen, die heftigste Brandung das Anlanden gefährlich macht. Wird der Kahn umgeworfen, so rettet sich der Neger durch Schwimmen, verliert aber dabey seine Fische und wird ausgelacht. Kommt er hingegen durch seine Geschicklichkeit glücklich ans Land, so trägt er, von seinen Landsleuten bewundert, seine Fische mit einem so stolzen Anstand nach Hause, als ob er den Preis im Tournier erhalten hätte.

Die Lebensmittel werden gewöhnlich für Kolltaback gekauft, der mit der Spanne abgemessen wird. Nun sind die Dattelpalmen in der Nachbarschaft des Forts bereits selten geworden und werden aus Sorglosigkeit nicht angepflanzt. Der Palmwein ist daher verhältnißmäßig nicht wohlfeil.

Wohlhabende Neger schicken in die Wälder, die oft einige Meilen entlegen sind, um dort die Palmbäume anzapfen zu lassen. Die holländischen Soldaten lauern dann den Negern auf, nehmen ihnen den Palmwein ab, gießen ihn in ein anderes Gefäß, geben ihnen das leere zurück und dafür eine oder mehrere Spannen Taback. Der arme Neger wagt es in solchen Fällen nicht, sich dem bewaffneten Holländer zu widersetzen; er muß, um seinen oft strengen Herrn zu befriedigen, sogleich wieder den Rückweg antreten und erhält, wenn er klagbar wird, gar kein Recht, indem der Holländer ihm als Vergeltung dafür den gebührenden Taback gegeben zu haben versichert. —

L. v. Baczkó.

## VI.

## Kriegsanekdoten aus Königsberg.

Der Wunsch der Herren Herausgeber, Anekdoten und die Schicksale einzelner Menschen aus dem so eben beendigten Kriege mitgetheilt zu erhalten, und die Ueberzeugung, daß sehr viele falsche Anekdoten verbreitet werden, haben mich veranlaßt, nur solche Nachrichten anzunehmen, für deren Gewißheit ich bürgen kann; und ich werde deshalb unter Anekdoten, die ich einsende, jederzeit meinen Namen setzen. v. Baczko.

---

Der Obristleutnant Scherer vom 75sten Linienregiment, für dessen militärisches Verdienst sein Ehrensäbel und das Kreuz als Officier der Ehrenlegion bürgt, war ein äußerst heiterer und wohlwollender Mann. In dem Hause, worin er hier zu Königsberg in Quartier lag, wohnten mehrere Familien; hierunter auch ein Landedelmann nebst seiner Gattin. Ihr Gut, nicht weit von Eylau entfernt, hatte bereits viel gelitten, und sie erhielten jetzt auch noch die Nachricht, das Letzte verloren zu haben, indem alles Vieh und alle Pferde weggetrieben und selbst ein Theil des Getreidefeldes durch ein darauf stehendes Lager niedergetreten, ein anderer Theil abfouragirt sey. Scherer trat ins Zimmer der beyden alten

Leute, die über diese traurige Nachricht bis zu Thränen gerührt waren. Er erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache, versuchte sie zu trösten; da er sah, daß dies unwirksam war, verließ er das Zimmer, kam aber nach einer halben Stunde wieder und fand noch die nämliche Betrübniß. Es ist ja Friede! sagte er, und Ihr müßt alles aufbieten Euer Gut zu retabliren. Daß wollen wir gern, lautete die Antwort, aber uns fehlen hiezu die Fonds; und wer wird in dieser drückenden Zeit uns einigen Vorschuß machen? Ich bin, sagte er hierauf, kein reicher Mann, ich habe mir nie die geringste Kleinigkeit mit Unrecht zugeeignet, jetzt kann ich nicht mehr als hundert Louied'or entbehren. Diese will ich gleich aufzählen, Euch meine Adresse geben und Ihr schickt mir nach einigen Jahren, wenn Ihr Euch erholt habt, das Geld zurück. Die beyden Alten lehnten diesen Antrag ab, dankten ihm aber mit der verdienten Herzlichkeit.

Ein schwer verwundeter französischer Artillerie-officier erhielt sein Quartier in einem Hause, worin ein geflüchteter Landedelmann wohnte, der es ihm unter andern erzählte, zwey und siebenzig Pferde verloren zu haben, und daß man hier zu Königsberg wieder für einen wohlfeilen Preis Pferde kaufen könne; er aber müsse den Ankauf unterlassen, weil er die Pferde nicht sicher nach seinem Gute zu schaffen im Stande sey. Kaufen Sie nur, sagte

der Verwundete, der Transport ist meine Sache. Der Edelmann kaufte nun eine beträchtliche Anzahl Pferde, und es stellten sich zwey französische Artilleristen bey ihm ein, um sie auf das Gut zu begleiten. Sie stießen unterwegs auf Verschiedene, die sich dieser Pferde bemächtigen wollten, die aber sogleich abzogen, als die Artilleristen mit drohender Miene riefen, daß diese Pferde für die Artillerie requirirt wären. Und sie kamen hiedurch glücklich nach dem Ort ihrer Bestimmung. —

Die Franzosen ließen dem Muthe der Russen alle Gerechtigkeit widerfahren; und ein französischer Kürassierofficier erzählte, er sey Augenzeuge davon gewesen, daß zwey gemeine russische Soldaten, da sie nur die Wahl zwischen Tod und Gefangenschaft gehabt, sich, um letzterer zu entgehen, selbst die Bajonette in den Leib gestossen hätten.

Am 16ten Juny des Morgens früh kamen zwey französische Soldaten in das Haus des Grafen von Kanitz, wo ihnen ein unvorsichtiger Bediente die Thür öffnete. Alles schloß, nur die beyden hier studirenden Grafen von Kanitz waren aufgeblieben. Die beyden Soldaten waren etwas trunken, forderten Wein, erhielten ihn und wurden völlig betrunken. Sie wollten jetzt in die Zimmer der Schlafenden dringen; diese waren verschlossen und man verweigerte ihnen den Eintritt. Sie wollten jetzt die Grafen ihrer Röcke und Stiefel berauben, diese widersezten sich; indeß der eine

Bruder nach Hülfe rief, schleppten sie den andern ins Souterain des Hauses. Hier trieben sie ihn in die Ecke eines engen Ganges, der eine der Trunkenen schlug ihm mit der Kolbe nach dem Kopfe, der andere stieß ihm mit dem Bajonett nach der Brust; doch durch eine Wendung erhielt er nur eine leichte Schramme, schwebte aber in der größten Lebensgefahr, als ein Dragonerofficier mit einigen Dragonern, der eben vor dem Hause vorüberritt und um Hülfe rufen hörte, sogleich abfaß und in diesem Augenblicke erschien. Die Trunkenen wollten sich auch ihm widersetzen, aber er warf sie zur Erde, ließ sie entwaffnen und verhaften, erkundigte sich nach allen Umständen und versicherte, daß die Menschen den Tod verdient hätten. Die Beleidigten baten selbst, sie mit dieser strengen Strafe zu verschonen. Der Officier ließ nun einen seiner Dragoner zurück, bis er eine Schildwache besorgt hatte, welche dies Haus vorläufig schützen sollte, bis die Einquartierung ankäme. —

Mein ältester Sohn wurde eingeseegnet. Ich kehrte mit ihm, meiner Schwiegermutter, meiner Frau und ältesten Tochter aus der Kirche zurück, als gerade auf einem Markte die Hinteraxe des Wagens brach. Meine Tochter stand im Wagen und bückte sich, als sie den Stoß fühlte, ehe noch der Wagen sank, zum Fenster hinaus; und in dem nämlichen Augenblicke ergriff sie ein französischer Gardesoldat bey den Schultern und zog sie mit

großer Behendigkeit, ehe der Wagen stürzen konnte, durch dies Fenster, und zwey andere Soldaten der französischen Garde eilten herzu, um auch uns aus dem umgestürzten Wagen zu helfen; überhaupt zeichneten sich die Franzosen in vielen ähnlichen Fällen durch Theilnehmung und zuvorkommende Gefälligkeit aus.

Der Obristlieutenant Scherbe vom 11ten Kurassierregiment, ein edler, gebildeter Mann, schrieb aus Groß-Mausdorf bey Elbing an einen seiner hiesigen Bekannten, daß er sich nach dem Schicksale eines verwundeten preußischen Artilleristen erkundigen möchte, der bey der Occupation von Königsberg im Lazareth gelegen, weil er dessen über das Schicksal ihres Mannes bekümmerte Frau zu beruhigen wünsche.

Herr Foret, Haushofmeister des Marschalls Davoust, hörte, als die französischen Truppen zu Domnau einrückten, daß an dem nämlichen Tage eine arme Frau ins Wochenbette gekommen sey und Mangel leide. Er schickte ihr Essen aus der Küche des Marschalls und fuhr damit fort, so lange er in Domnau war.

Zwey Chasseurs kamen zu Domnau in ein Haus, dessen Eigenthümer gerade zum Mittag aß. Sie versicherten, auch guten Appetit zu haben, und man lud sie sehr gefällig ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Es lagen einige silberne Löffel auf dem Tische. Nehmen Sie doch, sagte einer

von den Chasseurs zu der Frau des Hauses, die Löffel fort; uns wird freylich nicht darnach gelüsten, aber es könnte doch vielleicht jemand ins Haus kommen, der anderer Meinung wäre.

Drey französische Officiere lagen zu Königsberg im Löbenicht in Quartier und waren mit ihrer Aufnahme völlig zufrieden; aber vier gemeine Pontoniers, die noch in dasselbe Haus gelegt wurden, machten übertriebene Forderungen. Man zeigte ihnen jetzt die französische Bekanntmachung, daß ihnen der Wirth nichts zu geben schuldig sey. Sie zerrissen den Zettel, unter Fluchen und Schimpfworten, und warfen ihn auf die Erde. Ein hiesiger Studirender, der ihnen den Zettel gereicht hatte und Französisch sprach, sagte gelassen: Ihre Aeußerungen beleidigen mich nicht, wohl aber Ihre Borgesezte. Diesen bin ich Hochachtung schuldig, und muß folglich Ihre Aeußerungen anzeigen. Er ging zum Kommandanten und berichtete diesem den Vorfall; sogleich erhielt er eine besiegelte Charte mit dem Auftrage, solche der Wache vorzuzeigen, welche die Unruhigen sogleich verhaften würde. Dieß erfolgte, und der eine der Pontoniers, der die übrigen aufgewiegelt hatte, blieb nun so lange, als die französischen Truppen in Königsberg standen, in Arrest. Die übrigen wurden ernstlich zur Ruhe ermahnt, und erhielten ein anderes Quartier.

Die Franzosen äußerten durchgängig viel Achtung vor der preussischen Artillerie. „Ihre Artil-

lerie,“ sagte mir einst ein gebildeter Officier, „hat den Beweis geführt, daß der Artillerist sich mehr durch Studium als durch Erfahrung bildet.“

L. v. Baczkó.

---

## VII.

### Der seltene Spieler.

(Eingesandt.)

Wenn gleich Pflichterfüllung keines besondern Lobes bedarf, und der gute Mensch mit dem Bewußtseyn seines Herzens, treu und redlich das Gute nach seinem besten Wissen und Vermögen erfüllt zu haben, zufrieden ist: so verdient dennoch jeder Zug ächter Humanität, woran unser aufgeklärtes Zeitalter eben nicht reich ist, bekannt zu werden. — Im Monat December, bey dem Durchmarsche unserer Truppen durch Mitau, spielte ein gemeiner Husar, am Tage vor seinem Ausmarsche, mit dem Bedienten des Hauses, wo er in Quartier stand, Charten, und gewann von ihm mehrere Thaler und eine silberne Taschenuhr. Hingerissen durch Leidenschaft zum Spiel und wüthend über seinen Verlust, entwendet dieser noch, um das Verlorne wieder zurück zu gewinnen, die Uhr seines Kameraden und verspielt

sie auch. Beyde Spieler trennten sich nun. Aber am Morgen des folgenden Tages stellte der biedere Krieger, beym Abschiede, dem Bedienten sein verlornes Geld und die beyden Uhren mit den Worten wieder zu: „Du handeltest schlecht, daß Du Dein und Deines Mitbruders Eigenthum verspieltest; wolltest Du auch über mich klagen, so würde ich doch, da wir jetzt fortmarschiren, schwer auszumitteln seyn. Bis jetzt lastet aber auf meiner Seele keine schlechte Handlung, und ich will einst die letzte Stunde meines Lebens nicht durch den Rückblick auf ein Bubenstück vergiften. Hier hast Du alles wieder, spiele künftig nie mehr und werde ein besserer Mensch.“

---

## VIII.

### T h e a t e r.

---

#### Deutsches Theater in St. Petersburg.

Seit das eigentliche deutsche Theaterlokal im Kuschelewischen Hause abgebrannt ist, und die Krone das deutsche Theater mit dem russischen und französischen vereinigt hat, scheint seine Existenz ein immer schwächeres Leben zu zeigen. Die Ursachen sind mancherley; hauptsächlich aber die fürs deutsche Publikum unbequeme Lage des sogenannten kleinen Theaters; die Einäscherung der Garderobe und Dekorationen, die nicht wieder ersetzt wurden, weil die Direktion, wie billig, alles was sich aufbringen läßt, an das französische und hernach an's russische Theater wendet; der Mangel interessanter Aktrizen, seit dem Abgang der Demoiselle Löwe; der Mangel an neuen Stücken, theils durch den Krieg hervorgebracht, theils eine Folge der Ersparniß, — endlich die Folge von allem dem, schlechte Einnahmen trotz der seltenen Vorstellungen. Unleugbar ist es auch, daß Petersburg im Grunde kein deutsches Theater braucht, weil selbst den meisten Deutschen die deutschen Sitten fremd, oft zuwider sind. Eben so unleugbar ist es dagegen, daß zur Zeit der Privatverwaltung das deutsche Theater im Ganzen eher besser wie schlechter

gefüllt war, als das französische und russische, welche, Spektakelstücke oder was Neues und recht Pikantes ausgenommen, selbst bis in die abonirten Logen leer sind. Warum? weil man bis jetzt in Rußland mehr in als außer dem Hause lebt. — Womit dieser Zustand zwischen Leben und Sterben, des deutschen Theaters nämlich, enden, oder ob es noch lange so fort vegetiren werde, wissen wir nicht, und sind nicht befugt in der Sache Rath zu geben; wir begnügen uns daher im Lauf dieses Jahres die hauptsächlichsten Vorstellungen nach und nach anzuzeigen. Ein wenig Kritik wird man dabey dem Verfasser verzeihen, denn Richten und Splitterrichten ist eine Schooßunart der Menschen.

Wir holen vorerst eine Vorstellung des verfloffenen Decembers nach.

Kaiser Klaudius, von Kozebue; nachher die deutschen Kleinstädter. Wenn man ganz die Würde fühlen soll, die französische Autoren und Schauspieler dieser Art Stücke im hohen antiken Styl zu geben wissen: so muß man diesen Kaiser Klaudius sehn. Da sinkt der große epische Ton, das erhabene Spiel überall zum bürgerlichen herab. Offenbar hat Kozebue hier mehr an seine Schauspiele, als an seine Oktavia gedacht. Die ganze Anekdote steht überhaupt einem Kaiser zwar wohl an, nur nicht auf dem Theater, wenigstens so behandelt. Es ist zu wenig Repräsentation, zu

wenig Imposantes, zu viel Gutväterliches dabey. — Die Akteurs zeigten, daß sie in dieser Art von Vorstellungen, die dem deutschen Theater nicht sehr geläufig sind, sich fremd fühlten; sie drappirten sich schlecht, und konnten sich nicht zu Römern erheben. Herr Rosenstrauch, als Kalpurn, von Madame Dahlberg, als Flavia, Kallburn genannt, zeigte sich am vortheilhaftesten; Hr. Gebhard gab Beweise von Fortschritten in der Kunst. Madame Dahlberg, zur Strafe für ihren Kallburn, Flavia (zweysilbig) genannt, konnte sich auch diesmal nicht enthalten, alles mit Gefühl zu sagen, gesetzt sie fragte auch nur, wie viel Uhr es ist. Herr Rudisch spielte, wie gewöhnlich, kraftvoll, aber zu wenig kaiserlich; vielleicht schadete ihm auch sein übelstehendes Kostum. All den übrigen Vorzügen dieser Künstler unbeschadet!

Die deutschen Kleinstädter sind zu bekannt, als daß man noch viel darüber sagen dürfte. Nur zwey Bemerkungen werden erlaubt seyn. Die eine, daß die Stelle der Demoiselle Löwe durch eine Aktrice ersetzt ist, die in ihre Rolle zu viel Subrettenwesen bringt. Die hüpfende Munterkeit paßt für das halbe Landmädchen nicht so gut, wie ein bißchen Sentimentalität; und Diners würde einer schelmischen Grisette schwerlich nachgereis't seyn. Die andere Bemerkung, daß die Kleinstädter für manchen im Publikum ein gewisses Nationalinteresse besonderer Art haben; sie machen die Deut-

schen lächerlich, von denen der Einzelne hier geschätzt und geachtet wird, die man aber in Masse, wo nicht haßt, doch gern durchgezogen sieht. Darum hat das Stück ein starkes Publikum und wurde diesmal, wo ich nicht irre, auf Verlangen, und zwar von Nationalen, gegeben. Warum man es nicht übersetzt? —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### N o t i z.

Es sind der Redaktion dieser Zeitschrift von dem Herausgeber eines andern Journals zwey für dasselbe eingelaufene Schreiben mitgetheilt worden, die sich als Widerlegungen einer im Novemberheft der Ruthenia v. J. gelieferten Theaternachricht aus St. Petersburg, ankündigen. Eins derselben ist von einem Herrn „Friedrich Sazenhoven, Sänger und Schauspieler bey dem kaiserl. deutschen Theater in St. Petersburg,“ unterzeichnet und liefert auf vier enggeschriebenen Quartkolumnen einen heftigen Kommentar darüber: daß seine, wie er meint, aus einem falschen Gesichtspunkt gewürdigte Operette der Körbchenflechter „ein Rassenstück“ sey und, als solches, ihren Zweck völlig erreicht habe. Wir wünschen der

Theaterkasse Glück dazu; unmöglich aber kann die Kritik in diesen Glückwunsch einstimmen. Sie hat es nur mit dem Autor zu thun; und da ist es sehr wohl möglich, daß, was jener Segen bringt, diesem nicht immer zum Heil gereicht.

Das zweyte eben so weitläufige Schreiben, von einem Ungenannten, der sich gleichwohl nur zu sehr als ein Mitglied der Bühne verräth, deren Vertheidigung er mit dem unschicklichsten Eifer übernimmt, enthält eine Nomenklatur verschiedener dort gegebenen Stücke, das uneingeschränkteste Lob des ganzen Theaterpersonals und dabey manche unerwogene Ausbrüche des Zorns gegen alle Theaterkritiken, mit besonderem Hinblick auf die oben bezogene. Uebrigens dürften Ton und Styl dieser Schreiberey auf der einen Seite so sehr das Zwergfell in Anspruch nehmen, als sie auf der andern das Bedauern und den Unwillen jedes Gebildeten zu erregen im Stande sind; oder, mit andern Worten: weinen mußte man über den ungenannten Verfasser, wenn man vor Lachen dazu kommen könnte.

Bev aller Bereitwilligkeit von unserer Seite, jeder bescheidenen Rechtfertigung, wo es seyn muß, Gehör zu geben, wird es, nach dem Angeführten, wohl niemanden Wunder nehmen, daß beyde Artikel ihrer ganzen Länge nach hier eben so wenig Platz finden konnten, wie in dem Journal, für welches sie eigentlich bestimmt waren. Daß aber

die Einsender derselben den Druck dieser Arbeiten nur verlangen konnten; darüber muß man — zu ihrer Ehrer — sich billig wundern.

II.

---

## IX.

### M i s c e l l e n.

Unlängst gab Lacepede eine umständliche Beschreibung von einem eyerlegenden vierfüßigen Thier, das die Naturforscher noch nicht kennen. Das Thier befindet sich in der reichen Sammlung des Museums der Naturgeschichte zu Paris. Es hat vier Pfoten, deren jede mit einer Zehe oder Klaue versehen ist. Seine Länge beträgt  $12\frac{1}{2}$  Zoll, die Länge des Kopfs  $2\frac{1}{2}$ , des Schwanzes 4, jeder Pfote  $1\frac{1}{4}$  Zoll. Der Kopf ist platt, der obere Kiefer steht ein wenig vor dem untern hervor; beyde sind mit zwey Reihen kleiner Zähne besetzt. Die Zunge ist kurz, platt und abgerundet; die Nasenlöcher sind wenig von einander entfernt, und stehen am äußersten Ende der Schnauze. Das Auge ist durch das Oberhäutchen, das es bedeckt, sichtbar. Jede Seite des Halses ist mit drey Kiefen versehen, die mit buschigen Frangen besetzt sind. Seine Haut ohne Schuppen, ist klebrig und quer gerun-

zelt, wie die von mehreren Salamandern. Lacedæpede reihet dieses Thier an das Geschlecht der Salamander oder Proteus, indem er es, wegen der Zahl seiner Zehen, durch die Benennung vierzehig unterscheidet. Er vermuthet ferner aus der Gestalt des Schwanzes dieses Thiers und seiner Kiefern, daß es gewöhnlich im Wasser leben muß.

---

Ein Herr Desetables zu Caen hat eine neue mechanische Vorrichtung erfunden, welche auf die Bervollkommnung der Papierfabrikation einen großen Einfluß hat. Die vornehmsten Vortheile dieser Erfindung bestehen darin, daß nicht so viel Handarbeiter, als gewöhnlich, gebraucht werden, an Feuerungsmaterial erspart, und das Papierfabrikat selbst in besonderer Güte und in so großem Format geliefert wird, als durch die bisherigen Vorrichtungen in den Papiermanufakturen nicht hat zu Stande gebracht werden können.

---

Nach einer Zeichnung des verdienten Künstlers Ludwig Wolff in Berlin, hat Meno Haas Friedrich den Großen, in ganzer Figur zu Pferde, in Kupfer gestochen, wie er im Garten von Sanssouci einen Spazierritt macht. Im Hintergrunde

erblickt man das Schloß. — Die Höhe des Kupferstichs beträgt 21 und die Breite 16 Zoll. Die treffendste Ähnlichkeit des Monarchen, die Körperhaltung und das Ganze machen einen frappanten Eindruck.

---

Der durch Unterstützung des Herzogs von Gotha im Orient reisende Russ. Kais. Kollegienassessor Seezen war den 18ten May 1807 in Kahira angekommen und dort von dem französischen Generalkonsul mit außerordentlicher Gefälligkeit aufgenommen worden. Unterm 29sten August schrieb er an seine europäischen Freunde, und unter dem 23sten September v. J. zuletzt an den Baron von Zach. Man erfährt daraus, daß er, vor seiner Abreise nach Aegypten, mehrere bedeutende Exkursionen in Palästina machte. Von Jerusalem bereiste er noch einmal die todte See. Die großen Beschwerden und Unkosten fand er durch die Resultate seiner Beobachtungen hinlänglich belohnt. Sie werden, nebst einer an Ort und Stelle entworfenen Charte, von H. v. Zach in dessen monatlicher Korrespondenz für Erd- und Himmelskunde mitgetheilt werden. Die vielen heißen Quellen und Lavastellen an der Ostseite bestätigen die Vermuthung der Geologen und der verständigen Bibelerklärer. Von Hebron aus besuchte er auch noch das Süd-

ende des todten Seeß. In Hebron erregte seine Gegenwart Verdacht, und es entstand ein Aufkauf seinetwegen. Er nahm einen Beduinenschach zum Führer, und ließ sich auf einer unbekanntem Straße in der Wüste zum Sinai bringen. Von Gaza lief ein Befehl an die Beduinen ein, ihn dahin zu bringen und, wäre er schon abgereist, ihm selbst in der Wüste nachzusetzen. Er brachte sich aber durch eine Beglaubigung des Pascha von Akre außer alle Verlegenheit. Auf der Reise vermehrte er seine Bemerkungen über die Beduinen. Er passirte das Li-Gebirge; die wildeste und unfruchtbarste Emdde in der Welt. Im Katharinenkloster wurde er freundlich aufgenommen. Nirgends fand er eine Spur von französischen Reisenden, da doch kurz vorher der fromme Chateaubriant auch in diesen Gegenden gewesen seyn sollte. Er besah die mächtige Granitkuppe, den Dschibbal Musa und Catrine, und nahm dann eine andere Richtung durch die Wüste nach Suez, wo er Geld erwartete, um von da immer weiter um die ganze Halbinsel herum zu reisen. Das Geld blieb aber aus, und er mußte nach Kahira eilen. Indessen hat er nicht nur sein Tagebuch fleißig fortgesetzt, sondern auch den Ankauf von Manuscripten aufseifrigste betrieben. Uebrigens dauerten die Verwüstungen in Aegypten fort. Der Pascha Mohamed Ally war nach Alexandrien gegangen, um die Engländer zu vertreiben. Noch immer nicht

die geringste Aussicht zur Entwilderung dieses Paradieses!

So weit die Nachrichten von Seezen. Die Reisen in den Orient sind übrigens jetzt so unsicher und von allen Seiten so versperrt, daß auch der Ritter v. Högelmüller in Wien, der seine orientalische Reise durch öffentliche Blätter angekündigt, und dadurch manche sehr interessante Anfragen veranlaßt hat, es für gerathen fand, seine Abreise bis zu friedlicheren Aussichten aufzuschieben.

---

Dr. Gall hat bereits zu Ende des v. J. in Paris öffentliche Vorlesungen gehalten, aber nach allem, was über ihn daselbst im Druck erschienen ist, in Frankreich nicht die Bewunderung gefunden, die er und sein System in Deutschland überall zurückgelassen haben. Unter andern hat ein wichtiger Brief Merciers das Pariser Publikum eine Zeitlang auf Kosten des berühmten Schädellehrers unterhalten. Mercier ist darin der Meinung, daß er weit mehr und wichtigere Entdeckungen machen würde, wenn er seine Aufmerksamkeit, statt auf den Kopf (den er eine boîte osseuse nennt), auf die Hand, und vorzüglich auf den Fuß richten möchte. In diesen letztern Theilen des Körpers fänden sich weit erhabnere, mehr hervorspringende

Stellen, eine unendliche Anzahl von Nerven, Muskeln, Knöchelchen &c., die den reichsten Aufschluß versprechen. Aus dem leichteren und schwereren Tritt, aus dem schnelleren und langsameren Gange lasse sich der ganze geistige Mensch beurtheilen. In Spanien fingen sich die Liebhaften bey dem Fuß an, und der chinesische Fuß spiele eine der ersten Rollen u. s. w. Nachdem er alle Gründe für seine Behauptung erschöpft hat, beschließt er den Brief mit folgendem Zuruf: Docteur Gall! vous verrez ma tête, et moi j'irai examiner . . . . votre pied. . . — Durch diesen Brief hat M. sich jedoch viel Verstärlagen, vorzüglich im Journal de Paris, zugezogen; er hat hierauf aber in einem andern öffentlichen Blatt aufs neue die Vorzüge des Fußes vor allen andern Theilen des Körpers vertheidigt. — Wem fällt hiebey nicht der bekannte Fußgänger Seume und dessen eben so bekannter Wahlspruch ein: es würde besser gehn, wenn man mehr ginge! — Nur muß man nicht auf dem Kopf gehen wollen, wie Mercier und Seume.

---

Eine überraschende Erscheinung in der heutigen Literatur ist ein bey Didot dem Ältern zu Paris erschienenenes Werk: Comentarüi de bello Germanico, auctore Jo. Carr. Serra, Pars I. et

II.; von einem Verfasser, der, als ernannter kaiserl. Resident zu Warschau und als Chargé d'Affaires zu Danzig, an die Vereinigung der Talente eines Staatsmanns und Historikers bey den Alten erinnert.

---

## X.

### N a c h r i c h t.

(Eingesandt.)

Denjenigen meiner deutschen Mitbrüder, welche des Gesichts beraubt sind, deren Einige Erziehung zu eigenhändigem Erwerb, Andere Bildung zum erhöhten Lebensgenusse sich wünschen, melde ich die Eröffnung der in dieser Hauptstadt durch des Königs Großmuth gegründeten Blindenanstalt; der ersten dieser Art in Deutschland, wo beyden Absichten, wie ich hoffe, ein Genüge geschehen kann. Der Zweck meines Unterrichts ist Verfeinerung des Getastß und Gehörs, so wie des moralischen und ästhetischen Gefühls; die Gegenstände desselben sind Mathematik, Geographie, Geschichte, Naturbeschreibung, Schreiben, leichte Handarbeiten, Musik, Sprachen, Religion. Für solche, welche nicht sowohl Erwerb als Lebensfreuden beabsichtigen, kann wohl kein passenderer Aufenthalt als

diese Hauptstadt seyn, wo vorzüglich Vergnügen für das Gehör durch Konzerte in so reichem Maaße Statt finden. Für körperliche Gesundheit werde ich durch kräftige Kost, Bewegung und Baden sorgen. Für Unterricht, Wohnung, Unterhaltung im Institut verlange ich jährlich, sowohl für einen Knaben als ein Mädchen, 300 Thlr., für bloßen Unterricht 100 Thlr. Für Unterricht armer Blinden fordere ich gar nichts; nur kann ich ihnen freylich weder Wohnung noch Kost geben. Berlin.

Dr. August Zeune,  
Vorscher der Königl. Blindenanstalt,  
Gipsgasse No. 11.

---

Druckfehler im Januar = Heft.

S. 51, Z. 10 und 11, statt größern Widersprüchen, lies: größere Widersprüche.

— 75, — 5 v. u., st. Prokurantoren, l. Prokuratoren.

— 76, — 1, st. dies, l. die.

Ebend. — 7, st. den Vorsize, l. dem Vorsize.

---

# K u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t M ä r z.

---

## I.

An Mäcenäs \*).

Horazens zwanzigste Ode des zweyten Buchs.

v — v — v — v v — v v̄  
v — v — v — v v — v v̄  
v — v — v — v — v̄  
— v v — v v — v — v̄

Mit ungewohntem, mächtigem Flügelschlag  
Entschweb' ich einst, ein zwiefacher Säng'er, durch  
Des Aethers lichte Flur, ich weil' auf  
Erden nicht länger, des Meides Sieger

---

\*) Diese Ode scheint eine Frucht der spätern Jahre des Venusiners zu seyn. Er vollendete dies Werk hoher Begeisterung, als der Werth seines Dichtergeistes bereits gehörig gewürdigt, ihm unter den vaterländischen Sängern die gebührende Stelle angewiesen, und seine Gesänge das Entzücken und der Stolz der Gebildeten unter seinen Zeitgenossen waren. Nun erst, nachdem Kenner, eingeweiht in die heilige Kunst der Muse, über ihn gerecht entschieden hatten, war es ihm vergönnt, die Stimme des eigenen Ge-

Meid' ich die Städte. Dürftiger Eltern Sohn  
 Nicht, so wie jetzt, geliebter Mäcenäs, Du  
 Mich, Deinen Sänger, siehst, ich sterbe  
 Nicht und entfliehe dem Strom des Orkus.

Es deckt den Schenkel starrende Haut mir schon,  
 Zum weißen Schwane wandelt das Haupt sich um  
 Und glatt Gefieder sprosset an den  
 Fingern hervor und hinauf zur Schulter,

Und schneller als des Dädalus Sproßling nah'  
 Dem Ufer ich des seufzenden Bosphorus,  
 Den Syrten Libyas und dort der  
 Nordischen Flur mit Gesang des Schwanes.

sichs laut werden zu lassen, sich seine Stelle unter den Lieblingen der Göttin selbst zu nehmen und, im Geiste des Sehers, seinen Gesängen den höchsten Preis, und mit ihnen sich selbst Unsterblichkeit zu verheissen. — Freylich ein kühner Gedanke. Aber der begeisterte Sänger ist nicht er selbst; durch seinen Mund redet die Muse. Die Göttin siehet hell in der Zukunft Dunkel, sie ist es, die ihren Gesängen, dem Götterwerk, unsterblichen Ruhm verheißt.

Und an wen anders sollte der Dichter dies Lied richten, als an den, von dessen Freundschaft er Ruhe und ein sorgenfreyes Leben erhielt? Dem er seine dichterischen Werke, die schönste Frucht dieses Lebens, gewissermaßen verdankte, an Mäcenäs, um seinen Namen zugleich der Ewigkeit entgegen zu tragen.

Der Hauptgedanke des Liedes ist: Ich werde das allgemaine Loos der Sterblichen nicht theilen. Ich sterbe nie; in einen Schwan verwandelt, werd' ich zu den entferntesten Völkern der Erde fliegen und durch meinen Gesang sie entzücken. — Und man muß gestehen, daß nicht leicht eine Weissagung glücklicher in Erfüllung gegangen sey. Selbst die Zeit und der Ort, wo wir dieses schrieben, verkünden laut ihre Wahrheit. d. Ueberf.

Mich nennet Kolchis einst und das Dakervolk,  
 Daß heimlich bebt der Marsenfohrt und die  
 Gelonen, ferne; sinnig lauscht S-  
 veria mir und des Rhodans Trinker.

Hinweg, hinweg mit nichtigem Reichenprunk,  
 Mit Nänien und düsterem Klage-ton,  
 Verbeut das Hammern, laß des Grabmals  
 Eiteles Ehrengeschenk mir ferne.

Liebau.

## II.

Ueber einige Verhältnisse der alten Griechen,  
in Vergleichung mit den unsern.

Die griechischen Geschichtschreiber, Philosophen, Redner und Dichter, die bis auf uns gekommen sind, erfüllen uns mit der größten Achtung gegen ein Volk, das auf einer so hohen Stufe der Kultur stand; und in unseren Tagen, wo der Mensch so wenig Ursachen zur Zufriedenheit erhält, oft mit trübem Blick in die Zukunft sieht, nicht selten an der Gegenwart verzweifelt; in diesem Zeitpunkte, worin der Mensch alles besser als seine eigene Lage und Umgebungen hält, ist es nicht selten, durch Schilderungen des Glücks, welches die Alten genossen, noch die Unzufriedenheit mit der Gegenwart zu vermehren. Um so öfterer werden die Verhältnisse und das Schicksal der alten Griechen gepriesen. Mit wie viel Recht dies geschieht, und ob nicht vielmehr jeder Tag seine Plage habe, und diese auch vormals hatte? darüber mögen die Leser dieses Aufsatzes entscheiden; worin der Kenner freylich nichts Neues, der Dilettant vielleicht manches Zerstreute zusammengestellt finden dürfte. Der Grieche sicherte die eheliche Treue seiner Gattin durch Beschränkung; die Untreue des Ehemanns schien so wenig strafbar, daß die außer der Ehe erzeugten Söhne sogar mit den ehelichen den Vater gemeinschaftlich beerbten. Ueberhaupt weil

die Kosten der Erziehung und Versorgung der Kinder nicht die Eltern, wie gegenwärtig, ängstigte, so war Erwerbung von Vaterfreude zugleich Hauptzweck der Ehe, und dies ging so weit, daß, um sie nicht zu entbehren, bejahrte Spartaner ihre jüngeren Weiber an junge Männer verließen. Dennoch sah' es der Spartaner geruhig an, daß sein schwächliches oder krüppliches Kind sogleich getödtet wurde; und bey den geringen Kosten der Erziehung, - ist die Aussetzung der Kinder bey den gebildeten Griechen noch um so empörender. Bey ihnen wiesen auch erbliche Stände dem Neugeborenen gleich in der Gesellschaft seinen Platz an; denn bey den gebildeten Griechen war dennoch Sklaverey, und verhältnißmäßig zu der Zahl der Freyen, die der Sklaven sehr groß. Wir wissen, daß der Vater des Demosthenes in seiner Werkstatt hundert Sklaven beschäftigte, daß die Bergwerke der Athener durch Sklaven bearbeitet wurden, daß in dem peloponnesischen Kriege, während die Spartaner sich zu Decelia behaupteten, über zwanzigtausend Sklaven aus Athen entflohen, und im Heere der Spartaner neben einem freyen Bürger fünf bis sechs Heloten kämpften. Das Schicksal dieser Sklaven hing von der Denkart und Laune ihrer Herren ab. Und wenngleich diese oft menschlich waren und ihr Schicksal erleichterten, so war doch selbst die Unschuld der schönen Sklavin vom Gebote ihres Herrn abhängig; und die Spartaner

trugen kein Bedenken, wenn die Bevölkerung unter ihren Heloten zu stark wurde, einige ihrer Bürger mit dem Befehl zur Ermordung einer bestimmten Anzahl dieser Unglücklichen abzusenden, der auch ohne Bedenken und Gewissensbisse vollzogen wurde. Der edelste, gebildeteste Mann, wenn er Kriegsgefangener wurde, oder als Fremder zu Athen eine gewisse Abgabe nicht erlegen konnte, gerieth in Sklaverey; und in dem humanen Athen, wo ein Cimon, wenn er die seinem Vater Miltiades zuerkannte Geldstrafe nicht zu bezahlen im Stande gewesen wäre, sein Leben im Gefängniß hätte beschließen müssen, waren Fremde nicht bloß Abgaben, sondern selbst manchen Erniedrigungen unterworfen. Wir wollen nicht jenes Zeitalter betrachten, worin Griechenland unter kleinen Königen stand oder sich erst zu Republiken ausbildete, und worin die berühmtesten Heroen sich oft die größten Abscheulichkeiten erlaubten. Nicht bloß Sparta, dessen Bürger einzig zu Kriegern erzogen wurden, sondern vielmehr das durch Wissenschaften und Handel gebildete Athen soll uns vorzüglich den Stoff zur gegenwärtigen Betrachtung leihen.

Der Knabe blieb nicht lange unter den Weibern, erhielt daher nicht die weiblichen Eindrücke, die oft in unserm Zeitalter den Männern noch aus der frühesten Erziehung anleben, sondern ein Sklave, mehr ntheils ein nicht ungebildeter Mann, wurde sein Pädagog oder Erzieher. Er lehrte ihn,

sich anständig benehmen, auch wohl lesen und schreiben und sich in seiner Muttersprache fehlerfrey ausdrücken. Keine Erlernung von todten und lebenden Sprachen zwang den Knaben, den schönsten Theil von der Blüthe seines Lebens in den dumpfen Mauern eines Schulgebäudes zuzubringen und dort sein Gedächtniß, wie es nicht selten der Fall ist, auf Kosten des Verstandes zu stärken, und nichts lehrte ihn sflavisch vor der Züchtigung des Schulmonarchen zu erbeben. Die griechische Sprache war völlig ausgebildet, galt in allen Gegenden der damals bekannten Erde, und die Schule gewährte selbst dem Knaben manche Freude. Er lernte sich schriftlich ausdrücken und die schönsten Stellen griechischer Dichter und Redner deklamiren. Unsterblich waren die Helden seines Volks in den Gesängen Homers und Pindars, und ihr Lob entflamnte in seiner jugendlichen Seele den Wunsch, auch einst durch unsterbliche Gesänge Gegenstand der Ehrfurcht und Bewunderung für die Nachwelt zu werden. Er sah die Bildsäulen der berühmten Männer seines Volks und wurde durch sie zur Nacheiferung geweckt. Frühzeitig wurde er mit der Musik bekannt; denn jeder gebildete Mann sang, wenn die Leyer beim Gastmahl umherging, um hiedurch den Frohsinn und die Uterhaltung aufs Neue zu beleben; und daher wurde schon der Knabe in der Tonkunst und auch im Tanze unterrichtet, der nicht, wie in

unseren Zeiten, zugleich ermüdend und entkräftend war, sondern vielmehr den Tanzenden die regelmäßige Haltung des Körpers und die zweckmäßigsten Stellungen lehrte. Nun besuchte er die Gymnasien. Laufen, Springen, das Werfen mit dem Discus (oder der Wurfscheibe) und Ringen wurde hier mit gehdriger Sorgfalt für die Gesundheit, und damit keine körperliche Beschädigung hiebei entstehen konnte, selbst im Daseyn der Zuschauer gelehrt, deren Gegenwart zur Wohlstandigkeit und Vorsicht, aber auch zur Anstrengung und zum Wettstreit reizte. In diesen Gymnasien oder den nahe dabey befindlichen Gängen, Gärten und Sälen lehrten Philosophen und Redner; und der Jüngling von ungeschwächtem Körper, mit einer völlig gebildeten Sprache, die nichts in dem Vortrage seiner Lehrer unverständlich ließ, benutzte jetzt diesen Unterricht. Er fing gewöhnlich mit Geometrie an, dies gewöhnte zum Nachdenken, und nun folgte der Unterricht in den eigentlichen philosophischen Wissenschaften, äußerst populär, zum Theil gesprächsweise, und die erlangten Ideen wurden ihn nun durch Redner auf die zweckmäßigste Weise anzuwenden gelehrt. Die Meisterwerke der Kunst bildeten sein Auge für äußere Schönheit; der Gottesdienst, die feyerlichen Hymnen, selbst die Einweihung gaben seiner Phantasie einen hohen Schwung. Die Schauspiele, an Pracht unsern Opern gleich, schilderten

nur die Schicksale und Thaten griechischer Helden. So wurde er überall an das Vaterland erinnert; nichts, was er im Auslande zufällig sah' und hörte, kam demjenigen gleich, was er schon in seinem Vaterlande kennen gelernt hatte. Nur hier fand er eine Menge von Menschen, die, mit ihm völlig gleich erzogen, auch ihm gleich dachten und empfanden. Ein Glück, das unter uns so höchst selten ist, daß bey uns der gebildete Mann sehr oft ohne Freund und Verbindung isolirt dasteht, indeß bey den gleich gebildeten Griechen überall Tausch der Ideen und, durch Gleichheit der Gesinnungen, wie in Thebens heiliger Schaar, unter einigen hundert Jünglingen der schönste Freundschaftsbund Statt fand. Die Wittwen und Waisen edler Männer, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht hatten, wurden auf Kosten des Staats ernährt und erzogen. Zu Athen wurden die Söhne derer, die fürs Vaterland gefallen waren, nach zurückgelegter Minderjährigkeit, am Schlusse eines großen Festes dem Volke in völliger Rüstung auf dem Theater gezeigt, mit der Erklärung: daß diesen Söhnen edler Väter der Zutritt zu jedem Amte offen stehe. Alles dieses zusammengenommen mußte zur Vaterlandsliebe leiten, und ein Volk von gleicher Erziehung, gleicher Körper- und Geistesbildung mußte unstreitig für das gesellige und häusliche Leben sich in ungleich angenehmern Verhältnissen, als wir, befin-

den. Doch wäre vielleicht ein gewisses Stocken entstanden, weil die Gelegenheit, sich vor dem andern auszuzeichnen, durch gleiche Bildung gerade erschwert wurde, wenn nicht Griechenland in eine Menge kleiner Staaten getheilt gewesen wäre, wovon ein jeder nun wieder den andern zu übertreffen suchte. Dies erzeugte wieder eine Menge kleiner Kriege. Aber wie unter gebildeten Menschen ein jeder um so mehr auf seiner Huth seyn muß, um nicht zu verstoßen, so wachten diese Staaten auch wechselseitig gegen einander, und dies hinderte auf der einen Seite Rohheit, auf der andern ein Entschlummern der auch zuweilen ungeübten Kräfte.

Diese Theilung in viele Staaten hinderte demungeachtet nicht die Griechen an gemeinschaftlichen Unternehmungen; denn Sprache, Religion und Spiele wurden für sie ein gemeinschaftliches Band. Der große Mann gehörte zwar seinem Vaterlande besonders, aber jeder Grieche that stolz auf seinen Landsmann, dessen Werke er in seiner Muttersprache las, oder dessen Thaten in dieser Sprache der Nachwelt aufbehalten waren. Der olympische Jupiter war allen Griechen heilig, der Ausspruch des Orakels bestimmte gemeinschaftliche Beschlüsse, ganz Griechenland eilte zu den olympischen Spielen und bewies dem Sieger allgemeine Achtung. So war dies Volk, so waren die verschiedenen Anreizungen, wodurch der Keim zum Großen und Schönen belebt und dem Verdienste gehuldigt

wurde. Aber nun auch zum Schatten des Gemäldes. Das Volk, dessen Sinnlichkeit und Phantasie unaufhörlich belebt wurde, und das jede anstrengende und ermüdende Arbeit nicht selbst trieb, sondern solche seinen Sklaven bestimmte, überließ sich auch, durch nichts gezügelt, dem sinnlichen Genuß; und Ausschweifungen, die jetzt zum allgemeinen Gegenstand der Verachtung machen würden, schändeten damals Niemanden. Bildung der Körperkräfte blieb nicht Nebensache, sondern wurde nicht selten Hauptzweck; der Athlete lebte bloß für die gymnastischen Künste, und der Sieger im olympischen Spiele verdankte seinen schnellen Pferden und den Kutscherkünsten einen Ruhm und eine Achtung, die wohl eigentlich nur einzig der Tugend und dem Verdienste gebührt. Beredsamkeit artete nicht selten zur Ueberredungskunst aus; der beredete Bösewicht ward nicht selten frengesprochen, und der bestochene Redner beschwatzte sein Volk zu unzumäffigen, selbst thörichten Beschlüssen. Volksklaune und Volksgunst, oft durch Schmeicheley des großen Haufens und andere niedrige Künste erworben, verschafften nicht nur Aemter und Würden, sondern selbst Beweise der öffentlichen Achtung, indes die Tugend dem Neide preisgegeben, ein Aristides verbannt wurde und ein Miltiades im Gefängnisse starb. Die besondere Liebe für seine Vaterstadt erzeugte oft Ungerechtigkeiten, wie z. B. den Gedanken des Themistokles, die

Flotten der Griechen zu verbrennen, damit die der Athenienser die einzige würde. Bey den Spartanern hingegen erzeugte Neid den Gedanken, Wiederherstellung der Befestigung Athens zu hindern; und obgleich die Besetzung Kadmeas schändlich war, so wurde sie doch von den Spartanern, als dem Vaterlande nützlich, beygehalten. Selbst Philosophie wurde schändlich gemißbraucht, Sophisten zogen umher und lehrten, gegen baare Bezahlung, die Kunst zu glänzen und zu täuschen. Sogar die Einweihungen, die in den eleusinischen Geheimnissen, die, nach dem Zeugnisse eines Isokrates und Cicero, die Menschen besserten und veredelten, wurden gemißbraucht; denn es gab Menschen zu Athen, die durch Einweihungen, Ceremonien und Seegenssprüche übernatürliche Kräfte verleihen, Wunder bewirken, ja sogar das aufgewachte Gewissen einschläfern wollten. Religion, das Heiligste, Ehrwürdigste und Tröstlichste auf Erden, war bloßer Tempeldienst. Der Grieche spottete auf dem Theater, in den Mimen und Satyren, seiner Götter; er trug diese Spöttereyen selbst in seine Kunstwerke über. Er liebte und ehrte folglich seine Götter nicht, deren Immoralität der Tugendhafte mit Abscheu betrachten mußte; und doch warf sich der Priester, der über den kunstverfahreneu, hinkenden Naphaistos des Homer nicht selten gelächelt hatte, mit anscheinen der Ehrfurcht vor seiner Bildsäule nieder, und der, den eigenes

Nachdenken oder die Einweihungen zu Eleusis eines Bessern belehrt hatten, erniedrigte sich bey seinem Tempeldienste sogar zur Heuchelei. Und wemgleich der Athenienser nur Glauben an die Götter, Achtung und Unverletzlichkeit ihrer Bildsäulen und Verschweigung der eleusinischen Geheimnisse forderte; so bewies doch der Tod des Sokrates, den man des Unglaubens wegen verdammt, der Haß gegen Alcibiades und dessen Zurückberufung vom Heer auf den bloßen Verdacht, daß er an der Umstürzung der Hermen oder Säulen Merkurs zu Athen Theil genommen, und die Anklage des Euripides, daß er die eleusinischen Geheimnisse ausgeplaudert, wobey sich dieser bloß dadurch rettete, daß er gar nicht eingeweiht zu seyn bewies, wie weit schon hiedurch Bosheit und Lücke zu gehen im Stande waren. Die Grausamkeit und Intoleranz der Priester wird durch jene Erzählung einleuchtend, daß, als ein Kind zufällig ein von dem Kranze einer Gottheit abgefallenes goldenes Blatt aufhob, die Priester über Kirchenraub schriehen; und als die Verwandten erwiederten, das Kind habe keinen Begriff von der Sache, so wurden ihm, gemäß dem Vorschlage der Priester, Spielsachen und Goldstücke vorgelegt und die Auswahl überlassen. Das unglückliche Kind griff nach dem glänzenden Metall und wurde nun, als mit dem Werthe des Goldes bekannt, wegen Kirchenraubes, zum Tode verurtheilt. Die Undank-

barkeit gegen die edelsten Männer, die, weil sie nicht bey den Vorzeichen eines Sturms die nach einem Seetreffen herumschwimmenden Leichname, um sie in ihrem Vaterlande zu beerdigen, aufgefischt hatten, von den Atheniensern zum Tode verdammt wurden, beweiset, wie viel bloße Vorurtheile zu schaden vermogten. Die inneren Unruhen Athens zur Zeit der Gesetzgebung des Drafo und Solons, als die dreyßig Tyrannen, und die von Thrasybul eingesetzten zehn Männer regierten, schildern uns die Greuel republikanischer Faktionen. Der von Perikles eigentlich, um nicht Rechnung abzulegen, beförderte peloponnesische Krieg zeigte, wie viel Demagogen, um ihres Vortheils Willen, vermogten; und hingegen das Schicksal eines Themistokles und Phocion, wie wenig Talent, Verdienst und Tugend gegen Neid und Undank schützen. Dieser Neid hatte wieder seinen Grund in der gleichen Geisteskultur. Jeder fühlte sich dem andern durch Erziehung und Kenntnisse gleich, betrachtete daher Erhebung eines andern als eigene Beleidigung oder Zurücksetzung. Vaterlandsliebe riß oft zu Ungerechtigkeiten hin, fremde Verdienste wurden verkannt, der Ausländer als eine schlechtere Menschengattung betrachtet und die Bundesgenossen von den Atheniensern mit drückendem Stolze behandelt. Selbst das Studium der Philosophie erzeugte nicht immer Aufklärung des Verstandes, sondern auch nicht selten Sektengeist; kurz,

das Schöne, Edle und Gute hatte, wie immer, das Häßliche, Schlechte und Böse zur Seite, und es hing, wie bey uns, von der Denkungsart und der Sittlichkeit, den Tugenden und Lastern, der Festigkeit oder Schwäche eines jeden Einzelnen ab, ob er, was ihm sein Zeitalter, die Zeitumstände und die Zeitgenossen darboten, zu seiner und seiner Nebenmenschen Zufriedenheit, Ruhe und Glück benutzen wollte, und ob er, um dies zu wollen oder zu können, durch sein Herz und seinen Verstand über den großen Haufen erhaben war, über den wahrlich bloß wissenschaftliche Kultur nicht einzig erhebt.

L. v. Baczkó.

---

## III.

Ueber die verschiedenen Namen des Memel-  
flusses.

Ein Beytrag zur Erläuterung der nordischen Ge-  
schichte durch die Etymologie.

Ein, wie mir scheint, nicht unwichtiges, aber, wegen der noch immer unsichern Grundlage der Etymologie, bisher nicht allezeit mit Glück angewandtes Hülfsmittel, die frühen Wohnsitze der Völker auszuforschen, und daraus auf ihren Ursprung zu schließen, sind die topischen Eigen-Namen, nehmlich der Meere, Flüsse, Berge, Wälder, Länder, Provinzen und Dörter. Sie sind Bruchstücke von den Ruinen der Vergangenheit, welche die Zeit nie ganz zerstören kann, wenn sie gleich hie und da verwittern. Mögen auch Reiche zertrümmert, Völker verpflanzt oder ausgerottet und ihre historischen Denkmale vernichtet werden; immer bleiben sie unzerstörbare Urkunden, wenigstens von der Sprache, welche einst in den Gegenden, wo sie sich befinden, geredet wurde. Kein Volk in der Welt hat sich je durch irgend eine Art von Schwärmerey so weit verleiten lassen, daß es, um die Spuren der Vergangenheit auszutilgen, seine topischen Eigen-Namen gänzlich vernichtet und andre an seine Stelle gesetzt hätte. Bey einigen Namen ist dieß zwar in mehrern Ländern der Fall gewesen, allein nie bey allen in einer ganzen Provinz. So erhal-

ten sich diese Urkunden noch überall. Freylich hat langer Gebrauch, Veränderung in der Volkssprache durch deren-Kultur, und so mancher durch den Wechsel der Begebenheiten motivirte Zufall ihre Form hie und da verändert, und dadurch dem späteren Forscher ihre Herleitung erschwert. Noch viel mehr Mühe haben indessen diesem die Schriftsteller des Alterthums, besonders des Mittel-Alters, durch die nicht immer gleich beobachtete Rechtschreibung dieser Wörter bereitet. Wem fallen nicht hiebei die korrupten Deutschen Namen in den Griechischen und Lateinischen Schriftstellern ein? Ihnen fehlten die der fremden Sprache eigenthümlichen-Laute; daher waren sie zur Verstümmelung gewissermaßen gezwungen. Geht es uns mit den Namen aus fernen Ländern besser? Wie fürchterlich radebrechen wir die Amerikanischen und Polynesischen Namen! Ja, kommt nicht oft der Engländer, Franzose oder Russe in Verlegenheit, wenn er von unkundigen Deutschen seine Ortsnamen aussprechen hört, sie in andern Ländern zu suchen? Und wie verstümmelt und verschieden geschrieben finden wir die Eigen-Namen in den Urkunden des Mittel-Alters! Selbst in den unsrigen, deren höchstes Alter doch noch keine 600 Jahre übersteigt! Oft kann uns nur der Zufall auf die richtige Spur bringen, um sie in unsern nächsten Umgebungen wieder zu finden. Der Grund dieser Abweichungen und der begangenen Fehler in der

Schreibart liegt offenbar in der von den Alten vernachlässigten grammatischen Kultur der Sprache und in ihrer Sorglosigkeit für die richtige Kenntniß der Sprache des Landes, in welchem sie als Fremde lebten. Erst seitdem sich die Pariser Akademie herausnahm, eine Orthographie vorzuschreiben, wich die verschiedene Schreibart in den Französischen Büchern; und bis sich eine solche Sprachdiktatur für die Deutschen geltend machen wird, werden wir noch immer, in der Wahl der Autoritäten für unsre Rechtschreibung, in Verlegenheit seyn. Wenn wir, wie z. B. der Deutsche Orden, nicht auf die Eigenheiten der uns fremden Landessprachen mehr Rücksicht nehmen werden, müssen wir fürchten, auch unsre Nachkommen durch die unvermeidlichen Korruptionen in den Namen ebenso irre zu führen, als unsre Vorfahren es mit uns gethan haben. Einen deutlichen Beweis von Namens = Verdrehung in unsern Gegenden giebt die Weichsel, wofür man in den Autoren und Urkunden folgende Abweichungen findet: Isula, Istula, Instula, Justula, Visula, Bisula, Vistula, Vistillus, Wisle, Viscla, Wischle, Wischel, Wyffel, Weiffel, Wixel, Weichsel.

Die Memel ist besser weggekommen. Man hat sie höchstens in Mümmel verrenkt. Allein ein anderer und ein Umstand von mehr Wichtigkeit, besonders für den Historiker, trifft bey diesem Flusse ein. Er hat mehr als einen Namen, sowohl

bey den frühern Historikern, als bey seinen Anwohnern. Ein Versuch, diejenigen Namen bey den Alten aufzufinden, welche sich als sein Eigenthum rechtfertigen lassen, und aus deren und seiner jetzigen Namen Ableitung zugleich einige historische Resultate zu ziehen, soll der Gegenstand des Folgenden seyn. Vorher noch einige Bemerkungen.

1) Die Flüsse — denn von den Eigen-Namen der Berge, Wälder, Dörter u. s. w. kann ich hier nicht reden, — haben ihre ältesten Namen größtentheils von sehr allgemeinen Beziehungen, und sind demnach ursprünglich, wie die übrigen Arten von Eigen-Namen, fast nur Appellative. Bald zeigen sie bloß einen Fluß an (Elbe, Elbing, [Zifing, kleine Elbe] Oder, Weser, Weichsel), bald die Beschaffenheit seiner Strömung (Rhein, Ruhr), seiner Ufer (Duna, Donau, Don), bald die Bestandtheile seines Wassers (Sale, Mulde, Berra) u. s. w. Liegt ein solcher Charakter in dem Namen nicht, so hat man Ursache zu schließen, daß er nicht der ursprüngliche sey, sondern daß er ihn entweder von Fremden bekommen habe oder historische Andeutungen enthalte. Dies ist z. B. der Fall bey denen Flüssen, welche den Volks-Namen ihrer ehemaligen Anwohner aufbewahren. So erinnert uns die Windau in Kurland an die Wenden, welche von Pomern aus hieher kamen, sich längs diesem Flusse ausbreiteten und ihm den

Namen gaben; die Alle an die Alanen, die Dissa an die Nestier, der Szevus (die Spree) an die Szeven u. s. w.

2) Aus dem Namen eines Flusses läßt sich schließen, zu welcher Nation die an ihm wohnende Völkerschaft gehört habe. Ist dieser Name z. B. ursprünglich Deutsch, so waren seine Anwohner Deutsche; Slavisch, Slaven u. s. w.

3) Führt ein Fluß nur einen Namen in allen Sprachen, so folgt daraus, daß auch nur das eine Volk an ihm gewohnt habe. Der Vater Rhein ist sich überall ähnlich, er mag in einem Griechischen oder Arabischen Autor vorkommen. Ein Beweis, daß von jeher Deutsche an ihm wohnten.

4) Hat ein Fluß mehrere Namen und aus verschiedenen Sprachen, so ist dies ein Beweis, daß mehrere Völker von diesen verschiedenen Sprachen daran gewohnt haben.

5) Die Flüsse in den von den Slaven besetzten Ländern erhielten von ihnen größtentheils andere Namen, und zwar nach dem Namen ihrer anwohnenden Völker.

Keine Gegend von Europa sah vielleicht öfter ihre Bewohner wechseln, als der große Länderstrich zwischen dem schwarzen und Kaspiischen Meer und der Ostsee. Daher haben auch fast alle Flüsse in diesem Bezirk mehrere Namen. Ein solches Fluß = Namen = Register von der Elbe an, der

Haupt = Gränze der Slaven in Nord = Deutschland, würde sehr ansehnlich ausfallen. Wir wollen, nur von der Weichsel an, einige zum Beispiel anführen: Weichsel (Bandalus), Pregel (Skarre), Windau (Rhubon), Düna (Zwina, Winda, Chesi- nus), Dnieper (Borystheneß, Drißna), Dniester (Tyras, Tuleh), Bog (Hypanis), Donau (Ister), Wolga (Rha, Utel) u. s. w. Es ist schon zu vermuthen, daß die beyden großen Naturgränzen, das schwarze Meer samt dem ehemals mit ihm zusammenhängenden Kaspißchen und die Ostsee, zwischen welchen der große Volks = Wechsel geschah, noch reicher an Namen seyn werden. Schon manche Charten enthalten lange Register von den Namen des schwarzen Meeres. Wegen der nahen Beziehung auf den Gegenstand unserer Untersuchung bleiben wir nur bey der Ostsee stehen und weisen kurz auf die Völker hin, von denen die Namen kommen, weil die Beweise hier Weitläufigkeit veranlassen mögten. Die Ostsee heißt bey Tacitus mare Sueuicum, von den Sueven an der Pomernschen und Mekelburgschen Küste, und Germanicum von ihren Deutschen Küstenbewohnern überhaupt, weil er die Nord = und Ostsee für ein Meer hielt. Sinus Codanus heißt ein Theil von ihr bey Plinius, Mela u. a. von den Gothen. Unter mare Venedicum und sinus Venedicus versteht Ptolemäus den Theil der Ostsee längs der Preussischen Küste; denn den Theil von der

Weichsel bis an das Cimbrische Vorgebirge (Jütland) nennt er mare Germanicum, und den Nordöstlichen Theil von Samland an mare Sarmaticum. Adam von Bremen nennt diesen letztern mare Barbarum, auch mare Scythicum von seinen Anwohnern den Tschuden. Die beyden alten Namen der Ostsee, mare Amalchium und Balticum, sind längst und mehrmals von berühmten an der Ostsee ehemals wohnenden Geschlechtern hergeleitet worden; allein ersterer ist wahrscheinlich ein so krasser geographischer Mißgrif, als der neben ihm bey Plinius genannte Fluß Paropamisus, und letzterer verräth seinen Zusammenhang mit den Belten und dem für die Inselbewohner derselben bey Ptolemäus vorkommenden Namen Beltā nur gar zu auffallend. In den Russischen Annalen heißt die Ostsee vorzugsweise das Warāgische oder Wareschkische Meer, von den Warägern. Ob Ostsee von Osten oder von den Nestiern abzuleiten sey? Ich erkläre mich für's Letztere, indem ich an den Scandinavischen Namen derselben, Eystra = Salt, und das Estmere Aelfreds erinnere. Einer der ältesten Namen der Ostsee, den ich hier absichtlich zuletzt anführe, weil er mit dem ältesten Namen der Memel, dem in unsern Gegenden namenreichsten Flusse, in Verbindung steht, ist *mare Cronium*. Plinius versteht darunter den nordöstlichen Theil der Ostsee, vom Vorgebürge Rubeas an (das nach größter Wahrscheinlichkeit

unser Domäne, so wie der Rhubon bey Ptolomäus die Windau ist) bis in den Finnischen Meerbusen hinauf. Die Nordische Geschichte hat schon zwey Herleitungen dieses Wortes gegeben. Die erste von dem Frischen, Wälischen und Bretonischen *croinn crunn*, geronnen, gefroren, weil „Plinius den Namen Amalchium durch gefroren übersetzt und Cronium und Amalchium beynahe für ein und ebendasselbe hält \*).“ Allein ich finde hievon nichts, im Gegentheil macht er zwischen dem Amalchium (dem nördlichsten Theil des Nord-Oceans) und dem Cronium (dem er seine Lage ganz deutlich anweist) einen offenbaren Unterschied. Der Leser entscheide. Hier sind die Stellen. *A Thule unius diei nauigatione mare concretum, a nonnullis Cronium appellatur.* In der andern Stelle: *Septentrionalis oceanus, Amalchium eum Hecataeus appellat, a Paropamiso amne qua Scythiam alluit, quod nomen eius gentis lingua significat congelatum. Philemon Morimarusam a Cimbris uocari, hoc est mortuum mare, usque ad promontorium Rubeas, ultra deinde Cronium.* Geht hieraus eine Identität zwischen Amalchium und Cronium hervor? Worauf bezieht sich *eius gentis lingua*? Auf die Sprache der Landsleute des Hekataeus? oder der Skythen?

---

\*) S. Schözers Nord. Gesch. S. 74.

oder der Kimbern? Gewiß auf letztere am wenigsten, wie es der erste Blick giebt; und doch wird Cronium aus dem Kimbrischen hergeleitet. Ich muß es daher mit der zweyten dort gegebenen Erklärung halten, die das mare Cronium für den Theil der Ostsee ausgiebt, welcher die Küste der Kuren anspült, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Da die übrigen Theile der Ostsee von ihren Küstenvölkern den Namen bekommen, so bekommt ihn auch hier dieser nordöstliche Theil desselben, welcher sonst keinen andern Namen hat.

2) Stimmt der Name Cronium und Curonicum ziemlich genau überein.

3) Zwar erwähnt weder Tacitus noch Plinius hier eines Volks dieses Namens, allein beyde gestehen auch, daß sie diese Gegenden nicht genau kennen. Indessen hat schon Ptolemäus hier die Karbones, die, nach seiner Aussage, am Benedischen Meerbusen am weitesten gegen Norden wohnen. Da die Schriftsteller des Mittelalters auf dieser Küste die Chori, Curi und Kuretes kennen, so ist sehr glaublich, daß Ptolemäus Karbones die Kuren und Plinius Cronium mare die Kurische Küste anzeige. Ptolemäus macht uns überdieß

4) noch einen Fluß namhaft, der in diese Gegend gehört und dessen Namen ganz mit dem des Kronischen Meeres übereinstimmt. Dies ist

der Chronus (Kronis) oder die Memel. Einige halten zwar den Chronus für die Passarge, z. B. der ganz und zu unserm Schaden von uns vergessene Bilibald Virkheymer \*), andre für den Pregel, z. B. Mannert \*\*); die mehrsten aber, seit Cluver, für die Memel. Ich zweifle, daß etwas mehr Wahrscheinlichkeit haben mögte, als dieses, weil

1) die vom Ptolemäus angegebne mathematische Bestimmung über die Mündung dieses Flusses ganz genau mit der Wahrheit übereinstimmt. Er setzt ihn nemlich um fünf Längen-Grade östlich von der Weichsel, aber in gleiche Breite von diesem Flusse.

2). Der Name stimmt mit der Umgegend überein. Die Memel ergießt sich in das Kurische Haf, das von der Kurischen Nehrung eingeschlossen wird, deren Bewohner noch jetzt Kuren genannt werden. Eben so heißen noch die am Memelschen Seestrande wohnenden Littauschen Fischerbauern. Kurland reichte endlich noch bis auf die Zeiten des Ordens bis zu der Memel hinab, daher dieser auch die Stadt Memel, welche der Bischof von Kurland im Jahre 1253 zu seiner Residenz aufgebaut hatte, zu Kurland schlug.

---

\*) In seinem Buch: *Germaniae ex variis scriptoribus explicatio*, wovon ich die seltne Ausgabe, Witeb. 1571, 8. besitze.

\*\*\*) Geogr. der Griech. und Röm. Th. IV. S. 254.

Der zweyte Name, den man der Memel zuschreiben kann, ist Guttalus, bey Plinius. Daß er einen Fluß zwischen der Düna und Weichsel bezeichne und nicht hinter letztere zu setzen sey, sieht man aus der Folge der großen Flüsse, die er aus Germanien ins nördliche Meer fließen läßt. Plinius zählt sie von Osten nach Westen her: Amnes clari in oceanum defluunt, Guttalus, Vistillus siue Vistula, Albis, Visurgis, Amisus, Rhenus, Mosa. Guttalus fängt also Germaniens Gränze gegen Osten an, und die Mosel beschließt sie. Diese Flüsse sind ihm so clari, daß er die Oder ganz ausläßt. Wer ist der Guttalus? Das sagt uns niemand mit einiger Zuverlässigkeit. Man rath auf die Oder. Dagegen streitet die Stelle, welche er bey Plinius einnimmt. Diese veranlaßte schon Hüllmann \*), ihn für die Memel zu erklären. Hier sind noch einige Gründe dafür:

1) An dem Ost-Ufer der Memel haben weder Tacitus noch Plinius Deutsche, aber beyde haben sie an dem westlichen in Preussen, ja die ganze Preussische Küste wird von ihnen als Wohnort der Guttonen oder Gynthonen angegeben.

3) Den Bernsteinfischenden Aestiern wird niemand ihre Germanität absprechen. Diese wohnen hinter dem Pregel, der kein clarus amnis ist, daher muß also der Guttalus ebenfalls hinter dem-

\*) S. dessen krit. Eins. in die Gesch. des Skand. Nordens.

selben liegen. Dort ist aber kein anderer *clarus amnis* als die Memel.

3) Der Name des Flusses Guttalus und der Name der Bewohner Preussens bey Plinius und Tacitus, Gythonen, Guttonen, stimmen sehr überein.

4) Die Memel entspringt in Weiß-Rußland. Diese Provinz heisst noch im Lettischen Guddu-Semme, Gothenland, und deren Bewohner Guddi. Ganz Rußland heisst im Polnisch-Littauschen Gunday, und ein Russe: Gudas, weil der Russische Slaven-Stat sich in Gothischen Provinzen und zwar zuerst in Weiß-Rußland bildete. Das Weitere sehe man in der Ruthenia, Okt. 1807. S. 138.

Eben weil die Russischen Slaven hier Gothen vorfanden, nannten sie diesen Fluß auch

Niemen. Uebersetzt man diesen Namen ins Deutsche; so heisst er der stumme Fluß, von dem Russischen niem, stumm. Die Letten übersezten ihn wirklich in ihre Sprache und nannten ihn Memel, weil stumm auf Lettisch mehms heisst. Jetzt nennen sie, so wie die Polnischen und Preussischen Littauer, ihn freylich nach dem Russischen Namen: Nemmums und Namana; allein früher hieß er bey ihnen, wie die Urkunden ausweisen, Mehmele.

Ein zulänglicher Grund, woher die Russen diesen Fluß „den Stummen“ genannt haben sollten, läßt sich nicht auffinden. Eine Onomatopödie kann er nicht enthalten; der innere Wider-

spruch wäre gar zu groß. Es bleibt nichts übrig, als ihn von dem Namen abzuleiten, mit dem alle Slaven die Deutschen, sogar die nur entfernt zum Deutschen Völkerverwandten: den Nationen, Engländer, Schweden, Dänen u. s. w., belegen. Diese heißen nemlich bey allen rein Slavischen Völkern (Russen, Polen, Böhmen, Lausizern, Krainern, Blachen u. s. w.) Niemcy, d. i. Stumme. Diesen generischen Namen brachten die Slaven bey ihrer Ausbreitung in Rußland mit, sie fanden am Guttalus Deutsche Völker, Gothen, vor, nannten also diesen Fluß, nach seinen Anwohnern, den Deutschen Fluß oder Niemen. Diese Herleitung scheint mir natürlich, so wie sie denn auch mit dem Ursprunge der Namen Chronus und Guttalus übereinstimmt. Nur folgende Fragen könnte man hiewider aufwerfen:

1) Ist es gewiß, daß der Name von den Russen herkommt? Er ist rein Slavisch. Die fernsten Slavischen Völkerverwandten, Böhmen, Mähren u. s. w., hatten hier keine Stimme, und bey den Letten und Littauern findet sich kein diesem Namen ähnliches Wort. Selbst für das Wort stumm und für den Deutschen haben diese eigne Wörter, welches ein Beweis mehr für meine auch in diesen Blättern aufgestellte Behauptung ist: daß sie nicht rein Slavischen, sondern Gothisch = Wendischen Ursprungs sind. Stumm heißt, wie gesagt, im Lettischen: mehms, im Polnisch = Littauschen: ne-

zodis, im Preussisch-Littauschen: nebylys (nicht redend, vom Alt-Preussischen bylati, reden). Ein Deutscher heisst im Lettischen: Wahziß (Wahzeets), in beyden Littauschen Dialekten: Wokie-tis, vielleicht von dem noch im Littauschen üblichen Wort Wokia, die Klugheit. Daß sich die Russischen Slaven auf beyden Seiten des Niemen ausbreiteten, lehrt Nestor, indem er von den Dregowitschen behauptet, sie hätten sich zwischen dem Prczpec und der Düna niedergelassen.

2) Wenn gleich Schriftsteller von Autorität bezeugen, daß der Niemen, wie die Memel von ihrem Ursprunge bis an die Preussische Gränze heisst, bey Einwanderung der Slaven im siebenten Jahrhundert, Gothen zu Bewohnern gehabt habe; so schweigt doch die Hauptquelle aller Russischen Geschichte, der heilige Nestor, darüber gänzlich. Hauptquelle? Aus Scherer's Händen kam Nestor nur als ein beyläufiger Rathgeber, jetzt ist er freylich durch die Autorität und vaste Erudition seines kritischen Vormunds zum Drafel erhoben. Nestor redet von der Ausbreitung seiner Slaven über große Länderstrecken, schildert ihre Sitten, Stats-Einrichtungen u. s. w.; allein kein Wort, ob und was für Menschen sie in den bezogenen Ländern vorgefunden haben. Eine wahrhaftig bedeutende Lücke, wenn Nestor das Haupt-Drafel für die Russische Geschichte seyn soll! Indessen verläßt er uns doch auch hierin nicht ganz; er giebt einen verständli-

chen Wink, den wir, mit Dank gegen Schlözers mühsame Interpretation, hier sehr gut gebrauchen können. Bey Gelegenheit der Länder-Vertheilung nach der Sündflut unter Sem, Cham und Japhet, sagt er, bey dem Abschnitt über den Antheil des Letztern \*): „An dem Warägischen Meere (der Ostsee) sitzen auch (denn vorher hat er Polen, Preussen und Tschuden [Finnen, Esten und Kuren] genannt) Waräger hieher zu, nach Osten, (dies heisst doch wohl, wie Herr von Schlözer bemerkt, bis zu mir nach Kiew herab?) bis an die Semitische Gränze. An eben diesem Meer sitzen sie nach Westen bis nach England und Wälschland.“ Die Semitische Gränze ist nach S. 27 die Wolga. Die Warägen erstrecken sich also, will er sagen, von der Ostsee bis an die Wolga. Offenbar verbindet oder vielmehr vermischt er die Zeiten, die der Noachischen Länder-Vertheilung mit der seinigen. Das darf man ihm nicht verargen, weil man auch ein gleiches Verfahren bey Mose vermuthen darf. Genug, dieser große Länderstrich enthielt eine National-Kette, die an der Nord- und Ostsee anfang (denn Nestor weiß von keiner Absonderung beyder Meere), bis an das schwarze Meer reichte und sich dann zur Wolga hinumzog. An einem andern Ort \*\*) redet Nestor von Warägern jenseits des Meeres und

---

\*) S. Schlözers Nestor II. S. 55.

\*\*) 1. c. S. 154.

Warägern, die im Lande geblieben wären und die Einwohner gemishandelt hätten. Wer sind nun die Waräger? Nestor antwortet \*): Schweden, Norweger, Gothen, Ruffen, Engländer, Gallizier (Gothen in Spanien?), Lechen (Andalusier?), Wälschen (die Normänner in Luna und Pisa?), Römer (die dort herrschenden Deutschen Nationen?), Deutsche, Korliazi (Arelatier?), Venezianer, Franken und andere. Ich habe mir die Erlaubniß gegeben, hier andere Erklärungen einzuschalten, weil mir scheint, Nestor habe unter diesen Namen die ihm bekannten hauptsächlichsten Deutschen Stämme oder die Normännischen Eroberungen aufzählen wollen, wobey er sich aber weder an eine chronologische, noch geographische Ordnung band. Der Name Waräger sagte vielleicht dasselbe, was die Slaven durch Niemzen ausdrücken wollen. So viel ist wenigstens ersichtlich, daß zu den Warägern auch die Gothen gehören, ja andre Schriftsteller verstehen unter den Warägern bloß Gothen \*\*). Weiter darf ich in dieser Untersuchung nicht fortgehen, um meinen Gesichtspunkt nicht aus den Augen zu verlieren. Indessen darf ich wohl noch einige Fragen beyfügen, die sich mir bey Ueberlesung der Stellen im Schlobzerschen Nestor, die vom Ursprunge des Rus-

\*) S. Nestor II. S. 58. Ewers Ursprung des Russischen Staats S. 42 und Scherers Nestor S. 40.

\*\*\*) S. Nord. Gesch. S. 546.

fischen Stats handeln und mit den vorstehenden Untersuchungen in Verbindung zu bringen wären, aufdrängten. Nestor sagt S. 176: „Die Abgesandten der Novgoroder gingen über Meer zu den Ruß-Varäger, die eben solche Varäger sind, als die Schweden u. a. m. und forderten sie zur Regierung auf,“ und gleich hinterdrein S. 189: „Und es wurden von den Niemzen drey Brüder mit ihren Familien gewählt.“ Sollte man hier nicht eine Reise zu Wasser nach Preussen annehmen dürfen? Können die Ruß-Varäger nicht jene Gothen seyn, die noch im neunten Jahrhundert bis an den Fluß Ruß, der ein Arm des Niemen ist, reichten, woher sie sich auch Russen genannt haben mögen? Müßte man unter den Niemzen hier nicht vor allen die Anwohner des Niemen verstehen, zumal da zwey Codices von Nestor ausdrücklich sagen: daß Kurik und seine Brüder aus Preussen gerufen wären \*)? Eine nähere Untersuchung dieser interessanten Materie werden die Leser hier nicht erwarten; sie würde auch einer etymologischen Grübeleyn über den stummen Fluß um so weniger ziemen, da bereits ein lautes Gespräch über dieses Kapitel entstanden ist.

Hennig.

---

\*) S. Nestor II. S. 160 und 171.

## IV.

Haare und Bart in politischer und religiöser  
Rücksicht.

(Beschluß des S. 134 abgebrochenen Aufsatzes.)

In der alten Welt unterschieden sich ganze Völker und einzelne Stände durch die Haartracht. So auch noch jetzt.

Die Chinesen scheeren sich die Haare ab, und lassen hinten nur eine Locke oder einen Schopf stehn, der, zu einem Zopf geflochten, Veneseh genannt wird. Zierlich geflochten, und mit falschen Haaren vermischt, hängt er oft bis auf den Boden herab, und in seiner Länge besteht der größte Staat. Die Hausväter tragen auch einen Knebelbart, den sie beständig glatt streichen und sehr in Ehren halten. Einige pflegen sich fast alle Bart Haare auszuraufen.

Die Haarpuzer in China sind, wie im alten Athen und Rom, auch Barbieri im weiteren Sinne des Wortes. Da der ganze Kopf eines Chinesen, mit Ausnahme des erwähnten Schopfs, beschoren wird, und man diesen Theil des Puzes so vorzüglich achtet; da überhaupt auch nur selten einer dies Geschäft an sich selbst verrichten kann: so muß die Anzahl der Barbieri im Lande ungeheuer groß seyn. Sie setzt besonders in Peking den Fremden in Erstaunen. Bey der großen Volksmenge der Stadt, in der Nähe des glänzenden Hofes: — wie

viel muß es da für den Barbier zu thun geben? Sie haben dort, wie die Schuslicker und Schneider, bewegliche Buden in allen Straßen. Ein jeder hat einen Bambusrohrkorb, der das Rasirzeug, Messerchen, Scheeren und Zangen enthält und zugleich zum Sitz für seine Kunden dient. In einem kleinen Sack verwahrt er die Haare, die man übrigens für ein vortreffliches Düngungsmittel hält. Er reinigt auch die Ohren, schneidet Leichdörner und Nägel ab, zieht die Gelenke, bis sie knacken, zwickt die Nasen und pufft den Rücken. Er macht auf der Straße in der Bude mit seiner Zange unaufhörlich Geräusch, das dem Schwirren eines geborstenen Brummeisens gleicht. Dies ist sein Signal. Aber den Nagel an dem kleinen, zuweilen auch an dem mittelsten Finger, lassen die Vornehmen beyderley Geschlechts sich nicht abschneiden. Dies überlassen sie den Handwerkern und gemeinen Leuten; ein Unterschied muß in der Welt seyn! Die langen Haken an den Fingern, die zuweilen die ungeheure Länge von drey Zoll erreichen, verkünden laut, daß man ein vornehmer Chinese sey und — nicht arbeiten könne.

Verheyrathete Frauen binden die Haupthaare auf der Mitte des Kopfs in einen Knoten, der mit goldenen Nadeln zusammengehalten wird. Die Mädchen schneiden die Haare rings um die Stirn, zwey Zoll über der Wurzel, ab. Doch ist dies letztere nicht allgemeine Sitte.

Die Bonzen oder Priester des Foe lassen sich auch das Peneseh scheeren.

In ganz Indien herrscht unter den Mannspersonen die Gewohnheit, sich das Haar vom Kopf abschneiden zu lassen. Die vornehmen Kasten oder Stände lassen aber einen Büschel derselben auf dem Wirbel stehen, und die vornehmsten unter allen, die Braminen, haben einen Schopf, der dem Peneseh der Chinesen gleicht und, in einen Knoten geknüpft, hinten herunter hängt. Nur wenige Hindus und Muselmänner in Indien lassen sich das Haar am Kinn wachsen; aber fast alle haben Knebelbärte. Doch in Malabar und Karnate lassen sich die Hindus das Barthaar ganz abschneiden, aber nie den Büschel auf dem Haupte. Die Frauenzimmer schlingen ihr Haar in einen Knoten zusammen, oder flechten es in zierliche Flechten, wie die Tänzerinnen. Köstliche Wohlgerüche duften, edle Steine und Perlen strahlen in den Haaren der Damen Indiens, wie in anderen Ländern des Orients.

Die Parsen, Gauren oder Gebern, Nachkommen der alten Perser und Verehrer Zoroasters, von denen eine große Menge in Guzurate lebt, scheeren sich den Bart und das Haar auf dem Kopf ab; hingegen ihre Priester, Mobeds genannt, lassen beydes wachsen. Die Tibetaner reißen sich den Bart aus; die Priester aber tragen, besonders bey feyerlichen Processionen, einen falschen.

Der Bart steht bey den Türken, Arabern und andern Völkern, in fast abergläubischer Verehrung, und sie sehen ihn als eine heilige Zierde an, die Gott den Männern vor dem geringern weiblichen Geschlecht verliehen hat, und der Schwur beym Bart ist keiner der unbedeutendsten; denn wenn nun Gott den falsch Schwörenden strafte: — was bliebe dem Herrn der Schöpfung übrig, wenn der Bart verloren ging?

Die Frauenzimmer in Aegypten lassen ihr Haupthaar wachsen, die Männer ihren Bart; alles andere wird ohne Barmherzigkeit wegbalbiert, nur oben auf dem Hauptwirbel lassen sie einen Haarzopf wachsen, „damit der Engel Gabriel sie an demselben ins Paradies tragen könne.“ Die vornehmen Muselmänner lassen sich auch die Bärte mit wohlriechendem Räucherwerk durchräuchern.

Die Kalmücken haben beschorene Köpfe. An gewissen Tagen wird bey ihnen, wie in China, Indien, der Turkey, und auch in christlichen Ländern, wo man noch die alten, guten vollständigen Kalender hat, das Haupthaar mehr oder weniger beschoren. Die Lamaischen Geistlichen lassen ihr Haupthaar ganz wegscheeren, die Vornehmen aber nur bis zur Scheitel, doch so, daß der überhängende Haarwuchs von hinten die kahle Fläche bedeckt. Bisweilen bescheeren sie den Kopf rings umher auf der Scheitel, den Seiten, dem

Nacken, ohne doch die Haarsflechte zu beschädigen. Das gemeine Volk scheert das Haar gewöhnlich, bis auf einen kleinen Büschel auf dem Hinterhaupt, gänzlich ab. Recht vornehme Köpfe werden von ausgelernten Priestern beschoren, und das stehenbleibende Haar wird dicht am Kopf in einen Zopf geflochten. Frauen und Mädchen tragen es in mehreren Flechten. Die Barthaare rupfen sich die Kalmücken mit einer kleinen Zange aus, und ihre Geistlichen tragen einen Stutzbart. Auf die Ausraufung des Bartes ist eine Strafe gesetzt; im alten Rußland war die Strafe für das Ausraufen des Bartes größer, als für den Mord eines Bauern. Wenn ein vornehmer Mameluk seinem Sklaven die Freyheit giebt, läßt dieser sogleich, als ein Zeichen derselben, seinen Bart wachsen. In Rom sind die Juden der Zierde des Bartes beraubt, weil ihn die Kapuziner und andere Mönchsorden tragen. — Das Haarabschneiden findet sich als entehrende Strafe bey Völkern in allen Welttheilen. Die Chinesen strafen den Diebstahl unter andern auch mit Abschneiden der Haarlocke, deren Verlust bey ihnen für das größte Zeichen von Ehrlosigkeit gehalten wird. Die Frauenzimmer in Indien werden um eines Verbrechens willen selten, oder niemals, mit Leibesstrafe belegt, sondern man setzt sie mit abgeschorenen Haaren auf einen Esel und führt sie so zur Schau durch die Stadt. Auch bey den Arabern besteht die Strafe der Unzucht

im Haarabscheeren. In Darfur giebt es für Männer und Weiber von allen Ständen keine mehr infamirende Strafe, als diese. So straft der dasige Sultan selbst die ersten Männer im Staate. Auch jene alte Sitte, den Gefangenen die Haare abzuschneiden, herrscht noch bey vielen Völkern, so wie sonst die Slaven es allgemein mit denen thaten, die sie im Triumph aufführen wollten \*).

Die angeführten Völker mögen hinreichen, um die Verschiedenheit der Begriffe von der Schönheit und dem Werth der Haare zu zeigen, und wie die Art, sie zu tragen, gewöhnlich die Begriffe von Stand, Würde und moralischem Werth in sich faßt. Wir kommen jetzt zu der heiligen Geschichte des Haupthaars und Bartes, und finden hier die Tonsur der Geistlichen, die Haargelübde und Opfer mit allen übrigen religiösen Ceremonien, wie alles dies in der alten Welt war. —

Ganz ähnlich der Feyerlichkeit, die von den Griechen und Römern bey dem ersten Haarbescheeren der Jünglinge beobachtet ward, ist die *Cesanta* der Hindus. Es ist von ihrem Gesetzgeber Menu den *Bedas* zufolge verordnet, daß die drey vornehmsten *Giadis*, oder Kasten, ihren Söhnen im ersten oder dritten Jahre nach der Geburt das Haupthaar abscheeren sollen. Niedurch werden sie als Günstlinge des Himmels ausgezeichnet, und

---

\* Siehe Barrow, Brown, Wittmann, Olivier u. a. m.

von den Sudra's, die nach Menu's Ausdruck geschaffen sind, den höhern Ständen zu dienen, unterschieden. Bey diesem ersten Haarbescheeren finden auch Opfer und mancherley Festlichkeiten Statt. Dies ist die Cesanta \*).

Die Genossen der vornehmsten Giadi der Hindus sind die Brahmanen oder Brahminen. Sie allein sind fähig, Priester zu werden. Ein solcher ist in der ersten Periode seines Lebens Schüler, in der zweyten vom zwölften Jahre an fähig, Hausvater und wirklicher Priester zu werden. Bey der Priesterweihe, Graha sta genannt, werden ihm die Haare geschoren, nachdem sie vorher mit Wasser besprenkt worden. Und so heißt denn bey den Brahminen, sich die Haare scheeren, so viel, als in den geistlichen Stand treten. Hat er aber die ersten zwey Lebensepochen zurückgelegt und tritt mit ergraute[m] Haupt in den dritten Stand, in den Stand eines Einsiedlers oder Banapra sta: so muß er die Haare auf seinem Haupt und in seinem Bart, wie auch die Nägel sich wachsen lassen. Tritt er hingegen in den letzten und höchsten Grad, wird er ein Biks chu oder Sanjasi, und entsagt der Welt und allem, was ihm darin lieb war, um sich ganz dem spekulativen Leben zu weihen; dann schneidet ihm der Guru, Oberpriester, auch den Kudumi, Haarzopf, das Zeichen

---

\*) Menu's Verordnungen II.

der Priesterschaft, ab, und entbindet ihn so von allen Priestergeschäften. Der Sanjasi läßt nun seine Nägel, Bart und Haare wild wachsen \*).

Die Hindus der drey vornehmsten Stände feyern jährlich in den Tempeln des Schiwen gemeinschaftlich eine gottesdienstliche Haarschur. Dieses Fest heißt vom Monat Awani, wo es gefeyert wird, Awani = Aton. Sie baden sich dann in heiligen Wassern und lassen sich die Haare abschneiden, um für die im verflossenen Jahre begangenen Sünden Vergebung zu erlangen \*\*).

Auch bey den buddhistischen Birmanern, Verehrer des Gaudama, gehen die Priester, Ra = haans, mit geschorenem Haupt und Bart \*\*\*).

Die Dairi, Mikad do, oder geistlichen Erbkaiser von Japan, sind so heilig, daß sie es nicht wagen, weder ihr Haupthaar, noch ihren Bart, noch auch die Nägel jemals abzuschneiden. Erst wenn sie entschlummert sind, schneidet man ihnen diese heiligen Theile ab und hebt sie sorgfältig auf \*\*\*\*).

Die Tahitier halten das Haupthaar für etwas Heiliges, und nehmen es für ein übles Zeichen, wenn man sie daran berührt \*\*\*\*\*).

---

\*) Siehe: Kunde von Indien, Sakontala, die Verordnungen des Menu.

\*\*\*) Sonnerat.

\*\*\*\*) Cymes, Hunter.

\*\*\*\*\*) Kämpfer.

\*\*\*\*\*) Cooks dritte Reise und Hawkesworth.

Aber, so wie bey mehreren alten Völkern, namentlich bey Griechen und Römern, vernachlässigte Haarpflege von einigen als ein Zeichen und Attribut hoher Heiligkeit angesehen ward: so findet man auch bey vielen neuern Völkern Fanatiker in Menge, die durch Ungezogenheit und Monstruosität sich dem Himmel zu weihen glauben. Die Zoghi, Bettelmdnche und Büßende von dem Volk und der Religion der Hinduß, und die Fakire, muhammedanische Hinduß, sieht man immer mit verworrenen, nie durchgekämmten Haaren, die ihnen in fest verknieteten Büscheln, wie die Schlangenhaare am Haupte Megärenß, emporstehn. Sie erinnern, durch ihre völlige Loßsagung von allem Anstand und aller Sittsamkeit, an die alten Gymnosophisten und Samandær in Hindostan, und an die hündischen Philosophen \*).

Im Durchschnitt aber kann man annehmen, daß das Haarbescheeren und die Weihung eines Theils der Haare noch jetzt bey den meisten neuern Völkern herrschender Religionsgebrauch ist. Wie viele Sünder, große und kleine, ließen sich nicht noch auf dem Todtbette die Tonsur geben, um sich den schauerlichen Gang durch das Thal des Todes, als Gottgeweihte, zu erleichtern?

Was aber den Gebrauch, den die Alten von den Haaren zu Zaubereyen machten, betrifft:

---

\*) Elmore, Sonnerat.

so dürfen wir uns nicht erst in fremden Welttheilen umsehen, um ihn wieder zu finden. Abschnittlinge der Haare und Nägel werden noch jetzt in christlichen Ländern von vielen, die aus dem magischen Kreise superstitiöser Vorurtheile nicht herauszutreten wagen, zu allerley Herereyen und sympathetischen Kuren angewandt. Bald leisten sie, in einen Baum eingenagelt, gegen Kopf- und Zahnschmerzen, bald, der Fäulniß übergeben oder in einen Fluß geworfen, kräftige Hülfe gegen Fieber. Die Tahitier begraben ihre und ihrer Kinder abgeschnittene Haare auf den *Moraïs* (Bet-, Opfer- und Begräbnißplätzen); denn sie halten sie für heilig und verwahren sie sorgfältig vor jeder Berührung \*). Auch die Kalmücken sammeln die abgeschorenen Haare, und verstecken sie an einem entlegenen Ort, damit sich ihrer niemand bemächtigen möge \*\*). Dies thun auch die Japaner mit den Schnittlingen der Haare und der Nägel ihres *Dairi* \*\*\*). Denon fand zu *Schendaujeh* in Aegypten den Glauben an einen heiligen, abgestorbenen Baum, als Talisman für alle Bedürfnisse des Orts; die Weiber, die ihre unbeständigen Männer oder Liebhaber wieder an sich bannen wollen, befestigen die Haare derselben mit Nägeln an diesem Baum \*\*\*\*).

\*) Cook und Hawkesworth.

\*\*\*) Bergmann. \*\*\*\*) Kämpfer.

\*\*\*\*) Geschichte der französischen Expedition nach Aegypten.

Die Griechen und Römer rauften und schnitten dem geweihten Opferthiere Haare von der Stirn und warfen sie auf den Altar ins Feuer, als Erstlinge des Opfers. Und der Atride Agamemnon nahm das Messer, das ihm an der Scheide des Degenß hing, und schnitt bey dem Bundesopfer von den Stirnen der Lämmer Haare und theilte sie an die Theilnehmer des Bundes, an die Fürsten der Troer und Achäer aus \*). So erzählt Cook, daß auch bey den unmenschlichen Menschenopfern, die von den Tahitiern bey Krankheiten der Fürsten und überhaupt für ihre Wohlfahrt angestellt werden, der Gebrauch herrscht, vom Kopfe des unglücklichen Menschenopfers Haare auszuraufen.

Man findet bey Seeleuten, wo man es aus psychologischen Gründen am wenigsten erwarten sollte, daß sie den verschiedenen Arten des alten und neuen Aberglaubens am meisten ergeben sind. Vielleicht aber ist folgende Nachricht von dem Aberglauben englischer Matrosen eine Bestätigung des Satzes: daß mancher sinnvolle Gebrauch mit der Zeit das sinnloseste Vorurtheil und zu einer Gewohnheit werden kann, bey der man sich deutlich nichts mehr denkt. Jackson erzählt, daß die englischen Matrosen Reisenden, die es zuweilen für bequemer finden, sich den Bart wachsen zu lassen, so lange mit Vorwürfen zusetzen, bis sie

---

\*) JI. III.

sich den Händen der Barbier überlassen, weil sie sonst befürchten, keinen guten Wind zu erhalten. Man denke hiebey an die Haargelübde der alten Seefahrer! —

Von unzähligen Beyspielen der Dank- und Sühnopfer durch Haare der Thiere, möge hier nur eins stehn. Die Sochalar, gewöhnlich Jakuten genannt, haben ein großes Fest, Dgo Djetto, an dem sich Eheleute Nachkommenschaft von den Göttern erbitten. Sie machen eine Schnur von Pferdehaaren, befestigen sie am Schornstein und führen sie nach der Schlafstelle der Eheleute hin, wo sie am obern Ende des Bettes angebunden wird. An dieser Schnur, die auch mit Büscheln von Pferdehaaren geschmückt ist, hängen aus Rinde geschnitzte Figuren von einem Hengst und einer Stute. Hengst und Stute sind hier die Phallen. — Auf dem höchsten Gipfel des Bergrückens At-bas weihen und opfern sie den Schutzgöttern ihrer Heerden Pferdehaare. Jeder Jakute reißt aus der Mähne oder dem Schweif des Pferdes einige Haare und hängt sie als ein Ex voto an einen Baumast \*).

Von der Wiege bis zum Grabe spielen die Haare im ganzen Lebensplane des Menschen eine bedeutende Rolle. So wie sie die bürgerliche Würde, als Weihgeschenke unter lachenden Cere-

---

\*) Billings.

monien dem Haupte entnommen und der Gottheit dargebracht werden, oder die Begriffe von Heiligkeit modificiren: so schneidet dieselbe Parze, die den Lebensfaden des geliebten Menschen trennt, auch die Haare der trauernden Lieben ab, und sie fallen als letzte Gabe der Sehnsucht und Liebe auf die Gräber der theuern Todten. Die Wittwe des Grönländers schneidet sich am Grabe des Gatten ihr Haupthaar ab, oder trägt es von der Zeit an ungeschmückt und unaufgewunden \*). — Bey den Nadowessiern in Kanada und den verwandten Völkerstämmen schneiden die Weiber am Grabe ihres Mannes oder Kindes eine Locke von ihren Haaren und streuen sie auf das Grab, wie einst die Griechen und Römer \*\*). Bey vielen amerikanischen Völkerschaften, namentlich bey den Floridanern, fanden Reisende es als herrschende Sitte, sich bey dem Tode eines Verwandten einen Theil der Haare, aber bey dem Tode eines Oberhauptes, als des gemeinschaftlichen Vaters, alle abzuschneiden. Man läßt sie auch nicht eher wieder wachsen, als bis der Leichnam begraben ist; und dies währt oft ein ganzes Jahr \*\*\*). — Auch in Indien raufen sich die Weiber die Haare, bey den Leichen. Beym Tode eines Familienhauptes scheert man sich den Kopf und schneidet

---

\*) Evans Historie von Grönland.

\*\*\*) Carver.

\*\*\*) Rochefort und Coréal.

dem Verstorbenen Nägel und Haare ab; wie ehemals im alten Rußland. — Weiber, die um ihre Männer trauern, gehn mit beschorenem Kopf einher. Die Wittwen der Brahminen und überhaupt der vornehmen erblichen Stände, die nicht mit ihren Männern den Scheiterhaufen besteigen, müssen wenigstens ihr Haar zum Todtenopfer bringen. Den Verstorbenen aber wird, sobald sie abgewaschen sind, der Kopf geschoren. —

Der Mensch ist immer derselbe. Ein freyes selbstständiges Wesen, steht er da, unter den verschiedenartigsten Einflüssen des Himmels und der Erde. Viel tausend Stimmen von außen schreien die schlummernde Vernunft in ihm auf; alle Elemente fesseln ihn mit unzähligen Bänden, um ihn zu dem ihrigen zu machen; er aber wirkt mit eigener, erwachter Kraft und stellt sein Gesetz, bald schwächer, bald stärker, unabhängig hin, sich bewußt, daß es eigenes Produkt ist. Jedoch, trotz aller Gemeinschaft, leben wir alle mit eigenthümlicher Art und Bildung, so wie jede Pflanze aus dem Aether nur ihre Liebesfarbe, und aus dem Boden nur ihre Liebesgestalt nimmt. Religion, Deisdaimonie oder Superstition, wenn wir so wollen, ist die heilige Magie, deren Priester jeder ist, sey er auch noch so sehr erklärter Gegner aller Priesterschaft. Nie reißt sich der Planet von seiner Sonne los. — — — — —  
— Laßt es uns nie vergessen, wenn wir der Ver-

nunft auf Erden den Thron einräumen, daß wir Menschen — und dem Herzen auch viel schuldig sind. Und das Herz — lernt nichts; es ist, was es ist. Bey den Bedürfnissen des Herzens, im Augenblick der entzückenden Freude oder der schwermuthsvollen Sehnsucht, hat sich noch nie einer hingesezt, um erst lange über das was? und wie? zu philosophiren. — — — — —

— Du betrachtetest mit weisem Mitleid oder mit aufgeklärter Unwissenheit das, was dir bey Heiden und Christen Aberglaube scheint. Aber ich weiß, es giebt mysteriöse Fälle, Zustände deines Herzens, wo auch Du gläubig es für das Sicherste hältst, hierin (und dies hierin kommt oft) lieber etwas zu viel zu glauben und zu thun, als zu wenig. — Der gelehrte Herbert von Cherbury schrieb ein Buch, worin er die Wahrheit der Wunder in der Bibel bestritt. Als es vollendet war, betete er auf seinen Knien zu Gott, ihm durch ein Wunder ein Zeichen zu geben: ob die Herausgabe des Buchs der Welt nützlich seyn werde? — Nicht seltener Widerspruch zwischen Kopf und Herzen! Tollimur in altum, ut lapsu graviore ruamus.

Richter.

## V.

## Geschichte Zoto's.

(Fortsetzung des S. 57 abgebrochenen Romans.)

Als mein Vater sich zu Monaldi's Truppe begab, mochte ich ungefähr sieben Jahr alt seyn; und ich erinnere mich noch, daß man uns, meine Mutter, meine zwey Brüder und mich, in das Gefängniß führte. Dies war aber nur zum Schein; denn da mein Vater nie vergaß, für die Gerechtigkeit einen Theil zurückzulegen, so überzeugten sie sich sehr bald, daß wir mit ihm in gar keiner Verbindung ständen.

Das Oberhaupt der Sbirren hatte während unserer Verhaftung eine ganz besondere Aufmerksamkeit für uns, und kürzte sogar ihre Dauer ab. Als wir das Gefängniß verließen, wurde meine Mutter von ihren Nachbarn und von dem ganzen Stadttheil sehr gut aufgenommen; denn im südlichen Italien sind die Banditen die Helden des Volks, so wie es die Contrebandiers in Spanien sind. Wir hatten denn auch unsern kleinen Theil an der allgemeinen Achtung, und besonders ich, den man für den ersten Taugenichts unserer StraÙe hielt.

Um diese Zeit wurde Monaldi in einem Gefechte getödtet, und mein Vater, der nun das Kommando der Gesellschaft übernahm, wollte sich durch eine glänzende Handlung auszeichnen.

Er legte sich auf dem Wege nach Salerno auf die Lauer, um dort eine Sendung Geld zu erwarten, die der Vicekönig von Sicilien schickte. Die Unternehmung glückte, aber mein Vater wurde dabey durch einen Flintenschuß in die Lenden verwundet, der ihn unfähig machte, länger zu dienen. Der Augenblick, wo er Abschied von der Bande nahm, war außerordentlich rührend. Man versichert sogar, daß mehrere Banditen dabey weinten; was ich Mühe haben würde zu glauben, wenn ich nicht selbst einmal in meinem Leben geweint hätte, und das war, als ich meiner Geliebten den Dolch ins Herz gestossen hatte, wie ich es Euch zu seiner Zeit erzählen werde.

Die Gesellschaft löste sich nun bald auf; einige von unsern Braven gingen nach Toskana, um sich da hängen zu lassen; die anderen stießen zu Testa-lunga, der eben anfang sich in Sicilien einigen Namen zu machen. Mein Vater selbst ging nach Messina, wo er die Augustiner del Monte um eine Freystatt bat. Er legte sein kleines Vermögen in die Hände der heiligen Väter, that öffentlich Buße und nahm dann seinen Aufenthalt unter dem Portal ihrer Kirche, wo er ein sehr stilles Leben führte, zumal da er dabey die Freyheit hatte, in den Gärten und Höfen des Klosters herumzugehen. Die Mönche gaben ihm seine Suppe, und dazu ließ er sich dann noch einige Schlüssel aus einer benachbarten Gar-

füche holen. Ueberdies verband ein Laienbruder des Klosters ihm noch seine Wunden.

Damals muß uns mein Vater reichlich mit Geld versehen haben, denn in unserm Hause herrschte der Ueberfluß. Meine Mutter nahm Theil an den Vergnügungen des Karnevals, und in der Fasten hatte sie eine Krippe mit kleinen Puppen, Schüsseln von Zucker und andern solchen Kinderereyen, die im ganzen Königreich Neapel sehr Mode und für die Bürgerleute ein Gegenstand des Luxus sind. Meine Tante Lunardo hatte auch ein Krippe, aber die kam der unsrigen gar nicht bey.

So viel ich mich von meiner Mutter noch erinnere, so glaube ich, daß sie sehr gut war, und wir sahen sie sehr oft weinen, wenn sie an die Gefahren dachte, denen sich ihr Mann aussetzte; aber einige Siege über ihre Schwester oder über ihre Nachbarinnen trockneten dann gar bald wieder ihre Thränen. Das Vergnügen, welches ihr ihre schöne Krippe verschaffte, war ihr letztes. Sie wurde plötzlich von einem heftigen Seitenstechen befallen, an dem sie nach einigen Tagen starb.

Nach ihrem Tode würden wir durchaus nicht gewußt haben, was aus uns werden sollte, wenn der Kriminalrichter uns nicht zu sich genommen hätte. Wir brachten indessen nur einige Tage bey ihm zu; dann übergab man uns einem Maulthiertreiber, mit dem wir ganz Kalabrien durch-

zogen und endlich den vierzehnten Tag in Messina ankamen. Mein Vater war schon von dem Tode seiner Frau unterrichtet. Er empfing uns mit vieler Zärtlichkeit, ließ uns eine Matte neben der seinigen geben und stellte uns den Mönchen vor, die uns unter die Zahl der Chorknaben aufnahmen. Wir dienten bey der Messe, putzten die Kerzen, zündeten die Lampen an, und, diese kleinen Beschäftigungen etwa ausgenommen, waren wir hier eben so durchtriebene Laugenichtse, als in Benevento. Wenn wir die Klostersuppe gegessen hatten, so gab uns mein Vater jedem einen Tari, wofür wir Kastanien und Kringel kauften; dann gingen wir an den Hafen spielen und kamen erst mit sinkender Nacht wieder nach Hause. Kurz, wir waren glückliche Gassenbuben, bis eine Begebenheit, an die ich mich heute noch nicht ohne eine Umwandlung von Heftigkeit erinnern kann, das Schicksal meines ganzen Lebens entschied.

An einem Sonntage, als man eben die Vesper sang, kam ich mit einer Ladung von Maronen, die ich für meine Brüder und mich gekauft hatte, unter das Portal der Kirche zurück, und war eben mit der Vertheilung beschäftigt, als ich eine prächtige Karosse mit sechs Pferde bespannt vorfahren sah, vor welcher zwey Pferde von gleicher Farbe, nach Sicilianischer Sitte, frey herliefen. Der Wagen wurde geöffnet und ich sah einen Gentiluomo herauspringen, um einer schönen jungen

Dame den Arm zu reichen, dann einen Abbate, und endlich einen kleinen Knaben von meinem Alter, von einer allerliebsten Gestalt und in einem prächtigen Musarenhabit, so wie man damals ziemlich häufig die Kinder kleidete. Der kleine Dolman war von blauem Sammet, mit Gold gestickt und mit Zobel gefüttert; er ging ihm bis auf die halben Füße und bedeckte sogar einen Theil seiner kleinen Tschesmen von gelbem Saffian. Seine Mütze war ebenfalls von blauem Sammet, mit Zobel verbrähmt und mit einer Perlenquaste geziert, die bis auf die Achsel herabhing. Sein Gürtel war von goldenen Schnüren und Troddeln, und sein kleiner Säbel mit reichen Steinen besetzt. In der Hand hielt er ein Gebetbuch, mit Gold beschlagen.

Ich war so bezaubert, bey einem Knaben von meinem Alter eine so schöne Kleidung zu sehn, daß ich kaum selbst wußte, was ich that; und so ging ich auf den Kleinen zu und bot ihm zwey Kastanien an, die ich eben in der Hand hatte. Aber der infame Taugenichts, anstatt die kleine Artigkeit zu erwiedern, gab mir aus allen Kräften mit seinem Gebetbuche einen Schlag auf die Nase. Mein linkes Auge war beynahе ausgeschlagen und eine Krampe des Buchs hatte mir die Nase so zerrissen, daß ich in einem Augenblick mit Blut bedeckt war. Es kam mir vor, als wenn ich das junge Herrchen auch entsetzlich schreyen hörte, aber

ich hatte beynahe alle Besinnung verloren; als ich wieder zu mir kam, befand ich mich bey einem Springbrunnen in dem Garten, von meinem Vater und meinen Brüdern umringt, die mir das Gesicht wuschen und sich bemühten das Blut zu stillen.

Ich war indessen noch voller Wuth, als wir den kleinen Herrn kommen sahen und, hinter ihm, seinen Abbate, den Cavalier aus dem Wagen, und zwey Bedienten, von denen einer ein Bündel Ruthen trug. Der Cavalier erklärte uns mit wenig Worten, daß die Prinzessin di Rocca Fiorita verlangte, daß ich bis aufs Blut gepeitscht würde, um mich für den Schreck zu bestrafen, den ich ihr und ihrem Kleinen gemacht hätte; und sogleich fingen auch die Bedienten an, das Urtheil an mir zu vollziehen. Mein Vater wagte anfangs nicht, sich zu widersetzen, aus Furcht seine Freystatt zu verlieren; da er aber sah, daß man mich unbarmherzig zerfleischte, so konnte er sich nicht länger halten. Er wandte sich an den Cavalier, und sagte ihm mit allem Ausdruck einer unterdrückten Wuth: „Laßt dieß sogleich endigen, oder erinnert Euch, daß ich Leute umgebracht habe, die zehn von Eurem Schlage werth waren.“ Der Edelmann fand, daß diese Worte einen großen Sinn in sich schlossen; er ließ daher sogleich mit meiner Strafe innehalten. Da ich aber noch auf dem Bauche ausgestreckt lag, so näherte sich

mir der kleine Principe, gab mir einen Fußtritt ins Gesicht und schrie: „Verfluchtes Banditengesicht!“ Diese letzte Verhöhnung brachte meine Wuth auf das äußerste. Ich kann wohl sagen, daß ich von diesem Augenblick an aufgehört habe, Kind zu seyn, oder wenigstens nicht mehr die süßen Freuden dieses Alters geschmeckt habe, und noch lange Zeit nachher konnte ich nicht mit kaltem Blute einen reich gekleideten Menschen sehn.

Die Rachsucht muß wohl die Erbsünde unserß Landes seyn; denn ob ich gleich damals nur erst acht Jahre alt war, dachte ich doch Tag und Nacht an nichts anders, als wie ich den Principino bestrafen sollte. Oft sprang ich in meinem Bette auf, wenn ich träumte, ich hielt ihn bey den Haaren und prügelte ihn tüchtig durch; und den Tag über dachte ich darauf, ihm aus der Ferne eins anzuhängen, denn ich konnte wohl denken, daß man mich nicht würde nahe an ihn herankommen lassen. Mein Plan war gemacht; glückte er, so wollte ich sogleich entfliehen. Ich wollte ihm einen Stein ins Gesicht werfen, — eine Art von Geschicklichkeit, die ich schon ziemlich besaß; um mich indessen noch recht darin zu üben, setzte ich mir ein Ziel, nach welchem ich fast den ganzen Tag warf.

Mein Vater fragte mich einmal, was ich da machte? Ich sagte ihm, ich wollte dem Principino das Gesicht zerschmeißen und dann fliehen

und Bandit werden. Mein Vater schien mir nicht ganz zu glauben, aber er lächelte dabei auf eine Art, die mich nur in meinem Vorsatz bestärkte.

Endlich kam der Sonntag, welcher der Tag der Rache seyn sollte. Der Wagen erschien; man stieg aus. Ich war in der heftigsten Bewegung; unterdessen suchte ich mich zu fassen. Mein kleiner Feind entdeckte mich unter der Menge, und wies mir die Zunge. Mein Stein war fertig; ich warf, und er stürzte nieder.

Nun fing ich an auszuziehen, und lief in einem fort bis an das andre Ende der Stadt. Hier traf ich einen Schornsteinfegerjungen von meiner Bekanntschaft, der mich fragte, wo ich hin wollte? Ich erzählte ihm meine Geschichte und er führte mich sogleich zu seinem Meister, der mich sehr gern annahm, weil es ihm bey seiner schweren Handthierung nicht leicht war, Lehrlinge zu bekommen. Er sagte mir, es würde mich niemand erkennen, wenn mein Gesicht mit Ruß beschmiert wäre, und es sey eine sehr nützliche Geschicklichkeit, in den Schornsteinen klettern zu können. Und darin hat er mich nicht betrogen; oft habe ich mein Leben der Fertigkeit zu verdanken gehabt, die ich mir hier erwarb.

Anfangs war mir der Staub in den Rauchfängen und der Geruch des Ofenrußes sehr unangenehm, aber ich wurde bald daran gewöhnt; denn ich war in dem Alter, wo man sich an alles gewöhnt. Ich mochte diese Beschäftigung etwa sechs

Monate getrieben haben, als mich ein sonderbarer Vorfall darin störte.

Ich war auf einem Dach und horchte, aus welchem Schornstein ich die Stimme meines Meisters würde kommen hören; ich glaubte ihn durch den nächsten rufen zu hören und stieg hinein, fand aber, daß sich dieser unter dem Dache theilte. Ich hätte hier nun freylich noch rufen sollen, aber ich that es nicht und froch auf gut Glück durch eine von den beyden Oeffnungen. Ich rutschte hinab und befand mich plötzlich in einem schönen Saal. Der erste Gegenstand, den ich in demselben erblickte, war mein Principino, im bloßen Hemde mit einem Federball beschäftigt.

Obgleich der kleine Narr wohl ohne Zweifel andere Schornsteinfeger mochte gesehen haben, so glaubte er doch, ich müsse der Teufel seyn.

Er fiel auf die Knie, bat mich, ihn nicht mitzunehmen und versprach, recht artig zu seyn. Seine Bitten hätten mich vielleicht gerührt, aber ich hatte meinen kleinen Schornsteinfegerbesen in der Hand, und die Versuchung, Gebrauch davon zu machen, war zu groß. Ich hatte mich zwar schon für den Schlag gerächt, den der Principino mir mit seinem Gebetbuche gegeben hatte, auch zum Theil schon für die Ruthenstreiche; aber ich hatte noch den Fußtritt und das „verfluchte Banditengesicht“ auf dem Herzen, und ein Neapolitaner thut in der Rache lieber ein wenig zu viel, als zu wenig. Ich

nahm daher eine Handvoll Ruthen aus meinem Besen, zerriß dem jungen Herrn sein Hemdchen und richtete seinen Rücken ziemlich übel zu. Sonderbar genug war es, daß ihn die Furcht durchaus verhinderte, zu schreyen.

Als ich glaubte, zufrieden seyn zu können, wuschte ich mir das Gesicht ab und sagte zu ihm: „Du verdammter, dummer Teufel! Ich bin nicht der Böse; ich bin der kleine Bandit von den Augustinern.“ Nun fand der Principino gleich seine Sprache wieder, er schrie; aber ohne zu warten, bis jemand käme, kletterte ich zurück, woher ich gekommen war.

Als ich auf dem Dache war, hörte ich noch die Stimme meines Herrn, der mich rief; aber ich hütete mich wohl, zu antworten. Ich lief von Dach zu Dach, und kam endlich auf einen Stall, vor welchem ein Wagen mit Heu stand. Ich sprang vom Dach auf den Wagen und von dem Wagen auf die Erde, und lief nun spornstreichs nach dem Portal der Augustiner, wo ich meinem Vater meine ganze Geschichte erzählte. Er hörte mir mit vieler Theilnahme zu, und sagte dann: „Zoto! Zoto! ich sehe wohl, Du wirst ein Bandit werden.“ Dann wandte er sich zu einem Menschen, der neben ihm stand, und sagte zu ihm: „Padron Lettero, nehmt ihr ihn lieber!“

Lettero ist ein Taufname, der allein in Messina gewöhnlich ist. Er hat seinen Ursprung

von einem Briefe (lettera), den die heilige Jungfrau an die Einwohner dieser Stadt geschrieben und im Jahre 1452 nach der Geburt meines Sohnes datirt haben soll. Die Messiner haben vor diesem Brief eben so viel Ehrfurcht, als die Neapolitaner vor dem Blut des heiligen Januarius. Ich führe dies alles an, weil ich anderthalb Jahre nachher an die Madonna della Lettera mein letztes Gebet gerichtet habe.

Padron Lettero nun war Kapitän einer Pinke, die, wie es hieß, zum Korallenfischen bestimmt war, oder eigentlich Kontrebandier und, je nachdem es die Gelegenheit mit sich brachte, auch wohl Seeräuber. Das letztere geschah aber doch selten, weil es keine Kanonen hatte und die Fahrzeuge nur an den Küsten überrumpeln konnte.

Man wußte dies freylich alles in Messina, aber Lettero trieb seinen Schleichhandel für Rechnung der vornehmsten dortigen Kaufleute. Die Zollbeamten hatten gleichfalls ihren Theil daran, und übrigens galt der Kapitän für einen Mann, der mit Messerstichen nicht knickerte; ein Umstand, der allen denen Schweigen auferlegte, die ihm etwa noch hätten etwas anhaben wollen. Und endlich hatte er auch noch eine Figur, die allein schon hinreichend war, Respekt zu erwecken. Schon sein breitschulteriger Bau hätte ihn ausgezeichnet, und mit diesem stimmte sein ganzes übrige Aeußere so vollkommen überein, daß Leute von etwas

furchtsamen Charakter ihn gar nicht ohne einen gewissen Schauer ansehen konnten. Sein ohnehin schon sehr dunkelbraunes Gesicht wurde durch eine Ladung Pulver, die viele Spuren zurückgelassen hatte, noch schwärzer gemacht, und seine gelbe Haut war mit verschiedenen ganz besondern Zeichnungen verziert. Die Matrosen des mittelländischen Meeres haben überhaupt fast alle die Gewohnheit, sich auf den Armen und der Brust Figuren einzeichnen zu lassen, welche Zahlen, Schiffe, Kreuze und andere dergleichen Sachen vorstellen. Aber Lettero hatte diese Sitte fast ganz erschöpft. Er hatte auf einer Backe ein Krucifix und auf der andern eine Madonna gezeichnet; man sah aber von diesen Bildern nur die obere Hälfte, denn die untere verlor sich in einem dicken Barte, den das Messer nie berührte und den nur eine Scheere in gewissen Schranken hielt. Wenn man zu allen diesen noch goldne Ringe in den Ohren, eine rothe Kappe, einen Gürtel von gleicher Farbe, eine Weste ohne Aermel, Schifferhosen, Arme und Füße bloß, und die Taschen voll Gold hinzusetzt; so hat man den leibhaftigen Schiffspatron.

Man behauptet, er habe in seiner Jugend galante Abenteuer vom ersten Range gehabt; und noch damals war er der Hahn im Korbe bey allen Weibern seines Standes und das Schrecken ihrer Männer.

Kurz, um Euch Lettero ganz kennen zu lehren,

will ich Euch sagen, daß er der vertraueste Freund eines Mannes von wahrem Verdienste war, der in der Folge, unter dem Namen des Kapitans Pepo, viel von sich hat hören lassen. Sie hatten zusammen auf malthesischen Kreuzern gedient. Hierauf war Pepo in die Dienste des Königs getreten, während Lettero, für den die Ehre weniger Werth hatte, als das Geld, sich auf allerley Arten und Wegen zu bereichern suchte, und dabey der unversöhnlichste Feind seines alten Kameraden wurde.

Mein Vater, der in seiner Eingezogenheit nichts zu thun hatte, als seine Wunden zu besorgen, an deren gänzlichen Heilung er nun zu verzweifeln anfang, ließ sich gern mit Helden seines Schlages in Unterhaltungen ein. Dadurch hatte er auch Bekanntschaft mit Lettero gemacht; und er durfte hoffen, daß ich nicht abgewiesen werden würde, wenn er mich ihm empföhle. Er betrog sich auch nicht; Lettero nahm sogar diesen Beweis von Zutrauen hoch auf. Er versprach meinem Vater, daß meine Lehrjahre weniger hart seyn sollten, als es sonst bey den Schiffsjungen gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, und versicherte ihm, da ich Schornsteinfeger gewesen wäre, so würde ich nur zwey Tage brauchen, um auf die Masten und Taue klettern zu lernen.

Ich für meinen Theil war außer mir vor Freuden, denn mein neuer Stand schien mir viel ehren-

voller, als die Schornsteine abzukrazen. Ich umarmte meinen Vater und meine Brüder, und trat vergnügt mit Lettero den Weg nach seinem Schiffe an. Als wir am Bord kamen, rief der Patron seine Mannschaft zusammen, die aus zwanzig Kerlen bestand, deren Gesichter dem seignigen keine Schande machten. Er stellte mich diesen Herren vor, und hielt dabey folgende Rede an sie: „Ihr Hundeseelen, dieser Junge ist ein Sohn von Zoto, legt einer von euch die Hand an ihn, so dreh ich ihm den Hals um.“ Diese Empfehlung hatte die erwartete Wirkung. Man nöthigte mich sogar, aus dem gemeinschaftlichen Kessel mit zu essen; da ich aber sahe, daß die zwey andern Schiffsjungen von meinem Alter die Matrosen bedienten und erst nach ihnen aßen, was sie übrig gelassen hatten, so machte ich es so wie sie. Man ließ mir hierin meine Freyheit und liebte mich deswegen nur noch mehr. Da man aber vollends sah, wie ich auf den Bram kletterte, so überhäufeten mich alle mit Beweisen ihrer Achtung.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## VI.

## Mythologie der alten Finnen.

Noch hatten die seeräuberischen Finnen den ersten Kampf mit ~~W~~ der Natur nicht geendet, nicht eine weit fortlaufende fruchtbare Fläche hatte die Volksväter zu einem städtischen Wohnplatz vereint, kein Zauberer war noch von der Nation zum Priester geweiht, und kein Tempel, kein Gebilde karelischen Marmors konnte in der Zerstörung des ewigen Winters auf ihren Felsen emporsteigen, — ja, noch konnten die Götter des größern Styls ihr Ansehen nicht gegen den Schwarm der unzähligen Kleinen behaupten, welche in Luft und Land und Meer das Volk plagten, — als das Kreuz mit blutigen Schwerdtern über sie hereinbrach und der Mönchsgeist ihre Fabeln verfluchte und ihre Runen so verstümmelte und vertenkte, daß uns nur wenige reine Quellen ihrer Mythologie übrig blieben. Dazu kommt die frühe Religionsvermischung der angränzenden Lappen, — die ausgezeichnete Aehnlichkeit im Ideengange aller wundersüchtigen, hochnördlichen Völker und der oft falsch verstandene Name der eigentlichen Finnen, welches, trotz der Verschiedenheit jener Nomaden und dieser Ackerer in Stamm und Sitte und Sprache, doch eine genaue Gränzscheide ihrer Götterwelt erschwert. Noch mehr verwirrte dies der Schwede Ganan-der, der gothische, finnische und lappländische

Fabellehre in ein langes Alphabet zusammenschmiedete, und noch vor zwanzig Jahren, drollig fromm, die Schmach der Zauberey von seinen reinchristlichen Landsleuten auf die Lappen wirft, durch gelehrte Noten die abgeschmackten Erdichtungen der Heidenzeit widerlegt und triumphirend die alten Finnen dadurch entschuldigt, daß die alten Griechen ja auch Götzen gehabt. —

Der Versuch des Verfassers diene als Vorarbeit, aus dem großen Chaos der Runen eine Uebersicht des Ganzen zu verschaffen. Es ist dies der blumigste Theil der finnischen Vorzeit — aber auch ihr Boden, wie der des Landes, steril. Man wird von der zusammengeschrumpften, den Dichtungen der Odinspriester nachhinkenden Phantasie der finnischen Völker keine reizenden Gebilde erwarten! Zu ihrem Charakter gehört auch das Abgeschmackte, das aber die Treue des Forschers nicht einer schönern Ausstellung unterschlagen darf. — Noch weniger wird man hier den Schlüssel zu jeder Zäuberhöhle der Berggeister suchen. Wer ihre Metamorphosen — die Runen — gründlich studiren will, der verweise sich nach Schweden. Hier sind bloß die schönsten und zweckmäßigsten ausgehoben, und wörtlich treu übersetzt. Es kam nur darauf an, das erste Gewirr zu durchbrechen. Uebernehme es ein junger Dvid, das Einzelne zu einem schönen Ganzen zu vereinen und diese nordischen Spätblüthen mit südlicher Phantasie aufzu-

wärmen. Alle Religionsfagen lagen ja einst verworren darnieder; aber das Reich der Wahrheit zog die schöne Form der Fabel in sich hinüber, und gab sich dadurch ein zauberreich Gewand. — Manches Landgut Finnlands stellte griechische Götter unter seinen Tannen auf, die unter diesem Himmel trauern! Vielleicht, daß künftig die alten einfachen Nationalgötter ihre Flur wieder erobern, und daß sie da, wo sie einst im Morgenroth seiner Schneefelsen dem armen Natursohn Unsterblichkeit in Tuonela hoffen ließen, wo sie ihn mit Schlangenfurien vor bösen Thaten warnten und dem Verbrechen in Kotalanda ein ewig Feuerbad verkündigten, — in Granit und Marmorbildern uns an die freyen Kinderträume des Volks erinnern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## VII.

Geschichte eines zum Unglück verdamnten  
Geistlichen.

Der arme Mann, ein Engländer, hat seine Begebenheiten selbst, in einem Briefe, erzählt, den er, in höchster Noth, an den Herausgeber einer beliebten Zeitung schreibt.

Mein Herr!

Der Schluß meines Briefes wird Sie von dem Zweck desselben unterrichten. Ich bin ein Geistlicher und habe meinen Beruf stets treulich erfüllt; allein das Unglück verfolgt mich hartnäckig. Als ich das erste Kind taufte, ein zu früh gebornes, schwaches Geschöpf, da benetzte ich bloß sein Mützchen mit dem kalten Wasser, weil ich fürchtete, das bißchen Gehirn unter dem papiernen Schädel werde allzuheftig erschüttert werden. Darüber machten mir die Eltern einen Prozeß, und ich erhielt einen derben Verweis von meinem Bischof. Als ich das erste Paar traute, ließ ich den bejahrten Bräutigam der jungen Braut die linke Hand reichen, weil die rechte durch die Gicht so verunstaltet war, daß er keinen Finger rühren konnte. Darüber hätte ich fast mein Brod verloren.

Sie werden vielleicht in der Yorker Zeitung folgenden Artikel gelesen haben: „Heute wurden hier zwey Diebe hingerichtet. Der Henker, der

besoffen war, glaubte steif und fest, er habe drey Personen zu hängen, und legte deshalb auch dem Priester, der mit auf dem armen Sünderkarren saß, einen Strick um den Hals. Nur mit vieler Mühe konnte der Kerkermeister ihm seinen Irrthum begreiflich machen.“ — Dieser Priester, mein Herr, war ich. Die Erzählung ist ganz richtig, bis auf einen Umstand. Der Kerkermeister nämlich war eben so besoffen, als der Henker, der Strick bereits mit Gewalt fest um meinen Hals geschlungen; und eben wollte der Karren unter meinen Füßen wegfahren, als der Sheriff noch zu rechter Zeit mich rettete. Wenn ich nachher auf der Straße ging, so flüsterten die Leute sich zu: „Da geht der halb gehangene Priester.“

Kaum war diese fatale Begebenheit ein wenig in Vergessenheit gerathen, als mir noch etwas Schlimmeres wiederfuhr. Ein Mann in York hatte sein hübsches junges Dienstmädchen verführt. Sie war entflohen, man wußte nicht wohin. Auf dem Todtbette fühlte der Mann Gewissensbisse, trug mir auf, ihren Aufenthalt zu erforschen und ihr hundert Guineen auszuzahlen. Da ich bald darauf eine Reise nach London machen mußte, so glaubte ich, dort am leichtesten die Unglückliche auszufragen. Ich ließ in die Zeitungen setzen: Mamsell M. N. habe sich da und da bey mir zu melden, um eine wichtige, sie interessirende, Nach-

richt zu erfahren. Mamsell N. N. fand sich auch gleich am andern Morgen bey mir ein, empfing sehr dankbar ihre hundert Guineen und bat mich, bey ihr zu speisen; sie halte eine Pension für junge Mädchen und sey recht niedlich eingerichtet. Ich begab mich zu ihr, wurde sehr artig empfangen, bemerkte zwar, daß die jungen Pensionärinnen etwas freyere Sitten hatten, als die Yorker Damen, hatte aber kein Arg daraus und meinte, in der Hauptstadt wäre es nun einmal nicht anders. Gegen Abend, als wir Thee tranken, traten einige junge Herren, und unter diesen auch der Sohn eines meiner Nachbarn aus York, herein, der, als er mich erblickte, mit einem herzlichen Goddam! versicherte: ich sey der wackerste Pfaff in ganz England, weil ich ohne Bedenken in ein H — haus ginge, und nicht einmal die Thüre verschloßse. Ein wieherndes Gelächter der ganzen Gesellschaft begleitete diese Schreckensworte. Denken Sie sich mein Entsetzen! Noch weiß ich nicht, wie ich die Treppe hinunterkam. Am andern Morgen, mit Tages Anbruch, eilte ich zurück nach York; aber der junge Herr hatte bereits mit der Abendpost dahin geschrieben, und meine Bekannten empfingen mich mit der spöttischen Bemerkung: ich hätte nicht so weit zu reisen gebraucht, um Freudenmädchen zu finden. Es war vergebens, daß ich die wahre Geschichte erzählte; man glaubt das Böse leichter, als das Gute. Alle meine Weichtkinder

verließen mich, und ich war gezwungen, mein Amt niederzulegen.

Mit vieler Mühe erhielt ich eine andere Pfarre in der Graffschaft Lincoln. Dort lebte ich einige Zeit ruhig. Der Patron des Kirchspiels war ein gewaltiger Jäger und ein abgefagter Feind der Wildddiebe, die in dortiger Gegend viel Unfug trieben. Ich hatte den Patron so oft darüber Klagen hören, daß ich längst von Herzen wünschte, er mögte einmal einen solchen Feind seiner Ruhe ertappen.

Eines Abends, als ich in der Dämmerung von einem Besuche heimkehrte, den ich, zwei Meilen von meinem Wohnort, bey einem Amtsbruder abgestattet hatte, hörte ich ein Rascheln im Gebüsch, lauschte, und wurde einen Kerl gewahr, der eben seine Schlingen ausstellen wollte. Ha! dachte ich, da kann ich meinem Patron einen Dienst erweisen. Ich griff den Wilddieb auf frischer That, und siehe, es war des Edelmanns eigener Förster, ein baumstarker Kerl, der die Gegenwart des Geistes hatte, mich selbst beym Kragen zu nehmen, und mich als einen ertappten Wilddieb zu seinem Herrn zu schleppen. Unterwegs hatte er mir noch alle seine Schlingen in die Tasche practicirt. Da half nun gar kein Leugnen und Bethauern, ich wurde mit Schimpf und Schande von meinem Amte verjagt.

In Verzweiflung wandte ich mich nach London, und fristete mein Leben durch Unterricht im Rech-

nen und Schreiben. Kaum fing ich an, in meiner neuen, kümmerlichen Lage mich zu fügen, da saß mir das Unglück schon wieder auf der Ferse. Gestern führte mich mein Weg im Dunkeln durch eine entlegene Straße, ich höre um Hülfe schreyen, eile hinzu, erblicke zwey Männer, die einen dritten zu überwältigen im Begriff stehen, schlage mich ohne Bedenken, wie es meinem Stande geziemt, auf die Seite des Schwächeren, Unterdrückten, und mache ihm glücklich Luft. Er läuft über Hals und Kopf davon. Die beyden Kerls, die ich für Spitzbuben hielt, packen nun mich und erklären mir, „sie seyen Gerichtsdienere, die jenen Flüchtling wegen einer Schuld von dreyßig Pfund in Verhaft nehmen sollten und ihm sehr lange vergebens nachgetrachtet hätten, bis eben heute es ihnen gelungen wäre, ihn zu fangen, wenn nicht ich unberufener Weise mich darin gemischt hätte. Darum würde ich nun auch so gefällig seyn, für ihn zu bezahlen.“ — So sitze ich denn nun im Gefängniß, und soll für einen Fremden bezahlen, den ich mit dem redlichsten Willen aus Diebesklauen zu retten vermeinte. In Gottes Namen! ich würde zahlen, wenn ich nur einen Schilling im Vermögen hätte. Da ich aber eben so wenig besitze, als die Ratten in meiner Dachstube, so bitte ich Sie, mein Herr, machen Sie mein Unglück schnell bekannt. Der von mir Befreyte wird doch wohl so viel Ehre und Gewissen im Leibe haben, daß er mich Unschuldigen,

wohlmeinenden Fremdling nicht um feinetwillen im Kerker wird verschmachten lassen.

Hier endete sich des armen Teufels tragikomischer Bericht. Der Zeitungschreiber that sogleich, was von ihm begehrt worden war. Der eigene Schuldner zwar meldete sich nicht; aber ein anderer, ein reicher Lord, der die wunderlichen Begebenheiten bey dem Frühstück las, trug lächelnd seinem Kammerdiener auf, dem Gefangenen funfzig Pfund zu überbringen. Der Kammerdiener ging, kam auch glücklich bis in den Kerker; als er aber das ersehnte Geschenk überreichen wollte, fand er, daß, im Gedränge auf dem Markt, ein Taschendieb es ihm gestohlen hatte.

Koheue.

## VIII.

## T h e a t e r.

## Deutsches Theater in St. Petersburg.

Am 11ten Januar: Heinrich der Vierte  
und die schöne Gabriele, von Werner;  
zum Schluß Meister Sof, von Kretsch-  
mann.

## 1) Heinrich und Gabriele.

Dieses fürstliche Familiengemälde, besser vielleicht Trauerspiel genannt, ist unstreitig ein schönes Produkt deutschen Genies. Wir sagen deutschen, weil es, so gefaßt, nur das Werk eines Deutschen und zwar nach der neuesten Bildung, oft Verbildung, seyn konnte. Der Verfasser wird Original genannt; das heißt, er hat sich eine eigene Manier geschaffen, die mehr Manier ist, als es eigentlich bey Kunstwerken erlaubt ist; denn, rein genommen, giebt es in den schönen Künsten keine andere Originalität, als die, welche dem Plagiat entgegengesetzt ist. Werners Manier besteht hauptsächlich in drey Punkten: in einer blühenden Diktion, nach französischer Art, wo der Verfasser stark schillerisirt und nicht selten große Effekte von Wendungen erwartet, die nur gewöhnliche machen — „du gehst, geh' nicht, o geh' nicht;“ oder Galimathias — „das Leben stirbt, der Tod nicht,“ — und was dem mehr ist. Zweytens: in einem

Hang nach Religiösem, Mystischem, Wunderbarem. Drittens: im poetischen Anstrich der Charaktere.

Es war in hohem Grade zu billigen, wenn Schiller wieder eine durchlaufende poetische Sprache auf der Bühne einführte, und ohne sie würde sich das gegenwärtige Stück schwerlich vor der Gemeinheit errettet haben, in die gewöhnlich Könige und hohe Personen auf dem Theater fallen, wenn keine große, gewaltige und durchgreifende Leidenschaften im Spiel sind. Eben so wahr ist es aber, daß diese poetische Diktion den Effekten schadet. Mit einem stillen Wohlgefallen hängt die Seele in Stücken der Art, wie Gabriele, mehr am Vortrage als an der Sache; daher bleiben sie weit hinter dem mächtigen Eindruck zurück, den die gewöhnliche wahre, doch veredelte Menschensprache der Situationen und Leidenschaften hervorbringt, und der unwillkürlich zu lärmendem Mitgefühl aufruft. Dies bewies auch, im gegenwärtigen Fall, das höchst zahlreiche Publikum durch den durchgehenden, aber nichts weniger als lauten, Beyfall, den es diesem Kunstprodukt zollte.

Weniger zu billigen ist der Hang des Verfassers zum Religiösen, Mystischen, Wunderbaren; denn er treibt es zu weit. Es ist bekannt, daß nichts die Menschenseele mehr erhebt, als die schauerlichen Gefühle des Ueberirdischen; allein wenn sie nicht vernünftig eingeleitet werden, verfehlen sie

diesen Eindruck ganz, oder man schämt sich nach einer Weile dieser Gefühle. Nun ist es aber in unserer heutigen Welt sehr schwer, Scenen der Art vernünftiger Weise herbeizuführen, und wahrscheinlich sind sie deswegen so selten. Nicht, als ob der Verfasser durchaus an dieser Klippe gescheitert wäre! Gabrielens Magdalenenstimm, ihr Gebet zur Himmelskönigin, ihr Gesicht vor ihrem Ende: wie schön, wie natürlich im vortrefflichen Charakter dieses gefallenen Engels gegründet! Aber der Halbprophet von Greiß, der überall aus den Wolken fällt, der zwischen dem echten Seher und der Orakelzweydeutigkeit schwankt, scheint verfehlt. Er macht zwar momentanen Eindruck, aber man fragt sich immer hinten nach: wie so? Erschiene er etwas besser vorbereitet, als ein frommer Greiß, den die Menge mit einem gewissen Aberglauben betrachtet, der sich aber selbst rein als Mensch ausspricht, dessen fromme Worte nur in Gabrielens gespannter Seele Orakelwichtigkeit erhalten; so würde er vermuthlich mehr bleibenden Eindruck gemacht haben. So sind es Streiche in die Luft, und der Greiß sinkt zum bloßen Theaterkoup herab. — Dieser Lieblingshang des Verfassers, der, wie es scheint, ein besserer Christ ist, als man es heut zu Tage zu seyn pflegt, hat noch eine andere unglückliche Wirkung; er macht, daß er zuweilen dicht an einer großen tiefwirkenden Situation vorbeigeht. Nachdem Clermont, nach

echt deutscher Theatersitte, zu nicht geringem Ergötzen des Paradieses, der häßlichen Stellvertreterin Gabriels über ihre Figur ausgesuchte Härten (hart gesprochen, Grobheiten) gesagt hat, und nun das plötzliche Vortreten Gabriels ihren Mord verhütet, und Clermont und Gabriele beyde in stummer Ueberraschung dastehen: so macht diese Scene einen tiefen Eindruck. Es ist die Allmacht der Schönheit, zugleich die Ueberraschung über seinen Mißgriff, die bey Clermont diese Erstarrung hervorbringt; denn nichts ist natürlicher, als daß Clermont sogleich seinen Irrthum ahndet und dem Zauber der Schönheit unwillkürlich huldigt. Peinlich gestört wird dieser erhabene Moment, als Clermont, zu jedermanns Ueberraschung, Gabrielen für einen Engel — und dann immer noch nicht für Gabrielen hält. Abermals ist hier eine große Conception zum Theaterkoup geworden.

Auch zu weit gegangen ist der Verfasser im dritten Punkt, dem poetischen Anstrich der Charaktere. Er folgt darin der neuesten ästhetischen Mode, die, wie alle Moden, nach Extremitäten jagt. Allein, so gewiß es ist, daß in jedem Dichterwerk solche Charaktere seyn müssen, daß sie, wo nicht eine ausschließend edlere, doch schönere Menschheit Vorbilden; eben so gewiß ist es, daß prosaisch große und edle Charaktere, verpoetisirt, ihre Wirkung verfehlen. Um so mehr, da es das Leichtere für den Dichter ist, sein poetisches Selbst

allen Charakteren unterzulegen. Daher ist es denn auch gekommen, daß Werners poetisirender Sully, gegen den prosaisch = großen Sully einiger französischer Dramen sehr zu seinem Nachtheil absticht. König Heinrich erscheint im Französischen auch viel prosaischer, daher wahrer und mehr als König, aber zu trocken; und hier ist der Vortheil auf Werners Seite.

Nach diesen Erörterungen kommen wir zur Fabel des Stückes, die auch ein wenig zu poetisch ist. In so fern es Gabrielen angeht, muß manches gebilligt werden, selbst der, so viel wir uns entsinnen, nicht historische Schlagfluß. Manches andere ist, in einer französischen Hofwelt, gewagt, besonders der Besuch der Königin bey Gabrielen, wäre er auch historisch wahr; denn alsdann hätten ihn die Umstände sicher ganz anders herbeigeführt. Eben so gewagt sind die Umstände der Verschwörung. Doch alles dies mußte bey nahe so seyn, wenn ein Stück in diesem Geist geschrieben werden sollte; und geschrieben zu werden verdiente es, wiewgleich nie ein Familiengemälde der Art existiren konnte. Es ist der idealische Hof eines großen Fürsten in seinen Menschlichkeiten; aber das sollte und durfte es seyn! Nur den prosaischen Titel, „fürstliches Familiengemälde,“ hätte es nicht führen sollen; und allerdings muß eine so poetische Behandlung von Gegenständen der neuern Welt nur mit vieler Vorsicht unternommen werden. Die Franzosen wag-

ten es lange nicht, neuere Gegenstände zum Gegenstand ihrer Tragödie zu machen, und änderten alsdann den Ton. Gar nicht zu billigen ist übrigens der von Heinrich angeordnete Mord Bellegardes. Wäre er auch historisch, so konnte es bey einem Heinrich doch nicht so damit hergehen, am wenigsten auf dem Theater; und kein französischer Großer, der fortdauernden Gunst Heinrichs würdig, hätte je, auch nur zum Schein, in so was, in Meuchelmord, gewilligt. Uebermals deutliches Naschen nach Theaterkouds, sey es auch trotz Anstand, Schicklichkeit, Sitten der großen Welt, und trotz den Gränzen und Eigenheiten der Theatersphäre, welche die Deutschen, unter allen am häufigsten, und nicht selten auf eine pedantische Art mißkennen.

Zu den Deutschheiten des Stück's gehört noch folgendes. Erstlich: Tugendpredigen, das auf dem Theater hauptsächlich durch die That, auch dann nur selten und mit kurzen Worten geschehen sollte. Ein Hofmann, ein Liebhaber, wie Bellegarde, der nach manchen Jahren seiner gewesenen Braut moralische Härten sagt, wie hier, ist nicht zu billigen. Die unverheyrathete Geliebte eines großen Monarchen, der mit seiner Gemahlin in Mißhelligkeit lebt, kann unmöglich wie eine gemeine Verworfene angesehen werden; die Ehe ist doch ursprünglich, nach ihren bürgerlichen Formen, nur eine Vorschrift des Staats. Eine sehr weise

Grundform, die mit religiöser Gewissenhaftigkeit betrachtet werden muß, und selbst beyhm Fürsten nicht aufhört. Doch die Geliebte eines Königs, welche in ihm die Macht sieht, die Ausnahmen von den Gesetzen und Formen machen kann, sinkt aber dadurch nie zu dem Grad moralischer Herabwürdigung, zu der sie eine ähnliche illegale Lebensart in jedem andern Falle führen würde. So spricht auch die allgemeine laute oder dunkle Empfindung der Menschen, ausgenommen da, wo sie ganz verkleinstädtet sind. — Unlößlich ist ferner die ungeheure Personenzahl. Welche Truppe könnte menschenmöglicher Weise, ohne ein Volksvergnügen über die Maassen zu vertheuern, Personen genug haben, ein solches Stück so zu besetzen, daß nicht irgendwo, zu großer Störung des Effekts, in einem Präsidenten der Bediente, in einem Abt der Statist, oder in einem Kriegshelden der Buffon hervorgucken sollte. Unverzeihlich wird aber die Lizenz, wenn sie, wie hier, vermeidlich war. Nicht wenige Personen sind ganz entbehrlich, und schaden nur; das Ganze bekommt dadurch hie und da die falsche Miene von einem poetischen Guckkasten, in dem sich bunte Scenenwechsel drängen. — Eine vermiedene Deutschheit, die seit Schillern in Mode ist, der der Verfasser früher huldigte, gereicht ihm jetzt zur Ehre; die nämlich: aus Unkunde der Bretter oder aus Hartnäckigkeit, Scenen auf die Bühne zu bringen, die im Buch und von der

Phantasie große Effekte versprechen, aber in der Wirklichkeit frostig herauskommen. Beispiele sind verhaßt! Im gegenwärtigen Stück ist nur wenig der Art. Namentlich Gabriels Rosenbrechen von gemalten Büschen; Clermonts Leidenschaft, als er Gabriele in den Kulissen nach Paris abreisen sieht. Doch alles das ist noch leidlich. — In der Scenenführung ist hie und da verachtete Theaterpraktik zu spüren; die Personen kommen oft wie gerufen, und gerade, wenn der Stoff zu Ende ist. — Doch genug über das Stück selbst. Man hat ein französisches Sprüchwort: „Die Kunst ist schwer, leicht die Kritik!“ welches wir auch von Herzen unterschreiben, nur übersetze man richtig Tadel statt Kritik; denn echte Kritik ist wahrlich nicht leicht.

Wir kommen nun zur Darstellung. Herr Rosenstrauch spielte den Heinrich wirklich warm und brav, freylich fehlte noch viel zum König; aber auf welcher Bühne giebt es Könige? Seine kräftige, nicht gar junge, aber doch saftvolle Figur paßte für den galanten Heinrich besser, als die hektische Gestalt und das Trippeln eines gewissen, sonst äußerst verdienstvollen, französischen Schauspielers. Herr Schulz, als Sully, war außer seinem Fach, wie so viele andere; sie thaten indessen ihr Möglichstes. Es würde unbillig seyn, sie durch Bemerkungen zu kränken, und zu umständlich, das einzelne Gute herauszuheben. Memorirt hatten die meisten besser, wie man erwartete; aber deutsch,

das heißt, schlecht. Herr Gebhard, als Clermont, hielt sich recht gut; die Rolle war ganz für ihn, um so mehr, da er in der That sehr wohlaußehend ist. Madame Dahlberg nicht weniger. Hier wurde denn eine komische Verlegenheit vermieden, die auf dem französischen Theater zuweilen vorfällt, nämlich: entzückte Aufwallungen über die Schönheit von Personen, die das Publikum, selbst vom entferntesten Standpunkt, nicht schön finden kann. Madame Dahlberg spielte auch sonst recht gut. Ihre, in Gefühlen immer überschwebte, Stimme paßte sich zu Gabrielen gut, und besser, wie für viele andere Rollen, die sie vielleicht ungern übernimmt. Die Harfenspielerin, Madame Kaffka, sang ihre wehmüthige Romanze wohl gut, sie gehörte aber zu den überflüssigen Personen des Stückes, und zu den Deutshheiten. Der kleine Cäsar wurde von Demoiselle Bienemann recht vortrefflich gegeben. Das Kind gehört zu den Seltenheiten, die auf vielen Bühnen, selbst auf unserer französischen, fehlen. Ob sie deswegen, erwachsen, eine gute Schauspielerin seyn wird, ist dadurch noch nicht ausgemacht. Herr Necke, als Bellegarde, spielte mit Fleiß; aber die Rolle war weder für seine Figur noch für sein Spiel, auch schien er zu blutjung. Herr Lindenstein, als Choiseul, erregte schon durch seine bloße Stimme Lachen; so sehr ist das Publikum gewohnt, in ihm den Komiker zu sehn. Herr Rudisch, als Greis,

war auch nicht an seiner Stelle. Sein Dialekt und seine Manier, die an ihrem Ort, in Militärs und imponirenden Alten, so viel Effekt machen, passen nicht so gut zum hohen Styl, als z. B. Kaiser Klaudius und dieser feyerliche Alte. Trotz alledem, war indessen das Ensemble nicht schlecht; keine wesentliche Störung enttäuschte den Zuschauer, und die Zuhörer wußten dem Verfasser und den Spielenden Dank, wenn auch keinen lauten. Die Art, wie das Publikum diesen Heinrich und Gabriele aufnahm, macht überhaupt seiner Bildung und dem Verfasser Ehre, der, trotz dem Gerügten, so viel echt und allgemeinfäßlich Schönes aufgestellt hat, und im höheren Styl ein so gemischtes, einheitsloses Publikum, wie das hiesige, zu fesseln wußte.

## 2) Meister Sof.

Mit lauter, man möchte sagen wilder, wüthender Lache entledigte sich das Publikum bey dieser anziehenden Posse des im vorhergehenden Stück verhaltenen Athems. Meister Sof verdient auch Kennern und Nichtkennern zu gefallen, und selbst ein im Geschmack überfeiner Höfling muß ihm Thränen des Lachens zollen. Die Art, wie der Verfasser das Schlüpfrige des Gegenstandes — nicht umging, sondern größtentheils verbannte, das Praktische des Stückes, von Deutschheiten frey, die komische Laune, verdienen alles Lob. Dieser Meister

Sok ist freylich kein Meister Fips, aber doch würdig, neben ihm zu stehen. Die Schauspieler spielten, ohne alles Vermiffen, brav. Herr Gebhard war als bonhomistischer Wüßling recht sprechend; sein Diener, Herr Necke, an seiner Stelle. Madame Lindenstein spielte die Schusterßfrau mit Wahrheit, wie aus dem Leben gegriffen. Sie kennt deutsche Sitten, welches man zuweilen an Schauspielern vermiffet, die lang in den deutsch = russischen Provinzen gewesen sind, oder aus ihnen stammen. Herr Lindenstein war, wie immer, der unterhaltendste Komiker, der, in seinem Fache, hier von keinem Franzosen oder Russen übertroffen wird. Er war dießmal nicht der trockene Meister Fips, von der Nadel abgezehrt und eingeengt, sondern, ohne dick zu seyn, ein recht derber, leibender und lebender Schuster: ein alter Bokativus mit Schurzfell und Knieriemem.

---

### Theaternotizen.

Der Schauspieldirektor Meyrer in Riga hat seiner ganzen Gesellschaft aufgesagt, und diese Stadt ist daher auf dem Punkt, das Theater entbehren zu müssen, wenn nicht ein Uebereinkommen mit dem seitherigen Direktor oder eine andere Auskunft ge-

trossen wird. Ob und in wie fern sie dabey verlieren dürfte? Darüber behalten wir uns vor, im nächsten Heft dieser Zeitschrift ausführlicher, als es jetzt geschehen konnte, und unverhohlen unsere Meinung zu äußern. —

Die erste Aufführung der großen Oper „Trajan,“ zu Paris, kostet 4 bis 500000 Livres; dagegen war aber auch die Darstellung ungemein glänzend. Ueberaus prachtvoll soll besonders der Triumphzug Trajans gewesen seyn, dessen Wagen (auf dem Theater nämlich) von vier Schimmeln gezogen ward. Während dieses Zuges sind übrigens an sechshundert Menschen auf der Bühne in Aktion, und die Reuterey sprengt unaufhörlich durch die sich langsam bewegende Menge. —

In Berlin ist ein neues langweiliges Ballet „die Vermählung Zephir’s“ gegeben, worin ein verkörperter Zephir der Liebe einer Menge reizender Mädchen spottet, deren Ketten er vermöge seines Flattersinns zu entschlüpfen weiß. Auf die Bitte eines jeden Mädchens, nimmt sich Amor ihrer Sache an, fängt den Zephir in einem Netz, verwundet ihn mit seinem Pfeil und vermählt ihn dann feyerlich mit dem Mädchen. Bey der Dürftigkeit dieses Stoffes und seiner langweiligen Ausführung hat es dort nicht gefallen können. Uebrigens hat es einige gute Seiten, und darunter die, daß darin, außer dem sehr männlichen Zephir, bloß Damen auftreten. —

Ein auswärtiges Blatt liefert die Nachricht, daß in Rußland ein Schauspiel erschienen und auch gedruckt seyn soll, welches den Titel führt: *Kozebue in Kurgan*. Der Inhalt ist nämlich aus *Kozebue's* merkwürdigstem Lebensjahre bekannt; alle dort genannten Personen, und natürlich auch der Italiener *Rossi*, welchen *Kozebue* als Bedienter mitnehmen durfte, kommen darin vor. Das Stück soll einigemal in *Tobolsk* aufgeführt worden seyn, wo derselbe *Rossi* jetzt als Theaterdiener lebt, sich selbst darstellen sieht und jedesmal sehr verdrüsslich wird, wenn sein *Kontrefai* auf dem Theater, nach einem herzbrechenden Monolog, seinem Herrn die Wäsche stiehlt. Nach Endigung der ersten Vorstellung rief ein Schalk beyde *Rossi's* heraus; die *Kopie* trat auf, allein das Original versteckte sich.

---

## IX.

### Neuester Beytrag zur Geschichte der Erfindungen.

Die im verflossenen Jahr durch den Krieg veranlaßte Sperre hat mancher Ankündigung — und dadurch denn auch so mancher Erfindung zu uns den Weg gesperrt. Wir können es uns nicht ver-

sagen, einer derselben, die sich aus der Thorner Zeitung in die Berliner Haude-Spencersche (vom 6ten Oktober 1807) verloren hat, hier Publicität zu geben, damit sie für unsere Gegend nicht ganz verloren gehe. Die Erfindung gehört unstreitig zu den nützlichsten, die je bekannt geworden sind, und ihre Bekanntmachung (in der erwähnten Zeitung) hebt wörtlich also an:

„Durch jahrelange Beobachtungen und anhaltendes Nachdenken habe ich ein sicheres Mittel entdeckt, womit man sich ohne viele Mühe und Kosten das fruchtbarste, gesündeste und angenehmste Wetter verschaffen kann. Ich will es der Prüfung sachkundiger Männer, welche die Regierung dazu ernennen möchte, gern ohne alles Interesse bekannt machen, wenn man mir nur die Kosten des Experiments, die nicht von großer Bedeutung sind, zusichert ic.“

Wo dieser Schönwettermacher zu erfragen sey? das bleibt vor der Hand ein Geheimniß, weil sonst der Zulauf so stark seyn würde, daß er seine Geschicklichkeit verwünschen müßte. Aber behauptete nur noch jemand, es gebe nichts Neues unter der Sonne!

#### Druckfehler im Februar = Heft.

- S. 85, Z. 5 statt Petresburaischen, lies: Petersburgischen.  
 — 91, — 7 — nimmer, lies: immer.  
 — 114, — 9 — Künsten, lies: Künste.  
 — 128, — 3 — Augbraunen, lies: Augenbraunen.  
 — 154, — 6 v. u. statt Charten, lies: Karten.  
 — 161, — 3 v. o. statt Ehrer, lies: Ehre.

# K u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t A p r i l.

---

## I.

### Anruf an die Muse.

Fragment aus dem Anfang einer ungedruckten Epopöe.

1.

Den Kampf um Recht und Wahrheit will ich singen;  
Die That vergeht, es bleibt das Lied.

D mögten einmal uns die Waffen Seegen bringen,  
Vor welchen längst das Glück der Menschheit flieht!  
Doch Waffen nicht — die mag der Krieg zertrüm-  
mern! —

Die Thräne nur, — sie fiel aufs blanke Schwert  
Den Herrschern, die des Volkes Mühen kümmern, —  
Die sing' ich nur; sie ist des Liedes werth.

2.

Was ist der Ruhm? Ein Wort von tausend Zungen,  
(Die Luft erbebt, es stirbt der Schall, —)  
Und ist er nun von Welt zu Welt gedrungen,  
Was bleibt davon? Ein leerer Wiederhall.

Verschling' die Gegenwart, sey Herr von allen Fluthen,  
 Sey — Schauder faßt mich — nichts als Held,  
 Und laß ein ganzes Volk dafür verbluten;  
 Nur eine Kugel — und die Gottheit fällt.

## 3.

Da nagt der Rost Dein Schild, und bald zerbricht  
 Der Wurffspieß ehemals schimmernder Trophäen,  
 Und welches Gras verdränget hoch und dicht  
 Die Inschrift, kaum, noch kaum zu sehen;  
 Der grimme Löwe liegt, ein ganz gemeiner Stein,  
 Am Monumente dann — zersplittert, ohne Klauen,  
 Ein wilder Bienenschwarm summt stürmend aus und  
 ein,  
 Um für den Raub sich darin anzubauen.

## 4.

Wer denkt noch Dein? Die Amme, die Dich nährte,  
 Das Dorf, wo Du als Knabe einst gespielt,  
 Und an dem Felde, das Dein Zug verheerte,  
 Vielleicht ein Bettler, der sich größer fühlt,  
 Als Du! Was frommt's; ein kleiner Druck zerstört  
 den Globen,  
 Der Schauplatz Deines Ruhmes sinkt. Das Meer  
 Wird Land, das alte Land wird Meer,  
 Und neu ersteht die Weltgeschichte oben,

## 5.

Das Gute nur, das Große und das Schöne  
 Lebt länger, als die wechselnde Natur.  
 Der Enkel singt das Lied; ihm horchen seine Söhne.  
 Die Großthat zeigt den Gott und seine Spur.

Mag ein Geschlecht im Erdstoß untergehen,  
 Ein Sohn des Glücks erreicht doch wohl den Rand,  
 Greift das Gestripp und schwingt sich auf die Höhen,  
 Und singt das alte Vaterland.

## 6.

Die Nachwelt hört's mit kindlichem Gemüthe,  
 Ein neues Volk im jungen Morgenroth,  
 Und staunt (umflattert von der Blüthe  
 Des Delbaums) der vergangnen Noth.  
 So sanft es ist, so dünkt die Herzensgüte  
 Der größten Herrscher unsrer Zeit  
 Ihm doch wohl Dichtung nur und — eine schöne  
 Mythe,  
 Ein Göttertraum erhöh'ter Menschlichkeit.

## 7.

O! Menschlichkeit, Du Schöpferin des Schönen  
 Durch Zeit und Zeit, sey Du die Muse, die mich  
 führt,  
 Die, mit dem Lorbeerfranz, (im Auge Freudenthrä-  
 nen,)  
 Der beyden Kaiser Stirne zielt!  
 Napoleon, er naht, mit ihm der Gott des Krieges,  
 Der um sein Haupt so gern den Lorbeer schmiegt, —  
 Naht, Alexander! Dir, dem Genius des Sieges,  
 Sieht Dich und — ist besiegt.

## 8.

Ein süß Gefühl durchzittert leisen Druckes  
 Mein Herz dabey, und jeder Nerve bebt,  
 Indes der Geist, voll lieblichen Betruges,  
 Sich fühlt, verliert, und stirbt und — lebt.



## II.

## Mythologie der alten Finnen.

(Fortsetzung.)

Das Wort *Jumala*, womit der Finne noch jetzt Gott nennt, und das verwandt mit dem hebräischen *Jom-El*, wie mit dem lappischen *Jubmel* und deutschen „Himmel“ seinen uralten südlichen Ursprung in so vielen nördlichen Sprachen noch verräth, war bey den ältesten Finnen kein bestimmter Gott, sondern nur das allgemeine Geschlechtswort für Gottheit, dem sie auch schon vor Einführung des Christenthums einen Begriff von Allmacht — (als den Inbegriff der Macht aller Götter) beigesellten. Der Tempel des *Jumala*, den die isländischen Sagen als sehr heilig verehrt erwähnen, und dessen Holzbild auf dem Haupt zwölf Edelsteine trug, die ihren Schimmer durch das ganze Land strahlten, der mit einem Halsband von 300 Mark Gold geziert war, und auf den Knien eine ungeheuere goldene Schaale hielt, war daher nicht für die eigentlichen Finnen, sondern gehörte dem *Jumala* der *Viarmer*. Dies Bildniß war zu prächtig für die Armen; auch hatten sie weder Bild noch Tempel, sondern brachten ihre Opfer im Gebirg und Hain, und zwar, wie ihre Lieder zeigen, mit gebeugtem Haupt und Knie. Auf mehreren hohen Bergen im schwedischen Finnland finden sich noch große Steinrücken in der

Form eines lateinischen U gelegt, wie die alten Hynengräber geformt, wo sie, den Muthmaßungen schwedischer Gelehrten zufolge, ihre heiligen und bürgerlichen Zusammenkünfte hielten.

Hiebey hatten sie keine zum religiösen Kultus geweihten Priester, auch hat ihre Sprache kein eigenthümliches Wort für diese; denn das pappi, welches sie noch jetzt brauchen, kommt vom russischen pop oder dem mönchischen papa. Nur Zauberer waren ihre Propheten und Aerzte, die sie Weise und Beschwörer nannten. Diese wurden, der Sage nach, mit Zähnen geboren und man reiste zu ihren Drakeln, bey deren Aussprüchen sie der Gott mit Verzückungen plagte. Sie riefen die Seelen aus Tuonela zurück, prophezeihten dem Landmann Wind, Donner und Regen, gebaren und beschwichtigten die Leidenschaften der Menschen und verwandelten sich und andere in Thiere, und Blätter, wie Rübezahl, in Gold. Sie heilten den Biß der Schlange durch Moos und kühlen Rasen, machten Salben aus Harz, Pech und Seehundsfett, — pflückten in der Johannisnacht die heilenden Kräuter und sangen über entzündeten Wunden ihre Runen, um den kühlenden Milchschaum aus Jimmis Brüsten herabzurufen. Keine besondere Arbeit, keine Jagd und Reise wurde ohne ihren Gesang unternommen. Sie beschworen die Winde, die Schiffe nicht zu vertilgen, sie lächelten die Neußen an, damit der Fischfang

gelingen, sie hingen Tannenreiser künstlich in den Tennen auf, wenn die Körner nicht gut sprangen, und deuteten aus dem Gang der gebrochenen Frühlingseißschollen von einem Dorf zum andern, die kommenden Hochzeiten; auch entdeckten sie das verirrete oder entwandte Vieh, indem sie versflochtene Zweige auf das Dach der Badestube warfen, oder ein Zaubersieb hielten, das sich bey dem Namen des Räubers von selbst drehte, oder einen verschlossenen Becher voll Wasser, mit Hülfe zweyer Messer, als seiner Axt, um sich selbst schleuderten, in dessen vordringenden Schaum die Wahrheit lag. So verwahrten sie auch das Vieh vor dem Einfluß böser Geister, beschoren die Schafe an gewissen Theilen, schnitten den Pferden Schweif und Mähnen ab, und beschmierten die Höhle, wo man den Bär vermuthete, mit Seehundsfett, und sangen unter andern zu seiner Verbannung folgende Rune:

Du, des Waldes goldner König,  
 Zottelbärt'ger edler Vater,  
 Wirst umgehen meine Felsen,  
 Wirst umwaten meine Weiden,  
 Geh' vorbei der Sauen Pforte  
 Nach des Nordens fernsten Angeln,  
 Nach dem wüsten Land der Lappen!  
 Da ist Sand für Dich zum Spielen,  
 Schöner Sand, Dich drin zu wälzen.  
 Dort steht's Elen angebunden,  
 Schöne Hirsche sind gekoppelt,

Dort wühl' um die Ameisshäufen,  
 Koll're Dich in Felsentklausen,  
 Raue Pappelbaumes Blätter!  
 Doch, nahst Du Dich unserm Lande,  
 Magst Du in den Moor Dich tauchen,  
 In den Torf bis an die Euter. —

Eben so riefen sie ihn im Zorn auch wieder hervor, um ihn auf die Heerden zu heizen:

Bär! entsteig den Sandgefilden,  
 Deinen Büsten, Pferdefresser,  
 Aus der Nede, Krummgeklauter!  
 Aus dem Strauche, grimme Rahe,  
 Zottiger, aus dem Gebüsch,  
 Um die Stärken zu erwürgen,  
 Um den Kälbern nachzujagen,  
 Um die Pferde zu verschlingen,  
 Um die Heerden hinzustrecken.

Man sieht überall, daß dem Finnen im höhern feindlichen Norden, zu dem er gedrängt war, ohne jedoch seine Eisfelder durchbrechen zu können, das Schrecklichste und Furchtbargeheimnißvollste der Natur zu liegen schien. Aber dennoch hatten die Lappen die Ungeheuer, von denen ihre Väter erzählten, bezwungen, und sie schienen nun die mächtigen Wesen. Lappland hieß ihnen der Sitz der höhern Zauberey. Die Beschwörer drohten mit diesem Norden; — dorthin mußte der Kranke glühende Kohlen werfen, aus dorthin fließenden Bächen sein Wasser schöpfen, und dorthin und dorthin

wurden auch die Plagen der Menschheit gerufen und verwiesen.

Dahin wurde auch ihr *Tuonela* (*Manala*, *Helwetti*), ihre Unterwelt, Elysium und Tartarus, verlegt. Alle Lust der Erde stieg da hinab, und jede Qual fand da ihr Todtenfeld. Dorthin gingen die Seelen der Menschen schon in Krankheiten, während der Körper hier in Raserey verfiel, nachfolgen wollte und sterben mußte, wenn nicht ein Zauberer sich auf die *Hijen ruuna* (das Höllenpferd) schwang und dort unten, wie Orpheus die *Curidice*, die Seele durch seine Zaubergesänge in ihren Körper zurücksang. Man gab dann dem Todten auf seine Reise Messer, Waffen, Kleider, Geld und seine Lieblings Speisen mit, von denen man noch spät in Hügeln Ueberbleibsel fand; und dort bekam er einen neuen Körper und suchte die Lebenden nachzuziehn. — *Manalamatti* war dort der Charon, der die Schatten über den *Juortani joki* — führte, und an der Pforte stand der *Hijen racki*, der Höllenhund, neben der *Hijen ruuna*, dem Pferde, auf welchem alle Plagen und Krankheiten der Menschen hinabgeschickt wurden.

Anderere Orte der Verbannung, welche sie für das Sibirien aller Qual hielten, waren, am Ufer des Eismeers, der *Aluenjärwi*; ein See, in den, nach der Rune, ein Funke flog, als Uмарinen und *Wäinämöinen* Feuer anschlugen, und der

davon so heiß wurde, daß selbst die Vögel in seiner Nähe vor Schmerz schreien und er des Sommers drey mal bis auf den Grund austrocknete. Der Funke wurde nach vielen Fischzügen des Wäinämöinen endlich vom Meritursas in einem rothen Knaul gefunden, der in mehreren Fischen versteckt lag, und dessen Schmerz nun nach *Kipumäcki* verbannt wurde. Ein ähnlicher See, wohin auch die Runen verwiesen, war *Sumus* in Rußland, der, vielleicht eiste Gegend ihrer frühern Vertreibung und Niederlage, noch lange in der Phantasie der Enkel ein Gegenstand des Schrekens blieb.

Unter den ältesten Göttern der Finnen scheint obenan zu stehen: *Ukko*, ihr Donnerer, dem man Opfer gelobte, wenn er in den Wolken murrte, und von dem das Gewitter noch jetzt seinen Namen führt. Man nannte ihn den Väterlichen, Majestätischen, Greisen; und die Bibel nahm diese Beyworte in sich auf. In *Ukko's* Zeiten waren die Saturnischen, goldnen, wo ihre Väter noch, in Säden wohnten, wo die Eichen Honig schwitzten, Milch in den Bächen rann und das Gold (der Garben) auf den Mühlsteinen hüpfte. Ihm wurde daher auch, als dem Herrn der Wetter, seine Schaale, die *Ukkomalja*, geleert, und ein großes gebackenes Brod (*touko leipä*) in die Getraidehaufen der Korndarren gelegt, welches die Familie am Tage des ersten Ausßäens aß. Auch rief ihn

so, als Herrn des Wetters, die Jägerrune an, um die Windwirbel aus allen Zonen zu ziehen, Eis und Reif auf die Schlingen zu streuen und die Haasenheerden hineinzuja-gen.

*Akka*, Ukko's Gemahlin, die erste Göttin des Wassers, deshalb auch *ween emäntä* genannt. Nach der Rune wohnte sie an Sunden, saß nackt im Sonnenschein, und bürstete und kämte ihr langes lichtgelbes Haar, worin sie gehüllt war. Aus den Zacken und Borsten, die in den Wellenschaum flogen, entstanden die Hand-schlangen und die Angelwürmer. Sie trieb den Schiffern die Fische ins Netz, zog aber auch die Schwimmenden an sich, und preßte sie in ihren Armen blau, um ihnen das Blut auszusaugen. Zu ihrem Geschlecht gehört der *Meri tursas* (*pastalainen*, der Bärtige), den man auch Wasserkönig nennt. Er wird als ein Zwerg mit schlaffem Huthe, triefendem Bart, steinernen Schuhen und einem langen Haupthaar, das ihm bis auf die Fer-sen hing, geschildert, und die Rune erzählt, daß er mit seinem feuchten Bart die Tochter des *pohjala* (*Nords*), eine spöttischfreche Nymphe, die, alle Freyer verachtend, sich einmal aus dem heißen Bad ins Meer warf, um ihre Glut abzufühlen, umfing und mit ihr neun Ungeheuer zeugte, wor-  
unter auch *pakkanen* (der Frost) war. Er war's, der den fürchterlichen Feuerfunken aus *Aluen-järwi* zog und den *Härkä* erlegte. Dieser *Härkä*

war der größte mythologische Dohse. Sein Kopf lag in Lapaftland und sein Schweif ſchlug in Torneos Schnee. Das Eichhorn ſprang Monate lang zwischen ſeinen Hörnern und die Schwalbe flog einen ganzen Tag von der Mähne bis zum Ende des Schwanzes. Als ihn Meri tursas erlegte, kamen von ihm hundert Tonnen Fleiſch, ſieben Bötte Blut und ſechs Tonnen Talg, aus denen man Salben für Brandwunden machte.

*Wäinämöinen*, deſſen Vater, der mächtige Kawe, aus jenem zahlreichen Geſchlecht der finniſchen Titanen ſtammt, welche zuerſt die rauhe Natur bekämpften, in einer Nacht ganze Wiefen abmähten, Schiffe bauten, die niemals überladen werden konnten, deren minderjährige Töchter Berge in den Schürzen zuſammen trugen, und die pflügenden Ackerer als kleine Käfer für ihre Mütter auflaſen; ja, von deren Kämpfen noch hundert Faden weit von einander geſchleuderte Felsenklöße ihren Namen führen. Kawe ſelbſt hatte dreißig Sommer im Mutterleibe geſchlafen, bis er, unmuthig der langen Haft, ſelbſt entſprang. *Wäinämöinen* war ſein ſtärkſter Sohn. Er brachte, wie Prometheus, zuerſt das Feuer unter die Menſchen, baute das erſte Boot, welches ſeine Rieſen ruderten, und erfand die Harfe, zu deren Saiten er die pferdehaarigen Locken der Hijen immi mit den klingenden Mähnen des Höllensiers, und zu deren Wirbeln er die Saatkörner von den Früchten

aus Tuonela nahm. Von seinem Zaubergesange sagt die Rune:

Drauf der greise Wainämöinen  
 Ließ sich nieder in den Sessel,  
 Nahm die Laute in die Finger,  
 Wand die Krumme auf den Knien,  
 Stellte in die Hand die Harfe:  
 Sieh' und rings erhob sich Jubel  
 Um die edlen Zaubertöne.  
 Und nichts lebte in dem Walde,  
 Was vier Füße lebend trugen,  
 Was auf langen Beinen schwankte,  
 Das nicht kam, dem Lied zu lauschen;  
 Selbst der Bär stieg auf die Säune.  
 Und nichts lebte in dem Walde,  
 Was mit Doppelflügeln flattert,  
 Das nicht kam, gleich Windeswirbeln.  
 Und nichts lebte in dem Meere,  
 Das sich mit sechs Flossen wiegte,  
 Das nicht kam, dem Lied zu lauschen;  
 Und selbst aus des Wainämöinen  
 Augen rannen feuchte Thränen,  
 Größer fast als Krannichbeeren,  
 Als des Haselhuhnes Eyer,  
 Nieder auf des Busens Stärke.

*Ilmarinen*, Wainämöinens jüngster Bruder, der Gott der Winde und Schmiede. Ihm wurden die Waffen geweiht. Er glühte scharfe Pfeile und setzte ihnen die Flügel der Luft an. Die Rune erzählt umständlich, daß bey ihm die Knechte schwitzend an den Wälgen ziehen und er darauf dazu kommt, Eisen und Esse besieht, und ihnen

die Entstehung des Eisens erzählt: wie es einst noch unschuldig war und noch kein menschlich Glied verletzte, als es wie Milch aus den Brüsten der Jungfrauen floß, wie er es aber dann in die Esse geworfen und wie Waizenteig gedehnt habe. — Diese drey Jungfrauen, die aus ihren Brüsten drey Gattungen Eisen milchten, hießen Luonotaret. Schwarze Milch gab die eine zu zähen Eisenstangen, rothbraune die andere, woraus Stahl wurde, und weiße die dritte, welche das spröde Eisen gab.

Tapio, der Gott der Jagd, hauste in Tapiola, einem dichten Walde, wohin ihm, bey dem Auszug auf die Jagd, ein Hahn zum Opfer getragen wurde. Unter ihm standen alle Waldungen, Thiere und Jagdgeräthe. Auch gehört zu seinem Geschlecht die ganze Familie der kleinen Waldgötter und Göttinnen, von denen die vorzüglichsten angerufen wurden, die Stricke zum Fang zurecht zu legen, die Blumen der Wiesen, die Pflanzen der Aecker zu wärmen und auf Sandhügeln die Fichtenbäume zu schütteln, um ihren schlanken und starken Wuchs zu befördern. Andere nehmen die Ellern, wieder andere die Eichhörner und Hunde in ihren besondern Schutz, und weinten Thränen, woraus Weiden wuchsen. So entstanden auch aus der kühlen Brustmilch der Nymphe *neitonen norosta* weißstämmige Birken, deren Saft die Wunden heilte; so wie eine andere,

*Lemmas*, welche in Ameiſshaufen wohnte, Brandſchäden kühlte. Die lieblichſte unter ihnen war *Immi*, die Jungfrau der Liebe, welche die Herzen der Menſchen verwundet und heilt. Die größten unter dieſen Waldgöttern, nach *Tapio*, ſchieden *Kuippana* und *Hippa* zu ſeyn, welche Füchſe und Haſen in die Schlingen trieben; daher auch der Vers ſingt:

Kuippana, Du Waldeskönig,  
Wald Hippa mit buntem Barte,  
Rufe Deine goldnen Thiere  
In die lieblichen Gehölze,  
Führe Deine Silberthiere,  
Blase aus Dein rothes Garn  
Quer hin übern Strom des Nordens;  
Drehe blauen Zwirn, die Thiere  
Groß und klein und hunt zu fangen,  
Die aus Lapplands Hügeln kommen.

*Metzän eukko* war *Tapio*s Weib. Sie ſchlich ſich gern mit zu *Wainämö*ſenſ Gefang, um da zu lauſchen. Wenn ſie günſtig war, erſchien ſie mit goldenen Ringen an den Fingern und in ein goldenes Tuch gehüllt; war ſie ungünſtig, ſo trat ſie mit Ruthenringen von Weidenflechten daher. Vielleicht eine Anſpielung auf den Lohn und die Strafe, die man ihr für ihre Hülfe oder Trägheit zudachte. Man nannte ſie die *Bären*namme, weil man glaubte, ſie ſäuge, ſchaukle und pflege die *Bären*brut. Man ſuchte ihr in Lobgeſängen zu ſchmeicheln, wie ihre Locken von goldenen Bändern

flattern würden, wenn sie ihre Bärpfleglinge von den Heerden abhielte. Der stärkste unter diesen Tapiosbären war *Otho*, der Großköpfige mit der breiten Stirn. Wenn er zu furchtbar wurde, rief man zu *Tapio*, den Mond zu verdunkeln und mit gesenkten Wolken sein Auge zu verblenden, daß er die Heerden für Felsen ansehe. Die Rune erzählt *Otho's* Abkunft vom Himmelsgewölbe:

Wo ist *Otho* geboren,  
 Der Gold hinwälzte als Kind?  
 Beym Monde, nahe der Sonne,  
 Auf den Schultern des himmlischen Bärs.  
 Dort ward er herunter gelassen,  
 Herunter in silbernen Ringen,  
 In goldenen Wiegen herab,  
 Auf die Fläche des glänzenden Meeres,  
 Auf die weit ausreichenden Wellen,  
 Geschaukelt vom Wind,  
 Gewiegt vom Zuge der Wasser,  
 Zu der Nase der Insel voll Honig,  
 Von da in die Wälder zu traben ic. —

*Beiwä*, die Sonne, das Sinnbild des Lebens und der Weisheit. Man opferte ihr deshalb auch, um Sonnenschein und Früchte zu erhalten, und wegen bloßen Verstand. Ihr war besonders das Feuer des Johannisabends heilig. *Päiwätäs* war ihre Brautführerin, die schöne Morgenröthe, die Sonne und Mond vor des bösen Kuumets Verfinsterungen bewahrte.

*Pakkanen*, der Frost und erste Wintergott, fast mit Pohjala (Nordgott) gleich. *Puhuri* war sein Vater. Lauter Winternamen. — Er wird beschrieben, wie er in dem hintersten Polwinkel wohnt, mit finstern Blick die Ströme erstarren macht, und in seine verklommene Faust haucht. Im Zorn sandte er alle Qualen der Gicht über die Menschen, und wurde angerufen, um mit seiner Eiskühle den Brand der Wunden zu mildern.

*Turriturras* war der Gott des Krieges, der die alten Streiter liebte und schützte. Vor Entstehung eines Krieges rührte er die Trommel in Wald und Wolken.

*Aarni*, der Gott der Schätze, von dem auch die Arilszeiten (die goldenen) ihren Namen führen. Man sah ihn (so wie auch Kratti) in einem Ellernwalde voll Raben und Uhus, bey nächtlichen Feuern, auf Hügeln, welche vom Kupferrost zernagt waren, seine verschimmelten Schätze trocknen und blank scheuern. Wenn er seine Münzen schüttelte, so galt dies für seine Gunst. Wer einen Schatz vergrub, gelobte ihm einen rothen Hahn und drey Schaffköpfe, um das Versteckte wieder zu finden.

Unter die schrecklichsten aller Götter wurden besonders gezählt: *Perkele*, der Schwarze (*περκελος*); *Hijsi*, der vorzüglich das zahlreiche Geschlecht der *wuorenwäki* — der Vergelfen — unter sich hatte, und —

*Piru*, ( $\pi\omicron\rho$ ) *tuulinen*, der Feurige, der wie Locke Pestpfeile schmiedete. Er hatte einen Fuß mit vier häßlichen Zehen. Er hat, dem Namen und der Bestimmung nach, Aehnlichkeit mit dem *Perun* der Russen, dessen Bild in der Hand einen glühenden Stein hielt, und dem zu Ehren ein beständiges Feuer von Eichenholz unterhalten wurde. Vielleicht war dieser sonst so wohlthätige Feuergott gerade deswegen den Finnen so furchtbar, weil er, ursprünglich der Schutzgott der feindlichen Russen, von Süden herauf seine Pestpfeile auf sie abdrückte. —

Noch wird unter unzähligen, fast gleichnamigen, bösen Geistern *Juutas*, als Schöpfer der Schlangen und alles Gewürms, besonders genannt; und die Redensarten: *Juutas tie* — *jos* *Juutas wei* — schreiben sich von ihm und nicht vom *Ischariot* her. — Außerdem werden die meisten Zauberer und großen Hexen als Schlangenkücher beschrieben, die Peitschen von Schlangen flochten und um ihre Zaune Schlangen wanden. Es zeigt die ganze Mythologie, welchen Abscheu sie vor diesen ihren gefährlichsten Feinden hatten, die ihnen im moorigten Lande hier doppelt schrecklich waren. Sie nennen sie daher auch *pannahaisen partakarwa*, des Bösen Barthaar, — *hijtolaisen hiuskarwa*, des Hitoleinen Kopfhaar, — aus des Teufels Gehirn entsprungen, die von *Kalewas* Schwert, die Zunge, und

von den Sensespitzen des Todes die Zähne bekommen.

Sonst haben sie unter den mythologischen Thieren nur noch die *Hijen lintu*, des Hysi Vogel, eine Wespe der Unterwelt, welche mit der berühmten Ganfliege der Lappen (*Furia infernalis*) Aehnlichkeit zu haben scheint, und *pohjalan oris*, einß der hochnordischen Zauberpferde, das so fett war, daß auf seinem Rücken das Regenwasser stehen blieb, mit dem man Brandwunden abkühlte.

Noch war *haltia* das allgemeine Wort für Genius, und von ihnen war Wald und Flur und Wohnung voll. So *Loylyn haltia*, der Schutzgeist der Badestube, der gegen Kohlendunst schützte u. Die kleinern Hausgeister — *Köpitit* (Kobolde), als Panajainen der Alp, und *Kimmo*, wohnten unter der Thürschwelle und in den Winkeln, und durften durchaus nicht durch Unreinlichkeiten gekränkt werden.

A. Thiem e.

## III.

## Ueber das Heidenthum.

Das Heidenthum, seinem Wesen nach, ist der Gegensatz der natürlichen Religion; es ist der natürliche Aberglaube. Darum gab's und giebt's in der Hauptsache nur ein Heidenthum \*). Es ist schwankend, unsystematisch, unbegrenzt, tolerant, einer beständigen Anreicherung fähig und daher dem positiven Aberglauben entgegen-  
 gesetzt. Es nicht polemisch, nicht proselytensüchtig, nicht fanatisch; und daher war es den positiven Religionen zu allen Zeiten so leicht, unter ihm Eingang zu finden, während eine positive Religion selten die andere verdrängt. Das Heidenthum sieht, seiner Natur nach, weitem Eröffnungen, endlichen Aufschlüssen, einer letzten Fixirung entgegen; während eine positive Religion, vollständig und umfassend, alles dem Sterblichen Wissenswerthe lehrend, in jedem abweichenden System verdammliche, fremdartige, keiner Prüfung werthe, sondern unglücksschwangere Lüge ahndet, die ihre Anhänger mit angeborener Verachtung von sich stoßen.

---

\*) Die heidnischen Escherevissen hielten und halten nicht nur verschiedene christliche Feiertage (Weihnachten, Butterwoche) und verehren mehrere russische Heiligen, sondern auch Mahomed selbst unter dem Namen Piambor (tatarisch „Propheet“). — Es ist bekannt, daß das alte Rom sich oft neue Gottheiten aneignete.

Der rohe Mensch sieht sich von tausend Wirkungen umgeben, die seine Existenz bedingen, ohne daß ihre Ursachen sich seinem Auge darlegen. Diese Wirkungen verrathen ihm indessen überall etwas Ueberdachtes, eine gewisse Zweckmäßigkeit, oder auch den Schein irgend einer Leidenschaft oder Kaprice, einer Lust zu schaden: und es ist daher nichts natürlicher, als daß er sie, bey ihrer scheinbar einheitslosen Mannigfaltigkeit, Wesen zuschreibt, die ihm selbst ähnlich sind. So entsteht die Vielgötterey. Bald bemerkt er indessen, daß alle diese Wirkungen zuletzt in eins zusammenlaufen, und dies führt die Idee eines Obergottes, oder einer Art von Senat unter den Göttern mit sich. Eine Hauptschwierigkeit aber bleibt ihm noch immer, das Uebel. Er sucht sich das Räthsel auf zweyerley Art zu lösen. Bald schafft er sich zweyerley Gottheiten, gute und böse; zuweilen einen doppelten Obergott, doch so, daß zuletzt das Gute immer die Oberhand behält. Bald denkt er sich seine Götter mit allen Leidenschaften und Schwächen des Menschen, und läßt sie selbst das Böse thun. Wenn ihm mit der Zeit auch dieses nicht mehr genügt, so sucht er sich durch allerley Träume zu helfen. Er ersinnt eine Büchse der Pandora, oder er läßt eine Naturnothwendigkeit, ein Fatum, von dem er sich keine weitere Rechenschaft zu geben weiß, selbst über den Göttern walten; oder er leitet das Uebel von den Vergehungen des Menschen

selbst her. Es ist ihm Strafe. Die erhabene Idee, daß das Böse entweder nur scheinbar oder nothwendige Bedingung der Existenz freyer moralischer Wesen ist, kennt das Heidenthum so wenig, wie viele positive Religionen in ihrer Urgestalt.

Diese natürliche, in der menschlichen Natur gegründete Entstehungsart des Heidenthums reicht schon hin, eine Menge Aehnlichkeiten seiner verschiedenen Sekten, um mich dieses positiven Namens zu bedienen, zu erklären. Indessen lehren uns Geschichte und Völkerkunde, daß das Heidenthum, seinen Hauptmythen nach, größtentheils einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, und in einer bestimmteren Form von einem Volk auf das andere übertragen worden — in den Ländern nämlich, von denen wir eine Geschichte haben; also mit Ausschluß Afrika's und Amerika's, wo es uns an hinreichenden Datis zu sicheren Schlüssen fehlt. In Asien verlieren sich die Spuren seiner Entstehung, und es bleibt ungewiß, ob Indien, die Gegenden um den Euphrath, oder ein anderes Land, seine Wiege waren. Nichts ist indessen wesentlicher, als daß sich auch diese Mythen bey den verschiedenen Völkern, nach ihren Lebensverhältnissen, höchst verschieden modificiren mußten; bald grober, bald feiner, je nachdem die Umstände dabey einwirkten. Und so fanden wir schon in den Urzeiten drey Hauptäste, die bey manchen Aehnlichkeiten auch Wurzelverschiedenheiten darbieten. Das

chaldäisch = indische, das phönizisch = griechische Heidenthum und den Sabäismus in Arabien. Eine Mischung der beyden ersten mit manchen eigenen Zuthaten, scheint das Egyptische zu seyn, dem wir schlechterdings kein höheres Alter vor andern zuschreiben können, da zum Hirtenleben taugliche Länder unstreitig früher bevölkert seyn mußten, als Egypten, das großentheils nur zum Ackerbau schicklich ist und in seinen obern Theilen vor jenen Ländern wenigstens keine Vorzüge besitzt.

Das chaldäisch = indische Heidenthum (man streite nicht über den Namen) wollen wir kurz das asiatische nennen. Es unterscheidet sich hauptsächlich durch die Annahme böser Wesen, die mehr Geschöpfe der Phantasie zu seyn, als historische Personen zum Grunde zu haben scheinen. Bey dem Hange des Asiaten zum trägen Brüten und zu abenteuerlichen Phantasiegeburten, hatte er sich wunderlichen Spekulationen über das Uebel, über die Weltentstehung und tausend andere Gegenstände in dem Laufe der Zeiten hingegeben. Alle jetzige Religionen, oder besser Superstitionen Asiens, die alte persische, der Dramanismus, Lamaismus, die Sekte des Fo &c. gründen sich ohne Zweifel darauf. Der Schamanismus scheint seine niedrigste Stufe zu seyn. Hier ist der Priester noch nicht Volkslehrer, sondern Priester allein, und im rohesten Sinn: Zauberer

und Gaukler. Der mächtige Schaitan ist das roheste Vorbild des Satans.

Das phönizisch-griechische System, wir wollen es das europäische nennen, unterscheidet sich durch den Mangel an bösen Wesen. Selbst sein Höllengott ist kein böses Wesen; und dessen Gehülfen, die Furien, sind nur Henkersknechte, aber selbst nicht bössartig. Wir wissen wenig von der alten phönizischen Mythologie, indessen scheint sie größtentheils durch historische Personen entstanden zu seyn, und man wäre fast geneigt, ihm, unabhängig vom asiatischen, eine eigene Entstehung für sich, und die Aehnlichkeit zwischen beyden späteren Vermischungen zuzuschreiben. So wie wir es durch die Griechen kennen lernen, hat es eine ganz entgegengesetzte Tendenz, wie das asiatische: sinnliche Plastik im Gebiet des Schönen, Wahrscheinlichen, Menschlichen und Natürlichen. Es ist die schönste Schöpfung eines dichterischen Aberglaubens und größtentheils von Dichtern ausgebildet, während eigentliche Priester und dumpfe Grübler jenes ausarbeiteten. Höchst wahrscheinlich gründet sich die Mythologie aller ältern europäischen Völker zum Theil auf das phönizische System, — wurde von Phöniziern unter ihnen verbreitet. Schwerer zu entscheiden ist es, ob die Mythen der neuern Völker, Basten, Galen, Germanen, Finnen, Slaven, von ihm abstammen. An einzelnen Aehnlichkeiten fehlt es

nicht. Die Religion der Germanen, Wassen und Galen (Kelten) scheint mir, wegen ihrer Satanslosigkeit, unstreitig dahin zu gehören. Das slavonische Heidenthum, das einen schwarzen Gott kennt, war vielleicht gemischt; das finnische ist gewiß ein Ausfluß des Schamanismus, der Asien eigenthümlich angehört.

Der Sabäismus scheint sich einer reinern Naturreligion weit mehr genähert zu haben. Wenn er anders die Grundlage der Jehovahsreligion ist, so scheint er vielleicht die Grundquelle des europäischen Heidenthums gewesen zu seyn. Er wurde in Phönizien, und noch mehr in Griechenland, nur versinnlicht; der Joo blieb der Obergott, und durch historische Personen entstanden Nebengötter, ja sie wurden dem Joo zuletzt selbst untergeschoben. Ueberhaupt ist der Sabäismus, wenn er anders die Religion Abrahams war, wie wir sie kennen, eine höchst ungewöhnliche Erscheinung; die Zeiten waren noch zu roh, um etwas besseres, als rohen sinnlichen Aberglauben, von ihnen zu erwarten. Die physische Beschaffenheit Arabiens reicht, bey den Erfahrungen, die wir von andern Völkern haben, nicht zu, ihn zu erklären. Oder, war er das Werk Abrahams und einiger Wenigen? oder der Ueberrest früherer kultivirterer Zeiten? oder bloß historische Dichtung Moses? So viel ist gewiß: der reinere religiöse Glaube in Arabien, wie er um die Zeit Mahomed's war, giebt einen sichereren Beweis,

daß dieses Land schon ursprünglich von dem größern Aberglauben seiner Nachbarn frey gewesen sey. Durch die Zeit ist er nicht gereinigt worden; denn das pflegt bey dem Heidenthum aus sich selbst schlechterdings nicht der Fall zu seyn, und von späteren Reformatoren bis auf Mahomed wissen wir nichts. — Der Sabäismus scheint früher kein böses Wesen gekannt zu haben. Moses hat einige schwache Spuren dieser Idee, die er vom Typhon der Egypter entlehnt haben mag. Der Typhon selbst, wenn er anders ein wahrer Satan genannt werden kann und nicht bloß historisch ist, scheint in die egyptisch = phönizische Doktrin aus der Fremde, aus den chaldäisch = indischen Mythen, herüber gekommen zu seyn. Auf das heutige Aethiopien nehmen wir dabey keine Rücksicht, da die alten Aethyopier, die so vieles an Egypten abgegeben haben sollen, schwerlich zum afrikanischen Stamm gehörten, sondern dieser erst später vorrückte. Doch hier ist alles Dunkelheit und bloße Vermuthung.

Uebrigens bedarf es keiner weitern Erläuterung, daß sich die Grundzüge des Sabäismus vorerst durch den Mosaismus, der sich außer einigen egyptischen und phönizischen Einmischungen (man denke an die Elohim) theils auf den Sabäismus, theils auf geheime egyptische Priesterlehre gründete, nachher durch den auf ihn gepflanzten Christianismus, und zuletzt durch den

Mahomedanismus, zu positiven Religionen ausgebildet, auf dem größten Theil der Erde verbreitet haben.

Es ist übrigens leicht zu denken, daß diese drey Hauptabtheilungen des Heidenthums, besonders die beyden ersten, häufig in einander geflossen sind. Daher so manche Religionsähnlichkeiten auf den Extremitäten der Erde! Selbst der Schamanismus bietet Züge dar, die mit Gebräuchen der uralten Religionen Aehnlichkeit haben. Die Bura-fen jagen zu Zeiten ein Opferpferd in die Steppe. Dies hat Aehnlichkeit mit dem hebräischen Sündenbock; nur daß dieses heilige Pferd bey den Heiden bleibt. Wahrscheinlich kehrte aber der Sündenbock auch zu seiner Heerde zurück. Bey den Teleuten giebt es Gebräuche, die dem Abendmahle und Liebesmahle der Christen ähnlich sind; nicht als ob sie davon herkommen, sondern weil sich diese auf die alten Opfermahlzeiten gründeten. Da sich überhaupt mehrere christliche Gebräuche auf heidnische gründen, so ist es kein Wunder, wenn man bey den Schamans Gebete und Gebräuche findet, die an die christlichen Ritus erinnern. Manches ist indessen vielleicht späteren Ursprungs. Die Waldtungusen haben das Bild eines gekreuzigten Vogels unter ihren Götzen, Doi genannt. Eine böse Gottheit nennen sie Woge, wahrscheinlich aus Haß vom russischen Bog (Gott). Beydes ist sicher späteren Ursprungs.

Der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode ist dem europäischn und asiatischen Heidenthum (nicht ursprünglich aber dem Sabäismus) eigen. Doch mit dem Unterschied: das asiatische denkt sich ihn mit einer Hinneigung zur Seelenwanderung; das europäische beschränkt die Fortdauer zuweilen bloß auf solche, die sie verdienen, und stellt sie sich mehr poetisch = sinnlich vor. Der Schamanismus und jedes rohere Heidenthum glaubt an die Fortdauer der Thier- und Menschenseelen auf die Art, daß sie jenseits die nämlichen Beschäftigungen als Seelen vornehmen, denen sie hier als Körper obgelegen. Deshalb giebt er seinen Todten Thiere und leblose Sachen mit. Die Seele des Verstorbenen wird dort die Seele ihres Pferdes reiten, wie der Leib des Mannes hier den Leib des Gauls ritt.

In dem ersten rohen und dem verfeinerten mythischen, jedoch doktrinlosen und unbegrenzten Zustande bleibt indessen das Heidenthum selten lange. Es geht endlich in ausgebildete bestimmte Superstition und zuletzt in positive Religion, oder wenigstens in ein Mittelding von beyden (z. B. Bramanismus) über. Mit der wachsenden Geistesbildung wird nämlich das schwankende Ideengewebe des bloß mythischen Heidenthums von Priestern oder Dichtern einem Systeme immer näher gebracht, die Lösung philosophischer Aufgaben, die Moral, Gesetzgebung und andere all-

gemein wichtige Gegenstände werden mit den Mythen verbunden, die Religion und der Priester werden Volkslehrer. Es bildet sich der Unterschied einer geheimen und öffentlichen Lehre, und so schreitet der Kultus an Ausbildung immer fort, bis endlich einzelne Koriphäen aufstehn, die das System fixiren, und ihren Nachfolgern nur das Geschäft der Erklärung und einzelner Bereicherungen überlassen. Ursprünglich haben ihre Vorträge gewöhnlich nur das Wesen einer philosophischen Lehre, die sich dem Heidenthum nicht widersetzt, sondern es bloß entwickelt. Durch die Länge der Jahrhunderte aber, erhalten sie ein übermenschliches Ansehn, und werden Offenbarungen gleich gehalten. Eine bestimmtere Doktrin findet zwar nun statt, indessen gründet sich das Ganze doch hauptsächlich auf Tradition, auf den verehrten Werth gewisser Bücher und nicht auf irgend ein einzelnes offenbartes Dokument. Alle Anreicherungen sind noch nicht ausgeschlossen, und deswegen sprechen wir hier von einer Superstition, nennen es noch nicht eigentliche positive Religion.

Das europäische Heidenthum wurde bey Nationen von höherer Anlage anfänglich von Dichtern ausgebildet. Sobald die Epoche des Nachdenkens kam, nahmen die Weisen der Nationen einen so erhabenen Schwung, eine so wahre, edle und vorurtheilsfreye Richtung, daß sich die Philosophie schon in ihrem Entstehen von Nationalkultus

trennte. Daher bietet sie kein System der Art an. Vielmehr war die Volksreligion bis in ihre späteren Zeiten immer neuer Anreicherungen fähig, und blieb in dem ersten Zustand eines wahren mythischen Heidenthums. Desto fruchtbarer war das asiatische Heidenthum an solchen systematischen Superstitionen. Die große Inferiorität des asiatischen Denkers erlaubte ihm nie, seine Spekulationen ganz vom Nationalaberglauben zu trennen; und so entstanden die Superstitionen eines Zoroasters, der Lamanismus, die Sekte des Fo, der Bramanismus und auch die Lehre des Kong-fu-tse, — doch diese mit mehr Annäherung an eine gereinigte Naturreligion.

Um eine vollkommene Religion, das heißt, ein bestimmt ein für allemal von Oben angekündigtes, allen und jeden andern Aberglauben zermalmendes, jeder andern Religion diametral entgegengesetztes Glaubens- und Sittensystem zu bilden, fehlte indessen diesen Superstitionen noch viel. Ihr allmähliges Entstehen, ihre ursprünglich menschliche Ankündigung, ihre größere Unvollkommenheit macht sie bey fortschreitender Kultur unfähig, die nie ruhenden Spekulationen des menschlichen Geistes zu fixiren. Und dies führt nothwendig zu eigentlichen Religionen hin, indem sie das Bedürfnis darnach weckt. Deren giebt's eigentlich nur drey: der Mosaismus, der Christianismus und Mahomedanismus; wenn schon einige der genann-

ten Superstitionen, namentlich die braminiſche, viel Hinneigung zu einer eigentlichen Religion verrathen.

Es ſoll hiermit nicht behauptet werden, daß jede Superſtition ſich bey wachsender Kultur nothwendig in eine Religion auflöſen müſſe, oder daß der Grad von Kultur, der zur Entſtehungszeit jener Religionen herrſchte, ſie ſchon nothwendig erfordert hätte. Nur ihre Verbreitung, die Verdrängung jener, wurde durch dieſe, in der menſchlichen Natur gegründete, Bedürfniß erleichtert, und wird noch immer dadurch befördert werden, biß die Zeit der poſitiven Religionen bey den Völkern, einß nach dem andern, erliſcht und dem vierten Terminuß der Naturreligion, oder philoſophiſch moralischer und politiſcher Bildung, mit Hülfe an-erzogener Legalität, Platz macht.

Es iſt bemerkenswerth, daß alle drey poſitive Religionen auf den Sabäismus gegründet ſind. Unſtreitig war deſſen reine Grundlage ihrer Entſtehung günſtig; und die alte in ihm herrſchende Idee von Propheten, göttlichen Mittheilungen, erleichterte es dem einzelnen Mann, ſich als Gottgeſandter zu konſtituiren und eine förmliche Offenbarung auszusprechen.

Durch dieſe drey Religionen iſt übrigens das Feld der Offenbarung hinlänglich eingenommen. Die moſaiſche, als Typuß der aſiatiſchen Vorwelt und dabey excluſivender Nationalreligion, die

christliche als allgemeine europäische, und die mahomedanische als allgemeine asiatische Religion, lassen keiner andern mehr Platz übrig. Hieraus erklärt sich denn die Beschränkung und allmähliche Ersterbung der ersten und die schnelle Ausbreitung der andern, besonders des Moslemismus, der sich noch heut zu Tage ohne Zwang und Missionarienthätigkeit in Asien immer weiter verbreitet, weil er als Staats- und Volksreligion hier unbezweifelte Vorzüge besitzt.

Es ist wahrscheinlich, daß diese beyden Religionen dauern werden, so lange es Menschen giebt; da schwerlich je ganze Völker für den vierten Terminus reif werden, und an neue Religionen nicht zu denken ist. Der Mahomedanismus läßt gar kein Bedürfniß dazu übrig, und der Christianismus gar keine Möglichkeit sich als Gottgesandten zu konstituiren. Darum sind auch bis jetzt alle Versuche oder vielmehr Charlatanerien der Art (Ragliostro, Mesmer) mißrathen. Eine Art von philosophischer Offenbarung scheint zwar noch möglich; allein da sie nichts Neues, Ueberraschendes sagen und nur das Bekannte fixiren könnte, so fällt alle Wahrscheinlichkeit weg. Eher könnte eine neue Art von Heidenthum entstehen. Wenn nämlich die christlichen Theologen fortfahren, ihre Religion aus sich selbst zu zerstören und die Menschen von der Unfehlbarkeit göttlicher Aussprüche in das Labyrinth menschlicher Spekulationen

nen immer weiter hineinzu führen, wenn sie die Offenbarung immer mehr der Vernunft unterwerfen, deren Schwankendes gerade das Bedürfnis der Offenbarung herbeiführte; wenn sich diese vernünftige Theologie, die indessen dadurch selbst ganz überflüssig wird, immer mehr über den gemeinen Mann verbreitet: so wird die natürliche Folge die seyn, daß er, von seinem alten Glauben weggestoßen, bey seiner wesentlichen Unfähigkeit für eine reine Vernunftreligion, endlich in tausenderley neuen Aberglauben immer tiefer sinkt. So kann eine Art pöbelndes Privatheidenthum aufwachsen, dem um so schwerer entgegenzuarbeiten ist, da aller Unterricht den großen Haufen, bey seinen groben und zum Theil rohen Beschäftigungen, nur bis zu einem sehr mäßigen Grad von Bildung und Verstandesfestigkeit bringen kann und soll; wie dies durch die Erfahrung hinlänglich bewährt wird. Es wäre auch gewiß für ihn und das Ganze traurig, wenn er diesen Grad übersteigen sollte. Sein Zustand, seine Beschäftigungen würden ihm zuwider werden; unzeitiges Grübeln, Gleichgültigkeit gegen Staat und Nation, Mangel an Gehorsam, festen Willen, Nationalität und Vertrauen in seine Führer würden alle Zwecke des Staats und seine Existenz endlich selbst, bey den geringsten ungünstigen Umständen, gefährden; zugleich aber die Ruhe und Moralität des Einzelnen untergraben. Der aufgeklärte Mensch ist weder

der glücklichere, noch der für den Staat brauchbare. Die Motive der bloßen Vernunft sind hier nur schwach, wenn die mächtigeren der nationalen Vorurtheile und Leidenschaften, um es so zu nennen, schweigen. Die protestantischen Deutschen, bey denen unstreitig die Bildung des großen Haufens die aller andern Länder weit übersteigt, sind ein noch mehr sprechender Beweis dieser Behauptung. Solche Völker können nur von außerordentlichen Köpfen und Umständen zu den Zwecken des Staats geführt werden, und auf diese kann man im Lauf der Zeit nicht immer Anspruch machen.

---

#### IV.

#### Ueber natürliche Gränzen.

Der Wilde kennt keine schriftliche Verträge, folglich auch keine politische Gränzen. Ein Gebirge, Fluß oder Landsee scheidet bey wilden Völkerschaften die Gränzen ihres Jagdreviers, und eine Bucht, Sandbank, Klippe oder Insel bezeichnet den ihnen zum Fischfange ausschließend bestimmten Bezirk. Kleinere Bezirke scheidet ein Hügel, ein Brunnen, ein Bach, ein Baum von ausgezeichneter Größe, ein Altar, auf dem beyde Theile sich feyerlich Freundschaft gelobten, oder ein Haufen Steine

als Merkzeichen für die Nachkommenschaft zusammengetragen. Diese Grenzen der Wilden haben einzig den Zweck, ihr Eigenthum von einander zu trennen, und sich ihre Weideplätze oder einen hinreichenden Bezirk zur Jagd und zum Fischfang zu sichern. Allein der Gedanke, diese Gränzen dergestalt einzurichten, daß ein Tausch von Erzeugnissen des Bodens oder den Produkten des Kunstfleißes dadurch befördert, wenigstens erleichtert werde, — für diesen Gedanken, der bey Bestimmung politischer Gränzen oftmals Hauptaugenmerk war, hat der Wilde noch keinen Sinn. Bey kultivirten Völkern hingegen dienen die Gränzen nicht bloß zur Scheidewand, sondern man nimmt auch darauf Rücksicht, durch sie die Verbindung mit andern Völkern und das Handelsverkehr zu erleichtern. Daher ist jener Gedanke, der zu den Zeiten Justinians und des Cosroes galt, die Staaten durch Verheerung der Gränzen zu trennen und hiedurch selbst die Führung künftiger Kriege zu erschweren, nicht mehr im Geiste unserer Zeit. Selbst derjenige Staat, der natürliche Gränzen zu erkämpfen oder durch Friedensschlüsse zu erhalten sucht, verbindet hiemit einen wohlthätigern und menschenfreundlicheren Zweck, nämlich: entweder die Sicherheit des Staats, oder die Verbreitung des Handels durch erleichterten Absatz der inländischen Erzeugnisse. Und nur selten kommt noch der Zweck hinzu, sich durch einen erleichterten

Angriffspunkt den benachbarten Staaten furchtbarer zu machen. Von allen natürlichen Gränzen aber ist keine so entscheidend vortheilhaft als das Meer. Und ist gleich jede Küste dem Angriff feindlicher Flotten ausgesetzt, so lehrt uns doch Großbritannien's Beyspiel, wie viele Schwierigkeiten mit einer Landung und überhaupt mit dem Angriff des Küstenlandes verbunden sind. Das Beyspiel des nämlichen Staats aber beweist uns zugleich, wie in einem Lande, das eine Menge von Küsten enthält, schon durch die Natur selbst Fischerey, Schiffahrt und Handlung begünstigt und herbeygeführt werden. Hingegen ein Rückblick auf das ehemalige Polen, das ohne alles Küstenland bey nahe gar keinen Verkehr mit dem Auslande hatte, verräth zugleich, daß eine solche Nation, bey nahe völlig isolirt, ihren alten Begriffen getreu, nicht mit dem Geiste des Zeitalters fortschreitet; und es ist wenigstens nicht unwahrscheinlich, daß, wenn das ehemalige Polen im Besiz eines großen Seehandels gewesen wäre, sich schwerlich bis in unsere Zeiten dort eine Verfassung aufrecht erhalten haben würde, die noch ganz den Geist des Mittelalters athmete, und wodurch dieß Land wenigstens um ein Paar Jahrhunderte gegen das übrige Europa zurück blieb. Jener schöpferische Geist Peters des Großen, dessen Scharfblick überall Ursache und Wirkung übersah, hielt daher Erringung eines beträchtlichen Küstenlandes für einen seiner ersten

Zwecke, und sein Genie faßte den Gedanken, daß der Besizer des weißen Meeres, nachdem er sich eine große Strecke von den Küsten der Ostsee unterworfen hatte, seine Herrschaft auch noch über das Meer von Asow und das kaspische Meer ausdehnen müsse; einen Entwurf, den die große Katharina im Auge behielt, und daher ihr mächtiges Reich durch einen großen Theil der Küsten des schwarzen Meeres begränzte. Ein großer Vortheil bey der Meeresgränze liegt auch in ihrer Bestimmtheit; sie sichert das Gebiet vor jeder Gränzstreitigkeit mit einer benachbarten Macht, und erfordert zu Kriegszeiten nur die Besatzung einiger Festungen, nicht aber ein beträchtliches Observationscorps, das oft, statt die Streitkräfte eines Staats zu vermehren, bloß aus Besorgniß wegen zweydeutiger Nachbarn, an der entgegengesetzten Gränze zurückbleiben muß.

Den zweyten Rang nehmen bey den natürlichen Gränzen die Gebirge ein. Sie sind vorzüglich für kleine Staaten als natürliche Schutzwehr von außerordentlichem Nutzen, weil sie einer kleinen Macht die Gelegenheit schaffen, sich oft, wie Leonidas gegen das Herr des Perres, mit einigen Hunderten gegen viele Tausende zweckmäßig vertheidigen zu können. Bey großen Staaten möchte der Fall umgekehrt seyn; zu große Sicherheit für einen Staat wirkt, wie zu große Pflege auf den menschlichen Körper, Erschlaffung. Die Geliebte

wird bald dem feurigsten Liebhaber zum Theil gleichgültig, wenn er ihren Verlust nicht mehr zu befürchten hat. Und wenn ein Staat, dessen Gränzen ungeheure Gebirge und Festungen decken, und der folglich auf diese Weise auch zugleich durch seine Größe und inneren Kräfte vor jedem feindlichen Angriffe gesichert ist, bey seiner hiedurch erworbenen Ruhe dennoch jederzeit gleich muthige und kriegerische Einwohner behalten soll; so muß wenigstens jederzeit ein Regent von seltener Einsicht und Weisheit an seiner Spitze stehn. Wenn aber nach einer Reihe von Jahren dieser Staat einen neuen Krieg beginnt, so stehen die benachbarten Staaten einigermaßen im Vortheil. Nur selten öffnet sich ein neuer Krater; gewöhnlich stürzt aus der schon einmal bestehenden Deffnung des Vulkans der alles verheerende Feuerstrom der Lava. Jedermann kennt also den gefährlichen Punkt und nimmt mit Bezug darauf seine Maaßregeln. Alle Gebirge haben gewisse bestimmte Punkte, aus denen das Heer bey dem Angriff hervorbricht; und was im Kleinen bey dem Hervorrücken des einzelnen Trupps aus einem Defilee möglich ist, kann ein einsichtsvoller Feldherr, bey genauer Kenntniß des Terrains, auch gegen ein größeres Heer anwenden, das bey dem Durchzuge durch ein Gebirge verhältnißmäßig durch den Raum beschränkt ist, und erst zu seiner Entfaltung einen freyern Raum gewinnen muß. Bey dem Rück-

zuge einer Armee dient freylich der Gebirgspafß selbst zu einer vortreflichen Deckung, nicht aber jederzeit gegen einen kühnen, unternehmenden Feind, der mit Schnelligkeit nachdringt, und dem deshalb ein Theil des zurückziehenden Heeres aufgeopfert werden muß, oder der sich dieser Pässe dadurch bemächtigt, daß er zugleich mit den Weichenden hineindringt. Ueberdem sind Gebirgsgränzen dem Handel nachtheilig; es giebt hiedurch in der Regel nur wenige bestimmte Handelsstraßen, die nun wieder nach bestimmten Handelsplätzen führen. Wird nun bey einem Kriege dieser Handelsplatz vom Feinde besetzt, die Handelsstraße gesperrt, so ist ein wichtiger Verlust für den Staat, zu dessen Vortheil die Bilanz ausschlägt, hievon unausbleibliche Folge. Selbst der Schleichhandel wird durch Gebirge erschwert, und wenn man bey einem Kriege gleich neue Wege dazu ausfindig machen dürfte, so verfließen einige Jahre, ehe sich hiedurch neue Handelsorte und bestimmte Punkte zu Niederlagen bilden; indeß doch während des Friedens die Gebirgsbewohner durch Kenntniß der steilen Gebirgspfade aus dem Auslande während des Krieges Kontrebande einführen, diesen Handel, mit dem sie einmal genau bekannt sind, während des Krieges fortsetzen, und folglich dem feindlichen Staate diesen Vortheil auch während des Krieges erhalten.

Noch ungleich nachtheiliger ist die Flußgränze.

Ueberhaupt scheint die Natur die Flüsse wohl nicht zur Trennung, sondern eher zur Verbindung der Völker gebildet zu haben. Die häufigen Einfälle nordischer Völker über die beeiste Donau in das Gebiet der Römer, und die in unserm Zeitalter von den französischen Truppen so glücklich ausgeführten Rheinübergänge liefern den Beweis dafür. Auch sey es erlaubt, den Ausspruch Friedrichs des Großen anzuführen, daß er die Vertheidigung eines Flusses höchstens in einer Strecke von sechs Meilen, und auch nur dann übernehmen wolle, wenn er jeden seiner Flügel an einen festen Punkt anlehnen könne. Die Flußgränze wird folglich, in militärischer Hinsicht, keine vollkommene Vertheidigung, und sie ist überdem nicht unwandelbar, weil Eisgänge, der Durchbruch von Dämmen und ungewöhnliche Veranlassung zum Steigen der Flüsse nicht selten die Strombahn verändern. Man erwäge, daß nur ein Fluß, wenn beyde Ufer in der Gewalt eines Staates sind, den ganzen Vortheil gewährt, weil, wenn jede Seite von Festungen einer andern Macht gedeckt ist, einer jeden darunter die Führung des Krieges in dem Gebiete der andern gleichmäßig erschwert wird. Oft ist das Handelsinteresse beyder Mächte einander entgegen, und die Unterhaltung der Dämme, heilsame Vorkehrungen zur Erhaltung der erforderlichen Tiefe, die Räumungen der Flüsse, alles dies hat darauf wichtigen Einfluß. Und wenn eine

Macht, auf die andere neidisch, diesen Fluß durch Kanäle mit inländischen Flüssen verbindet, so kann dies den Anwohnern des andern Ufers die höchsten Nachtheile zufügen, und unauslöschlichen Haß und Neid zweyer angränzenden Staaten, ja sogar einen gewissen Nationalhaß erzeugen. Legt jede der anwohnenden Nationen Zölle an, so werden der Handel und die Betriebsamkeit der beyderseitigen Anwohner geschwächt, und bey einem entspringenden Kriege verlieren beyde Theile die Flußschiffahrt. Kein Fluß hindert auch den Schleichhandel, sondern wird vielmehr, da er gleich einer, längs der ganzen Gränze sich hinstreckenden, Landstraße betrachtet werden muß, ein Erleichterungsmittel desselben. Das ganze Ufer zu jeder Jahreszeit, bey Tag und Nacht, mit gleich aufmerksamen Wächtern zu besetzen, ist beynahe unmöglich, und selbst die Feurgewehre dieser Wächter können nur dem Rahne, den der schnelle Fluß dahin führt, auf wenige Augenblicke gefährlich werden. Wenn aber, da der Mensch jederzeit nach verbotener Frucht lüstern ist, der Gewinn an dieser Kontrebande sehr hoch steigt, so sind auch beynahe keine Mittel übrig, um jedem Rahne das Anlanden zu erschweren, wenn er es sich auch gleich von einzelnen Wächtern mit Gold erkaufen sollte. Alles dieses hier zusammengestellt soll indeß nicht die Behauptung begründen, daß die Naturgränze unvortheilhaft und unzweckmäßig sey; im Gegentheil würde Rom nie die Be-

herrscherin der Welt geworden seyn, wenn nicht die Alpen und Appenninen, die Etsch und der Po den kühnen Troß der Gallier, Kimbrier und Teutonen, und die unermüdliche Thätigkeit Hannibals wenigstens aufgehalten hätten. Nur den schönen Gedanken an ewigen Frieden und an ewige Hinderung der Gränzstreitigkeiten und Entfernung der Kriege, diesen schönen Gedanken scheinen die Naturgränzen nicht zu begünstigen; vielmehr scheinen sie, wenn der Zweck, die Staaten mehr abzusondern, hiedurch erreicht werden sollte, den Brüderbund des Menschengeschlechts noch mehr zu entfernen, gemeinschaftlichen Handelsverkehr und Ideenvertausch zu erschweren, und durch Isolirung der Nationen das Nationalinteresse vom Vortheil des ganzen Menschengeschlechts zu trennen. Denn Redlichkeit und Treue der Völker und ihrer Beherrscher, Eifer der Nationen, alles für ihre gegenwärtige Verfassung hinzugeben, beständige Aufmerksamkeit zur Behinderung jedes Streites, und um, wenn es die Noth erfordert, auch alles aufzubieten; kurz, Vorbereitung und Anwendung jeder Kraft, ruhige Kälte und feuriger Muth, Vertrauen auf eigene Stärke und auf ein höheres Wesen, das Millionen Welten nach seinem großen Zwecke lenkt, dies alles zusammengenommen getreulich geübt und benutzt, kann einen jeden Staat, er sey groß oder klein, mit Würde aufrecht erhalten, oder wenigstens, wenn er auch dem allgewaltigen Schicksal

unterliegt, bey der Erinnerung an ihn diejenige Stimmung bewirken, die nach der Meinung des ältern Plinius unsere Theilnahme für verstümmelte alte Kunstwerke erzeugt, weil wir bey ihnen zugleich das Genie und den Fleiß des Künstlers, der sie schuf, bewundern, und zugleich mit Behmuth an die Hand oder den Zeitpunkt, der ihre Zerstörung veranlaßte, zurückdenken. Mit trübem Blick sieht folglich der Menschenfreund, und Jeder, der sein Vaterland liebt, auf den erneuerten Gedanken, durch natürliche Gränzen das Schicksal der Völker zu sichern; und bezweifelt, daß hiedurch der ewige Frieden herbengeführt werden dürfte; aber deshalb ist er nicht hoffnungslos, weil jeder Staat, jede Nation noch in sich selbst Hülfsmittel findet, sich wenigstens einen so dauerhaften Frieden zu erwerben, als es hier unter dem Monde möglich ist.

L. v. Baczkó.

---

## V.

## Geschichte Zoto's.

(Fortsetzung.)

Wir gingen unter Seegel und kamen den dritten Tag in die Meerenge von St. Bonifazio, die Sardinien von Korsika trennt. Wir trafen daselbst mehr als sechzig Fahrzeuge, die mit Korallenfischen beschäftigt waren. Wir sängen auch an zu fischen, oder vielmehr, wir thaten so, als wenn wir fischten. Ich lernte hierbey sehr viel, denn in Zeit von vier Tagen schwamm ich und tauchte unter, wie der Allerdreifteste von meinen Kameraden.

Acht Tage nach unserer Ankunft wurde unsere kleine Flotille durch einen Windstoß aus Nordwest, oder wie man es im mittelländischen Meere nennt, eine Gregalada, zerstreut. Jeder rettete sich, so gut er konnte. Unser Schiff kam an einen Ankerplatz, der unter dem Namen der Rhede von St. Peter bekannt ist. Dies ist ein völlig ödes Ufer an der Küste von Sardinien. Wir fanden hief eine venetianische Polake, die von dem Sturme sehr gelitten zu haben schien. Unser Kapitän machte sogleich einen Plan auf dieses Fahrzeug und ging ganz dicht neben demselben vor Anker. Darauf legte er einen Theil seiner Mannschaft in den untersten Raum, um glauben zu machen, er habe nur wenig Leute. Dies war indessen eine überflüssige Vorsicht, denn die sogenannten

lateinischen Fahrzeuge haben immer mehr als die andern.

Lettero, der die Venetianer unablässig beobachtete, bemerkte, daß ihre ganze Mannschaft nur aus dem Kapitäne, dem Hochbootsmann, sechs Matrosen und einem Schiffsjungen bestand. Er machte ferner die Entdeckung, daß ihr Toppseegel zerrissen war, und daß man es heruntergelassen hatte, um es auszubessern, weil die Handelsschiffe keine doppelte Seegel haben. Gestützt auf diese Bemerkungen legte er acht Flinten und eben so viel Säbel in die Schaluppe, bedeckte sie mit einem getheerten Seegel und beschloß den günstigen Augenblick abzuwarten.

Als das Wetter wieder gut geworden war, stiegen die Matrosen auf den Toppmast, um das Seegel aufzuspannen, da sie sich aber dabey nicht schnell genug benahmen, so kletterte der Hochbootsmann auch hinauf und diesem folgte der Kapitän. In diesem Augenblicke ließ Lettero die Schaluppe in See setzen, schlüpfte mit sieben Matrosen hinein, legte sich an das Hintertheil der Polake. Der Kapitän schrie vom Maste: „Herunter! Seeräuber! herunter!“ Aber Lettero legte an und drohte, den ersten, der Miene machen würde, herunter zu kommen, zu erschießen. Der Kapitän, der ein braver Kerl zu seyn schien, sprang in die Strickwand, um hinabzusteigen. Lettero schoß ihn in der Luft. Er fiel ins Meer und man

sah weiter nichts von ihm. Die Matrosen baten um Gnade. Lettero ließ vier Mann auf dem Berdecke, um sie in Respekt zu halten, und mit den drey andern untersuchte er das innere des Schiffes. In dem Zimmer des Kapitäns fand er ein Olivenfäßchen, da dieß aber etwas schwerer, als gewöhnlich, und mit großer Sorgfalt behändert war, so glaubte er, darin vielleicht etwas anderes zu finden; er machte es auf und war sehr angenehm überrascht, darin mehrere Säckchen mit Gold zu finden. Mehr verlangte er nicht; er gab das Zeichen zum Rückzuge und wir gingen unter Seegel. Als wir um das Hintertheil des Venetianers herum kamen, riefen wir ihnen noch aus Spott zu: Es lebe San Marco!

Fünf Tage nachher kamen wir nach Livorno. Der Kapitän ging sogleich mit zwey von seinen Leuten zu dem Konsul von Neapel, und machte die Anzeige, daß seine Leute mit der Mannschaft einer venetianischen Polake Handel bekommen hätten und der Kapitän derselben unglücklicher Weise von einem Matrosen wäre ins Meer gestossen worden. Ein Theil des Olivenfäßchens wurde dazu angewendet, dieser Erzählung die größte Wahrscheinlichkeit zu geben.

Lettero, der einen entschiedenen Hang zum Korsarenleben hatte, würde wahrscheinlich noch mehrere Unternehmungen gewagt haben, allein man schlug ihm zu Livorno einen neuen Handels-

zweig vor, dem er den Vorzug gab. Ein Jude, Namens Nathan Levi, hatte nämlich die Bemerkung gemacht, daß der Pabst und der König von Neapel viel auf ihrer Kupfermünze gewannen, und wollte einigen Theil an diesem Vortheil haben. Er ließ daher in einer englischen Stadt, Namens Birmingham, ähnliche Münzen verfertigen, und als er eine bestimmte Menge davon hatte, so errichtete er eine Niederlage in la Flaviola, einem Fischerdorfe, welches auf der Gränze beyder Staaten liegt, und Lettero übernahm es, den Handelsartikel dahin zu bringen und sicher ans Land zu stellen.

Der Vortheil war ansehnlich, und länger als ein Jahr thaten wir nichts, als Hin- und Herfahren und römische und neapolitanische Münze holen. Vielleicht hätten wir unsere Fahrten auch noch länger fortsetzen können, aber Lettero, der viel Anlage zu Spekulationen der Art hatte, schlug dem Juden vor, auch silberne und goldene Münzen machen zu lassen. — Dieser befolgte den Rath, und errichtete in Livorno selbst eine kleine Fabrik von Zechinen und Skudi's. Unser Vortheil erregte den Neid der Mächte. Eines Tages, als Lettero in Livorno war, und eben unter Seegel gehen wollte, sagte man ihm, daß Kapitän Pepo von dem Könige von Neapel den Befehl bekommen habe, ihn aufzuheben, daß er aber nicht eher als gegen Ende des Monats in See gehen könne. Diese falsche Nachricht war eine List von Pepo,

der schon seit vier Tagen in offener See war. Lettero ging in die Falle; der Wind war günstig; er glaubte noch eine Reise thun zu können und ging unter Seegel.

Den folgenden Tag befanden wir uns mit Sonnenaufgang schon mitten unter der Eskadre von Pepo, die aus zwey Gallioten und aus zwey kleinen Schnellseeglern bestand. Wir wurden umringt; an Entkommen war nicht zu denken. Lettero hatte den Tod vor Augen. Er setzte alle Seegel bey und steuerte auf das Hauptschiff. Pepo war auf dem Berdeck und gab den Befehl zum Entern. Lettero nahm ein Gewehr, zielte und zerschmetterte ihm den Arm. Alles dieß war das Werk einiger Sekunden.

Bald darauf richteten die vier Schiffe ihr Vordertheil auf uns, und wir hörten von allen Seiten schreyen: „Ergieb Dich, Räuber! ergieb Dich, treuloser Hund!“ Lettero drehte sein Schiff, so daß das Bord mit dem Wasser gleich stand; dann wandte er sich an seine Mannschaft und rief: „Hundeseelen! ich gehe nicht auf die Galleere! bittet für mich die heilige Jungfrau vom Briefe!“ Wir fielen alle auf die Kniee. Lettero steckte Kanonenkugeln in seine Taschen. Wir glaubten, er wolle sich ins Meer stürzen; aber der türkische Korsar dachte anders. Auf dem Berdeck lag ein großes Faß mit Kupfer durch Stricke befestigt. Lettero nahm ein Beil und hieb die Laue durch.

Sogleich rollte das Faß nach der abhängigen Seite und machte, daß das Schiff umschlug. Wir, die wir auf den Knien lagen, fielen alle auf die Seegel; und als das Schiff versank, wurden wir durch ihre Schnellkraft gehoben und einige Faden weit auf die andere Seite geworfen.

Pepo fischte uns alle wieder auf, bis auf den Kapitän, einen Matrosen und einen Schiffsjungen. So wie man einen aus dem Wasser zog, band man ihn und warf ihn in die Raue des Kapitänschiffes. Vier Tage darauf kamen wir nach Messina. Pepo ließ der Justiz wissen, daß er ihr Leute zu überliefern habe, die ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth wären. Unsere Ausschiffung geschah mit einem gewissen Pompe. Es war eben um die Zeit des Corso, wo der ganze Adel an der Marina spazierenfährt. Wir marschirten feyerlich auf; Sbirren eröffneten und schlossen den Zug.

Der Principino befand sich unter den Zuschauern. So wie er mich sahe, erkannte er mich und schrie: „das ist der kleine Bandit von den Augustinern!“ und in demselben Augenblick sprang er mir ins Gesicht, packte mich bey den Haaren und zerkrachte mich mit seinen Nägeln. Da ich die Hände auf dem Rücken gebunden hatte, konnte ich mich nur mit Mühe vertheidigen. Ich erinnerte mich indessen eines Manövers, das ich in Livorno von englischen Matrosen gesehen hatte;

ich machte meinen Kopf los, und gab dem Principino damit einen tüchtigen Stoß in den Magen. Er stürzte rücklings hin, erholte sich aber bald wieder, sprang wüthend auf, riß ein kleines Messer aus der Tasche und stieß damit nach mir. Ich wich dem Stich aus, schlug ihm ein Bein unter und ließ ihn ziemlich unsanft fallen, wobey er sich noch mit seinem eigenen Messer verwundete. Die Prinzessin, welche darüber herbeugekommen war, wollte mich durch ihre Leute schlagen lassen; aber die Sbirren ließen es nicht zu und führten uns ins Gefängniß.

Der Prozeß unserer Leute dauerte nicht lange; sie wurden zum Schnellgalgen verurtheilt, und dann auf Zeitlebens auf die Galeeren geschickt. Der Schiffsjunge, der sich gerettet hatte, und ich, wurden frey gelassen, da wir noch nicht das gehdrige Alter hatten. Sobald ich wieder meine Freyheit hatte, ging ich nach dem Kloster der Augustiner. Aber ich fand hier meinen Vater nicht mehr. Der Bruder Pförtner sagte mir, er wäre todt und meine Brüder wären als Schiffsjungen mit einem spanischen Fahrzeuge weggegangen. Ich wünschte den Vater Prior zu sprechen; man führte mich zu ihm, und ich erzählte ihm meine kleine Geschichte ohne den Kopfstoß und das Bein zu vergessen, das ich dem Principino stellte. Se. Reverenz hörten mich mit vieler Güte an, und sagte dann zu mir: „Mein Kind, Dein Vater hat bey

seinem Tode dem Kloster eine beträchtliche Summe hinterlassen. Dies ist übel erworbenes Gut, woran Du kein Recht hattest. Es befindet sich jetzt in den Händen Gottes und muß zum Unterhalte seiner Knechte angewendet werden. Wir haben indessen gewagt, einige Thaler davon abzunehmen, und haben diese dem spanischen Kapitän gegeben, der Deine Brüder mitgenommen hat. Was Dich betrifft, so kann man Dir nicht länger hier im Kloster eine Freystatt geben; dies sind wir der Prinzessin di Rocca Fiorita, unserer erhabenen Wohlthäterin, schuldig. Indessen kannst Du, mein Kind, nach der Meyererey gehen, die wir am Fuße des Aetna haben; und dort wirst Du die Jahre Deiner Kindheit ruhig verleben.“ Nach diesen Worten rief der Prior einen Layenbruder, und gab ihm meinerwegen die nöthigen Befehle.

Den folgenden Tag reis'te ich mit dem Layenbruder ab. Wir kamen nach der Meyererey, und ich wurde hier unter Aufsicht abgegeben. Von Zeit zu Zeit schickte man mich nach der Stadt wegen Geschäfte, die Bezug auf die Dekonomie hatten. Bey diesen kleinen Reisen that ich mein möglichstes, um den Principino zu vermeiden. Einmal indessen, als ich eben in einer Straße Kastanien kaufte, kam er gerade vorbey; er erkannte mich und ließ mich unbarmherzig durch seine Bedienten prügeln. Einige Zeit nachher schlich ich mich ver-

kleidet in sein Haus, und es würde mir gewiß leicht gewesen seyn, ihn umzubringen; und ich bereue es noch alle Tage, daß ich es nicht gethan habe. Damals war ich aber mit dieser Art von Auswegen noch nicht vertraut genug; ich begnügte mich daher, ihn bloß zu mißhandeln. Während der ersten Jahre meines Jünglingsalters sind nicht sechs Wochen, ja nicht viere, verstrichen, daß ich nicht irgend einen Auftritt mit dem vermaledeyten Principino gehabt hätte, der oft den Vortheil der Menge über mich hatte. Endlich erreichte ich mein funfzehntes Jahr; ich war zwar noch an Alter und Verstand ein Knabe, aber in Ansehung der Stärke und des Muths beynahe ein völlig gemachter Mann, was übrigens gar nicht befremden wird, wenn man bedenkt, daß die See- und Bergluft meinen Körper sehr abgehärtet hatten.

Ich war nun also funfzehn Jahre alt, als ich zum erstenmal den braven *Tesalunga* sah, den ehrlichsten und tugendhaftesten Banditen, den Sicilien je hervorgebracht hat. Er war ein friedlicher Bewohner von *Balkastera*, einem kleinen Flecken am Fuße des *Metna*. Er hatte ein allerliebsteß Weib. Der junge *Principe di Balkastera* bereifte einmal seine Güter und sah sie unter den andern Frauen, die gekommen waren, ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Der aufgeblasene Geck, anstatt die Huldigung gut aufzunehmen,

die seine Unterthanen ihm durch die Hand der Schönheit darboten, war nur mit den Reizen der Frau Testalunga beschäftigt. Er erklärte ihr ohne Umschweife, welche Wirkung sie auf seine Sinnlichkeit gemacht habe, und steckte seine Hand in ihr Nieder. Der Mann befand sich gerade hinter seiner Frau. Er zog ein Messer aus seiner Tasche und stieß es in das Herz des jungen Wollüstlings. Ich glaube, jeder Mann von Ehre hätte an seiner Stelle dasselbe gethan.

Testalunga flüchtete sich in eine Kirche, wo er bis gegen die Nacht blieb. Er sah wohl ein, daß er andere Maaßregeln für die Zukunft nehmen müsse, und entschloß sich, einige Banditen aufzusuchen, die sich seit kurzem auf den Gipfel des Aetna geflüchtet hatten. Er floh dahin und die Banditen ernannten ihn zu ihrem Oberhaupte.

Der Aetna hatte damals eine ungeheure Menge Lava ausgeworfen; und hier, umgeben von diesen Feuerströmen, verschanzte Testalunga seine Bande, in Schlupfwinkeln, deren Zugänge niemanden als ihm allein bekannt waren. Nachdem der brave Anführer auf diese Art für seine völlige Sicherheit gesorgt hatte; so wandte er sich an den Vicekönig, und bat ihn für sich und seine Gefährten um Gnade. Die Regierung schlug seine Bitte ab, wie ich glaube, aus Furcht, ihr Ansehen dadurch ins Gedränge zu bringen. Nun ließ sich Testalunga mit den vornehmsten Aufsehern der benachbarten

Güter in Unterhandlungen ein, und sagte ihnen: „Laßt uns gemeinschaftlich rauben; ich werde kommen und fordern, Ihr werdet mir geben, was Ihr wollt, und könnt auf diese Art von Euern Herren gar nicht zur Verantwortung gezogen werden.“ Das war freylich immer gestohlen, aber Testalunga theilte alles unter seine Gefährten und behielt für sich durchaus nur so viel, als er unumgänglich zu seinem Unterhalte brauchte. Ja, wenn er durch ein Dorf zog, so ließ er sogar alles doppelt bezahlen, so daß er auch in kurzer Zeit der Abgott beyder Sicilien wurde.

Ich habe schon erwähnt, daß mehrere Banditen von der Bande meines Vaters zu Testalunga gegangen waren, der damals einige Jahre hinter einander im Süden des Aetna blieb, um von da aus Streifzüge in das Val di Noto und Val di Mazzara zu thun. Aber um diese Zeit, von der ich jetzt spreche, das heißt, als ich mein funfzehntes Jahr erreichte, kam die Truppe wieder in das Val Demoni zurück, und so sehen wir sie denn auch eines Tages sich der Meyerey der Mönche nähern.

Alles, was Ihr Euch von Gewandheit und Glanz denken könnt, ist doch nichts in Vergleich mit den Leuten von Testalunga. Alle als Michelletti gekleidet, die Haare in einem Netze von Seide, ein Gürtel von Pistolen und Dolchen, ein langer Degen, eine gezogene Flinte; das war ungefähr

ihre Rüstung. Drey Tage lang aßen sie unsere Hühner und tranken unseren Wein. Den vierten erhielten sie die Warnung, daß ein Korps Dragoner von Syracusa anrückte, in der Absicht, sie einzuschließen. Diese Nachricht erregte ein allgemeines Gelächter. Sie legten sich in einem Hohlweg auf die Lauer, erwarteten das Detachement, und zerstreuten es. Sie waren einer gegen zehn; aber jeder von ihnen hatte mehr als zehn Feuergewehre, und alle von den besten.

Nach diesem Siege kamen die Banditen wieder zu uns zurück. Ich hatte sie von weitem fechten gesehen und war darüber so außer mir vor Bewunderung, daß ich mich dem Anführer zu Füßen warf und ihn bat, mich unter seine Braven aufzunehmen. Testalunga fragte, wer ich wäre? Ich antwortete: der Sohn des Banditen Zoto. Bey diesem theuern Namen erhoben alle, die unter meinem Vater gedient hatten, ein Freudengeschrey. Dann nahm einer von ihnen mich in seine Arme, stellte mich auf den Tisch und sagte: „Kameraden, Testalunga's Lieutenant ist in dem letzten Treffen geblieben; wir wußten nicht, wie wir die Stelle wieder besetzen sollten; der kleine Zoto sey unser Lieutenant. Seht Ihr nicht, daß man Regimente an Söhne von Herzogen und Prinzen giebt? wir wollen für den Sohn des braven Zoto dasselbe thun. Ich stehe dafür, daß er sich dieser Ehre würdig machen wird.“ Dieser

Vorschlag erwarb dem Redner lauten Beyfall, und ich wurde einstimmig ausgerufen.

Mein Rang war anfangs nur ein Spass, und jeder Bandit lachte gewöhnlich laut auf, wenn er mich: Herr Lieutenant! anredete. Aber bald mußten sie den Ton ändern. Ich war nicht nur der erste bey jedem Angriff, und der letzte, wenn es darauf ankam, den Rückzug zu decken; sondern keiner von ihnen konnte sich auch mit mir in der Geschicklichkeit vergleichen, die Bewegungen des Feindes auszukundschaften, oder der Bande sichere Ruhe zu verschaffen. Bald erklimmte ich die Gipfel der Felsen, um mehr Terrain zu übersehen und über meine Beobachtungen Signale zu geben; bald brachte ich ganze Tage mitten unter den Feinden zu, und stieg von einem Baume nur hinab, um auf einen andern zu klettern. Oft ist es mir sogar begegnet, daß ich ganze Nächte auf den höchsten Kastanienbäumen zugebracht habe, und wenn ich dann dem Schläfe nicht länger widerstehen konnte, so band ich mich mit einem Seile an die Zweige fest. Das alles wurde mir gar nicht schwer, weil ich Schiffsjunge und Schornsteinfeger gewesen war.

Ich zeichnete mich am Ende so aus, daß die allgemeine Sicherheit mir ganz allein anvertraut wurde. Testalunga liebte mich wie seinen Sohn; aber, wenn ich es von mir selbst sagen darf, ich machte mir auch einen Namen, der den seinigen

beynahe übertraf, und die Thaten des kleinen Zoto wurden in Sicilien der Gegenstand aller Unterhaltungen. So viel Ruhm machte mich unterdessen nicht gegen die sanftern Zerstreungen unempfindlich, zu denen mich meine Jugend rief. Ich habe schon erwähnt, daß bey uns die Banditen die Helden des Volks sind, und Ihr könnt daher leicht denken, daß die Schäferinnen des Aerna mir den Besitz ihres Herzens nicht schwer gemacht haben würden; das meinige war jedoch bestimmt, an zarteren Reizen verloren zu werden, und die Liebe hatte ihm einen rühmlicheren Sieg vorbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## VI.

## Ueber die Grammatik todter Sprachen.

Wir preisen, so heißt es wohl zuweilen, den richtigen Ausdruck der Alten, weil wir erst aus ihren Werken die Grammatik abstrahirt haben, und was zu ihren Zeiten Provincialismen oder Schnitzer waren, jetzt für Ausnahmen oder besondere Zierlichkeiten erklären. Zugegeben, daß diese Bemerkung wahr sey, und daß selbst unsere Originalität zum Theil dadurch leide, daß der talentvolle Mann nicht so schreibt, wie es ihm sein eigener Genius einhaucht, sondern durch sklavische Nachahmung der Alten seinem Geiste nicht selten Fesseln anlegt; so scheint dennoch, wenn man auch auf alle Vortheile, die das Studium der Alten gewährt, keine Rücksicht nehmen will, die Erlernung einer todten Sprache für denjenigen, der sich ganz den Wissenschaften weihet, bloß um ihrer Grammatik willen, höchst vortheilhaft zu seyn. Denn jede lebendige Sprache ist unendlichen Veränderungen unterworfen. Man vergleiche einmal das Französische eines Rabelais und Montaigne mit dem eines Voltaire und Rousseau; dies wieder mit den im Moniteur, aus den Zeiten der Revolution, enthaltenen Reden, — und man wird über die großen Veränderungen dieser Sprache erstaunen. Bey uns Deutschen ist die Veränderung beynah noch wichtiger. Weit bin ich entfernt, bis ins graue

Alterthum herauf zu gehen. So eben aber fällt mir, als Probe von Beredsamkeit, eine, im Jahre 1593 gedruckte, Predigt ein, die von dem fürstlichen Hofprediger Artomedes, einem damals berühmten Redner, hier zu Königsberg gehalten wurde; und folgende daraus entlehnte Stelle dürfte vielleicht, wegen ihrer Originalität, dem Leser einige Unterhaltung gewähren: „Wider die andre Pest, wider die Geldsucht, dienet das liebliche, kräftige, tugendhafte Kräutlein, das die Griechen nennen *αυταρχεϊα*; bey den Lateinern hat es fast keinen rechtsschuldigen Namen, wird auch selten in Italia gefunden, vielleicht daher, daß ihm der große Cocus auf dem Ayentino monte zu Rom, der Papst, sehr feind ist. In Teutschland aber, und sonderlich in Frankenland, wächst es gern; denn die gute, simple, und wie man sie schelt, die grobe Franken, meine Landsleute, verstehen sich viel besser um den Karst, umbß hacken und reuten, als um die Regulam falki. Man siehet bey ihnen eh hundertzwillerne Kittel, als einen Wolfsbelz, daher auch Melanthon den Versum Virgilianum auf sie hat pflegen zu accomodiren:

Die Franken sind ein gutes Blut,  
Arbeiten gern, nehmen für gut,  
Was ihnen Gott bescheren thut.

Bey denen heißt nun das edle Kräutlein *αυταρχεϊα*, in teutscher Sprache: Gott und genug.“ — Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fand man

es schön und zierlich, wenn in den Schäfergesprächen, wozu Hoffmannswaldau den Ton angab, sich die Schäferin mit ihrem Schäfer: „o! hör' sie Sylvia,“ — „vernehme er, Dameth,“ folglich ungefähr in dem Ton unterhielten, wie heut zu Tage die Handwerksgefelln mit ihren Schönen; und gewiß höchst zierlich war nachstehender Titel: „Helden- = Liebes- = und Staats- = Geschichte des trojanischen Prinzen Aeneae aus dem Lateinischen des Virgilii mit einer Hof- = Staats- = und Cavalier- = Feder in deutsche Reime gevertirt.“ Man lese aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Gundlings Discours über Puffendorfs Geschichte, und selbst die im Jahre 1748 gedruckte Uebersetzung der durch Holberg abgefaßten Biographien; und man wird erstaunen, wie sich seit einem halben Jahrhundert unsere Sprache verändert hat! Allein die todten Sprachen sind einem solchen Schicksale nicht mehr unterworfen; ihre Gesetze sind unveränderlich, und wurden durchgängig bestimmter angenommen, als religiöse Gesetze, bey denen die Exegese deutet, der Mysticismus einen andern Sinn unterschiebt, — und Vorschriften des bürgerlichen Rechts, die durch die Zeitumstände und den Geist des Zeitalters so mancher Abänderung unterworfen werden. Wer daher seine Kenntniß vom Sprachgebäude bloß aus der Grammatik einer lebenden Sprache erlernt hat, der wird, wäre es auch nur deshalb, weil die

angeführten Beyspiele sowohl wegen des Ausdrucks als der Rechtschreibung nicht immer gültig bleiben, jeder Zeit schwanken. Diese Begriffe aber aus einer allgemeinen philosophischen Sprachlehre zu entlehnen, dazu gehört eine gewisse Geistesbildung und ein eigenes Nachdenken, welches erst in denjenigen Jahren erworben wird, worin unser Ausdruck gebildet ist, wenigstens bereits gebildet seyn sollte. Hingegen durch Erlernung der todten Sprachen in unsern frühern Jahren wird unser Gedächtniß gestärkt, weil es dadurch reichliche Übung erhält, besonders wenn diese Sprachen nicht oberflächlich, sondern mit Gründlichkeit gelehrt und erlernt werden. Ist uns aber das ganze Sprachgebäude einer todten Sprache durch Erlernung ihrer Regeln und durch häufige Anwendung derselben so zu eigen gemacht, daß uns bey jedem vorkommenden Fall unser Gedächtniß augenblicklich darauf zurückführt; so haben wir hiedurch nicht nur einen Leitfaden zur Ausbildung unseres eignen Ausdrucks, sondern wir sind auch mit der Bedeutung aller grammatischen Kunstwörter vollkommen bekannt, und die Erlernung jeder lebendigen Sprache wird uns erleichtert, so daß jeder, der nur gehörig aufmerken will und kann, jede lebendige Sprache, die er durch Übung erlernte, dennoch richtig und selbst mit Anzeigen der Regeln zu sprechen im Stande ist, sobald er die Eigenthümlichkeiten der lebendigen Sprache genau

beobachtet und sich durch Vergleichung mit den Regeln der erlernten todten Sprache selbst die erfordernten Regeln abstrahirt. Ein Vortheil, dessen Erwerbung nicht schwer wird, und für den ich um so mehr bürgen kann, da ich meine Angabe durch eigene Erfahrung bewährt gefunden habe.

L. v. Baczkó.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## Briefauszüge über das Rigische Theater.

## 1.

— — Sie wollen also durchaus mein Urtheil über einige theatralische Vorstellungen, denen ich in Riga beywohnte? Doch bedenken Sie, ich bin kein Kritiker von Profession; bin ins Theater gegangen, um mich zu vergnügen, um die Darstellung der Kunst auf mein Herz wirken zu lassen, nicht, um sie mit ruhigem Ernst zu prüfen. Wer eine Landschaft durchwandelt, um an einem heiteren Tage einen Spaziergang zu machen, dem wird die Natur immer lieblich erscheinen, wäre die Gegend auch keine solche, die ein Hafert zeichnen würde. Ein anderes ist es, wenn ein Landschaftsmaler, oder ein Reisebeschreiber, oder ein Ingenieursofficier, oder ein Paar Liebende sie besuchen. Der erste würde manches anders wünschen; ihm würden die Berge vielleicht nicht erhaben genug, die Baumgruppen nicht gut gestellt, manche Ebene zu flach erscheinen, und sein Tadel hätte vielleicht Grund, weil er das Ideal, das er in sich trägt, mit seiner Umgebung vergleicht. Der Militär würde dagegen die Landschaft nur als Position beurtheilen,

und vielleicht gerade das, was den Landschaftsmaler entzückte, verdammen, weil es seine Pläne stört; der Reisende würde Steine, die Liebenden würden vielleicht Schatten vermessen. Der Spaziergänger allein nimmt mehrentheils bloß sein eigenes Vergnügen als Zweck; und nur höchst auffallende Schönheiten oder Mängel bewahrt ihm sein Gedächtniß auf. — Was ich Ihnen geben kann, sind daher nur flüchtige Erinnerungen des augenblicklichen Eindrucks und (mag der Kritiker auch ein ganz anderes Urtheil fällen,) die Resultate meines Gefühls.

Das neue Trauerspiel, von Herrn v. Kotzebue, *Ubaldo* sah ich zuerst. — *Ubaldo*, der Held, der sich der Pflicht aufopfert, gab sich alle nur mögliche Mühe, und wirklich gelang manche Scene sehr gut. In einigen jedoch sah man deutlich, daß es zu schwere Pflichten giebt; unter diesen steht die zu sterben obenan, und *Ubaldo* hatte offenbar keinen leichten Tod und zuckte sehr lange am Boden herum. Es war merkwürdig, welche philosophische und moralisch große Resignation sein erbauliches Ende auf alle Umstehenden übergetragen hatte; seine Frau und Tochter, und die Königin, wenn sie nicht gerade zu sprechen hatten, sahen gelassen zu, als ehrten sie das unvermeidliche Fatum, das hier einen Helden tödtete, dadurch, daß sie mit ruhiger Ergebung den harten Schlag zu leiden schienen. Die Königin spielte besonders in einigen heftigen

Scenen vortrefflich; doch der König war zu sehr seiner Rolle getreu, und war und blieb ein erbärmlicher Prinz und, ich weiß nicht warum, spann alle Worte, die er sprach, lang aus und zog einige Brusttöne wie Fäden nach. Die Rolle ist an und für sich ein schwankender, erbärmlicher Charakter, — freylich ganz nach der Natur gezeichnet, und um desto mehr Verdienst des Dichters, der solche Charaktere, die ihre Farben wie das Chameleon wechseln, dennoch richtig aufzufassen vermag; — doch, glaube ich, hätte ein Schauspieler, der als Philipp in der Johanna von Montfaucon, als Balduin, und selbst als Don Carlos sich vortheilhaft auszeichnet, diesen König nicht ganz so widerlich darstellen sollen, und wäre es auch nur, um die Liebe der schönen Königin etwas mehr zu rechtfertigen. So aber erschien die letztere als ein Problem, das man sich gar nicht erklären konnte. Die Tochter des Ubaldo, — eine schöne junge Prinzessin; diese Rolle war gut besetzt, denn man konnte es in jeder Scene deutlich merken, daß die Schauspielerin, welche sie darstellte, schön und — jung war.

Die bekannte Oper: die Wilden, wurde sehr gut gegeben. Mlle. Brück'l und Herr Arnold sangen meisterhaft, auch Mlle. Pöschel und Herr Ohmann verdienen alles Lob; die Vorstellung gelang im Ganzen sehr gut. Der Text der Oper hat viel Unwahrscheinliches, und mehr beynah als die Zauberflöte und Konsorten. Denn, daß ein rascher

Jüngling und ein schönes Mädchen auf einer wüsten Insel zusammen erzogen werden können, ohne sichtbar vom Feuer der Liebe verzehrt zu werden, ohne die Geheimnisse ihres verschiedenen Geschlechts zu errathen, erscheint heut zu Tage wohl unmöglicher, als Pamina's Gang durch Feuer und Wasser und alle Verwandlungen eines Donauweibchens &c. Die Erscheinung der wilden Wilden unter den Zahmen, war komisch; besonders aber schrie ein mit einem angeschwärzten Tigerfell bekleideter Wilde so freischend und laut, daß manche die Stimme eines Tags zuvor auf der Bühne verbliebenen Prinzen zu hören glaubten.

Die Beichte, von Kozebue. — Ich muß gestehen, daß ich für Hrn. Porsch und Mad. Ohmann, als Schauspieler, eine entschiedene Vorliebe habe; und mich entzückte diese, nach meinem Gefühl vortreffliche, Darstellung. Ich kann mich nicht aller einzelnen Momente, die Hrn. Porsch schönes, meisterhaftes Spiel bezeichnen, erinnern. Doch welcher unpartheyische Freund der Kunst sollte mein Urtheil zu lobpreisend finden? Mad. Ohmann, die den Geist ihrer Rollen so ganz zu fassen vermag, deren Anstand und schönes Organ außerdem schon empfiehlt — und die überhaupt, den einzigen gegründeten Vorwurf, daß sie sich zuweilen vernachlässigt, abgerechnet, eine vorzügliche Künstlerin genannt zu werden verdient, spielte diesmal ihre Rolle

ganz con amore; so daß dieses allerliebste kleine Stück, welches das Publikum gewiß schon zum zwanzigstenmal sieht, immerfort mit lautem Beyfall aufgenommen wird. Viel weniger gelang dagegen das Nachspiel: Eduard in Schottland. Selbst Mad. Ohmann, als Lady Athold, welche eben in der Beichte so trefflich bestanden, hörte die Beichte des unglücklichen Prinzen, wie mir es schien, fast lächelnd an; und wann sie selbst nicht sprach, so schien sie oft mehr eine näherstehende Zuschauerin, als eine mitspielende Person. Der Prinz — nun ja, er war wohl unglücklich! Er mußte ja wohl betteln! Und als er von den Lumpen sprach, die er zurücklassen wollte, damit er sie einst gegen Belohnungen auswechseln könnte; da fiel den Zuschauern der Wechsel zwischen kriechender Demuth und Stolz so grell auf, daß die meisten dazu lachten. Der Ritter Argyle gefiel nicht, und man sah es deutlich, wie leicht es seiner Braut und der Lady werden mußte, ihn hinter's Licht zu führen. Etwas mehr Anstand würde ihm, selbst als verliebten Krieger, zu wünschen gewesen seyn. Nur Herr Porsch machte die kleine Rolle des Lord Athold zu eine der schönsten im Stück; er konnte zeigen, wie wichtig Mimik in der Schauspielkunst ist, und daß nicht immer Worte nöthig sind, um Gefühle und Leidenschaften auszudrücken. Seine Darstellung war meisterhaft, wie das von ihm auch nicht anders zu erwarten ist. — —

Riga, den 12ten März 1808.

Am 4ten und 5ten hatten wir hier die erste Vorstellung von Eugenius Skoko, ein Schauspiel in fünf Akten, — nicht, wie es auf den hiesigen Zetteln heißt, von Beck, sondern von Theodor Hell. Das Stück spielt in Dalmatien und hat einen nicht wenig tragischen Stoff zum Grunde; die Spannung des Zuschauers wird von Scene zu Scene erhöht, und das Interesse bis zur Lösung des Knotens erhalten. Durch Ueberladung ist aber dieser Moment gänzlich mißlungen. Wir sind geneigt, diesen Skoko für einen ersten Versuch des Verfassers zu halten; der Styl ist sehr vernachlässigt und hält keinen Vergleich mit den neuern Werken desselben aus. Herr Dittmarsch spielte den Eugenius mit vielem Fleiß. Herr Lange, als Andreas, gab die Momente, wo er Verstellung zeigen mußte, ganz vorzüglich. Mad. Ohmann führte die nicht leichte Rolle der Agnes Cyani mit vieler Kunst durch. Das Ganze ging in der Ausführung sehr glücklich; auch war das Kostum sehr passend und gut geordnet. —

Daß Herr Meyrer im Februar 1809 sein Theater aufgibt, ist ganz gewiß. Als Künstler und als Vorsteher scheidet er von seiner Bühne. Man hält zwar hier die ganze Sache, des Kasfengewinns wegen, und da künftig die neuen Käufer des Bietinghoffschen Hauses wahrscheinlich

für den Gebrauch des Theaters eine Miethe fordern werden, für einen bloßen Schreckschuß, für eine vorübergehende Grille; aber man irrt sich. Meyrer hat öffentlich und laut erklärt, daß er auch im günstigsten Fall die Direktion nicht mehr behalten würde. Inzwischen hat schon ein gewisser hiesiger Schriftsteller einen Plan zur Uebernahme des Theaters verlautbart, worüber man jedoch recht freundlich gelächelt hat. „Wenn sich einige Männer zur Aufbringung eines Theaterfonds einigen sollten,“ ist hier die allgemeine Meinung, „so wäre gerade jener — Schriftsteller der letzte, dem man propter bene merita Prozente darreichte. Ein guter Regisseur — allenfalls ein kenntnißvoller Mann, wie Herr Porsch — würde hiebey den Aktionären die besten Dienste leisten. —

## 3.

Riga.

— — Sie wollen wissen, was ich von der Katastrophe urtheile, die unserer Bühne bevorsteht und uns, vor der Hand wenigstens, den Verlust der Theaterfreuden droht? Aufrichtig also, theuerster Freund! — so glaube ich: daß die Entbehrung des Theaters gar kein Verlust für Riga sey. Sie obstupesçiren? Nur gemacht, und verstehen Sie mich recht. Es ist meine Absicht nicht, der bisherigen Gesellschaft, die unstreitig zu

den gebildetesten deutschen Theatergesellschaften gehört, ihren Werth zu nehmen, noch weniger aber die anerkannten Verdienste der Direktion zu schmälern. Im Gegentheil; ich glaube vielmehr, daß nur unter einer Direktion, wie die seitherige, ein Theater unter uns bestehen konnte. Sie obstupeſciren abermals? Aber hören Sie weiter. Ich glaube nämlich, ja, ich bin es fest überzeugt: daß das Publikum — und um hier wieder nicht mißverstanden zu werden — das gros der Einwohnerschaft von Riga noch zu wenig ausgebildeten Theatersinn hat, um das Bedürfniß eines täglichen Schauspiels zu fühlen. Wenigstens ist es nicht der Geschmack an dramatischen Kunstprodukten, als solchen, der die Menge ins Theater lockt, sondern eines Theils Langeweile, andern Theils Gewohnheit; und nur die Befriedigung der Neugier gewährte bisher jener Menge vor den Lampen Unterhaltung. Ich wiederhole es: der Menge. Denn von der kleinen Zahl gebildeter Köpfe kann hier die Rede nicht seyn. Allein wie wenig bedeutet selbst jene Menge bey dem geringen Umfang der Stadt, und der kleinen Einwohnerzahl? Und wie viel gehört dazu, die Neugier derselben zu befriedigen? War nicht der Mangel an neuen Stücken bisher die fast einstimmige und am öftersten geführte Klage, die man vernahm? Und doch erschienen deren, im Verhältniß zu andern Bühnen, gewiß nicht wenig im Jahre; im Durchschnitt vielleicht monatlich zwey bis drey. In Paris werden etwa im ganzen Jahr zwey neue Theaterstücke gegeben, und doch kommt nicht jeder dazu, sie zu sehn — und mancher sieht sie dennoch nicht oft genug und jedesmal mit neuem Vergnügen. Der Pariser Maasstab, ich fühl' es, ist freylich zu groß für Riga; aber das Resultat geht doch aus dem Vergleich hervor: daß

zur Erhaltung eines Theaters Geld allein nicht hinreicht. Das Publikum muß an sich zahlreich genug seyn, um nicht auf einmal und an einem Abend die Sitze zu füllen — und auch gebildet genug, um sich nicht gleich auß erstemal an einem Stück satt zu sehen, ohne es wieder sehn zu wollen.

Dies auf Riga angewendet, werden Sie nicht zugeben müssen, th. Fr., daß ich Recht habe, zu behaupten: daß schauspielliebende Publikum und das Theaterbedürfniß sind bey uns noch nicht so groß, um ein Theater nicht ohne Inkommodität entbehren zu können? Und sofern die Existenz desselben nicht allein von der quantitativen, sondern auch — und vielleicht am meisten — von der qualitativen Beschaffenheit des erstern abhängt, möchte sich hier ein Theater, auf Aktien errichtet, am wenigsten auf die Länge behaupten. Wenigstens wird sich das unzubefriedigende alte Verlangen nach Theater-Neuigkeiten nur noch lauter äußern und an der Unerschütterlichkeit eines Unternehmers, der das Ganze leitet und sein Publikum kennt, keinen Damm mehr finden, an dem es sich bricht. Und sollte noch dazu, wie es heißt, das Schauspielhaus gar erweitert werden; so wird dadurch zugleich das Feld der Neugier ebenfalls erweitert und das kleine Publikum nur noch weniger zu befriedigen seyn. — Aber wie ich sehe, so öffnet sich mir hier selbst ein weites Feld zu Bemerkungen, die, wenn ich nicht lieber gleich die ganze Materie fahren lasse, meinen Brief zur Ungebühr ausdehnen würden. Als Stoff zum weiteren Nachdenken mögen jene indeß vor der Hand hinreichen. — —

---

## Theater in St. Petersburg.

Noch immer kämpft das deutsche Theater den Kampf nach einer Oper, und immer ohne Erfolg. Zwar hat man es dahin gebracht, einige Opernvorstellungen zu geben; aber welche? — In den Tagen der Butterwoche wurden die Entführung aus dem Serail und der Tyroler Bastel, eben nicht mit Glück, versucht. Das letztere ist fürs Wiener Publikum zugeschnitten, aber eben deswegen fürs Petersburger nicht gemacht. Die Entführung aus dem Serail möchte wohl, von einer guten festbestehenden Operngesellschaft gegeben, als Reminiscenz nicht ganz missfallen, so gassenhauerartig sie zu ihrer Zeit auch geworden war; aber für eine angehende Oper dünkt sie uns nicht glücklich gewählt. Und wozu, bey dem unerschwinglichen Kostenaufwand, überhaupt deutsche Oper? Sie kann, gegen die französische und russische gehalten, nur als Kontrast und Dissonanz gelten. Zu den Zeiten der Privatverwaltung fiel die Oper zwar auch gegen jene ab; man hatte aber damals eine Menge deutscher, hier nicht gesehener, Singspiele im Rückhalt. Nun sind diese bekannt, und Deutschland borgt jetzt vieles von den Franzosen, was hier von diesen selbst besser vorgestellt wird. In der Entführung wurde die Geduld des Publikums durch die Gastrolle einer neuen Sängerin geprüft. War sie heiser, oder schüchtern, oder hat sie keinen Umfang der Stimme? Genug die hohen Töne blieben aus, und das Publikum bewies gegen sie eine seltene Nachsicht. — Vom Tyroler Bastel und Hrn. Sazenhoven lieber gar nichts, weil wir in der Kürze vom Guten und Bösen nicht ausreichen würden.

Eine höchst interessante Vorstellung, die nur allein in Petersburg Statt finden kann, war die vom Sonnabend der Butterwoche. Man gab: Meister Fips; *Любовная почта* (die Liebespost), und zum Schluß: „*La jeune mère.*“ Jede der drey Truppen hatte hierdurch aus ihrem Vorrath etwas Beliebttes gewählt. Man wird aber nicht erwarten, daß wir entscheiden, welche den Vorzug verdiente; nur so viel, daß jede in ihrer Art sich aufs vortheilhafteste zeigte.

Meister Fips mit seinen gerügten, aber doch Molierischen Zweydeutigkeiten, ist bekannt genug; wir lassen uns daher in kein weiteres Urtheil darüber ein. Die Vorstellung selbst kommt übrigens nur von Seiten des Herrn Lindenstein, als Fips, in Betracht. Lieschen hat, seit dem Abgang einer bekannten Schauspielerin, wenn nicht alles Verdienst, doch das meiste Interesse verloren. Mad. Zephyr, vom Dichter viel zu unmodisch gehalten und, etwas quer, an einen odibsen Schneider ver-kuppelt, wurde von Mad. Ewest gut genug gegeben, aber die Rolle ist sekundär, noch mehr die des Liebhabers; also — bloß Meister Fips blieb übrig. Herr Lindenstein gab diesen aber so ächt komisch und gewandt, daß Russen und Franzosen, die kaum ein Paar Worte Deutsch verstanden, ihm ihren lauten Beyfall nicht versagen konnten. Selbst seine quikende Stimme, über die er mit der Natur zu hadern hat, weiß er zum Vortheil zu brauchen. Kurz, er ist unter allen der beste Komiker in St. Petersburg.

Die Liebespost, die darauf hinausläuft, einen Musiker oder Dilettanten (er ist keins von beyden ganz,) zu mystificiren, ist ein recht interessantes Wesen, nur hie und da etwas gedehnt. Die Musik ist von einem hiesigen Musiker recht artig

— zum Theil gemacht, zum Theil zusammengetragen. Die Komposition ist übrigens, so viel wir wissen, Original. Wie gewöhnlich stehen aber auch hier, neben acht russischen Sitten, Dinge, die in Rußland nicht existiren. Ein Beweis, daß zum Bau des Ganzen noch meist fremde Materialien gebraucht wurden und dem Befrasser fremde Bilder vorschwebten. — Herr Samoilof, seit der Rehabilitirung des Herrn St. Leon in Frankreich, im Grunde hier der erste Tenorist, zeichnete sich, wie gewöhnlich, aus. Die, nicht seit langem auftretende, Mad. Fodor singt bey einem guten, sonoren und weichen Organ recht brav; und endlich hat das russische Theater eine Sängerin acquirirt, die mehr, als je, sich einer Prima Donna nähert. Nur ist die Architektur der Person größer und breiter, als es bey Rollen der Art eigentlich seyn dürfte. Mad. Fodor ist eine noch wenig geübte Schauspielerin, allein durch Feinheit der Manieren zeichnet sie sich schon vor mancher ihrer Schwestern auf das vortheilhafteste aus. Hr. Vonamarof zeigte in der Rolle einer Art von Hausadvokaten, einem Charakter, den nur Rußland kennt, viel ächt komisches Talent, das man ihm in den Rußalkenradoterien nicht zutrauen sollte. Aber Herr \*\*\*, der Liebling eines Theils des Publikums und der Unliebling alles gut Komischen, selbst im Burleskenstyl, gefiel mir nicht. Er sucht leider die Effekte in der Gemeinheit und liebt die Uebertreibung. Man sieht übrigens, daß er sich nach Italienern bildete; aber zu geschweigen, daß die von ihm gewählte Manier nur an dem Italiener erträglich ist, so haben die Italiener den Ultrakomiker oder Ultrabuffon doch nie so weit getrieben. Komisches Talent ist übrigens in diesem Schauspieler gar nicht zu verkennen. Er besitzt

daben eine gewisse Leichtigkeit und Bravour im Spiel, und ist übrigens mit der Musik vertraut; leider aber hat er sich einer falschen Richtung überlassen. Seine guten Eigenschaften erkennt man überhaupt erst, wenn man sich an seinen Ton gewöhnt hat. Bemerkenswerth, als Folge des dreyfach gemischten Publikums, war es, daß die drey Stücke nicht mit dem lauten Beyfall aufgenommen wurden, mit welchem sie einzeln an ihrem Ort jederzeit belohnt werden.

Doch wir haben noch von der „jeune mère“ zu reden. Diese liebliche Schöpfung, mit zwar nicht ganz origineller, aber gefälliger Musik von Herrn St. Leon, bietet dem Talent mehrerer hiesigen französischen Schauspieler ein weites Feld. Trotz der vorhergegangenen, meist nur mittelmäßigen, Singtalente wurde indessen das harte und näselnde französische Singorgan eben nicht zu seinem Vortheil bemerkbar. Besonders verdient Mad. Phillis Andrieu genannt zu werden. Es ist schwer, mehr Präcision, Bravour und Gewandtheit im komischen Gesang aufzufinden, zugleich mit einem höchst leichten, oft naiven, witzigen und immer passenden Spiel, bey viel Figur. Indessen gesteht Referent, der mächtigen Mehrheit ihrer Bewunderer gegenüber, daß ihm die Härte im ganzen Charakter der Person und ihr oft näselndes Falset eine Störung machen. Auch kleidet sich Mad. Phillis nicht immer vortheilhaft, und hat viel Manierirtes. Man muß selbst Franzose oder blinder Nachbeter seyn, um diese Bemerkungen durchaus falsch zu finden. Freylich wird man für diese Flecken auf der andern Seite durch so viel Vortrefflichkeit entschädigt, daß jene im Glanz der letzteren verschwinden; aber dem Scharfsichtigen entgehen sie nicht, und Pflicht des Kritikers ist

eß, ihrer zu erwähnen. Wo Madame Phillis keine kurz abgekniptenen Liederchen zu singen hat, wo sie ihren leichten konventionellen Ton, den Zauber gewisser reizender Präntensionen oder leichte Tanzwendungen nicht anbringen kann, gleicht sie ziemlich der gewöhnlichen Französin: ein witziges, reges, aber unweibliches kaltes Wesen, das dem Mangel natürlicher Grazie durch Kunst zu Hülfe kommt. Möge doch Referent durch diese partheylose Bemerkungen nicht Orpheus' Schicksal verschuldet haben! Jene würden aber auch, etwa die Härte des Organs ausgenommen, ganz überflüssig seyn, wenn man die Künstlerin bloß in ihrem kleineren komischen Kreis betrachtete; wenn sie nicht manches geben müßte, worin sie weniger stark ist; wenn man das von ihr so reich verdiente Lob nicht oft über ihre Sphäre ausdehnte! So viel ist gewiß, hier hat sie ihres Gleichen nicht, und die Hauptstadt der Welt wußte sie zu schätzen \*). Herr Andrieu spielte den nicht jungen Dorimont, voll Bonhomie und ächter alt-französischer gaieté, sehr brav. Weniger glücken ihm die Rollen erster Liebhaber. Mlle. Ewea, noch ganz jung auf den Brettern, zeichnete sich durch eine köstliche, recht innige und oft mit trefflichen Uebergängen herausplazende Naivität aus. — Doch wir gerathen zu weit in die Beurtheilung des französischen Theaters. Es verdient mehr Raum und eine schicklichere Gelegenheit.

---

\*) Wir haben zwar Mad. Phillis nicht gesehen; aber was uns von dieser berühmten Künstlerin seither zu Ohren gekommen ist, läßt uns glauben, daß der hochachtungswerthe Herr Verfasser, bey aller Gerechtigkeit, die er derselben im Uebrigen widerfahren läßt, doch vielleicht in seinem Tadel zu streng gewesen seyn dürfte. d. Red.

## Das russische Theater.

Wie so vieles von Rußland nur halbgekannt, nur oberflächlich beschrieben, nur zum hundertstenmal nachgebetet, oder gar durch ein falsches Glas gesehen ist: so geht es auch nicht selten mit dem russischen Theater. Nur gehört es, vielleicht zu seinem Glück, im Auslande zu den am wenigsten bekannten russischen Merkwürdigkeiten. Warum das so ist? und ob es näher gekannt zu seyn verdient? läßt sich mit wenigen Worten entscheiden.

Die meisten Ausländer, welche über Rußland schreiben, sind gewöhnlich mit der Landessprache zu wenig vertraut, um über das russische Theater urtheilen zu wollen und zu dürfen. Thut's aber einer, so bringt er gewöhnlich, gestanden oder sich unbewußt, seine Landesvorurtheile mit, und findet nur das gut, was er zu Hause gesehn hat. Die Russen schreiben wenig, von sich am wenigsten und dann mit eben so viel Eingenommenheit, als irgend eine Nation in der Welt. Eine glückliche Nationalität, die, trotz dem Belächeln des Philosophen, den Völkern so wohlthätig ist! Die Deutschrussen \*) theilen diese Nationaleigenschaft in hohem Grade, oder sind nicht Kenner genug, um Dramaturgen zu werden. Kein Wunder also, daß selbst im Russischen über Rußland, also auch über sein Theater, wenig, und fast nie mit freyem Blick und festem Urtheil geschrieben wird.

In hohem Grade indessen verdient das russische Theater eine nähere Bekanntschaft. Es hat nicht bloß Werth, sondern auch Eigenheiten, die jeden interessiren müssen, der sich mit dem bunten

---

\*) Russificirte Deutsche, meist Militärs oder prosaische Kronsdienner.

Spiel der Menschenverschiedenheiten und Völkereigenheiten gern ein Fest macht. Der griechisch-asiatisch-europäische Slavanismus — um mich dieser gesuchten Ausdrücke zu bedienen — hat überhaupt, dem römisch-europäischen Keltismus gegenüber, mehr Besonderes und Abstechendes als man bey'm ersten Blick glauben mögte. Jener ist ein Gang zur Kultur, eine Form der Civilisation, die schwerlich je mit diesem, ohne gewaltsame Verdrängung des einen oder andern, ganz zusammenfließen wird, noch weniger nach ihm gemessen werden darf. Zwar ist der Sitz und die auffallende Aeußerung jener slavischen Form mehr in den untern Klassen, doch auch die höheren, trotz dem gemein europäischen äußern Zuschnitt, tragen sie zum Theil im Innern; sie gefallen sich in ihr, und ziehen nicht selten die fremde Schaale ab, wenn sie sich recht nationalwohl befinden wollen. — Keine dieser Völkerformen kann übrigens im Ganzen der andern geradezu vorgezogen oder nachgesetzt werden. Sie zu kennen, ist nützlich und wünschenswerth; denn es heilt von Bourtheilen und erweitert den Gesichtskreis. Aber beschreiben lassen sich ihre Eigenheiten wieder nicht; es sey denn in Folianten, die niemand lesen und verstehen würde. Vielleicht schimmern sie hie und da im Folgenden durch, da das Theater eines der sichersten Vorbilder seiner Nation ist.

\* \* \*

Zuerst müssen wir einen kurzen Begriff über die Statistik des russischen Theaters geben. — Es giebt in Rußland eigentlich nur zwey Schauspielertruppen, in Petersburg und Moskau. Außer ihnen finden sich noch in mehreren Städten Theater, allein das Personal besteht größtentheils aus Leib-

eignen irgend eines Edelmanns, der sie dazu anziehen ließ und gewissermaßen der Unternehmer ist; oft nicht sowohl des Gewinns wegen, als aus Vorliebe fürs Schauspiel. Auch auf ihren Gütern haben viele Großen Theater, und ein Personal. Der Verfasser hat mehrere gesehen und über alle Erwartung gut gefunden. Es ist dem Russen eigen, selbst unter den ungünstigsten Umständen, in den Künsten bald zu einem gewissen Grad zu steigen. Der Abstand zwischen den Theatern der Hauptstädte und denen der Provinz ist daher schwerlich so groß, als der zwischen einer stehenden und einer wandernden Truppe in andern Ländern. Indessen als eigentliche Truppen kann man diese unfreywilligen Gesellschaften doch nicht ansehen, da sie unter einander wenig Wechseleinfluß haben. — Die beyden Haupttruppen werden von der Krone, von der in Rußland so vieles ausgehen muß, nicht bloß unterhalten, sondern auch gebildet. Eine Theaterschule, vom Nachwuchs des Theaters, aus dem Findelhaus u. s. w. bevölkert, liefert die Rekruten und erzieht sie von früher Jugend an. Seltner begiebt sich jemand aus freyem Drang zum Theater, und nicht öfter treten Subjekte der Provinzialtheater zu den Haupttheatern über. Das Personal wird hier zwar nicht ganz mit gleichen Rücksichten, wie das französische oder auch das deutsche, aber doch anständig behandelt. Die Existenz der Schauspieler ist im Alter gesichert, und sie sind nicht durchaus ans Theater gebunden. Man hat, zum Nachtheil der Bühne, bemerkt, daß sich gewöhnlich die ausgezeichnetesten Aktrizen vom Theater weg verheyrathen, und oft nicht einmal auf eine glänzende Art.

Diese besondere Verfassung hat ihre Vortheile und Mängel. Die Konkurrenz der Talente und Nach-

eiferung wird geschwächt, die der Engagements fällt größtentheils weg. Allein das Ensemble, Ordnung, Fleiß, Sittlichkeit gewinnen dadurch; besonders erhält die Direktion das Vermögen, alles, was zum mechanischen Spektakel, zur Parade dient, zu einem hohen Grad von Vollständigkeit und Zusammenklang zu bringen. Noch in einigen andern Hinsichten hat der russische Schauspieler mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine einzigen Lehrer sind die Schule, das Beyspiel der Franzosen und sein eigenes gutes oder schlechtes Urtheil. Die Anleitung und Zurechtweisung eines erfahrenen Prinzipals fällt zum Theil weg. Theaterkritiken können nur selten belehren, weil die guten selten sind; selbst die Stimme des Publikums ist für den Schauspieler, wenn auch keine Irrstimme, doch selten ein belehrender, warnender Zuruf. Das feinere Publikum besucht bekanntlich das russische Theater seltner, betrachtet es mit einer gewissen Gleichgültigkeit; ja fast bloß Theaterparaden ziehen es dahin. Das gröbere Publikum hat zwar im Durchschnitt überall ein richtiges Gefühl, aber dieses Gefühl beschränkt sich hauptsächlich auf die Komposition, und dient mehr zum Probierstein des Theaterdichters als des Schauspielers. Im Gegentheil, da, neben dem richtigen innern Gefühl, die Sitten des großen Haufens gemein sind; so dient sein Urtheil eher, den Schauspieler zu verderben als zu bessern. Grelle Farben und Uebertreibung zieht die Menge fast überall vor, wenige hochkultivirte Städte ausgenommen.

Uebrigens sind diese ungünstigen Umstände so tief in viele, bis jetzt wesentliche, Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verflochten, daß sie nur die Zeit abändern kann. Angeführt aber mußten sie werden, theils um sie freymüthig dem Publikum

vorzulegen, das sie nicht selten aus Gewohnheit übersieht, theils um einen richtigen und billigen Maaßstab der Kritik zu geben, wenn der russische Schauspieler gegen den höher geachteten, oft verwöhnten, Franzosen nur furchtsam auftritt, dem Publikum mißtraut, und daher hinter jenem zurückbleibt. Das sflavische Nachahmen der Franzosen ist ein anderes Uebel aus der nämlichen Quelle.

Kostal, Musik, Garderobe und alle andere Mittel der Täuschung hat das russische Theater mit dem französischen größtentheils gemein. Es wird zwar nicht allerdings so viel auf seine Garderobe gewendet, als auf die französische, doch hinreichend, und weit mehr als auf die deutsche, die in jeder Hinsicht nur als ein Adverbium betrachtet werden kann. Das Ballet ist dem russischen Theater beynabe mehr eigen, als dem französischen, und ist der Lockvogel der Kasse. Es scheint überhaupt, daß die Nation zum Ballet eine vorzügliche Gabe besitzt, vielleicht auch daß die Tanzkunst mehr angelernt werden kann, oder daß die größere Aufmunterung das Wunder wirkt. Wenn das Spiel des russischen Schauspielers an tiefem Gefühl, an Wahrheit und Gewandtheit gewöhnlich hinter dem des Franzosen zurückbleibt: so tritt die russische Ballerine getrost und mit Ansprüchen auf Gleichheit neben ihm auf. Wir haben dies auf Frauenzimmer beschränkt, denn dies scheint nothwendig zu seyn. Die Russin wird an Gefühl, an Feinheit des Geistes, ja an edlem, freyem Wuchs, im Durchschnitt, vom Russen übertroffen, während es zum Beyspiel bey dem Deutschen und Engländer der entgegengesetzte Fall ist, und in Frankreich die Geschlechter sich gleich stehn. Allein zum Tanz scheint das weibliche Geschlecht in Rußland mehr Anlage zu haben, als das männ-

liche. Mehrere russische Tänzerinnen machten Französinnen den Rang streitig; von einem Tänzer ist uns der Fall nicht bekannt. Dagegen sind die russischen Schauspieler, durch die Bank, weit über die Schauspielerinnen zu setzen; vermuthlich nicht bloß deswegen, weil die bessern Aktrizen von Zeit zu Zeit in Hymens Rosenbanden von den Brettern abgeführt werden, sondern aus natürlicher Verschiedenheit der Anlagen. Im allgemeinen kleiden sich die russischen Aktrizen nur mittelmäßig. Sie schwingen sich weder zur hohen konventionellen Weiblichkeit der Französin, noch zur kräftigen, starkfühlenden Natur der Engländerin, noch auch zur Weichheit und Wärme einer Deutschen empor. In leidenschaftlichen, heroischen und komischen Nationalrollen haben sie es am weitesten gebracht.

Nach diesen freymüthigen Vorbemerkungen wollen wir dem Leser die Analyse verschiedener der neuesten und gangbarsten Vorstellungen, eben so freymüthig, vor Augen legen. Wir hoffen aber, im Fall des Irrthums, auf Nachsicht, da individuelle Ansichten so sehr der Täuschung unterworfen sind, und schwerlich jemand ganz von Vorurtheilen frey ist. Nur so viel bemerken wir, daß auch nicht die geringste, uns bewußte, Nebenrücksicht auf unser Urtheil Einfluß haben soll. Wir kennen weder irgend einen Schauspieler noch Theaterdichter persönlich, und haben mit keinem in den entferntesten Verhältnissen gestanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

# M u t h e n i a,

o d e r :

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

F. C. Schröder und F. B. Albers.

---

Zweyter Band.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 0 8.

(Im Verlage der Herausgeber.)

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee  
zu Dorpat.

# Inhalt des zweyten Bandes.

---

## M a y = H e f t.

	Seite.
I. Abschied von der Schweiz. (Basel 1806.) Von Hrn. Prof. Dr. Frähn . . . . .	1.
II. Ideen zu einer Geschichte der außerchristlichen Religionen. (Fortsetzung.) Von Hrn. Pastor Dr. Richter . . . . .	5.
III. Beschreibung des Salzbergwerks zu Wiltschka in Polen . . . . .	21.
IV. Brasilien. Von Hrn. Prof. v. Baczko . . . . .	38.
V. Venus Urania und Eros. Vom Freyherrn v. Schlippenbach . . . . .	49.
VI. Literarische Merkwürdigkeit . . . . .	57.
VII. Theater. Das russische Theater. (Fortsetzung.) . . . . .	61.
VIII. Anekdoten . . . . .	79.

---

# J u n y = H e f t.

Seite.

## I. Gedichte.

1) Im Frühling 1808. Von Hrn. Schulinspektor Thieme . . . . . 81.

2) An die Bardenbrüder. Von Abend. . . . . 82.

## II. Brasilien. (Fortsetzung.) Von Hrn. Prof.

v. Bacsko . . . . . 83.

## III. Briefe aus der Kalmückensteppe. Erster Brief.

Von Hrn. Pastor v. Bergmann . . . . . 98.

## IV. Ueber Frankreichs Heere von 1792 bis 1808.

Von Hrn. Dr. Kosegarten . . . . . 107.

## V. Beschreibung der Feyerlichkeiten bey der Vermählung des Herzogs von Kurland, Friedrich Wilhelm, mit der Großfürstin und nachmaligen Kaiserin von Rußland, Anna Iwanowna, zu St. Petersburg den 31sten Oktober (11ten November) 1710. Von Hrn. Dr. Hennig . . . . . 132.

## VI. Venus Urania und Eros. (Beschluß.) Vom Freyherrn v. Schlippenbach . . . . . 144.

## VII. Theater.

1) Deutsches Theater in St. Petersburg . . . . . 150.

2) Das russische Theater. (Fortsetzung.) . . . . . 152.



## J u l y = H e f t.

	Seite.
I. Sinngedichte . . . . .	161.
II. Brasilien. (Fortsetzung.) Von Hrn. Prof. v. Baczko . . . . .	163.
III. Ueber Frankreichs Heere von 1792 bis 1808. (Fortsetzung.) Von Hrn. Dr. Kosgarten.	181.
IV. Einige Briefe der Kaiserin Katharina der Zwenten. Von Schröder . . . . .	203.
V. Geschichte Zoto's. (Fortsetzung.) . . .	214.
VI. Scene aus einem noch ungedruckten Lust= spiel. Von Hrn. Kollegienrath v. Kozebue	224.
VII. Theater. Das Rigasche Theater in Mitau . . . . .	229.
VIII. Die Tauben. Eine Fabel nach Pilpay. Von Herrn Kriegs Rath Vock . . . . .	239.

---

## A u g u s t = H e f t.

	Seite.
I. An Sophiens Grabe. Im Frühling nach ihrem Tode gesungen. Von S... . . .	241.
II. Ueber die Aufbewahrung alter Gemälde. Nebst einem räsontrenden Verzeichniß einer Gemäldefammlung in Königsberg. Von Hrn. Kriegsrrath Voß . . . . .	246.
III. Briefe aus der Kalmückensteppe. Zwerter Brief. Von Hrn. Pastor v. Bergmann	269.
IV. Brasilien. (Beschluß.) Von Hrn. Professor v. Baczko . . . . .	278.
V. Alte und neue Meinungen über die Seele. Von Hrn. Pastor Dr. Richter . . . . .	289.
VI. Das Bad zu Baldohn. Ein Botivtäfelchen.	298.
VII. Theater.	
Russisches Theater in St. Petersburg. (Beschluß.) . . . . .	311.
Theatralische Lust in Baldohn. (Briefauszug.) . . . . .	317.
VIII. Aufforderung an deutsche Schauspieldirectionen, berühmte Tonkünstler und alle, die Sinn für das Gute haben. Von Hrn. Professor v. Baczko . . . . .	319.

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t M a y

---

## I.

Abschied von der Schweiz.

(Basel 1806.)

Noch einmal ruht des Scheidenden Aug' auf Dir,  
Noch einmal winkt es Segen und Gruß Dir zu,  
Und nimmer sieht es, nimmer grüßt es  
Dann Dich, Helvetia! je wohl wieder.

Auf deinen Höhen sah' ich die Wälder rings  
Mit jungem Grüne zweymal bekränzen sich,  
Und zweymal streuten Winterstürme  
Rauschend ihr röthliches Laub um mich her.

In Deinen Thälern sah' ich dem jungen Lenz  
Der Matten Blumen zweymal, ein Teppich, sich  
Entfalten, duften, blühen, sterben,  
Sah' sie begraben von Schneegeköbern. —

Die Monde, die in Deinen Revieren mir  
Vorben die Hora führte, — sie trugen meist  
Des stillen Harmes Runzeln und des  
Unmuths Gepräge an der Stirn gezeichnet.

Doch immer hatt' ich lieb Dich, o Schweizerland,  
Der Telle Mutter, — Mutter der Winkelried';  
Ich liebe Dich und werd' in Liebe  
Immer auch ferne noch Dein gedenken.

Denn war, o Eden Gottes, war Dein die Schuld,  
Daß ich in Dir verpfänden mein einzig Gut,  
Verpfänden meine Freyheit und mich  
Sperren in Kloster und Zelle mußte?

Daß da des Lebens Würze mir lang gebrach,  
Der Freundschaft Blume spärlich mir duftete,  
Daß da mein junges sehnend Herz sich  
Musste allein in der Zelle gnügen?

War Dein die Schuld deß? — Zürne, Helvetia,  
D zürne nicht, wenn ich in des schwarzen Grams  
Oft, und des bittern Unmuths Stunden,  
Ueber Dich Fluch und Unsegen ausrief!

Der Freuden manche hascht' ich (in Wahrheit!), doch  
Im raschen Fluge, hielt sie umschlungen fest  
Und schlürft' in heißen reinen Küssen  
Labsal und Lust von der flücht'gen Lippe.

Bald fand ich sie auf Deinen, von ewigen  
Schneeglantz umfloßen, Höhen, die mit Jugendlust —  
Trotz all' der Todesgrau'n, die oft mich  
Gräßlich umstarrten, — ich kühn hinanklomm;

Bald in dem Schooße Deiner Bergthäler, wo  
Noch alte Sitte, Redlichkeit, Unschuld wohnt,  
Wo noch des Friedens Delblatt statt des  
Rauschenden Lorbers die Hütt' umranket;

Bald wenn ich in die Jubel der Winzer auf  
Den Rebumkränzten Hügeln einstimme, wenn  
Der Winzerinnen Schönste da mir  
Freundlich die güldenste Traube darbot;

Bald wenn im kleinen Rachen, bey Vollmondsglanz,  
Auf Deines Lemmas silbernen Wellen ich,  
Die einst aus Wassersnoth im Traum der  
Liebenden Seel' ich errettet, schaukelst'.

Auch viel der Stunden, viel der Abende, —  
Sie schwanden mir am Busen der Freundschaft hin —  
Mit Freundesarm umschlang von Deinen  
Söhnen mich mancher, der Väter Nachbild.

Jetzt schlägt die Stunde, die mich auf ewig fern  
Von Dir hinwegruft. Lebe dann wohl, o Land!  
Die Thräne meines Auges sagt Dir's,  
Daß ich in Wehmuth mich von Dir trenne.

Lebt wohl! ihr Höhn, voll furchtbarer Majestät,  
 Ihr stillen Thäler, rüstiger Freyheit Sitz,  
 Der Tugend — als dem Hohn der Städter  
 Weichen sie muß! — ungestört Asyl, ihr!

Lebt wohl! ihr grünen Matten, der Heerden Lust,  
 Ihr Rebumkränzten Hügel, o lebet wohl!  
 Ein Fremdling, den ihr liebend barget,  
 Geht nun dahin, und nie kehrt er wieder.

Dr. Frähn.

## II.

## Ideen zu einer Geschichte der außerchristlichen Religionen.

(Fortsetzung des im Augustheft 1807 abgebrochenen Aufsazes.)

2) **Wischnu** ist der zweyte Gott in der indischen Trimurti, Trias. Parabrahma, das höchste und unendliche Wesen, gab dem Brahma die Macht, die Welt zu erschaffen; dem Wischnu die, das Erschaffene zu erhalten, und dem Schiva, das Universum zu zerstören oder vielmehr dessen Formen zu verwandeln. Parabrahma erschuf im Anfange Bhavani, die Natur, und sie gebar die drey göttlichen Söhne. Einige der heiligen Schriften der Hindus lehren, daß Parabrahma die Elemente aller Dinge in ein Ey, Motta, verschlossen, und die Vollen- dung und Ausbildung des Chaos Brahma aufgetragen habe; andere aber schreiben Wischnu, als dem höchsten Gott, die Schöpfung aus Wasser zu, und aus seinem Nabel sey Brahma und Schiva mit allen übrigen Göttern hervorgegangen. So sieht man, in einer jener heiligen Höhlen von Ellora, Illura oder Verool Wischnu schlafend auf der Schlange Seyß Naug abgebildet. Aus seinem Nabel ist der Kummul, auch Padma Kamala genannt (der Lotos), emporgewachsen, und im Kelche dieser Blume sitzt Brimha oder Brahma. Wischnu wird als Erhalter gedacht.

Die Wischnuiten aber legen ihm alle göttliche Eigenschaften Brahma's und Schiva's bey. Die brahminischen Religionschriften lehren zehn Verkörperungen und Verwandlungen Wischnu's, Avatara genannt. Einige derselben beziehen sich offenbar auf eine große Sündfluth. Am bekanntesten ist er in seiner sechsten Verwandlung unter dem Namen Rama, in der achten als Krishna, Hirt, Flötenspieler und Besieger der Schlange Kalengam. Zum Andenken dieser Begebenheit sieht man ihn in den Tempeln, bald von einer Schlange umwunden, bald auf dem Kopf derselben tanzend. Und seine Verehrer haben diese beyden Gemälde am häufigsten in ihren Häusern. Als Krishna hat er viel Aehnlichkeit mit Apollo. In der neunten Verwandlung soll er der jüngere Budha seyn \*).

Nach der Lehre der Brahminen haben schon vier Zeitalter existirt. In dem jetzigen, dem vierten, Kali-Zug genannt, giebt es nur noch ein Viertel Tugend und drey Viertel Laster; auch ist die Lebensdauer der Menschen viel kürzer geworden. Wann das letzte Viertel Tugend aus der Welt schwindet: dann wird Wischnu in seiner zehnten Avatara erscheinen, um dem Sittenverderben, wie dem ganzen verderbten Menschenges-

---

\*) Ich folgte hier dem Verfasser der Lettere sull' Indie Orientali. Philadelphia 1803.

schlecht, ein Ende zu machen. Die Erde wird zusammenstürzen, weil die tausendköpfige Schlange, Schessa Maga oder Adisessem, die sie rings umschließt, sich zurückzieht. Die große Schildkröte Maha-Catciapa, auf deren Rücken die Erde sich stützt, senkt sich in den Grund des Meers. Die große Schlange wird Feuer ausspeyen, das alle Weltkörper vernichten wird. Darauf aber wird eine neue Welt voll Unschuld und Glückseligkeit entstehen, und so geht es in alle Ewigkeit in verschiedenen Zeitperioden fort. Doch weichen die Brahminen in verschiedenen Provinzen in Bestimmung der Länge der Zeitperioden der Avatara sehr von einander ab. Außer den neun Hauptverkörperungen Wischnu's sprechen die brahminischen Schriften noch von mehr als tausend andern, die aber nicht von allen Hindus geglaubt werden; wie denn überhaupt die Zeitrechnung und die Mythen selbst nicht in allen Gegenden dieselben sind \*). Wischnu's Gemahlin heißt Laccimi, Letschimi, Lakschmi, Göttin des Ueberflusses und der Glückseligkeit, und daher auch Schri genannt. Auch sie verwandelt sich sehr oft und führt, wie ihr Gemahl, viele Namen. Unter den Wischnuiten

---

\*) Nach der Kosmographie der Hindus ruht unsere Erde auf einer ungeheuren tausendköpfigen Schlange, die durch Zucken und Zappeln die Erdbeben verursacht. Unter ihr liegt der große Frosch Dadrufa, und unter diesem die große Schildkröte, die auf dem Wasser ruht. Rings umher stehen, als Stützen und Pfeiler, ungeheure Elephanten.

ist übrigens eine Sekte, die ihm, wie den meisten andern Göttern, eine hermaphroditische Natur zuschreibt, so daß beyde Geschlechter in ihm vereint gedacht werden.

Wischnu wird in menschlicher Gestalt verehrt, und eine Menge Embleme bezeichnen seine Weisheit, Macht und Thaten. Er hat vier Arme. In der einen Hand hält er eine Muschel, das Meerhorn, Symbol der Zeugung; die Lotosblume in der vierten Hand bedeutet dasselbe. An seinem Halse hängt ein Diamant. Sein Haupt ziert eine dreyfache Krone. Eine Keule führt er als Rächer des Bösen. Als Welterhalter dreht er ein Rad, *Ciakra*, worin zwey Triangel oder *Joni's* stehen, in der Hand herum \*). Die gewöhnliche Erklärung des mystischen Rades ist die, daß es den Kreislauf der Welt bedeute \*\*). Andere behaupten, daß es allegorisch die Verwandlungen Wischnu's in alle Arten von Körpern und Seelen vorstelle. Der Sperber, *Garudha*, ist ihm heilig, und der Gott wird zuweilen reitend auf ihm abgebildet. Die Hindus legen ihre Ehrfurcht gegen

---

\*) Ein Erklärer sagt: *Triangulus seu Joni receptaculum semenis.*

\*\*\*) Wischnu, dem Erhalter, zu Ehren feyert man in Malabar das Frühlingsfest *Onam*, wobey man große *Ciakras* aus Blumen in den Vorhöfen der Häuser aufstellt. Dies Fest fällt auf den Neumond im September. Dann hört es in Malabar auf zu regnen; es ist Frühling. In andern Gegenden fällt der *Onam* in den November.

diesen Vogel dadurch an den Tag, daß sie, sobald sie ihn erblicken, die Hände nach ihm ausstrecken. Derselbe Vogel war bey den alten Aegyptern Emblem der Sonne.

Sehr oft sieht man Wischnu abgebildet, wie er auf der großen Brillenschlange, malabarisch Nella-Pamba genannt, ruht. Diese außerordentlich giftige Schlange wird daher sehr verehrt, und als ein glückliches Zeichen da, wo sie sich zeigt, angesehen.

Die Wischnuiten, die Wischnu als den höchsten Gott verehren, malen sich das weibliche Joni oder heilige Dreyeck und das Cakra mit rother und gelber Farbe auf die Stirne, Brust und Arme.

3) Schiva, Siva, auch Rudra genannt, der dritte Gott der Trimurti, hat zur Gemahlin die vielnamige Göttin, die große Mutter Natur, am bekanntesten unter den Namen Bhavani, Durga, Parvadi und Schakti. Sie ist eine Rhea und Cybele. Ein Schwert, ein Rad und ein Dreyeck sind ihre Embleme. Schiva wird die Zerstörung und Verwandlung aller Dinge zugeschrieben. Was von Wischnu behauptet wird, sagt man auch von Schiva: daß er am Ende des gegenwärtigen vierten Zeitalters diese Welt zerstören werde. Die Schiveniten, Verehrer Schiva's, sehen ihn als den höchsten Gott an, und legen ihm alle Eigenschaften des einigen, höchsten Gottes bey.

Nach er soll unter mehr als tausend Gestalten erschienen seyn. Ein Mythe sagt: „Brahma habe sich über Wischnu und Schiva erheben wollen. Darüber entstand ein fürchterlicher Kampf, so daß die ganze Erde erzitterte und die Sonnensysteme zersprangen. Brahma ward besiegt, unterwarf sich dem Sieger Schiva und that Buße. Doch verlor er das Recht, Tempel zu haben. Sein fünftes Haupt, das Schiva ihm abschlug, setzte dieser sich selbst auf.“ Wahrscheinlich lehrt dieser Mythe allegorisch die gänzliche Vertilgung der Sekte Brahma's, und die Vereinigung der Wischnuiten und Schiveniten. Der Uebertritt der Brahmanisten zur Sekte des Wischnu und Schiva, wird als Buße Brahma's gedacht. Dafür, daß Brahma das Putzhe, die Ceremonie des täglichen Gottesdienstes, verloren hatte, erhielten seine Verehrer das Vorrecht, allein den Priesterstand für die verschiedenen andern Sekten auszumachen.

Gemeinhin wird Schiva als Gott der Sonne gedacht, deren alles durchdringendes Feuer hervorbringt, beseeligt und zerstört. Er reitet auf einem Stier, hat den Mond auf seinem Haupte, und auf seiner Stirn ein drittes Auge, womit er alles durchdringt. Dies heilige dritte Auge, *Chakraschü*, giebt ihm den Beynamen *Trilocena*, dreyäugiger Gott. Einst bedeckte Parvadi ihres Gemahls Augen mit ihren Händen. Sogleich hüllte sich die Welt in Finsternisse; Schiva aber

setzte sich schnell die dritte Auge an die Stirn. Er sitzt auf Lotos und neben ihm seine Gemahlin, die ihm Lotos reicht. Einen Blitzstrahl hält er in seiner Hand. Beständiges und bedeutsamstes Emblem von ihm ist der Lingam, Phallus; so wie das seiner Gemahlin das Joni, oder heilige Dreieck ist, als Sinnbild der Matrix aller Dinge. In allen indischen Tempeln ist der Lingam das Symbol der Erschaffung und successiven Fortdauer aller erschaffenen Dinge. Diese Verehrung des Lingam entstand unstreitig im grauesten Alterthume. Schiva selbst wird auf der Malabarküste nie anders als unter der Gestalt des Lingam abgebildet. Ein Cylinder ruht auf einem viereckigten Fußgestell, dessen unterer Theil eine Halbkugel bildet. Im Lingam und Joni liegt das unerforschliche Geheimniß der erschaffenden und bildenden Natur. Daher sagt ein indischer Dichter: „das Dreieck ist das Haus und die Wohnung des Lingam, des ewigen Gottes.“ Bey dem Feste des Lingam, Schivaratri, wird ein großes Bildniß des Schiva und ein großer Lingam in feyerlicher Procession herumgetragen, und jeder gläubige Schivenite trägt einen kleinen Lingam bey sich \*).

---

\*) Auf einem alten Basrelief zu Karnak findet man unter andern Gottheiten auch einen Phallus, Lingam, als ägyptischen Gott der Fruchtbarkeit, mit einem Dreschbengel vorgestellt. Auf einem andern alten Monument in Oberägypten liegt eine Person ausgestreckt, als ob sie schlief; über ihr schwebt eine Taube, der man einen Phallus gegeben hat, um den Sinn des Bildes recht deutlich zu machen.

In einer andern Abbildung Schiva's entspringt aus seinem Haupt der heilige Fluß Ganges, Symbol der Fruchtbarkeit \*).

Die Schiveniten bemalen ihre Stirn, Brust und Arme mit dem dritten Auge Schiva's, mit den Hörnern des Mondes, mit Lingams, Joni's und Dreyecken. Die Wischnuiten malen die obenbeschriebenen Zeichen in horizontaler, die Schiveniten die ihrigen in senkrechter Richtung. Alle Hindus bedienen sich dazu eines Pulvers, das, außer andern Ingredienzien, vorzüglich aus zu Asche gebranntem Kuhmist besteht. Stier und Kuh sind allen Göttern geheiligt, und das zerstörende Feuer Emblem von Schiva.

In einigen Pagoden findet man auch Statuen der ganzen Trimurti, d. h. drey mit einander vereinte, aus einem Stück gearbeitete, Köpfe des Brahma, Wischnu und Schiva.

#### Allgemeine Betrachtungen.

1) Alle drey Götter werden in der frühesten Idee unter hermaphroditischer Natur gedacht. So hieß Brahma's weibliche Hälfte Brahmī. Dasselbe fand bey Wischnu und Schiva statt. Indem

---

\*) Selbst in den entferntesten Gegenden Indiens ist der Gebrauch, Wasser aus dem Ganges mit sich zu führen, als Amulet und Entsündigungsmittel, und die reichen Hindus suchen es sich für vieles Geld in wohlversiegelten Gefäßen zu verschaffen. Der vornehmste Mann nimmt mit Dank von den Pilgern ein kleines Geschenk von diesem Wasser an.

man sich beyde Geschlechter in ihnen vereinigt dachte, bildete sich die Idee eines geschlechtlosen Gottes. Nachher trennte man die Geschlechter und gab jedem eine Gattin. Aber alle diese drey Götter verwandeln sich in männliche und weibliche Gestalten, erscheinen bald als Gatten, bald als Brüder, bald als Kinder Bhavani's. Sie selbst verwandelt sich in unzählige Gestalten, als Mann und als Weib. Sie, die hohe Mutter der Götter, gebar die drey göttlichen Söhne, verwandelte sich in drey Mädchen und heyrathete ihre Söhne. Sie führt nach ihren Verwandlungen, Kraftäußerungen und Wirkungen, verschiedene Namen. Als eine Isis, Luna, Rhea, Ceres und Cybele, als Mutter der Götter und Natur gedacht, heißt sie Paraschakti, Maha-maja, Pra-kreti u. s. w. Als Brahma's, Wischnu's und Schiva's Weib führt sie andere Namen. So ist es auch mit ihren Söhnen \*). Bald wird Brahma, bald Wischnu, bald Schiva als höchstes Wesen verehrt. Das höchste Wesen selbst aber ist nur eins. Brahma ist alles in allem; so ist es auch Wischnu und so auch Schiva. Von jedem der heiligen Drey wird gesagt: es ist kein anderer Gott, als er. Da die Brahminen, als die Philosophen

---

\*) Da die Beynamen einer Gottheit von ihrer Eigenschaften, Thaten, Verehrungsweisen u. s. w. entlehnt sind; so ist die Vielnamigkeit ein Vorzug der mächtigsten und verehrtesten Götter, auch bey den Griechen und andern Völkern.

und Theologen der Hindus, und alleinige Inhaber und Erklärer der heiligen Schriften, zum Theil Wischnuiten, zum Theil Schiveniten sind; so kommen sie zuweilen auf öffentlichen Plätzen zusammen, und jeder vertheidigt dann den Vorrang seines Gottes bis aufs Blut. Jeder aber thut dies nur, um die Einheit Gottes zu beweisen.

2) In der Trimurti soll, nach der angenommenen Meinung, die überall sichtbare dreyfache Kraftäußerung des höchstens Wesens, Schöpfung, Erhaltung, Zerstörung und Verwandlung, vorgestellt werden. Entweder nun wurde diese dreyfache Kraft schon lange vorher verehrt und die Idee des höchsten Gottes davon abgezogen, oder diese Idee war schon da, und man stellte sie für die Fassungskraft des großen Haufens in dieser göttlichen Dreyheit, in den Personifikationen der drey Kräfte dar.

Die Entwicklung religiöser Begriffe geschah gewiß in Hindostan nicht anders, als bey allen übrigen Völkern der Erde. Die großen und erhabenen Gegenstände in der Natur, die sich bald so wohlthätig, bald so zerstörend äußerten, weckten zuerst das Nachdenken über das Uebersinnliche. So verschieden die Eindrücke durch das Klima und den klimatischen Charakter der Nation waren; so verschieden waren die Gestalten, unter denen man sich die Urheber jener Kräfte und Erscheinungen, die Götter, dachte. Einen ganz andern Gang mußte

die religiöse Entwicklung in dem glückseligen Hindostan nehmen, als in den erstarrten Polarländern. Früher mußte man da, wo die Natur ohne vielen Schweiß ihre Kinder ernährt, seine Begriffe systematisch stellen und ordnen, als da, wo man bey kärglichem Boden zufrieden war, sich mit der Gottheit, sie sey welche und wie sie wolle, nur für den Tag abgefunden zu haben.

3) Aber wer ist im Stande, so viel Licht über das dunkle Alterthum zu verbreiten, daß er aus allen Allegorien und Mythen das Faktum und das Philosophem deutlich und mit Gewißheit herausfinden und scheiden möchte? Wer möchte wohl jetzt noch, wie der, übrigens verdienstvolle, Carmelitermönch, Pater Paolino (Paulinus) da San Bartolomeo, besonders in seinem systema Brahmanicum, die ganze heilige Geschichte der Juden und Christen in den Bildungen und Verkörperungen der indischen Götter sehen, und die Mythen der Aegypter, Griechen und Römer aus der indischen Mythologie, als der einzigen Quelle, erklären wollen?

So fest ich überzeugt bin, daß von Indien und seinen Umgebenden aus Götter und Menschen in viele andere Gegenden kamen; eben so fest bin ich auch überzeugt, daß die großen Ähnlichkeiten, die man bey den ähnlichsten Mythen ganz verschiedener Völker findet, nicht alle bloß und allein Abänderungen sind, die der Boden hervor-

brachte, auf den man die indischen Mythen verpflanzte. Aehnlichkeit der Dichtungen giebt es aus natürlichen Ursachen überall; aber die Verschiedenheiten derselben müssen nicht übersehen werden. Brahma und Saraswadi ähneln Abraham und Sara, außer den Namen, auch noch in andern Rücksichten; aber Saraswadi hatte Theil an der Welterschöpfung, anderer Unähnlichkeiten nicht zu gedenken \*). Schiven ist sehr wenig dem Bacchus ähnlich, obgleich dieser auch Sebasius heißt, und einige ähnliche Symbole und Attribute hat. Jones vergleicht Lakshmi nicht ohne Grund mit Ceres; aber sie ist auch etwas anders, nämlich: eine Venus, eine Meergeborene, und eben so wenig macht sie ihr Beynahme Schri zu einer wahren Ceres. Ciandra, der Mond, ist ein Deus lunus; Indra, der Gott des Regens und der Wolken, ähneln dem Jupiter pluvius; die Griechen nannten ihren Zeus Triophthalmos, den Dreyäugigen, wie die Hindus ihren Schiva Trilocena u. s. w.; aber sind die Aehnlichkeiten zwischen mehreren indischen und griechischen Götterbildungen stark, so giebt es dagegen noch weit mehr und auffallendere Verschiedenheiten. Und eben darum fand man in Krishna bald Apollo, bald Moses, ja sogar Christus. Bey allen Völkern,

---

\*) Keiner hat, außer Dow, die Namensähnlichkeit so kühn benutzt und so weit getrieben, als Maurice und Wilsford.

wo es wohlthätige Ströme, fruchtbare Fluren, Donner und Blitze, Staaten und Religionsstifter u. s. w. giebt, wird es auch Ganges- und Nilus-anbeter, eine Ceres, Lakschmi und Schri, einen Indra, Zeus und Jupiter, Brahma's und Buddha's geben. Ueberall wird es Aehnlichkeiten, aber überall auch klimatische und lokale Unähnlichkeiten geben. Auch der Beweis für eine gemeinsame Abstammung aller Götter aus Indien, daß einige alte Schriftsteller, namentlich Strabo und Macrobius, die griechischen Götter aus den indischen erklären, ist nicht der stärkste. Man denke nur an die schwankenden und unrichtigen Begriffe von Indien, die man noch zu Plinius Zeiten findet. Wie oft wird nicht Colchis und Aethiopien mit Indien verwechselt?

Die Hindus haben auch eine Menge Halbgötter und Halbgöttinnen, die den obern Göttern untergeordnet, ihre Diener, Musiker und Aerzte sind; sie haben ihre Faunen, Satyre und Dryaden, und denken sich die Gestirne, die Luft, das Wasser und die Wälder mit Genien angefüllt. Alle diese Untergötter sind entweder Devas, Deuta's, die gute, — oder Deitti's, die theils gute, theils böse Handlungen üben.

Die meisten dieser Fabeln und religiösen Gebräuche wurden in der frühesten Zeit erfunden. Brahma, Menu und Buddha, — waren sie Perso-

nen, — fanden sie schon vor, und behielten bey, was zu national geworden war, um abgeschafft werden zu können. Ceremonien und Mythen waren schon da in roher und plumper Form, ehe noch Wissenschaften und Künste existirten; und nachher erst deutete man den Sinn, fügte neue hinzu, um die Aufmerksamkeit des Volkes beym Gottesdienste zu fesseln. Wann einst, — und dazu ist Hoffnung, — Mythologie, Physik und Astronomie sich noch mehr unterstützen, so erhält man gewiß mehr Licht über die historischen Grundlagen des brahminischen Religionsystems, und besonders über die Verkörperungen der Götter. Mehrere halten sie für personificirte Sichtbarwerden der Kraft Gottes. Die Meisten waren bisher geneigt, die alte Götterwelt astronomisch zu erklären und in den einzelnen Göttergestalten personificirte heilige Schriftzeichen zu finden. Die heiligen Zeichen brachten unstreitig in Indien auch den Himmel auf die Erde; aber nur dann erst, wann diese beyden Erklärungsmethoden weise mit Religionsphilosophie verbunden werden, wird die indische Religion erkannt werden, wie sie war, was? und wo? sie wirkte.

4) Die Mythen in dem brahminischen Religionsystem sind äußerst verschieden, ja oft einander widersprechend, und keine Erklärer befriedigen weniger, als die Brahminen selbst. Der Geist will geistig gerichtet seyn. Alle Religionen

haben mancherley Schicksale und Veränderungen erfahren. Revolution, Kriege, Bekanntschaft mit fremden eingewanderten Völkern haben auch in Hindostan auf die Religion großen Einfluß gehabt. Dies ist der Fall selbst bey solchen, für die es eine heilige Schrift giebt. Die Zeichen und Worte erhalten bey fortschreitender Aufklärung oder zunehmender Verfinsternung einen andern Sinn, man trägt bald mehr, bald weniger hinein, und erklärt, nach dem Bedürfnisse der Zeit und der herrschenden Vorstellungsart, oft sehr verschiedenartige Dinge heraus. Noch mehr aber muß dies der Fall bey Traditionen und da seyn, wo es einen eigenen Priesterstand giebt, der alleiniger Inhaber und Erklärer der heiligen Schriften ist. Dies ist der Fall bey den Hindus. Das Lesen der Veda's ist nur den Brahminen erlaubt; das Gegentheil wäre Verbrechen. Außerst verschieden sind die Erklärungen, welche die Brahminen den forschenden Europäern geben; äußerst verschieden sind die heiligen Urkunden selbst in den verschiedenen Gegenden. Die Brahminen erlaubten sich nicht selten — die neuern Untersuchungen haben es bewiesen — von Zeit zu Zeit Zusätze, und man entdeckt noch hie und da eine heilige, bisher unbekannte Schrift. Die listige und eigennützigte Brahminenkaste hat auch dem berühmtesten sanskritanischen Wörterbuche, *Amara schinha*, allerley fremdartige Zusätze

bengefügt. Es giebt auch unter ihnen Orthodore und Heterodore.

Alle diese Bemerkungen zusammengenommen sollen dem merkwürdigsten Volke, seinen Urkunden und Verdiensten nicht das Mindeste schmälern, sondern nur dazu dienen, daß man ja nicht glaube, man habe die Sonne am Ostertage tanzen gesehen, wenn einem durch langes Hinstarren grün und gelb vor Augen wird. Sie geben das Resultat, daß wir mit dem Religionsystem der Hindus noch lange nicht aufs Reine gekommen sind, sondern uns vielmehr vor entscheidenden Urtheilen über das Alter einzelner, allegorisirter Begebenheiten und den einzigen wahren Sinn eines Mythen hüten müssen, und überhaupt bey einer mystischen Auslegungsart des indischen Religionsystems nicht vorsichtig genug seyn können \*).

5) Man findet auf den Monumenten der ältesten Zeiten überhaupt, und so auch bey den

---

\*) Die alte brahmanische Religion mit ihrem Cultus ist nicht mehr ganz die jetzige. — Ich verstehe unter Brahmanen, Brahmanisten, die Anhänger und Verehrer des Brahma, oder überhaupt die Sekte; unter Brahminen aber denjenige Theil der Brahmanen, der jetzt den Priesterstand ausmacht. Plin. Hist. nat. VI. spricht von den Brahmanen als von einem Volke. Es ist wahrscheinlich, daß alle Gegenden, wo Brahma verehrt ward, kirchlich brahmanisch heißen. Wann das Wort Brahmin anfang den Priester, oder gelehrten Stand der Hindus zu bezeichnen, ist bis jetzt noch schwer zu bestimmen.

Hindus, die Göttergestalten nicht idealisirt, sondern bloß durch Embleme vergöttlicht. So erscheinen auch die ältesten Gestalten von Göttern und Menschen auf den Denkmälern von Ten-tyra, aus denen noch keine griechische Kunst hervorblickt.

Dr. Richter.

---

### III.

#### Beschreibung des Salzbergwerks zu Wilitschka in Polen.

Nachdem ich die umliegenden Gegenden von Krakow nach Norden hin besichtigt hatte, so weit es die Umstände erlaubten: so wandte ich meinen Blick nach Süden auf das berühmte Wilitschkische Salzbergwerk, die merkwürdigste und zu gleicher Zeit reichste Mine, die auf der Oberfläche unseres Erdkugel existirt. So lange sie noch zu dem polnischen Gebiete gehörte, stand Gelehrten und Fremden der Zutritt zu ihr ungehindert offen; seitdem sie aber unter Oesterreichs Botmäßigkeit gefallen, ist es weit schwerer, diesen Zutritt zu erlangen. Es ist ganz unmöglich, Pläne und Risse von den Gruben zu erhalten; es wird dem Fremden

nicht einmal verstattet, die wechselnde Folge der Erdschichten näher zu untersuchen, noch sich über das, was er sieht, Bemerkungen aufzuzeichnen. Ja, die ängstliche Vorsicht geht so weit, daß es den Arbeitern verboten ist, dem Beschauer die geringste Probe des Bergsalzes zu überlassen. Der Verlust dieser Gruben, die einträglicher sind, als die reichsten Gold- und Silberbergwerke, war ein schmerzlicher Schlag für das Königreich Polen. Zwar hat der König Stanislaus Poniatofski, welcher sich eben so sehr durch seine ausgebreiteten Kenntnisse in Wissenschaften und Künsten, als durch Humanität auszeichnete, zu Folge seines lebhaften Wunsches, dem Vaterlande nützlich zu seyn, sich keine Kosten verdrießen lassen, die Steinsalzader auf der andern Seite von Krakow nachzugraben. Es ist auch aus mehr als einer Ursache sehr wahrscheinlich, daß sie in der Gegend, wo diese Versuche angestellt worden, wirklich befindlich ist, und die Aufsicht darüber war einem sehr einsichtsvollen Mann, dem Herrn von Karozi, übertragen; aber ich wußte nicht, daß diese Nachforschungen mit einem glücklichen Erfolge belohnt worden wären. Wenn die Beobachtung indeß gegründet ist, daß die Salzadern desto tiefer liegen, je mehr sie nach Norden streichen; so ist es eben kein Wunder, daß sich der Ausführung große Schwierigkeiten entgegenstellen.

Ungeächtet des gemessenen Befehls, dem rei-

fenden Liebhaber keine Salzproben mitzutheilen, gelang es mir dennoch, durch Anwendung des gewöhnlichen Mittels, welches jedes Hinderniß aus dem Wege räumt, eine Menge der mannichfaltigsten Stücke des Bergsalzes zu erhalten, die ich in der Folge beschreiben werde. Uebrigens ist es keinesweges meine Absicht, hier noch einmal dem Leser vorzulegen, was über dieses Bergwerk bereits von dem berühmten Arzt und Naturforscher, Herrn Guettard, in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften bekannt gemacht worden ist, noch was Herr Berniard darüber im Jahre 1780 in den Observations sur la Physique, tome XVI. mit noch größerer Genauigkeit verzeichnet hat. Ich werde mich indessen vorzüglich an den letztern Schriftsteller halten, der die Fehler seiner Vorgänger berichtigt, und nichts aufgenommen hat, von dessen Wahrheit ich nicht durch die sorgfältigste Untersuchung überzeugt worden wäre. Es wird dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn er hier Dinge wiederfindet, die von jeher den Naturforscher auf das lebhafteste interessirt haben, und ich werde einige Bemerkungen hinzufügen, die mir allein gehören.

---

Wenn man die Erlaubniß erhalten hat, das Bergwerk zu besuchen: so begiebt man sich an den Eingang desselben, wo ein Pferd ein Rad dreht, von dem ein dickes Tau in die Grube hinabhängt.

In diesem Tau sind in gewissen Entfernungen Knoten geschlagen, welche ein Querholz halten. Man setzt sich auf eins dieser Querhölzer, nachdem man ein Bergmannshemd übergeworfen hat, und faßt das Tau mit den Händen. Ein Riemen um die Brust und ein zweyter um die Knie, welche hinterwärts an das Tau befestigt sind, sichern vor dem Falle, und nun schwebt man in der Luft auf eine ähnliche Weise, wie ein Thurmdecker. Sind mehrere Personen da, die zusammen in die Gruben hinabwollen; so können ihrer zwölf bis funfzehn über einander an dem Tau Platz finden. Jetzt wird das Rad in Bewegung gesetzt und das Tau hinunter gewunden. Einige Bergleute, die zu gleicher Zeit herabfahren, haben Stangen in den Händen, um das Tau in senkrechter Richtung zu erhalten, damit es nicht, durch irgend einen Zufall, in eine schwingende Bewegung versetzt werde, und die Hinabfahrenden sich an die Wände des Schachtes stoßen. Man kann sich anfangs eines unwillkührlichen Grausens nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß jetzt das Leben bloß von der Festigkeit eines Strickes abhängt!

So gelangt man durch den Schacht, der acht Fuß ins Gevierte enthält, zweyhundert Fuß tief hinab. Die Wände des Schachtes sind mit dicken eichenen Balken bekleidet, um den Einsturz des Sandes zu verhindern, der hier ein mächtiges Lager ausmacht. Unter ihm ist ein Lager von farbi-

gem Thon, der mürbe und mit Kalkspat durchsetzt ist. In größerer Tiefe findet man schwärzlichen Kalkstein in dünnen Blättern.

Man kann die in dem Salze über einander ausgehauenen, leeren Räume wie Stockwerke betrachten. Wenn man an dem Laue, wie oben erwähnt worden, bis in das oberste Stockwerk herabgewunden ist: so erblickt man verschiedene Stollen (horizontale Gänge), deren einer zu einer hölzernen Treppe führt, die neun bis zehn Fuß breit, mit Brustwehren versehen und so schön ist, als man sie nicht leicht in andern Bergwerken findet.

In diesem Stocke zieht eine, in der Steinsalzmasse ausgehauene, Kapelle die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Sie ist dem heiligen Anton gewidmet, und mag etwa dreißig Fuß lang, vier und zwanzig Fuß breit und achtzehn Fuß hoch seyn. Die Stufen des Austritts zum Altar, der Altar selbst, die gewundenen Säulen, die ihn stützen und zieren, sind von Steinsalz, so wie alles übrige, was die Kapelle enthält, die Kanzel, das Crucifix, die Kronleuchter und die Statuen der Jungfrau Maria und des heiligen Anton. Beim Eintritte, links, sieht man noch eine Statue in Lebensgröße, aus sehr reinem, durchsichtigen Salz gehauen, welche den König von Polen, Sigismund, vorstellt. Außer jener sind noch mehrere Kapellen in diesem Stocke, und es wird in ihnen an bestimmten Jahrestagen zum Andenken an

einige Naturereignisse, die vor alten Zeiten in den Gruben vorgefallen sind, Messe gelesen. — Uebrigens haben diese Anlagen einige Schriftsteller zu der Behauptung verleitet, daß hier eine vollständige unterirdische Stadt zu finden sey. Man muß sich um so mehr über die Dreistigkeit wundern, mit der dieses Märchen erfunden und verbreitet ist, da das erste Stock nur zweyhundert Fuß tief unter der Erdoberfläche liegt. Die größte Tiefe des Bergwerks ist überhaupt neunhundert Fuß.

Der größte Theil der Stollen ist so schön und regelmäßig ausgehauen, daß sie freylich das Ansehen von Straßen haben, die nach der Schnur angelegt wären; einige davon sind in einem so reinen Salzstein gearbeitet, daß das Licht der Fackeln, die dem Besichtigter die Gegenstände erhellen, mit dem lebhaftesten Glanze von ihnen zurückstrahlt. Die angeblichen Häuser sind indeß nichts weiter als viereckige Behältnisse, die in das Salz gehauen und mit hölzernen Thüren versehen sind. Die Grubenarbeiter bedienen sich ihrer zur Verwahrung ihres Geräths, wenn sie des Abends das Bergwerk verlassen. Es war also zum mindesten sehr überflüssig, hier eine so außerordentliche Anlage, wie die einer unterirdischen Stadt, ins Spiel zu bringen. Die ungeheuren Salzmassen, die die Natur hier schuf, sind, für sich allein betrachtet, schon eins ihrer bewundernswürdigsten Werke, und

übertreffen an Reichthum und Pracht tausend Produkte der Kunst.

Je tiefer man in die Gruben hinabsteigt, desto reiner und häufiger wird das Salz. Es enthält weder Schwefel, noch Bergharz, noch Steinkohlen, wie die Salzwerke in Halle, in Sachsen und in Tyrol; aber wohl eine Menge Konchilien, vorzüglich Bivalven und Madreporen.

Die Luft in diesem ungeheuern Souterrain, dessen größeren Durchmesser man auf drey französische Lieus (anderthalb deutsche Meilen) angiebt, ist vollkommen rein und gesund. Die Stollen sind so gut angelegt, daß die innere Luft überall mit der äußeren in Verbindung steht. Daher weiß man hier auch nichts von bösen Wettern und den Unfällen, die dadurch in andern Bergwerken verursacht worden. Man muß diese Anlagen durchaus selbst sehen, um sich einen Begriff von der Vollkommenheit zu machen, zu der die Gelehrten den Bergbau erhoben haben.

Die Behauptung, daß Menschen in diesen Gruben wohnen, daß vollständige Haushaltungen, Weiber und Kinder in ihnen anzutreffen wären, ist gänzlich ungegründet. Die Bergleute arbeiten, jeder täglich, nicht mehr als vier Stunden darin, und so wie diese verslossen sind, steigen sie heraus. Sie bedürfen, um sich in der Zeit nicht zu irren, keiner Uhren. Ihre Talg- oder Dellampe ist mit den Dochten dazu so genau abgemessen, daß sie

wissen, sie haben sich jetzt bey dem allgemeinen Sammelplatze einzufinden, wenn ihre Lampe sich zum Ende neigt. Man erzählte mir, es sey mehr als einmal geschehen, daß sich Arbeiter in den Gängen verirrt und ihren Tod darin gefunden hätten, ohne daß man sie hätte ausfindig machen und retten können. Gegenwärtig werden sie gezählt, wenn sie in die Gruben hinabsteigen, und wenn es sich ereignet, daß sie sich nicht alle zur bestimmten Zeit unten bey dem Tau im ersten Stock einfänden: so sind die Zimmerleute angewiesen, die Fehlenden aufzusuchen. — Die Bergleute bringen übrigens im Allgemeinen ihr Lebensalter nicht hoch; sie sterben gewöhnlich früh an Brustkrankheiten, zu denen die schwere Arbeit und die gebückte Stellung, in der sie sie verrichten müssen, den Keim in ihnen niederlegen. Das Salz, was sie ablösen und behauen müssen, ist so hart wie Quaderstein.

Die Art, wie das Bergsalz in diesen Gruben gewonnen wird, ist sinnreich erfunden; sie ist kürzlich folgende. Der Oberbergmann zeichnet zuvörderst das Maaß der Salzblöcke vor, die von der Masse abgelöst werden sollen; gewöhnlich sind sie acht Fuß lang, vier Fuß breit und zwey Fuß dick. Hat er eine gewisse Anzahl derselben an dem Salzsteine bezeichnet, so beginnen die Bergleute ihr Werk. Sie bohren anfangs auf einer Seite von oben nach unten drey Zoll tiefe Löcher, die von

außen nach innen eine geringe Neigung gegen den Salzblock haben und sechs Zoll von einander entfernt sind. Dann hauen sie ober- und unterwärts des Blocks einen Einschnitt, einen halben Zoll tief. Darauf stecken sie in jedes Loch einen eisernen Keil, den sie mit dem Schlägel hineintreiben, indem sie auf jeden, der Reihe nach, einen gelinden Schlag thun. Jeder dieser Schläge verursacht einen Wiederhall aus der ganzen Grube, der dem Ohr oben nicht zuwider ist. So wie der Block auf dem Punkte ist, sich abzulösen, so entsteht ein Riß oben, und ein zweyter längs den Löchern. Jetzt nimmt der Bergmann einen hölzernen, überall zwey bis drey Zoll dicken Stab, steckt ihn in den Seitenriß und bricht den Block völlig los. Fällt dieser auf einen ebenen Boden, so bleibt er ganz; sonst aber zerbricht er in fünf bis sechs Stücke. Die Bergleute beeifern sich, in Gegenwart von Fremden ganze Blöcke abzulösen. Jeder bricht gewöhnlich nicht mehr als vier solcher Blöcke in einem Tage los. Sie werden sodann in drey bis vier Theile zerhauen, denen man die Gestalt eines Cylinders, oder eines doppelten, an der Grundfläche zusammenhängenden, und von beyden Seiten abgeköpften Kegels, wie ein Lännchen, giebt, damit sie desto leichter fortgeschafft werden können.

Ich habe auf meiner Reise gesehen, daß man die Salzblöcke auch mit Schießpulver absprengt; und man versicherte mir, es würde durch diese

Methode an Zeit gewonnen. Der Bergmann haut in diesem Fall bloß oberflächliche Rinnen seitwärts und bohrt nach hinten zu einige Löcher, die er mit Pulver ladet. So wie das Pulver angezündet wird, schlägt es den Salzblock heraus.

Das Fortschaffen des Bergsalzes geschieht durch Pferde, die in den Gruben gehalten werden, und nicht eher wieder herauskommen, als bis sie unbrauchbar geworden sind. Ihre Ställe, Stände, Krippen und Tröge sind aus Salz gehauen. Die Ställe wimmeln von Mäusen, die so zahm sind, daß ich selbst gesehen habe, wie ihrer acht bis zehn mit den Pferden gemeinschaftlich den Hafer aus den Krippen fraßen, und sich durch den Anblick der Menschen fast gar nicht irre machen ließen. Man behauptet, daß die Pferde, die in den Gruben gebraucht werden, in kurzer Zeit das Gesicht verlieren. Ich habe selbst eines besichtigt, das in dem Bergwerk gearbeitet hatte, und in der That völlig blind war. Gewöhnlich werden vier und zwanzig Pferde in den Gruben gehalten. Sie ziehen kleine, mit Salz beladene, Schleifen von einem Orte zum andern und von einem Stollen zum andern. Denn außer der schönen Treppe, deren ich oben erwähnt habe, sind in den Gruben noch Wege angelegt, die allmählig in die Höhe steigen.

Wenn nämlich die Bergleute eine gewisse Quantität Salz in den unteren Stockwerken abgelöst

haben: so werden, wie gesagt, die großen Stücke cylindrisch und tonnenförmig zugehauen, der Abfall aber wird in Fässer gefüllt. Die Schleifen werden damit beladen, und jedes Pferd zieht seine Schleife den in die Höhe steigenden Weg bis zum ersten Stock hinauf, wo sich das allgemeine Magazin befindet. Von da werden die Salzblöcke und Fässer mit Hülfe eines Rades, das von einem Pferde in Bewegung gesetzt wird, durch eine, einzig hiezu bestimmte, Oeffnung zur Grube herausgewunden.

Außer mehreren Oeffnungen dieser Art, deren jede ihre eigene Bestimmung hat, stehen an verschiedenen Stollen noch gewöhnliche Leitern, die ein wenig geneigt sind und von der obersten Schachtmündung bis in die untersten Stollen hinabgehen. Die Arbeiter bedienen sich ihrer gewöhnlich zum Auf- und Einsteigen, weil das Auf- und Abwinden am Tawe zu viel Zeit kosten würde.

Wir wurde versichert, daß im Jahr 1785 nicht mehr als achthundert Arbeiter in den Gruben gebraucht würden. Berniard fand zu seiner Zeit ihre Anzahl von zwölfhundert bis auf zwentausend. Es scheint also, daß der Grubenbau und die Ausfuhr des Salzes nicht mehr so lebhaft betrieben werden, seitdem in Deutschland so viele Salzwerke eröffnet sind. Die Wilitschkischen Gruben werden indeß, wegen der Leichtigkeit der Bearbeitung,

wegen der Güte des Salzes und des unerschöpflichen Vorraths, den die Natur hier niedergelegt hat, vor allen übrigen wohl immer den Vorzug behalten.

Die Gewölbe und Bögen, die den Gruben zur Decke dienen, sind groß und kühn. Gleichwohl kann man ihres Einsturzes wegen außer Sorgen seyn, da Wände und Decken mit fußdicken eichenen Bohlen eingefast sind, die durch hölzerne Zapfen mit einander zusammenhängen. Die Menge des Holzes, das zu diesem Zwecke verbraucht worden, ist ungeheuer; aber dafür erhält es sich auch Jahrhunderte hindurch, indes die andern Pfeiler von Salz, Cement und Mauersteinen nach und nach an der Luft zerbröckeln.

Seit sechshundert Jahren ist nun schon das Salzbergwerk bearbeitet, und gleichwohl hat sich dem Grubenbau nichts in den Weg gestellt. Gewöhnlich erschwert das Wasser, das von allen Seiten in den Gruben zusammenfließt, den Bau derselben sehr. Hier sammelt es sich, durch Hülfe hölzerner Röhren, die durch alle Gänge gehen, in einen gemeinschaftlichen Behälter. Das Salz schießt stark ans ihm an, und formt im Durchsickern des Wassers prächtige Stalaktiten von blendend weißer Farbe, die von den Decken der Stollen herabhängen. So wie der Behälter sich füllt, wird das Wasser in großen rindsledernen Eimern durch eine Oeffnung, die allein zu diesem Zwecke

dienet, herausgezogen, und fließt alsdann durch einen Graben in die Weichsel. Vormalß kochte man noch aus diesem Wasser das Salz, womit es geschwängert ist, auß; aber seit 1724 hat man diese Arbeit, auß Holzangel, ruhen lassen.

Man glaubt, daß das Wilitschkische Salzbergwerk mit dem Bochnischen zusammenhängt. Bochnia ist eine kleine Stadt, fünf Meilen östlich von Wilitschka. Bis 1772 gingen die Richtungen, nach welchen in beyden Gegenden gearbeitet wurde, auf einander zu. Aber in dem genannten Jahre stieß man von beyden Seiten auf ein Lager von Mergelerde, die keine Spur von Salz enthielt. Die Direktion ließ darauf die Richtung nach Süden einschlagen, die weit reineres Salz lieferte; auch hat man sie bis jetzt mit großem Gewinne verfolgt.

In der Grube fließt ein Bach süßen Wassers, das durch eine, mit Sand gemischte, Thonbank siefert und sich auf ihr fortbewegt. Die Thonbank ist drey bis vier Fuß mächtig. Die Behauptung, daß dies Wasser über Salzadern flösse und gleichwohl nichts davon auflösete, gründet sich also auf eine unrichtige Beobachtung.

Man versicherte mir, es würden in diesem Bergwerk jährlich für mehr als sechs Millionen Salz gewonnen. Die Salzblöcke werden auf Wagen verladen und weiter verführt, ohne einmal zugedeckt zu werden. Jeder Block soll 5- bis 600

Pfund wiegen. Der Abfall, den man in hölzernen Tonnen füllt, wird nach den nächsten Ortschaften gebracht und dort sogleich verbraucht.

Ich habe das Kanzelleyzimmer nicht mehr gefunden, in dem alle Möbeln aus Salz gehauen seyn sollten. Statt dessen öffnete man mir einen Schrank, in dem ich eine ansehnliche Menge kubischer Körper sah, die mehr oder minder regelmäßig aus Steinsalz gearbeitet waren. Aus ihnen werden allerley Dinge verfertigt, als Krucifixe, Tische, Stühle, Schalen, Salzfüßer, sogar Kanonen und Uhren (?) u. s. w., und alles wird sehr wohlfeil verkauft. Uns wollte man indessen nichts von diesen Sachen überlassen; und diese Ungefälligkeit verdrosß uns so sehr, daß uns fast die drey bis vier Dukaten reuten, die wir den Bergleuten und ihren Borgesezten hatten geben müssen. Jedoch wurde ich durch einen Zufall entschädigt. Ich traf nämlich einen Mann, der so gefällig war, mir von den mancherley Gattungen des Salzes, das in den Gruben gewonnen wird, für mein baares Geld Proben zu liefern.

Zu der Zeit, als ich das Bergwerk besuchte, kostete das Pfund Salz auf der Stelle drittehalb Sous. Der größte Theil des Salzes geht nach Polen, mit Einschluß von Podolien und Wolhynien, vormals auch nach Rußland und selbst nach Sibirien. Ein zweyter Theil geht nach den benachbarten Gegenden Deutschlands. Das Salz,

das hauptsächlich in diesem Handel vorkommt, ist schmutzig grau, nur wenig durchscheinend, und enthält auf seiner Oberfläche Spuren des Faserwebes, das sich immer bey einer unvollkommenen Kristallisation formt. Manche Reisende haben die Erlaubniß erhalten, die Stollen zu besuchen, in denen das reine weiße Salz bricht, welches die Strahlen der Fackeln mit großer Pracht zurückwirft. Aber noch bißher ist keiner in die Gänge gelassen worden, wo die durchsichtigen Salzkuben gefunden werden. Sie kommen gewöhnlich in einem Thonlager vor, sind bald mehr, bald weniger fest und halten zwey bis drey Zoll im Durchmesser. Die schönsten sind die, welche einzeln in dem Thone liegen. So ängstlich man aber auch über diese Salzkrystalle wacht, so kann man sie doch im Lande haben. — Man trifft hier auch gelbliches Steinsalz; das Korn desselben ist feiner als das graue, und es ist halb durchsichtig.

Es findet sich noch bey Bilitschka eine eigenenthümliche Gattung Seesalz, die sehr rein, sehr weiß und glänzend ist. Man trifft dieses Salz bisweilen in beträchtlichen Massen an. Seine Oberfläche enthält rinnenartige Vertiefungen, die zuweilen vier bis fünf Zoll halten. Es sieht dem Gipse sehr ähnlich. Gewöhnlich liegt diese Gattung Salz in Schichten, die einige Linien dick und mit Gips oder Thonstein, der grau und körnigt ist, vermischt sind. Bisweilen sitzt sie an wirkli-

chem Gips fest, der eben so vertieft und grau oder bläulich von Farbe ist. Zu Zeiten hat dieser Gips eine ganz besondere Gestaltung, fast wie gefaltetes Band.

In den unteren Gängen der Wilitschkischen Gruben liegt das Steinsalz unmittelbar an einem grauen Kalkstein, der auch mit Salz durchzogen zu seyn scheint. Es ist auf der Oberfläche des Kalksteins in unbestimmten, vieleckigen Figuren angeschossen, und der Stein selbst enthält oft Trümmer von Seekörpern. Hieraus schlossen die Herren Guettard und Schober (welcher letztere lange Zeit hindurch die Direktion bey dem Wilitschkischen Bergbau hatte) mit Recht: daß diese Salzmassen ihren Ursprung dem Seewasser zu danken haben. Sie unterstützen diese Behauptung durch die Natur des Bodens, durch die Regelmäßigkeit der Sand = Gips = und Thonschichten, aus denen das Gebirge, welches das Salz enthält, besteht. In der That ist die ganze Gegend mit Fossilien in jeder Art des Zustandes, verkalkt oder versteinert, wie überstreut; und man muß allerdings annehmen, daß das Meer sie vormals bedeckt, und die Natur durch eine ähnliche Operation, wie sie täglich in unsern Laboratorien geschieht, durch den bloßen Niederschlag, ohne alle vorläufige Verdunstung, das Salz an den tieferen Stellen des Seebodens abgesetzt habe, wo das Wasser, selbst mitten im Meere, vor den Strömungen und der

gewöhnlichen Seebewegung geschützt ist. Herr Dorcet hat schon mit Recht bemerkt, daß das Salz sich nicht wohl an den Orten lagern kann, wo der Meeresboden eine ebene Fläche ist, weil hier die Strömungen zu viele Gewalt ausüben; und schwerlich wird die Meinung des Verfassers einer Dissertation sur l'état actuel des montagnes des Pyrénées den Beyfall der Naturforscher erhalten, wenn er behauptet, daß sich das Salz in den Kalk- und Thonlagern von jeher erzeugt habe und noch fortdauernd erzeuge. Der ganze Anblick, den diese Gruben gewähren, zeigt unwidersprechlich: daß sich das Salz hier nach und nach abgesetzt habe, und daß es vorher im Wasser aufgelöst gewesen, ehe es die ungeheure Kristallisationsmasse formte, die den Zuschauer mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

---

## IV.

## B r a s i l i e n .

Dieser Theil des südlichen Amerika's zieht jetzt wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, da ihn vor kurzem ein europäisches Königs Haus, das seine Staaten in unserm Welttheil verließ, zu seinem Aufenthalt wählte; folglich Brasilien jetzt der erste monarchische Staat in Amerika ist, der aus einer europäischen Kolonie zum Hauptlande emporsteigt. Der Gedanke an die Folgen muß die Aufmerksamkeit jedes denkenden Mannes beschäftigen, und um diese vorläufig beurtheilen zu können, ist eine kurze Uebersicht des ganzen Landes erforderlich, deren Veröffentlichung deshalb gerade höchst zweckmäßig scheint. Die erste Benennung, welche dies Land von seinen Entdeckern erhielt, war Santa Cruz, das heilige Kreuz; bald aber wurde die Benennung Brasilien, eigentlich der Name des dort wachsenden Färbholzes, allgemein. Jetzt begreift man unter diesem Namen auch das portugiesische Guyana und einen Theil von Paraguay: ein weit ausgedehntes Land, das sich vom Aequator bis zum 35° südlicher Breite, und vom 35 bis zum 51° westlicher Länge erstreckt. Es wird im Norden vom Amazonenfluß und dem atlantischen Meer, und auch im Osten vom nämlichen Meer begränzt; im Süden bildet der Fluß de la Plata die Gränze mit Paraguay, und im Westen

wird es durch unbekante Berge, Seen, Sümpfe und Flüsse vom Gebiete der Spanier getrennt. Die Länge von Norden bis Süden wird auf 2500, die Breite auf 900 Meilen bestimmt. Die Küste läuft vom Amazonenflusse bis an das Vorgebirge St. Roque, 1350 Meilen ostwärts, und von da südlich bis an das spanische Paraguay. Das Land ist im Innern höher, neigt sich nach der Küste, und die zahlreichen, im höhern Theile des Landes entspringenden Flüsse ergießen sich theils in das Meer, theils in den de la Plata- und Amazonenfluß. Ihre Ueberschwemmung macht das Land fruchtbar. Im Norden, in der Nähe des Aequators, vermehren häufige Regengüsse die Ueberschwemmungen; dies ist vorzüglich im März und September der Fall. Die Luft wird hiedurch ungesund, und häufige Stürme und Wirbelwinde erhöhen noch die Unannehmlichkeit des Klima's. Aber in den südlichen Provinzen werden die Küsten durch kühlende Seewinde, im Innern des Landes durch kühlende Winde, die von den Gebirgen herabkommen, erfrischt. Diese Winde reinigen die Luft, — wodurch sie gesund und das Klima gemäßigt wird.

Colon, der bey seiner dritten Reise in die Mündung des Dronoko einlief, befand sich im Jahre 1499 in der Nähe Brasiliens, dessen Entdeckung von ihm unterblieb, weil er seinen Weg nicht südlich, sondern nordostwärts wählte. Angeblich soll Amerigo Vespucci, der im Jahr 1498 bis zum 5° südlich-

cher Breite schiffte, auch Brasilien entdeckt haben. Gewiß aber ist es, daß Peter Alvarez Cabral, der am 8ten März 1500 Portugal mit seiner Flotte verließ und, um auf dem Wege nach Ostindien die Windstillen an Afrika's Küsten zu vermeiden, westlich schiffte, dort durch Stürme an ein unbekanntes Land getrieben wurde, unter dem 15° südlicher Breite in einen Hafen, den er Porto Seguro nannte, Schutz gegen diese Stürme fand und, als er ihn am 4ten May verließ, ein Schiff nach Portugal sandte, um dorthin die Nachricht von diesem neu entdeckten, durch ihn Santa Cruz benannten, Lande zu überbringen. Weil man es für einen Theil Indiens hielt, und, um es zu erreichen, nach Westen seegeln mußte, gab man ihm auch die Benennung Westindien, die hinterdrein von den Europäern sehr uneigentlich auf ganz Amerika ausgedehnt wurde. Der König von Portugal betrachtete sich als den Herrn dieses Landes, theils nach dem Rechte des Entdeckers, theils gemäß der päpstlichen Entscheidung Alexanders VI. vom 4ten May 1494 und des mit Spanien zu Terdesillas geschlossenen Vergleichs, wodurch alle Länder, welche 360 Meilen westlich von den Inseln des grünen Vorgebirges lagen, den Portugiesen zugetheilt wurden. Amerigo Vespucci seegelte nun, im Dienste Portugals, bis an den 52° südlicher Breite. Aber Asiens Schätze und der glückliche Fortgang der portugiesischen Waffen in

Ostindien machte diesem Staat ein Land unbedeutend, welches, wie damals Brasilien, kein Gold lieferte; doch wurde die Anlegung einer Kolonie beschlossen. Jährlich brachte ein Schiff Verbrecher und Weiber, durch ihre Ausschweifungen entehrt, nach Brasilien, und nahm von dort Farbeholz zurück. Aber die junge, aus solchen Menschen zusammengesetzte, Kolonie konnte schon deshalb nicht gedeihen. Man wollte ihr daher durch Anbau des Ingwers eine neue Erwerbquelle schaffen, nahm aber bald, aus Vorliebe für den Handel Asiens, auch diese ärmliche Vergünstigung zurück. So schmachtete Brasilien, bis Johann III. (1548) die Inquisition, — diese Geburt des wüthenden Aberglaubens und des Despotismus — auch in seinen Staaten einfuhrte. Sie forderte jährlich 4= bis 500 Opfer, wovon ungefähr der zehnte Theil verbrannt, die übrigen nach Brasilien geschickt wurden. Hierunter waren angebliche Zauberer, schlaue, thätige Menschen, die man fürchtete, heimliche Mohamedaner, als vormalige Eroberer verhaft, und heimliche Juden, nach deren Reichthum auch die rechtgläubigen Inquisitoren lüstern waren. Diesen Leuten konnte man ihre Haabe, nicht aber ihren Geist, ihre Thätigkeit und Theilnahme rauben, wodurch ihnen Fonds zu neuen Unternehmungen anvertraut wurden. Portugals Besitzungen in Afrika erleichterten den wohlfeilen Ankauf und die Einfuhr der Neger, die

späterhin ein jeder, der sie bedurfte, aus Afrika selbst nach Brasilien holte, und weil er sie nicht aus Spekulation, sondern als ein ansehnliches Eigenthum zusammenkaufte, sorgfältiger auswählte, und auch auf der Reise, um sie gesund zu erhalten, besser, als die gewöhnlichen Sklavenhändler, beköstigte und behandelte. Schnell vermehrten sich daher in Brasilien die Neger, und mit ihrer Hülfe wurde das aus Madera nach Brasilien verpflanzte Zuckerrohr in solcher Menge angebaut, daß der Zucker, anfänglich ein Arzneymittel, bald ein wichtiger Handelsartikel und ein Gegenstand des Luxus ward. Jetzt gab ein edler Mann, Thomas de Sosa, der ganzen Kolonie neues Leben, da er (1549) zu ihrem Statthalter ernannt wurde. Er steuerte den Unordnungen, erbaute San Salvador als Mittelpunkt der Kolonie, und suchte sie mit den Eingebornen in Verbindung zu bringen, und deshalb zuerst zu versöhnen. Diese Eingebornen werden im Norden Tapuyer, im Süden Tupinamben genannt. Beyde zerfallen in eine Menge kleiner, durch die Sprache, oder vielmehr verschiedene Dialekte der nämlichen Sprache, nicht aber durch die Sitten, merklich verschiedener Völkerschaften. Die Tapuyer sind groß, haben eine dunkle Kupferfarbe, langes, schwarzes Haupthaar, aber übrigens keine Haare am Leibe oder Gesicht. Minder dunkel — und mit kürzerem, krausen Haar — sind die Tupinamben; und platte

Nasen gelten bey ihnen für Schönheit, die daher auch von den Müttern durch Drücken ihren Kindern mitgetheilt werden. Ein Gürtel von Laub oder Federn und ein Hauptschmuck von bunten Federn dient ihnen zur Bekleidung, die bey den Tapunern noch dadurch vermehrt wird, daß sie den Leib mit Gummi bestreichen und Federn darüber kleben. Vor Ankunft der Portugiesen gingen sie größtentheils nackend; nur als Schmuck waren glänzende Steine in der durchbohrten Lippe oder Nase, bey den Weibern Armbänder, bey den Männern hingegen Halsbänder von weißen geglätteten Knochen üblich, und berühmte Krieger trugen, auf eine dem Tättowiren der Australier ähnliche Weise, Erinnerungen ihrer Thaten, unvergänglich, wie die Narben ihrer Wunden, in die Haut geätzt; und mit Farbenerde wurde von den Weibern das Gesicht, von den Männern der übrige Leib bemalt. Die Wurzel des Kassava oder Manioc, wovon eine Staude oft mehrere über einen Fuß lange und vier bis fünf Zoll dicke Wurzeln enthält, deren Vaterland Südamerika ist, war beynehe das einzige von den Brasiliern angebaute Gewächs, und sie verstanden es, die Wurzel durch Zerreiben, Uebergießen mit Wasser und Ausdrücken, von ihrem giftigen Saft zu befreyen und aus der zurückbleibenden, dem Mehl ähnlichen Masse eine Art von Fladen, imgleichen ein berauschendes Getränk, letzteres auch aus Honig und dem Saft

verschiedener Früchte, zu bereiten. Da ein Morgen Landes, mit Kassaava bepflanzt, mehr Nahrungsmittel als sechs Morgen Getreideland liefert, und der Anbau keiner besondern Sorgfalt bedarf; so ward er auch in dieser Hinsicht von den, übrigens jede Arbeit scheuenden, Brasiliern betrieben. Sie genossen außerdem wilde Wurzeln und Kräuter, lebten aber größtentheils von der Jagd und dem Fischfang, verließen auch deshalb häufig, ohne irgend eine Anhänglichkeit für den vaterländischen Boden, die Gegend ihres Aufenthalts, sobald sie nur in einer andern eine einträglichere Jagd oder Fischerey hoffen konnten. Daher lebten auch zwey- bis dreyhundert Menschen in einer Wohnung, die bloß aus Stangen und Schilf bereitet und mit großen Blättern bedeckt war. Alle ihre Geräthschaften bestanden aus baumwollenen, an Stangen befestigten, Hängematten, einigem irdenen Geschirr, einigen Kalebassen, einer Baumfrucht von verschiedener Größe, deren harte Schale, nachdem das, den Durst stillende, weiche Fleisch herausgenommen ist, ganz zu Flaschen, oder, in zwey gleiche Hälften gespalten, zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dient; die trockenen Lebensmittel aber wurden in einigen, zum Theil schön geflochtenen, Körben aufbehalten, und alles dies konnte, bey ihren Zügen, nebst den Waffen der Männer, leicht fortgeschafft werden, so daß eine Stadt, die aus vier bis fünf großen Wohnungen bestand, in

wenig Stunden von allen Einwohnern ohne Neue und Besorgnisse verlassen war. Die Portugiesen erzählen uns, daß sie ohne alle Regierungsform lebten, und nennen doch zugleich Könige, Feldherren und Oberhäupter. Wahrscheinlich wurden diese Würden durch Wahl dem Alter oder den Thronen gemäß ertheilt, indefs dem Familienhaupte doch immer unter den Seinen Ansehen und eine besondere Achtung blieb. Jedermann hatte das Recht, so viele Weiber zu nehmen als er wollte. Er konnte sie verstoßen; ihre Untreue hingegen wurde mit dem Tode bestraft. Bey dem gesunden Klima und dem sorgenfreyen Leben, erreichten viele Greise ein mehr als hundertjähriges Alter; die Weiber fühlten nur ein paar Tage die Folgen von den Schmerzen der Geburt. Krankheiten waren selten, wurden durch Hunger, zuweilen aber auch, wie die Wunden, die ein Nachbar dem andern mit herzlicher Theilnahme ausfog, durch Kenntniß mancher Arzneypflanzen geheilt. Den Todten scheute man nicht, bewahrte ihn so lange es möglich war, indefs seine Freunde und Verwandten durch Klagelieder sein Gutes oder seine Thaten priesen, und ihre Theilnahme und Trauer äußerten. Sie verscharften ihn nachher, aufrechtstehend, — nach andern, sitzend — gaben ihm sein liebstes Geräth und seine Waffen ins Grab, dem sich Verwandte und Freunde jederzeit mit lautem Geschrey naheten, und worauf,

bey Veränderung des Wohnsitzes, Denksteine für die Nachkommen gelegt wurden. Gewöhnlich erhielt das Familienhaupt in der Mitte des Hauses sein Grab, das oft mit den schönsten Federn geschmückt wurde; über jedes Grab war ein kleines gewölbtes Dach, worunter Weiber, Kinder und Freunde Speise oder dasjenige legten, wovon sie glaubten, daß es dem Verstorbenen lieb sey.

Die Europäer, bereit alle Wilden zu verkleinern, sprachen auch den Brasilianern alle Kenntnisse der Religion ab. Sie hatten freylich weder Tempel noch Mönche, aber doch Wahrsager, die durch allerley Verdrehungen des Körpers eine übernatürliche Eigenschaft darzuthun suchten, zuweilen die Zuschauer hiedurch täuschten, zuweilen aber auch, wenn der Erfolg nicht die Weissagung bestätigte, erschlagen wurden; und dieses that denn auch wieder den Betrügeren Einhalt. Sie glaubten an Geister und suchten diese, von denen ihnen, ihrer Meinung nach, Gutes und Böses zugetheilt wurde, durch allerley Gebräuche zu gewinnen; glaubten auch ein Leben nach dem Tode, worin die Guten und Tapfern jenseits der Gebirge in einem glücklichen Lande Freudenfeste feyern und mit einander tanzen würden; denn ihre glücklichsten Tage gewährten ihnen hier Feste, Gesang und Tanz, von Trommeln und Pfeifen begleitet. Aber berauschende Getränke aus der Kassava, dem Safte von Früchten und Honig, erzeugten nicht

selten Trunkenheit und manche böse Folge derselben. Hatte einer den andern in der Trunkenheit oder aus Jähzorn verletzt, so mußte er gewöhnlich nach dem Ausspruch der Vorgesetzten durch eine ähnliche Verletzung büßen. Der Mörder wurde den Verwandten des Erschlagenen ausgeliefert, die ihn wieder tödteten; und die hiedurch bewirkte Versöhnung wurde von beyden Familien durch Gesang und Tanz gefeyert. Der Gesang, aus wenig abwechselnden Tönen, schilderte sanfte Gefühle, eigene Thaten oder die der Vorfahren. Außerdem war Beredsamkeit, besonders bey Feldherren, wichtig, die oft durch lange Reden die Ursachen des Krieges auseinandersetzen und den Muth der ihrigen erhöhen. Die Waffen waren Bogen und Pfeile und eine Keule, oder vielmehr ein Schwert von Ebenholz, sechs Fuß lang, einen Fuß breit und über einen Zoll dick; und zur Kriegsmusik dienten Flöten, aus den Arm- oder Beinnochen erschlagener Feinde gemacht. Die Kriege wurden gewöhnlich durch Ueberfall geführt, indem man in der Nacht die Häuser der Gegner anzündete; oder man legte sich, in kleinen Haufen, in einen Hinterhalt. Im offenen Felde focht man nicht, sondern nahm vielmehr, vom zahlreichen Feinde oder von den durch ihre furchtbaren Waffen und Körperkraft überlegenen Europäern angegriffen, sogleich nach den dicken Wäldern die Flucht. Was bey dem Ueberfall oder Auslauern widerstand, wurde getödtet; die Ge-

fangenen wurden mitgenommen, zu Tode gemartert und — verzehrt, die Schädel aber sorgfältig aufbewahrt, um jungen Kriegerern, die in den Kampf zogen, zur Anfeuerung ihres Muthes vorgezeigt zu werden. Wegen dieser schrecklichen Mahlzeiten, die aber einzig aus Rachsucht entsprangen, wurden die Brasilier von den Europäern als die abscheulichsten Menschenfresser dargestellt; allein Ursachen der Kriege waren immer Beleidigung der Nation oder einzelner Mitglieder, und daher wurden auch diese gräßlichen Mahlzeiten nicht durch Lüsternheit nach Menschenfleisch, sondern einzig durch Rachsucht veranlaßt. So lange die Kolonisten der Portugiesen Verbrecher waren, die sich alles gegen die Eingebornen erlaubten und sich ihrer, wo sie konnten, bemächtigten, um sie als Sklaven für sich arbeiten zu lassen, so entsprangen auch täglich neue Veranlassungen zum Kriege, indem die Brasilier, durch unaufhörliche Ueberfälle, ihre gefangenen Brüder zu befreien oder zu rächen suchten.

L. v. Waczko.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

## Venus Urania und Eros.

Jene Höhe des Gefühls für Wahrheit, Tugend und Recht, von der man verächtlich auf das gemeine Leben herabblickt: wer hatte sie mehr erreicht, als die Griechen, deren ausgebildete Phantasie das Ideal so lebendig erfaßte — und die in allen Künsten deshalb über Zeit und Nachwelt hervorragten? Ihre Religion bewirkte vorzüglich jene Veredlung des Gefühls und der Phantasie; und wenn auch das Klima und die sie umgebende Natur das Ihrige dazu beytrugen, so waren es doch weit mehr ihre Götter, Dämonen und Heroen, die gleichsam unter ihnen in Haynen, Wäldern, Fluren und Tempeln wohnten, und nur aus dem Himmel herabgestiegen schienen, um sie zu ihm emporzuheben. Sie warfen ihre ätherischen Hüllen um den sterblichen Leib ihrer Verehrer, und wenn diese ihnen dagegen zuweilen ein irdisches Gewand liehen, so war es eben die Verkettung mit dem Himmlischen, was das Irdische über die niedre Atmosphäre hob.

Die Mythen, welche die schöne Phantasie der Dichter aus dem roheren Volksglauben herauswählte und diesem nachher veredelter zurückgab, sind voll solcher idealischer Gestalten, die gleichsam nur ihre Schatten ins menschliche Leben werfen. Einer der schönsten Mythen ist unstreitig die Fabel

von Venus und Eros. Ohne zu untersuchen, ob die Verehrung dieser Gottheiten phöniciſchen oder ägyptiſchen Urſprungs ſey, mag ſie hier nur dar- geſtellt werden, wie ſie zur Zeit der höchſten Bil- dung Griechenlands erſcheint.

Die Griechen kannten mehr als eine Venus, und mehr als einen Eros. Jene, die Gottheit der Freude und des Glücks der Liebe, dieſer, der Gott der Sehnsucht der Liebe; ſie, das Geliebte, er, das Liebende. Allein es gab mehrere Gottheiten dieſer Art, je nachdem die ihr geweihten Gefühle im Menſchen verſchieden ſind.

Einen Eros nennt Heſiod den Sohn des Chaos, den dieſer mit der Erde zeugte; und in ihm ehrte man das liebende Princip, das in der Weltordnung die Elemente mit einander zum feſten beſtehenden Ganzen vereint und das einander ent- gegenſtrebende zur Einigung brachte. Man hielt ihn für den älteſten der Götter; und ihn meint der Arzt Eryrimachus in Platons Gaſtmale, der ihn in jeder Materie und ihrer Bildung zur Form, als die Quelle ihrer Erhaltung, ihres Entſtehens, zu erblicken glaubt. Doch mit dieſem koſmogoniſchen Eros, der an die Weltſeele alter und neuer Philoſophie erinnert, haben wir hier nichts zu thun.

Nach der Theogonie der Phöniciſer, dem San- chuniaton zufolge, hat Eros ſchon einen, für das menſchliche Gefühl höheren, dichterisch = allego-

rischen Werth. Der Himmel (Uranos), der von seinem eigenen Sprößling, der Zeit (Kronos), der Weltherrschaft beraubt wurde, sandte seine Tochter, die Schönheit (Astarte), um durch sie jene verlorne Herrschaft wieder zu gewinnen. Doch die Zeit ehelichte sie; und sie gebar die Begierde und die Liebe (Pathos und Eros). Ohne einiger anderer hiehergehörigen Mythen zu erwähnen, bemerken wir nur, daß schon die älteste Theogonie die Liebe von der Begierde trennte. Doch wie erscheint, auf griechischem Boden verpflanzt, dieser Mythe verschönert!

Venus, das Geliebte, wie Eros, das Liebende, sind sehr von einander verschieden; bald mehr, bald weniger edel, je nachdem das Ideal sich im Herzen des individuellen Wesens finden läßt. Das Liebende ist zugleich ein Kind des Geliebten, weil erst ein Gegenstand für das Produkt vorhanden seyn mußte. So gab es eine vom Schaum geborne Venus; und der Eros, den sie gebar, war jenes leichtgeflügelte Kind, das um die Blume der Schönheit flatterte und, wo es Jugend und Reize vermiste, floh.

Diese Gottheiten waren der Liebe geweiht, die nur dem Schönen huldigt, ohne das Gute erstreben zu wollen. Doch auch diese Liebe, deren Eigenschaften zwar Sinnlichkeit aussprach, war die gemeine nicht, die man Venus Pandemos nannte, und der man den Beynamen der „schändlichen“ gab.

Aber Venus, die himmlische (Urania) genannt, von der Theokrit sagt:

„Diese Kypris ist nicht die gemeine Göttin des Volks, Daß sie günstig Dir sey, nenne die himmlische sie.“ —

glaubte man, wäre als ein glänzender Stern vom Himmel gefallen; ihre ätherische Reinheit verrieth den überirdischen Ursprung. Auch sie gebar einen Eros; aber dieser hatte das Licht (Phanes) zum Bruder. Dieser Eros ist es, der mit seinem später geborenen Bruder Anteros (Liebe und Gegenliebe) dargestellt wird, wie beyde, als Genien, eine Palme halten, die jeder von ihnen sich zueignen will. Dieser schöne Mythe zeichnet ein Gefühl, dessen Daseyn in einer menschlichen Seele allein schon ihre göttliche Abstammung bekundet. Auf diese Weise ist es nicht Plato allein und die in seinem „Gastmal“ von Sokrates aufgeführte Diotima, die eine reine, himmlische, geistige Liebe lehrt; auch schon der durch die Dichter veredelte Volksglaube kannte sie, und mir scheint dieser ätherische rein-göttliche Eros idealischer, als jener platonische, der als Dämon, halb sterblich, halb unsterblich, erst das Schöne und Gute sucht und gleichsam, ein kleiner Chamäleon, die Farbe von den Gegenständen borgt. Nur die Idee, ihn als die Verbindung des Irdischen mit dem Ueberirdischen, als dasjenige, was die Kluft zwischen beyden ausfüllt, zu betrachten, ist ganz des göttlichen Plato

würdig. Als in späteren Zeiten, unter den wilden Eroberern, das Sittenverderbniß der entadelten Griechen immer höher stieg, da schwanden mit den Idealen auch die Künste, und beyde gingen in dem Gewühl des Lebens unter. Die himmlische Venus entfloh, und nur ihre gemeine Schwester behauptete den verlassenen Thron.

In dem zum mächtigsten Staate reisenden Rom fand Aphrodite Altäre und Tempel wieder; doch war es nicht mehr jene, als glänzender Stern vom Himmel herabgestiegene, Gottheit, sondern die Schaumgeborne, deren Ideal mehr weiblicher Reiz und weibliche Schönheit umfaßte. Cäsar, als er auf den Ebenen von Pharsalis den Pompejus besiegte, hatte die immer siegende Venus gewählt; und Cicero nennt vier Gottheiten dieses Namens, deren eine die Tochter des Himmels und des Lichts war. Jedoch der römische, dreyfache Eros, wie ihn eben auch Cicero bezeichnet, wird richtiger die Begierde, Cupido, genannt; und der Aether ist so wenig sein Vater, als sein Zwillingbruder das Licht.

Unter den römischen Dichtern fand sich daher gewissermaßen das Ideal wieder, doch (so scheint es mir da, wo es nicht bloß griechische Nachbildung ist,) nicht mit der Zartheit, nicht so ätherisch wie bey den Griechen. Die griechische und römische Mythologie ward durch den christlichen Glauben verdrängt. Eros und seine Mutter Urania

verloren ihre Altäre; allein das Göttliche, dessen Sinnbild sie gewesen waren, blieb. Jene über-sinnliche, geistige Liebe, zu der man in der menschlichen Seele den mächtigen Antrieb fand, strebte in der religiösen Schwärmeren wieder empor und betete an den Altären schöner Heiligen, denen so manches von Liebe erglühte Herz sein ganzes Da-seyn weihte.

Als darauf das Ritterthum — diese christliche Heroenzeit — begann, Religion und Minnedienst verschmolz, und Glaube und Liebe hohe Begeisterung weckte; da kehrte Venus Urania, nur in anderer Gestalt, zur Erde zurück. Sie fand das heilige Gefühl, dessen Symbol sie war, ihren irdischen, frommen Schwestern zugewandt. In den Liedern der Troubadours und der Minnesänger trifft man das Ideal geistiger Liebe der griechischen Vorwelt am reinsten wieder. Es erhielt sich noch, als schon das Ritterthum allmählig sank, in den Gesängen der Dichter; es belebte Petrarke's Leyer in den schönen Liedern an seine Laura, und ward von mehreren andern Sängern, bald in Schäfergedichten, bald in Heldengesängen gefeyert. Dichter trugen es von Jahrhundert zu Jahrhundert, wie das Palladium der höhern Menschennatur, in die späteste Zukunft hinüber. Ein Gefühl, das die edelsten und gebildetesten Männer aller Zeiten in der menschlichen Seele zu finden glaubten, — sollte das nur ein Traumbild seyn? Sollte jene

Liebe, die man bald die geistige, bald die platonische, romantische, sentimentale nannte, wirklich den Spott verdienen, der ihr nicht selten zu Theil wird? Deshalb etwa, weil so wenige das ihr geweihte Heiligthum des Herzens rein erhielten, und der Strom der Sinnlichkeit die hineingefallenen, himmlischen Blüthen verschlang? Läßt sich dasselbe nicht auch von dem Ideal der moralischen Vollkommenheit überhaupt sagen? Eine Kraft der Seele, die man Jahrtausende in ihr ahndete, hat sie gewiß; ihre Unsterblichkeit, von der doch keine Erfahrung je möglich ward, scheint mir schon deshalb gewiß, weil alle Zeiten, alle Völker die Ueberzeugung davon in sich trugen. Es giebt Wahrheiten, welche die Seele aus sich selbst gleichsam herausfühlt und Vernunftschlüsse erst mühsam zu entdecken oder auch, auf falsche Axiome gestützt, zu zerstören streben. Lange schon existirt das moralisch Gute in Sinn und Wort im Menschen, ehe es Philosophie herausfand. Warum sollte denn das moralisch Schöne, die eigentliche Tendenz jener geistigen Liebe, nicht da seyn können, ohne erst — um als philosophische Wahrheit zu bestehen — die akademische Matrikel aufzuweisen? Und schrieb ihr nicht schon Plato eine zu, die — er mag nun der Held alter oder neuerer Systeme seyn — länger fortdauern wird, als der Spott der Menge, der überhaupt alles Ideale trifft, das sich über das Gemeine der

irdischen Natur zu erheben strebt! Solche Wahrheiten treten, — wie Minerva, völlig gerüstet, aus dem Haupte Jupiters, — aus dem Menschenherzen hervor, und ihre Würde verräth die himmlische Abkunft.

Nicht Venus Urania — nicht ihr ätherischer Sohn sey daher verbannt! Ihr seyen noch immer die Rose und die Lilie, die Blumen der Liebe und Unschuld, geheiligt. Und wann auf den Altären dieser Gottheiten auch keine Flamme mehr lodert; so glühe, ihnen geweiht, die reiznere, schönere — fühlender Herzen.

v. Schlippenbach.

(Der Beschluß im nächsten Heft.)

---

## VI.

## Literarische Merkwürdigkeit.

Vorbemerk. d. Red. Nachstehender, charakteristischer Brief ist uns von dem Empfänger desselben im Original mitgetheilt worden. Wir bemerken dies, um jedem Zweifel darüber zuvorzukommen: daß es möglich sey, dergleichen im Ernst zu schreiben. Um ihm von seiner Originalität nichts zu nehmen, wird er buchstäblich abgedruckt. A.

Hochgeehrter Freund!

Mir dünkt zwar, daß ich Ihnen durch mein Sezziges in Ihren vielen wichtigen Arbeiten unterbreche. Allein ich versehe mich von Ihrer Güte eine Entschuldigung in meinem Benehmen. Ich kann mich vor dem Wunsch nicht erwehren, innerhalb meinen vier Wänden, unter welchen mir die Einsamkeit gebannt hat, eine literarische Unterhaltung mit einem Gelehrten, mir erfreuen zu können. Ich setze mir daher bey meinen Arbeits-Tisch und beginne zuerst diesen Briefwechsel, und bitte Sie zugleich, daß Sie mir eine Antwort für würdig halten. Seit der Frist von einem Jahre, habe ich mir nicht einen ordentlichen Correspondence mit einem Gelehrten erfreuen zu dürfen, schmeicheln gekonnt, da meine Reisen von hier nach Hamburg

und Lübeck um einige Länder-Merkwürdigkeiten von Erfahrung kennen zu können. Ich hatte wie Sie wissen werden auf meiner Rückreise von Hamburg in Schaaks-Fitt bei Königsberg, wo wir doch fünf Tage lang mit die Frau Kommerzgen Käthin uns amüsirten die Ehre Sie kennen zu lernen und für einem gesezten und verständigen Mann zu erkennen, und da Sie doch Studiosus gewesen sind. Weil ich mich nun die Ehre nahm, Ihnen um dero Adresse zu ersuchen, so benutze ich jetzt von der Gelegenheit, denn das Sprüchwort sagt Gelegenheit macht Diebe.

Sie hatten, um zu meinen Thema zurück zu kommen, in dem Gasthause des Herrn von Rosenberg als Sie in Ihre Sachen kramten eine Uebersetzung von den Annalen des Tacitus und eine Abhandlung über die Erklärung der Mythologie der Alten, beide von Ihre werthe Hand gemacht, vergessen. Ich benutzte diese Hefte und kann gestehen, daß ich daraus viel gelehrt und viel in meinen scientifischen Kenntnissen gewachsen habe. Sie nehmen darin für die alte Geschichte viel Hinsicht und man lernt auch in Absicht auf die Progressen der Zukunft sehr viel zur Formirung der Resultaten, welche sich von der Betrachtung über der Verbindung von der Gegenwart mit die Zukunft ergeben. Zwar gestehe ich Sie gehorsamst, daß mich Ihr Styl etwas schwülstig scheint, allein Sie haben bei der Materie die Form aufzuopfern

sich nicht entblößen vermöget. Jedoch kann ich auch nur von der Obscuritaet des Stils beklagen in der Stelle wo es heißt: „Tuisto origo gentis deus terra editus: Tuistonis filius Maronus, conditor nostrae gentis ist nach Reimmann: Do is de arge Rutz, de us verödet dat Huß, do is schone veele Manß kann dei der Knastern gants,“ wo mich denn diese Uebersetzung so schwülstig zu seyn scheint, daß ich sie nicht habe aus halten vermögen. Schreiben Sie mir daher doch, wenn Sie mir eine Antwort vor würdig halten, ob Sie sich haben im Plattdeutschen üben wolten, oder woher die Schwülstigkeit des Stils herzurühren die Ursache hat.

Innerhalb meinen Jugendjahren habe ich mich des Stils sorgfältig angelegen seyn lassen und mir dünkt daß ich mich nicht gemeinen Einsichten in der Rechtschreibung rühmen zu dürfen, mir zuzutrauen schmeicheln darf. Es hängt lediglich von mich ab, daß ich mir in diesem oder jenem Genre des Stils versuchen will, denn mich dünkt daß es schon durch diesen Brief resultiren werde, meine Uebung von vielen Jahren in der deutschen Sprache zu bezeugen. Aber mich dünkt ich mache zu viel Aufhebens von mich, und bitte Ihnen daher, mir wissen zu lassen, wo es Sie beliebt, ob ich mir erdreusten dürfte, indem ich von Ihren Arbeiten in Hinsicht des

Stils urtheile und deren ökonomischen Werth zu erwägen.

Ich empfehle mich Ihrer geneigten Güte, versichere Ihnen meiner Freundschaft und bin

Ihr

R..., d. 5. März ergebenster Freund und Diener  
1808. v. P.....

P. S. Sie haben auf den Umschlag Ihres Heftes etwas von den Geheimnissen des Eleusinischen Priesters von Bouterweck geschrieben. Melden Sie mir doch auch, wo Eleusin liegt und ob der Prediger wirklich ein Adlicher ist? Ich möchte gern mit ihm in Correspondence treten.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## Das russische Theater.

(Fortsetzung.)

## 1. Spektakelstücke.

Den Vorrang in dieser Klasse behauptet die Umarbeitung des *Donauweibchens*, feiner *Donau-Nixe*, pedantisch *Donau-Nimpfe*, russificirt *Rußalka* (*Fluß-Nixe*) genannt; Oper in vier Theilen. Groß ist seit einigen Jahren der damit getriebene Unfug, allein im Grunde ist es ganz vernünftig, das zu geben, was die Kasse füllt; und noch bis jetzt füllt diese Nixe so außerordentlich, als hätte sie einen Bund mit dem Bösen. — Bey der Russificirung hat das Stück hier und da gewonnen, hier und da verloren. Gewonnen am größern Maasstab, der durchs Ganze herrscht, in manchen einzelnen Situationen und an Nationalinteresse. Dagegen sind die bekannten *Harlekins* noch mehr Hauptpersonen geworden, als sie es im Deutschen waren. Ihre queren Späße erscheinen, wo möglich, noch querer und eintöniger, besonders im vierten Theil, der, ich weiß nicht, ob Uebersetzung oder einheimisches Original ist. Die Ritter dürfen bey den wichtigsten Angelegenheiten, in der größten Noth, kaum den Mund öffnen: so

stopft ihn ein eiskalter, plumper Spas, schon zehnmal dagewesen und wieder aufgewärmt. Die Invektiven und außerlesenen Grobheiten, die der Haupt-Hanswurst seiner Braut und respektiven Frau, ohne Unterlaß, servirt, werden endlich ganz unausstehlich. — Das altrussische, lange, asiatische Kostüm, weder ganz treu gehalten, noch vortheilhaft veruntreut, die Pelzkappen, Bärte, Gürtel und Taillemordende Frauenzimmertracht, frommen dem Stück auch sehr wenig. Ich weiß nicht, welche Gemeinheit sie über alles verbreiten; vermuthlich weil man diese Kostüme heut zu Tage hauptsächlich am gemeinen Haufen sieht; zugleich, weil sie an sich schlechte Formen und Tableaus machen. Das Ritterkostüm veredelt das Donaunweibchen noch einigermaßen. Höchstwahrscheinlich waren die alten slawischen Kostüme ganz anders; wenigstens hätten sie hier anders gegeben werden können. Warum wählte man die aus Konstantinopel gekommene Saarentracht für die Männer, und für die jungen Frauenzimmer sogar die heutige Tracht des Bürgerstandes? Einiges ist indessen und, wenn wir nicht irren, in den jüngern Zeiten der Rußalkenvorstellungen, verändert und idealisirt worden. Diese Rußalka ist übrigens die Hauptarena für einen gewissen Buffon, beynah Kasperl, der den Grundsatz hat: auf dem Theater sey nichts zu verschmähen und, um einen Bauer vorzustellen, muß man noch zehnmal bäurischer und gemeiner

erscheinen, als ein wirklicher Bauer. Dennoch ist er der Liebling von einem Theil des Publikums. In einigen andern Stücken spielt der Mann indessen wirklich verdienstvoll. Maschinerie, Dekorationen, Ballette dieser vierköpfigen Nixe sind ohne Zweifel prachtvoll, und selbst für den Gebildeten — sehenswerth.

Eine zweyte, ähnliche, aber noch weniger zusammenhaltende Spektakeloper ist: *Ilia*, der *Rittermann*. So übersetzen wir das russische *Wogetyr*, welches einen Ritter im asiatischen Sinn, ungefähr nach dem Zuschnitt eines Rolands oder Lanzelot vom See, bedeutet. Dieser hier ist der russische Simson der alten Sagen; und, beyläufig sey es gesagt, wohl keine europäische Nation besitzt Sagen von so viel Reichhaltigkeit und interessantem Sagenstyl, als die russische. — Wenn der *Dnepernix* die, in der That zarte, Grundidee „Liebe einer Halbgöttin zu einem Sterblichen“, trotz der kläglichen Verpinselung immer noch einiges Interesse giebt; so hätte dieser *Ilia*, dessen Hauptgedanke „wunderbare Manneskraft“ ist, gut bearbeitet, zu einem anziehenden Seitenstück werden können. Allein so, wie der Verfasser das Stück gehalten hat, oder vielmehr seinen Händen entfallen ließ, ist es nur ein mattes, jüngeres Kind der *Rußalka*; ein gehaltloses Schattenspiel an der Wand, das schlechter gerathen, als viele der schlechtesten Spektakelstücke anderer Nationen, selbst

fürs Publikum nur mäßige Anziehungskraft besitzt, obgleich es an Erzspektakel darin gar nicht fehlt.

Noch unzusammenhängender, unmotivirter und saftloser ist die Oper: der unsichtbare Fürst; auch über den Rußalkenleisten gemacht, aber nicht genäht, sondern zusammengeklebt, wo nicht gar zusammengewürfelt. Das Stück kann noch weniger gefallen. Dennoch sind beyde immer stark besucht; hauptsächlich weil der todte Theil, Dekorationen und Maschinerie, und die Episoden, Ballette und Gefechte viel Anziehendes haben.

Ein Halbspektakelstück ist Fingal; eine Art Tragödie, mit Spektakel aufgestuzt. Gemeiniglich ein Nothbehelf der Genielosigkeit! Indessen zeigen manche schöne Verse das Gegentheil. Das Sujet ist aus Fingals Gedichten genommen; indessen könnte es so gut in Labrador, Kamtschatka oder Patagonienland, als in Fingals Vaterland spielen. Kleidung, Namen und Gebräuche sind es doch wohl nicht allein, warum man eine Handlung nach Mexiko oder Paris versetzt! Man will die allgemein-menschlich interessante Begebenheit in irgend einem Nationalgewande zeigen. Dies besteht vornehmlich in den nationell-modificirten Gesinnungen, Weltansichten und Leidenschaften. Das hat der Verfasser zu wenig beobachtet. Er ahmt den Franzosen nach, bey denen gemeiniglich ein Sultan wie ein französischer König, ein Wilder wie ein roher Pariser, spricht. Einige Theaterkous

ersetzen übrigens den Mangel an Leben und Handlung in diesem Werke nicht. Die Trachten sind treu; aber zu treu, um zu gefallen. Verdienstlich ist die genaue Kopie, wenn uns das Porträt eines vergangenen Jahrhunderts gegeben werden soll, wie z. B. in Moliere mit seinen Freunden, wo mich gerade die sflavische Nachahmung der geringsten Kleinigkeit, der letzten Locke an Boileaus Perrücke, ergötzt. In der Oper, besonders aus so fernem Zeiten, muß man idealisiren.

Nach der Aufstellung dieser Hauptrepresentanten, beschließen wir die vorstehende Rubrik mit einigen allgemeinen Bemerkungen über die russische Oper. Das singende Personal steht im Ganzen, und in diesem Augenblick, auf einer mittlern Stufe. Unter den Männern sind verschiedene, die sich darüber erheben, unter den Schauspielerinnen bleiben die meisten darunter \*). Einige, die doch bedeutende Rollen übernehmen, könnten sich kaum mit Anstand als Dilettantinnen in größeren Privatgesellschaften hören lassen, so schwach und unrein lassen sie sich vernehmen; und doch werden sie nicht selten beklatscht! Uebrigens denke man ja nicht, die Oper mache nur mißfällige Effekte. Ein gutes nicht zu verkennendes Ensemble, manches

---

\*) Diese Bemerkungen sind um die Hälfte des Januars 1802 geschrieben. Es ist seitdem eine neue Sängerin mit Beyfall aufgetreten, die unter diesem Urtheil nicht begriffen ist. Auch hat es vordem sehr ausgezeichnete Subjekte gegeben.

schauspielerische Verdienst, der bedeutende Grad von Vollkommenheit in dem Maschinalen und den theatralischen Nebenverzierungen, nicht selten der Reiz des Nationellen, und eben so sehr der Zuschnitt der Stücke, die nicht immer auf Virtuosität im Gesange berechnet sind, reichen hin, die Oper in einer guten Figur auftreten zu lassen. Doch steht sie im Ganzen der russischen Komödie und Tragödie nach.

## 2. Ballette.

Die Ballette sind gewöhnlich die Frangen der Spektakelstücke; also ist hier die schicklichste Spalte, einige Worte über sie einzuschalten. Das russische Theater besitzt, gemeinschaftlich mit dem französischen, ein vortreffliches Ballet, dessen Repertoire reich ist, sowohl an Zwischenspielen, als an ganzen Kompositionen mit Tanz und Mimik. Vorzügliche Namen aus der letzten Klasse sind: die Fortsetzung der Heldin vom Lande, Telemach, Flore und Zephyr, der Deserteur u. s. w. Doch — was gesehen werden muß, kann nicht beschrieben werden; wir begnügen uns also mit der bloßen Erwähnung. Das Ensemble ist übrigens vortrefflich, und das Personal höchst verdienstvoll; die Tänzer sind meist Franzosen, die Tänzerinnen mehrentheils Russinnen. Unter den letzteren ist Madame Kolossoff Vorführerin. Sie excellirt im hohen Styl, und, ohne sie ge-

sehen zu haben, würde mancher kaum glauben, daß ein Frauenzimmer von beträchtlich hohem Buchs und starkem Gestell so viel Majestät, ernste Grazie und Gefälliges vereinigen könne. Freylich ist diese Art Schönheit mehr für die Repräsentation auf der Bühne, als für das Gesellschaftszimmer. — Ganz das Gegentheil, Leichtigkeit, Niedlichkeit, Naivität und Schelmerey ist die kleine Dem. *Kanstanze* und die feyerliche Dem. *Floumina*. Doch dies sind nicht die einzigen, ausgezeichneten Subjekte. — Die Inventionen sind meist von Herrn Wallberg oder Didelot. Wir wollen ihnen keinesweges ihr anerkanntes Verdienst rauben, glauben aber doch, mit mehreren, daß es ganz anders um die Ballette, besonders die mimi- schen, aussehn würde, wenn sie von Dichtern und nicht von Balletmeistern oder praktischen Balleti- sten gemacht würden. Theaterpraktik thuts nicht allein; sie beengt oft nur, und die besten und mehr- sten Dramatisten waren eben nicht Schauspieler. Der Sinn des Dichters geht ins Große und übers Ganze, der des Spielers ins Einzelne und Kleine. Die Hauptideen, das Geripp eines Ballets, sollten von Dichtern entworfen, — und von Balletmei- stern ausgeführt, das heißt mit Fleisch bekleidet werden. Daß aber diese selten zugleich Dichter sind, wengleich oft Schauspieler es waren, erklärt sich aus der Natur ihrer Kunst. Der Fechtmeister ist weiter vom General, als der Advokat oder Bier-

brauer, geschweige denn als der Soldat; wiewohl auch der, seiner Natur nach, nicht gerade der nähere ist.

### 3. Komische Nationalstücke.

Unter diesem, etwas schwankenden, Titel verstehen wir eine Klasse von Darstellungen, die sich auf den Lebenskreis der untern Klasse, höchstens auf einige Nationalkarrikaturen der höheren, beschränken. Sie sind gewissermaßen dem russischen Theater ausschließlich eigen. Man findet zwar auf den Bühnen aller Nationen Gemälde, die sich bloß auf die Sphäre des Niedrigkomischen beschränken; des Harlekins- und Kasperlwesens nicht zu gedenken. Aber nirgends ist der Unterschied zwischen den höheren und niederen Ständen so radikal, wie in Rußland. Im ganzen übrigen Europa gründen sich die feineren Sitten auf die gemeineren, sind nur eine künstlich erzogene Blume aus der nämlichen Wurzel. Nicht so hier! Die Sitten des Volks, Reste älterer, ganz verschiedener, Nationalepochen, haben nur versteckte Ueberbleibsel in den feineren Ständen zurückgelassen \*); finden sie sich in hohem Grade bey manchem Landjunker, so wird er eben dadurch ein ganz eigenes Wesen. Die Darstellung dieser Sitten begründet also eine

---

\*) Dies enthält keinen Widerspruch dessen, was wir früher von slavischen Eigenheiten sagten. Dort war die Rede mehr vom ganzen Menschen, seiner innern Modifikation; hier ist mehr vom äußern Menschen die Frage.

eigene Klasse, die sich nicht bey andern Nationen findet. Die Werke der Art, die man keinesweges mit niedrigen Possenspielen verwechseln muß, sind eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen für alle Stände und bis jetzt, in ihrer Art, das vollkommenste des russischen Theaters. Selbst dem Ausländer, wenn er Sprache und Sitten des Landes nur halb kennt, gewähren sie ein mächtiges Interesse, ungeachtet das Nationale dabey für ihn verloren geht; sie stellen ihn der ursprünglichen Menschennatur im Gesellschaftszustand um gar vieles näher, als er es je in seinem Vaterlande gewesen ist.

Sehr bekannte Stücke dieser Gattung sind folgende Opern oder Lustspiele: das Muttersohnen (недоросль), der Müller, der geadelte Bürger (nach Moliere, aber mit einer nicht ganz existirenden russischen Welt), der Müller und Sbitenträger, die Poststation und viele andere. Eine weitere Aufzählung müßte übrigens zur ermüdenden Nomenklatur werden, denn ihre charakteristischen Züge sind außer den Gränzen einer Beschreibung. Manche Bearbeitungen der Art, und nicht die schlechtesten, sind noch aus einer frühern Epoche, aber auch das Einzige, was sich aus diesen gallomanischen Nachahmerzeiten auf der Bühne erhalten konnte. Die Sachen eines Sumarokof u. finden keinen Beyfall mehr. Das goldene Zeitalter der russischen schönen Lite-

ratur ist auch noch nicht vorbei; es wird erst kommen, — und schon bricht seine Morgenröthe an.

#### 4. Ruhrende Nationalstücke.

Von dieser Klasse gilt ein großer Theil dessen, was im vorigen Abschnitt erinnert wurde. Nur findet sich nicht selten eine merkliche Beymischung von deutschem Dramenwesen. Wir vermeiden auch hier ein trockenes Namenregister, um so mehr, da wir mit der Zeit dem Leser ein vollständiges Repertoire des russischen Theaters vorzulegen hoffen. Eins der vorzüglichsten Stücke der Art ist: die Rekrutirung, das lange ein Zugstück war und noch jetzt gefällt. Es ist schon eine geraume Zeit, daß wir es gesehen; wir denken daher, nach einem wiederholten Besuch, seine Auseinandersetzung in einem Anhang zu liefern. —

#### 5. Weltstücke.

Unter dieser Benennung begreifen wir jene leichte Schöpfungen komischen Geschlechts, im neuern französischen Styl und aus der feineren Welt, die durch ihre Kürze, Ründung, Leichtigkeit und sprudelndes Wesen ein so angenehmes Vergnügen gewähren, aber, wenn sie zu oft kommen, ein Verlangen nach kräftigerer Speise erregen. Schicklicher könnte man zwar die ältere französische Marquiskomödie mit diesem Titel belegen, wenigstens sie zu dieser Klasse zählen; allein die

russische Bühne hat sich solche nicht zu eigen gemacht, und schwerlich kann sie, rein, in irgend einer andern als der französischen Sprache bestehen.

Das russische Theater ist, im Verhältniß seiner, im Ganzen überhaupt nicht üppigen, Fruchtbarkeit, an Stücken dieser Art, Opern und Nichtopern \*), nichts weniger als arm, sowohl in Menge, als Gehalt. Eines der merkwürdigsten ist die vielbesuchte Mod ebude, das zugleich einen starken Nationalanstrich hat. Es wird uns erlaubt seyn, uns bey diesem, in mehreren Rücksichten Aufmerksamkeit verdienenden, Tableau etwas breiter zu fassen. Wir geben es daher im Auszuge, nämlich so weit uns unser Gedächtniß treu ist.

In dem Puzladen einer Französin, in der Hauptstadt, findet sich die Leibeigene eines jungen Officiers, zum Lernen abgegeben und nun zu einer Art von Oberaufsicht gestiegen. Verschmitzt, einschmeichelnd und hochfahrend zu seiner Zeit, ganz nach ihrem französischen Muster gebildet, ohne die eigenthümlichen Züge eines gewitzigten russischen Kammermädchens ganz zu verlieren, übrigens bereit, alles Nützliche zu thun und zu leiden, — nur mit Anstand; das ist der Charakter. Der Df=

---

\*) Bey der Art, wie der Verfasser classificirt, wird man es für Recht halten, zwischen Oper und Nichtoper keinen wesentlichen Unterschied zu machen; um so mehr, da die neueste Oper den Gesang größtentheils nur als ein Gewürz, — eine gefällige Draperie, mit einem Wort, als Nebensache behandelt.

ficier hat, ich weiß nicht mehr warum? in der Bude starken Aus- und Eingang, und Bascha — jenes Mädchen — wird mit seinen Konfidenzen beehrt; nicht herzbrechend, das versteht sich. Seine Finanzen sind, wie gewöhnlich, zerrüttet, zugleich ist er in ein reiches Landfräulein so ziemlich herzlich verliebt. Er hat diese irgendwo beym Durchmarsch kennen gelernt, wie sichs gehört, ihr Herzensunpäßlichkeiten verursacht, und soll sie nun durch einen Nebenbuhler im Punkt der Heyrath verlieren. Dieser ist ein aufgeklärter Edelmann, der deutsch pflügt, englisch erndet und französisch lebt, und dadurch seine Bauern ganz öffentlich — und sich in der Stille zum Bettler gemacht hat; übrigens kommt er auf der Bühne nicht zum Vorschein. Plötzlich erscheint in der Bude die Mutter des Fräuleins, frisch vom Lande abgeladen, und von einem tölpischen, ach! gar zu tölpischen Bedienten begleitet. Ziemlich veraltert an Leib und Moden, aber lüstern nach den Früchten dieses weiblichen Edens, will sie eben in seinen Schätzen schwelgen, als der Officier die vorige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen sucht. Er wird fremd, zuletzt schneidend behandelt. Verlegne Artikel werden ausgekrant und, um ihre Kennerschaft zu zeigen, findet die Dame in der ganzen Bude auch gar nichts Erträgliches. Doch mit welcher artistischen Hauteur wird die Arme zurecht gewiesen; sie muß zum Kreuze kriechen und um Verkauf bitten.

Zu ihrem Verdruß tritt in eben dem Augenblick ihr Gatte herein; ein ächter Landjunker, so etwas mit der Haltung eines Bauervogts! Er ist ein Todfeind alles Ausländischen und vollends der Moden, die, nach seiner Meinung, Rußlands Untergang herbeyführen werden. Sein Kopf ist, mit manchen, voll von einer gewissen originellen Nationalökonomie. In der Einfuhr ausländischer Produkte sieht er den Ruin des Landes; nichts vom Meer her kaufen will er, nur dem Auslande die unentbehrlichen russischen Produkte, durch allerley merkantilische Kunstgriffe, entseßlich theuer verkaufen und dagegen nichts wie baares, blankes Geld zurücknehmen. Dann werden die alten, guten und wohlfeilen Zeiten, die alte Nationalwürde wiederkehren! Es hat ihm geahndet, daß seine Hälfte ins Modemagazin entschlüpft ist, und nach vielen Ausfällen und Widerbellen treibt er sie endlich hinaus, wo dann dem betrunkenen Bedienten nebenbey Nieve drohen \*). Nach einer Weile kommt der Mann zurück. Er hat eine ökonomische Spekulation. Er möchte das Putzmäd-

---

\*) So wie im französischen Theater immer an den Thüren gehorcht, beim Essen gesungen, Priefe gelesen, überrascht, und dem Bedienten Schläge gedroht werden müssen; wie im Deutschen umständlich erzählt, gebetet, banketirt, gefochten, Tugend gepredigt und Frauenzimmern Imoertinzenzen gesagt werden; so hat auch das russische Theater seine Lieblingscenen, von denen wir aber, der Kürze wegen, nichts sagen wollen.

chen gern ins Haus nehmen, um Weib und Tochter modisch zu versorgen und so die Kosten des Puzladens zu ersparen; denn im Grunde kann er doch seine Grundsätze nicht ganz durchsetzen, wie es gewöhnlich den Ehemännern geht. Den Mann vom Lande setzt indessen das hohe städtische Nir der Person in Verlegenheit. Er will ins Haus horchen, wird unbestimmt, macht von Weitem Anträge, die Mißverständnisse herbeyführen und abgewiesen werden — wie man im Ernst nicht abweist. Zum Unglück muß er von seiner zurückkehrenden Ehehälfte behorcht werden. Es erfolgt eine Ehestands-scene; das Mädchen benutzt sie und, unter dem Vorgeben, der Mann habe nur heimlich, zur Ueberraschung der Seinigen, Waaren bestellt, weiß sie ihm wider Willen eine Menge Ladenhüter aufzuhängen. Die Tochter erscheint endlich auch, und während die Eltern sich in das Zimmer der Puzmacherin entfernen, verschafft Bascha dem Officier eine Entrevue. Sie werden überrascht; und nun entsteht ein Wetter! Die Französin, die ein fatales Russisch spricht, pocht indeß darauf, daß viele Leute in ihre Bude kommen und sie für solche Vorfälle nicht verantwortet. Mittlerweile — ich entsinne mich nicht mehr deutlich, ob vor- oder nachher — erscheint auch ein Franzos, gar schlecht im Russischen bewandert, in veralteter französischer Kleidung, um mit der Modehändlerin ein Wechselgeschäft zu reguliren. Bey der Gelegenheit, wo

es am Komischen nicht fehlt, bietet er dem Landedelman, mit starkem Nachlaß, große Wechsel — seines zukünftigen Schwiegersohns an. Es ist natürlich, daß nun nichts aus der Hochzeit werden soll, um so mehr, da die Partie nur von der Mutter durchgesetzt worden war. Das Wechselgeschäft mit der Modehändlerin läuft jedoch so schlecht ab, daß der Franzos, im Zorn, allerley ärgerliche Anekdoten über ihre vorige Lebensart ausframt und sich in Wuth entfernt, um das Magazin wegen Kontrebande anzuklagen, die, wie er weiß, in einem gewissen, dastehenden Schranke verborgen ist; alles dies zur großen Freude des franzosenhassenden Landjunkers! Dieser fordert endlich seine Rechnung. Man sucht ihn zu entfernen, um die Kontrebande wegzubringen; aber er riecht Lunte und bleibt, wodurch wieder manche komische Scene veranlaßt wird. Endlich treibt ihn die Nachricht, aus dem Munde eines trunkenen Bedienten, daß seine Tochter entführt sey, aus dem Laden, wobey er seinen Hut und ein gespicktes Portefeuille vergißt; die Kontrebande wird nun, mit Beyhülfe aller Nähmädchen, (!) geborgen. Der Officier muß seine Geliebte sprechen, und entfinnt dazu ein falsches Mittel, worüber ihn Wascha hernach auslacht. Er läßt nämlich die Mutter durch die Französin fragen, ob sie in der Eile Kontrebande zu wohlfeilen Preisen kaufen wolle? — in der Meinung, sie werde nicht ohne ihre Tochter

erscheinen; allein in dem letzteren Punkt hatte er sich verrechnet. Die Dame kommt allein. Man schließt die Thüren; aber bald darauf pocht der Gemahl, um seine vergessene Briestafche zu holen. Die Dame, der es verboten war, je wieder die Schwelle des Puzladens zu betreten, geräth natürlich in Todesangst und läßt sich endlich in den Schrank verschließen, der die Kontrebande enthält. (Warum ging sie nicht ins Nebenzimmer?) Hierauf wird jener eingelassen. Jetzt erfährt man denn, daß die Entführung seiner Tochter ein blinder Lärm war. Ihm auf dem Fuße folgt ein Polizeyofficier mit dem Denuncianten. Man sucht überall, findet nichts, und kommt endlich an den fatalen Schrank. Wascha zaudert mit dem Schlüssel; der Edelmann, der den wärmsten Antheil an dieser fiskalischen Untersuchung nimmt und den Inhalt des Schrankes genau kennt, dringt am stärksten auf die Deffnung desselben und bemächtigt sich endlich selbst des Schlüssels. Zur gelegenen Zeit entfernen sich die Untersucher (warum?) wieder vom Schrank, und Wascha flüstert jenem das Geheimniß zu, dessen Theilnehmer bereits der Officier ist. Wer sich jetzt gegen die Eröffnung seiner Schande sperrt, ist der Edelmann. Es kommt aufs äußerste; doch nun tritt der Officier, um den Preis der Tochter, ins Mittel. Er hat in dem Angeber seinen ehemaligen Kammerdiener erkannt, der ihn bestahl und davon ging. Mit diesem spricht

er heimlich, und seine Drohungen bestimmen jenen endlich, von der ganzen Klage abzustehn. Er erhält von der Modehändlerin Verzeihung und, ich glaube gar, von dem Edelmann die Bezahlung des Wechsels — und entfernt sich höflicher, als er kam, mit dem Polizeyofficier, der seinerseits mit allem zufrieden war. Die Dame wird zwar aus dem Schrank erlöst, aber tüchtig ausgefenstert; der Liebhaber bekommt von Gott und Rechtswegen seine Geliebte, und Bascha ihren Freybrief und ein Heyrathsgut.

Dies ist das Gerippe des Stücks. Die Ausführung ist reich an komischen, zum Theil originellen Scenen und an Salz in der Diktion. Der Gang ist lebendig, das Lebensgemälde reich, wahr, kräftig aufgefaßt und pikant. Dagegen läßt sich manches wider den Mechanismus und die Tendenz des Stücks sagen. Offenbar hat sich der Dichter im Gange der Begebenheiten, in der Herbeiführung der Situationen, in der Schürzung und Auflösung des Knotens Unwahrscheinlichkeiten und Nothbehelfe zu Schulden kommen lassen, die schwerlich auf andern Theatern verziehen würden. Es ist um ein gutes Theil leichter, komische Scenen zu schaffen, wenn einem die Mittel gleichviel gelten, sie herbeizuführen. Sie gut einzuleiten, gehört mit zum Schwersten eines Theaterstücks. —

Was die Tendenz betrifft, so scheint das Stück zwar nicht ausdrücklich und vielleicht ganz

gegen den Willen des Verfassers, aber doch durch seinen Gang darauf hinzuweisen, als ob Prellerey, Bettelstolz, Kuppelen und Schleichhandel so ziemlich in allen Modebuden herrschten. Wenn dies auch völlig wahr wäre: so hätte es doch auf der Bühne gemildert werden müssen, da es auf eine ganze Nation, auf einen ganzen Erwerbstand einen Schatten wirft. — Die Freylassung der Leibeignen ist zwar in der russischen Verfassung völlig gegründet und eine ganz häufige Sache; indessen erweckt es hier immer kein angenehmes Gefühl, in einer (im Weltſinn) so hoch kultivirten Person (Wascha) eine Leibeigne zu sehn. Wir hätten daher die Sache anders gefaßt und die Idee der Bühne erspart. — Der Charakter des Landedelmanns, der übrigens nicht ganz selten ist, wird vom Verfasser höchst wahr und treffend geschildert. Indessen weiß man nicht recht, ob der Verfasser ihn, ohne weitere Rücksicht, bloß als Porträt oder auch als Wahrheitsprediger aufstellen wollte. Der Mann sagt sehr viel Richtiges und Schönes, aber zu einer andern Zeit widersprechen seine Ideen allen gesunden Begriffen von wahrer Volkswirtschaft und von der Nothwendigkeit des Luxus in bevölkerten Staaten, und in solchen zumal, die ihrer natürlichen Verhältnisse wegen sich nicht isoliren können. Dies alles muß sich nun in den Köpfen mancher Zuhörer verwirren. Das Stück forderte, seiner Natur nach, eine deutliche Hinweisung auf das, was in der Sache wirklich richtig und was falsch ist. So gegeben kann es nur manche in einem gewissen Ultrussicismus bestärken. — Nationalwürde und Kraft hängt nicht von alten Sitten und Isolirung ab; man braucht nicht hinter ganz Europa zurückzubleiben, um eine selbstständige Nation zu seyn. Die Engländer zeigen überall

das Gegentheil; und einige Thoren in der Hauptstadt haben wenig Einfluß auf das Ganze eines Reichs. — Ein wahrer Flecken im Charakter des Landedelmanns ist übrigens sein Mitwirken bey dem Auffuchen der Kontrebande. Man weiß, wie hierüber die Gesetze sprechen, aber auch, wie die Menschen von unverpflichteten Denuncianten denken.

Dem allen ungeachtet ist diese Modebude eines der vortrefflichsten russischen Stücke, und das festgehaltene Interesse des Zuhörers setzt, während der Darstellung, alle diese Mängel in den Hintergrund.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## VIII.

### Anekdoten.

Ein Mennonit fragte den andern: was ist Concurß? „Ein Gastmahl,“ erwiederte der Befragte, „vom Vermögen des Schuldners ausgerichtet. Die Herren vom Gerichte sitzen zu Tisch, mit großen Löffeln, und essen so viel sie wollen und können. Die Gläubiger aber stehen lauernd mit kleinen Löffeln in der Ferne, und erhalten hernach, was die Herren vom Gastmahl übrig gelassen haben.“

---

Ein sehr interessirter Advokat hatte einen Prozeß für ein Mädchen zu führen, das er heyrathen wollte. Als der Prozeß beendigt war, machte er eine Rechnung über alle Erwartung. Als das

Mädchen darauf, bey seinem ersten Besuch, ihn deshalb zu Rede stellte und ihre Verwunderung darüber äußerte, sagte er: „ich wollte ihnen bloß zeigen, Mademoiselle, wie gut Sie mit mir fahren würden, da ich ein so einträgliches Gewerbe treibe.“

---

Ein Kapuziner predigte einst über die Wunder der Schöpfung, und sagte: „Meine Brüder! Ihr erstaunt über so viele Dinge, wo man es gerade nicht erwarten sollte, und eine Menge anderer rühren Euch nicht, von denen Ihr größere Vortheile zieht. So bewundert Ihr zum Beispiel die Sonne und achtet weit weniger den Mond; und doch leuchtet Euch dieser des Nachts und die Sonne nur am Tage, wo es ohnedies helle genug ist.“

---

Madame Denys war ausnehmend häßlich. Sie lag einst mit Herrn D..., den sie nach Voltaires Tode gehyrathet hatte, im Bette, als ein Landmann hereintrat, welcher ihr Geld zu bezahlen hatte. Beym Anblick beyder Köpfe wußte er nicht, an welchen er sich wenden sollte. Daher fragte er: Messieurs! wer von Ihnen beyden ist denn die Madam?

---

# K u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t J u n y.

---

I.

G e d i c h t e.

1.

Im Frühling 1808.

Nun blühn die Rosen auf in meinen Fenstergattern,  
Den ersten Schmetterling seh' ich der Pupp' entflattern,  
tern,

Ein blaues Lichtmeer lockt aus dumpfen Mauern  
Mit Frühlingssehauern!

Und mit den Knospen bricht ein hohes Sehnen  
Im Menschaug' empor durch heil'ge Thränen,  
Es hebt bey Nacht der Puls in wildern Schlägen  
Dem Tag entgegen.

Denn Zweige grünen schon, den Sieg zu kränzen,  
Und Perlethau seh' ich wie Freudenähren glänzen  
Auf jenen Rasengrüften, wo die Braven  
Des Schlachtfelds schlafen.

Und, jubelirend, über ihren Hügeln  
 Ziehn, wie die Seelen, hin mit Silberflügeln,  
 Leben im fernen Land zu offenbaren  
 Der Schwäne Schaaren.

Sind's Farben, Töne, die das Herz erheben?  
 Nein, der Naturgeist ist's, ein stillweissagend Leben  
 Der ew'gen Hoffnung neuer Menschenblüthen,  
 Im Völkerfrieden!

## 2.

## An die Wardenbrüder.

Heil dem Edlern, dessen Kraftsang, wie ein Schwert,  
 Wie ein Speer, scharf auf sein Volk wirkt, wie ein  
 Sturm,  
 Wie ein Stromguss es dahin reißt  
 Und empor schwellt jede Brust.

O, verschmäh't jetzt Nachtigallgesang und den May,  
 Eurer Dichtung hohe Gluth spart höhern Stoff,  
 Nimmer tauscht Scherz in der Zeit Ernst —  
 In der Gährung, in der Noth.

Ha! mein Aug' starrt voller Tieffinn in die Nacht  
 Und es regt schwarz seinen Fittig jener Nar,  
 Der im Sturmflug mich gewaltsam  
 Nach des Urals Höhen führt.

O, Ruthenia! Deinem Schicksal schlägt mein Herz  
 Durch den Tannwald aus dem Nord vor,  
 Tönt mein Schwur vor, tönt mein Donner,  
 Meine Treu' in jedem Lied!

O, Ruthenia! In dich stürz' ich all' mein Selbst!  
 Nimm mich ganz hin, deinen Anwald, deinen Sohn!  
 Strömen kann nur oder still stehn,  
 Wie mein Blut, für dich mein Sang.

A. Thieme.

## II.

### B r a s i l i e n.

(Fortsetzung.)

Gefährlich war daher die Lage der Portugiesen, deren Arbeiten oft durch Krieg unterbrochen wurden, und deren Besitzungen unaufhörlich durch die Waffen beschützt werden mußten. Dies fühlte der Statthalter Thomas de Sosa. Er beobachtete die so sehr gelästerten Eingebornen genauer. Es waren gastfreye Menschen, die jeden, der in ihre Hütte trat, freundlich aufnahmen, und sich nur beleidigt fühlten, wenn der Gast in eine andere Hütte ging, wo er eine bessere oder bequemere Aufnahme erwartete. Bündnisse wurden von ihnen treulich gehalten; sie waren äußerst gelehrig, und dankbar für jedes Gute und Nützliche, das ihnen mitgetheilt wurde. Bey einem solchen Volke liefen die, als Missionarien und zugleich zur Wiederanknüpfung der Versöhnung und des unterbrochenen

Bündnisses abgeschickten, Jesuiten keine besondere Gefahr. Nähnadeln, Angelhaken, Messer, Beile, Spiegel, Korallen und dgl. machten auf Personen jedes Alters und Geschlechts lebhaften Eindruck. Die Männer, welche diese Geschenke brachten, wurden überall mit Trommeln und Pfeifen, Gesang und Tänzen empfangen. Um ihrer Geschenke theilhaftig zu werden, ließ sich jeder vor ihnen mit Wasser besprengen und sah mit Aufmerksamkeit auf ihre Religionsgebräuche, indem er darin etwas Aehnliches mit dem Benehmen der unter ihnen bekannten Wahrsager, wenigstens doch immer nur seinen Begriffen gemäß, zu entdecken suchte. Die Portugiesen nannten dies Taufe und Andacht, und bekamen dadurch einen bessern Begriff von dem Volke, besonders da die Jesuiten, sobald sie sich nur einigermaßen in der Landessprache ausdrücken konnten, viele Neubekehrten, eigentlich ihnen aus Dankbarkeit und Freundschaft ergebene Menschen, zur Herbeyholung ihrer Landsleute umherschickten, die nun auch, bey der allen Wilden üblichen Neugierde, schaarenweise herbeyeilten, um diese sonderbaren fremden Männer ihr Wesen treiben zu sehen und auch einiges von ihren Geschenken zu erhaschen.

So erlosch der Krieg, und eine Handlung der Gerechtigkeit befestigte den Frieden. Denn die Portugiesen hatten unter dem 24sten Grad der Breite die Kolonie St. Vincent angelegt; sie

handelten hier mit den Karigen, einem sanften, friedlichen Volk, nahmen aber dessen ungeachtet siebenzig Karigen gefangen, um sich ihrer als Sklaven zu bedienen. Der portugiesische Statthalter gebot dem Urheber dieser That, die Gefangenen in Freyheit zu setzen und sie persönlich, von zwey Missionarien begleitet, zu Farankaha, dem Haupte des Volks, zurückzuführen. Die Missionarien bewirkten den Frieden, mit der Zusage, daß er künftighin besser gehalten werden solle, und der durch ihre Vorstellungen gerührte Farankaha übergab ihnen seinen Neffen zur Erziehung. Viele Karigen ahmten dies Beyspiel nach, und die Jesuiten gewannen außerordentlich, als sie ihre Jügelinge mit mancher Kunst und mancherley Hülfsmitteln, ihren Unterhalt leichter zu erwerben und das Leben zu versüßen, bekannt machten. Hiedurch fand das Christenthum Eingang; viele Brasilier wurden an bleibende Wohnsitze und nach und nach an Garten- und Ackerbau gewöhnt.

Um alle Einwohner, so verschieden durch Vaterland, Farbe und Denkungsart, schlang jetzt Gleichheit der Religionsmeinungen und gleiche Achtung für die Priester ein gemeinschaftliches Band. Denn auch die seit 1530 häufig eingeführten Neger wurden durch die Missionarien zur Taufe bewegt, und, von den Eingebornen ungehindert, vermehrten sich unaufhörlich die durch Neger bearbeiteten Zuckerplantagen. Die häufigen Flüsse

und Bäche dienten zur Bewässerung und trieben zugleich die Zuckermühlen. Jetzt versuchten auch die Franzosen an einigen Orten in Brasilien Pflanzungen anzulegen, die aber, da sich der Fleiß nicht augenblicklich belohnt sah, von ihnen inßgesamt schnell wieder verlassen wurden. Indeß mehrten sich die Besitzungen der Portugiesen und der Anbau der Küsten Brasiliens, als König Sebastian am 4ten August 1578 in der Schlacht bey Alkassar getödtet wurde oder verschwand. Sein Oheim, der alte Kardinal Heinrich, regierte noch zwey Jahr auf dem Königssthron, und nach seinem Tode 1580 bemächtigte sich Philipp II. Portugals und seiner Nebenländer, die inßgesamt von Spanien stiefmütterlich behandelt wurden.

Die Bedrückungen Philipps II. fühlten auch die vereinigten Niederlande. Sie suchten sich dem spanischen Joch zu entziehen. Portugals Besitzungen wurden von ihnen, gleich den spanischen, angegriffen; und das Glück, das die Waffen der ostindischen Kompagnie begleitete, erzeugte im Jahr 1621 den Gedanken, mit einem Fonds von 3,250,000 Thaler auch eine westindische Kompagnie zu errichten. Von dieser wurden zwey Flotten auf Eroberungen ausgesandt; die unter Admiral Wilkensk erschien am 8ten März 1624 in der Bochia de todos los Santos zum Angriff der Hauptstadt Salvador. Die Unzufriedenheit der Einwohner mit ihrem neuen Oberherrn, so wie

die schlechten Vertheidigungsanstalten und die Lage des Orts, waren durch holländische Schleichhändler ihren Landsleuten hinlänglich verrathen. Einige portugiesische Schiffe, welche die Bay vertheidigen wollten, wurden vom Unteradmiral Hayn angegriffen und erobert, indes die durch Willekens gelandeten Truppen sich der Stadt bemächtigten. Die Beute war groß, aber sie erzeugte unter den siegenden Truppen Unmäßigkeit und Schwelgerey mit allen ihren nachtheiligen Folgen; und da die Einwohner aus der Stadt geflüchtet waren, der holländische Kommandant van Dorth in einen Hinterhalt fiel und erschlagen wurde, so unterblieb die Ergänzung der alten, vielmehr noch die Anlegung neuer Festungswerke, indes ein entschlossener Mann, der Erzbischof Michael de Tereira, die Vertheidigung Brasiliens übernahm. Bald stand er an der Spitze von 1500 Mann, welche die von ihm abhängige Geistlichkeit zum Kampfe aufgefordert hatte. In verschiedenen kleinen Gefechten glücklich schnitt er der Stadt von der Landseite alle Lebensmittel ab, indes die holländische Besatzung, unter sich selbst uneins, ihren Kommandanten absetzte. Tereira hatte bey Philipp II. Hülfe gesucht, der, zu keinen großen Anstrengungen für Portugal und dessen Besitzungen bereit, bloß die Portugiesen zum Beystande Brasiliens aufforderte. Diese, von Vaterlandsliebe beseelt, gaben Geld, rüsteten Truppen und Schiffe aus, mit denen Don

Franz de Toledo, im Februar 1625, San Salvador auch von der Seeseite einschloß; und die holländische Besatzung bewilligte nun am 30sten April die Uebergabe unter der Bedingung, in ihr Vaterland zurückgeschickt zu werden. Einen Monat darauf kam Admiral Henriksohn mit der aus Holland zum Entsatz abgeschickten Flotte; die der Portugiesen ließ sich auf kein Treffen ein, und wegen der starken Besatzung wagte er jetzt keinen Angriff der Stadt. Der Muth der westindischen Kompagnie wurde hiedurch nicht unterdrückt; sie rüstete in dreizehn Jahren mit einem Aufwande von 24,375,000 Thalern 800 Schiffe aus. Diese eroberten 545 feindliche Schiffe, deren Werth, nebst den darauf befindlichen Waaren, die Summe der Ausrüstungskosten um hundert Procent überstieg. Die hiedurch, besonders gleich in den ersten Jahren der Ausrüstung, erworbenen Schätze erzeugten den Gedanken zu einem neuen Angriff Brasiliens, und der Admiral Vonk erschien am 15ten Februar 1630 mit 55 Kriegsschiffen und 13 kleinen Fahrzeugen vor Olinda de Fernambucco, welches denn auch nach einer unbedeutenden Gegenwehr erobert wurde. Zwar mißlang im Herbst 1631 ein Angriff auf San Salvador, wobey der holländische Admiral, Adrian Janesohn Pater, mit seinem Schiffe verbrannte; doch wurden verschiedene Plätze an den Küsten verheert, und aus Fernambuc vermehrte der Oberst Artischofsky durch glück-

liche Gefechte die Eroberungen der Holländer. Sie besaßen schon im Jahre 1634 die Hauptmannschaften Tamaraka, Paraiiba und Rio Grande; daher wurde, zur Vollendung der Eroberung, der Prinz Johann Moritz von Nassau nach Brasilien geschickt und auf fünf Jahre zum Statthalter ernannt. Er landete im Januar 1637 zu Fernambucco, schlug schon im März die Portugiesen bey Parason, bemächtigte sich dieser Festung, und, überzeugt, nur durch Besitzungen in Afrika in den Stand zu kommen, Brasilien, gleich den Portugiesen, durch Neger anbauen zu können, beschloß er, sich des in Guinea liegenden Forts St. Georgio Della Mina zu bemächtigen. Schon im August war diese Unternehmung ausgeführt; dagegen mißlang im Frühling 1638 ein Angriff auf San Salvador. Diese unglückliche Begebenheit veranlaßte Spanien, eine Flotte, unter dem Grafen Masckarenhas de la Torre, zu der jetzt als leicht betrachteten Wiedereroberung Brasiliens abzusen- den; allein sie litt durch Stürme und lieferte, nachdem sie sich zu San Salvador ausgebeßert hatte, im Jahre 1640 den Holländern ein unentscheidendes Gefecht. Daher setzte Moritz seine Eroberungen zu Lande fort, indem er sich auch der Provinzen Seragippa, Siara und Maranhon bemächtigte.

Spaniens Bedrückungen erzeugten indeß am 1sten December 1640 in Lissabon einen Aufstand,

wodurch der Herzog von Braganza, als Portugals König Johann IV., den Thron bestieg. Mit seinem Gesandten Hurtado schlossen die Holländer am 22sten July 1641 einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem sie ihre Eroberungen in Brasilien in der Art behielten, daß auch dort den Portugiesen der Handel unter den nämlichen Bedingungen, wie den Holländern selbst, frey stehen sollte. Johann Moritz von Nassau fuhr in seinem Eifer für den Flor Brasiliens fort. Er hatte manche Festung neu angelegt, die Werke der älteren, und Brücken und Landstraßen vermehrt. Ein ihn begleitender Astronom, Georg Markgraf, lieferte in vier Blättern eine Charte von Brasilien, sein Leibarzt, Wilhelm Piso, eine brasilianische Flora, und sein Hofprediger, Franz Planten, besang in einer Epoeie „Mauritias“ die Thaten des Fürsten. Diese wurden in Holland nicht durchgängig gleich lebhaft anerkannt. Schon sein Zwist mit dem tapfern Artichofsky und dessen Abdankung mußten einen unangenehmen Eindruck erregen; und mit allen Anstalten, die er zur Vertheidigung des Landes und Erleichterung des inländischen Verkehrs traf, war die westindische Compagnie, weil die Ausgabe dafür ihre Dividende verkleinerte und sie allen Vortheil nur kaufmännisch berechnete, höchst unzufrieden, wenn ihm gleich seine dortigen Thaten, bey der Rückkehr nach Holland, allgemeine Beweise der Achtung erwarben.

Er hatte, noch eh ihm der Waffenstillstand mit Portugal bekannt wurde (im Jahre 1641), die Festung Maranhao erobert, verlor sie aber wieder, weil sich die Einwohner empörten und seine eigene Macht durch eine unglückliche Unternehmung geschwächt war, die Brauer, auf seinen Befehl, von Brasilien aus zur Eroberung von Chili gewagt hatte. Nach seiner Abreise ernannte die westindische Kompagnie zur Leitung aller Geschäfte einen Rath, der aus dem Kaufmann Hamel, dem Goldschmidt Bassis und dem Zimmermann Bullenstraat bestand; Männer, von einem solchen Kaufmannsgeiste beseelt, daß sie aus Eigennutz jede Vorsicht vergaßen. Jede Ausgabe wurde erspart, und weil hiedurch die Dividende sich verdoppelte, so wurden sie durch die größten Lobsprüche der Kompagnie belohnt. Darauf, daß hiebey die Festungen verfielen, die Soldaten nach Europa entlassen worden und Brasilien wehrlos war, nahm man in Europa keine Rücksicht. Endlich verfiel Hamel und seine Gefährten auf einen neuen Handelsartikel; sie verkauften den Portugiesen und Brasiliern die vorrathigen Waffen und Munition, freuten sich über den hohen Preis, der ihnen dafür gezahlt wurde, und waren wegen der Folgen völlig unbekümmert, ohne durch das Beispiel des Aufstandes von Maranhao im geringsten belehrt zu seyn oder einen Rückblick auf den Haß zu nehmen, der schon durch die Verschiedenheit der Religion und

den Nationalstolz bey den Portugiesen gegen die Holländer entsprang.

Da Sorglosigkeit und Bedrückungen in gleichem Verhältnisse stiegen, ermannte sich Juan Fernandez da Biera, ein Mann durch Talent und Arbeitsamkeit über sein unbekanntes Herkommen erhaben; zuerst Bediente, nachher Kaufmann zu Fernambucco, hatte er große Reichthümer, und doch auch, — ein höchst seltener Fall, — durch Rechtschaffenheit und Freygebigkeit sich allgemeine Achtung erworben. Durch ihn wurde (1645) die Verschwörung eingeleitet; kein allgemeines Blutbad, sondern nur die Urheber der Unterdrückung sollten bey einem öffentlichen Feste fallen, und die ihrer Häupter beraubten Ausländer hoffte man alsdann leicht vertreiben zu können. Das Vorhaben ward indeß verrathen, aber Biera und seine Anhänger entflohen. Die letztern mehrte bald sein Ruf und sein Muth; die Eingebornen wurden gewonnen, glückliche Begebenheiten mit Schnelligkeit und Einsicht benutzt, die nachtheiligen Folgen der Unfälle durch Entschlossenheit und Klugheit verhindert. Der König Johann IV. von Portugal mißbilligte diesen Aufstand, erklärte, die Urheber bestrafen zu wollen, und die westindische Kompagnie, die alles für Kleinigkeit hielt, dachte so kaufmännisch, wichtige Kosten bey Unterdrückung des Aufstandes ersparen zu wollen, besonders da König Johann noch im Jahre 1651 die Mißbilli-

gung des Aufstandes erneuerte, ohne sich doch auf einen bestimmten Vertrag mit den Holländern einzulassen. Dies setzte Biera seinen Anhängern auseinander und versicherte dabey, daß der König ihren Muth und ihre Kräfte nicht kenne, beydes auch nur durch den Fortgang ihrer Unternehmungen erfahren könne. Er erhöhte hiedurch ihre Anstrengungen, machte unaufhörlich Eroberungen von den Holländern, und als endlich eine portugiesische Flotte zu seinem Beystande erschien, so mußten jene, aus Mangel an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, am 5ten Januar 1654 ihre letzte auf dem Neuffe, einem Vorgebirge, liegende Festung den Portugiesen übergeben und Brasilien völlig räumen, dessen Besitz sich König Johann durch einen Vertrag mit Cromwell zu sichern bemüht war, wodurch er gleich den Engländern einige Handelsvortheile einräumte. Deshalb suchte auch Englands König, Karl II., den Frieden zwischen Portugal und den vereinigten Niederlanden zu befördern. Er wurde am 6ten August 1661 abgeschlossen, und Portugal, welches sich acht Millionen holländische Gulden zu zahlen verpflichtete, blieb dafür im völligen Besitz Brasiliens. Der Krieg und die gemeinschaftliche Gefahr hatten bey den Portugiesen Gemeinsinn erzeugt, und hieraus entsprang wieder der Entschluß zur bessern Behandlung der oft verkannten Brasilier, deren Beystand man auch in diesem Kriege kennen und

schätzen gelernt hatte. Mit Hülfe der Missionarien versammelte man sie in Dörfern längs der Küste, um dadurch die portugiesischen Kolonien unter einander zu verbinden, und ihnen die inländischen Lebensmittel auf eine leichtere und wohlfeilere Weise zu verschaffen. Beherrscher dieser Dörfer wurden die Missionarien, größtentheils Jesuiten, die im Besitz der geistlichen und weltlichen Macht hier als Despoten herrschten und, um dies bequemer thun zu können, die Einwohner in beständiger Kindheit erhielten. Mit den Bewohnern des innern Landes, die immer noch von den Portugiesen getrennt und unabhängig lebten, entsprang bald ein gutes Vernehmen. Jene wagten seit 1717 keinen Angriffskrieg und wurden von den Portugiesen selbst seit 1756 nicht mehr bekriegt. Diese erweiterten ihre Kolonien nach dem de la Plata- und Amazonenflusse; erbauten, als Portugal noch unter Spaniens Herrschaft stand, die Stadt Para unfern der Mündung des Amazonenflusses, den von dort aus Pedro de Teixeira im Jahre 1638 beschiffte, in den Napo fuhr und auf diesem bis in die Nähe von Quito kam, wo er von den Spaniern, ungeachtet des Nationalhasses, wegen dieses kühnen Zuges mit Achtung empfangen wurde. Zwey geschickte Jesuiten, Akunha und Artieda, begleiteten ihn auf seiner Rückreise, und überlieferten dem spanischen Hofe ihre Bemerkungen. Man gründete hierauf mancherley Ent-

würfe, die aber bey der Trennung Portugals und Spaniens unterblieben. Doch wurden durch spanische Missionarien die Wilden in sechs und zwanzig Dörfern längs den Ufern des Napo, und in vier und zwanzig Dorffschaften längs dem Amazonenflusse versammelt, ohne daß diese Gegend der Krone einen Vortheil bot. Die portugiesischen Missionarien beseelte ein gleicher Eifer, ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Sechs bis sieben Tagereisen unterhalb Pewas, der letzten spanischen Besizung, wurden, durch Betriebsamkeit der Carmeliter, St. Paul und noch fünf andere Dorffschaften längs dem südlichen Ufer des Amazonenflusses angelegt, die der Handel und ihre Verbindung mit Para bald blühend machte; und eine Reihe von unbedeutenden, aber zur Bezähmung der Wilden hinreichenden Kastellen, die sich von der Völkerschaft der Korai bis ans Meer erstrecken, sichert den Portugiesen die Unterwürfigkeit der dazwischen wohnenden Wilden, von denen sich viele, um unabhängig zu bleiben, tiefer ins Land gezogen haben. Dagegen haben die Portugiesen in den Jahren 1719 bis 1733 und 1741 Züge ins Innere gethan, um von dort Sklaven zu holen. Sie haben zu diesem Zweck ein Kastell am Rio negro und an den Ufern desselben einige Missionen angelegt, deren Bewohner beständig aufgereizt werden, ihre Brüder zu bekriegen und sie den Portugiesen als Sklaven zu überliefern.

Einer der wichtigsten Züge der Portugiesen aber, im Jahre 1744, überzeugte sie von der Verbindung des Amazonenflusses mit dem Dronoko, die ihnen bey einem Kriege mit Spanien ganz unerwartete Angriffspunkte darbieten könnte.

In der Nähe des Rio de la Plata hatten die Portugiesen, welche bald nach den Spaniern dort erschienen, sich zurückbegeben, als im Jahre 1679 ihre Thätigkeit aufs Neue erwachte. Von ihnen wurde die Kolonie St. Sakrament bey den Gabrielsinseln, Buenos Ayres gegenüber, angelegt, aber auch gleich durch einen Angriff der Guarani zerstört. Spaniens König, Karl II., der gern jeden Krieg vermeiden wollte, gestattete den Portugiesen unter gewissen Einschränkungen eine Kolonie am de la Plata, als Freystatt für ihre Schiffe, die Stürme und Seeräuber dort einzulaufen nöthigten. Während des spanischen Successionskrieges wurde St. Sakrament von den Portugiesen besetzt; von den Jesuiten aus Paraguay aber wurden die Guarani im Jahre 1705 zu einem so wüthenden Angriff begeistert, daß die Portugiesen auf ihre Schiffe flohen und St. Sakrament verließen. Sie erlitten in Brasilien im Jahre 1711 noch einen wichtigern Nachtheil durch die Franzosen unter du Gouay Trouin, der sich durch Kaperereyen berühmt gemacht hatte; und Aktionärs, vorzüglich Kaufleute aus St. Malo, gaben nun die Kosten zur Ausrüstung von fünf Linienschiffen, zehn leich-

tern Fahrzeugen und 3000 Mann Landtruppen. Drey portugiesische Kriegsschiffe und einige leichte Fahrzeuge, die den Hafen vertheidigen sollten, strandeten, nach kurzem Widerstande, und wurden verbrannt. Zwölfstausend Portugiesen und viele bewaffnete Neger hinderten jetzt nicht die Landung der Franzosen; aber die Stadt wurde von den Einwohnern geräumt, die alle Magazine und Handelsschiffe in Brand steckten. Die Franzosen sahn, daß sich die Portugiesen verstärkten, fühlten Mangel an Lebensmitteln, drohten jetzt die Stadt zu verbrennen, und um dies zu hindern, wurde ihr Rückzug mit 600000 Krusaden erkaufte. Dieses aber, so wie die gemachte Beute, verschaffte denen, welche die Ausrüstungskosten hergegeben hatten, einen Gewinn von zwey und neunzig Procent. Der Schaden der Portugiesen hingegen wurde auf fünf und zwanzig Millionen Livres angegeben.

L. v. Baczko.

(Die Fortsetzung folgt.)

## III.

## Briefe aus der Kalmückensteppe.

## Erster Brief \*).

Sarepta, den 25ten Februar 1802.

Ob ich mir wohl schmeicheln darf, bey den Naturkindern, die ich in kurzem besuchen werde, alle die Träumereyen erfüllt zu sehn, welche die Phantasie unserer Dichter umgaukeln? Besorgen Sie nicht, daß meine Schilderungen partheyisch ausfallen werden. Da ich keine Vorurtheile weder für, noch gegen die Kalmücken hege, so werde ich sie Ihnen nicht anders darstellen, als sie mir vorkommen; nur bitte ich Sie, mich erst auf meine Herreise zu begleiten, und meinen jetzigen Aufenthalt kennen zu lernen.

Man hatte mir in Moskau einen Fuhrmann mit einem bedeckten Schlitten und drey Pferden zu funfzig Rubel auf die 1100 Werst bis Sarepta bedungen. Sie finden den Fuhrlohn gering! Mein Führer dachte aber, aus Zarizyn oder Saratow mit Fischen nach Moskau zurückzukehren, und rechnete also auf doppelten Vortheil. Der Tag zur Abreise war auf den 24sten Januar

---

\*) Dieser Brief ist uns, so wie die weiterhin folgenden, von dem Verf. der „Nomadischen Streifereyen unter den Kalmücken“ als Probe einer von ihm beabsichtigten ganz neuen und völlig umgearbeiteten Ausgabe jenes interessanten Werks, woben er die Briefform wählte, mitgetheilt worden. A.

festgesetzt. Erst vier Uhr Nachmittags erschien mein Führer, ein siebenzigjähriger Graubart, mit mittelmäßigen Pferden und einem elenden Schlitten. Er schaffte mich nach seiner Herberge, an das Ende der Stadt, und wünschte, daß ich dort bis zum andern Morgen verweilen möchte, weil er noch nicht alle Anstalten zur Reise getroffen hätte. Da ich nichts weiter mit ihm abgemacht hatte, als den sechzehnten Tag in Sarepta zu seyn, so blieben meine Gegenwünsche fruchtlos, und ich mußte mich dazu verstehn, in dem elenden Fuhrmannsneste eine lange Winternacht zuzubringen. Mit Anbruch des Tages verließen wir Moskau. Nun erst erfuhr ich, warum mein Fuhrmann den Tag vorher so lange gezdögert hatte: er fürchtete sich allein zu reisen, und wartete noch auf einige leicht beladene Schlitten, die nach Astrachan bestimmt waren. Vergebens bestand ich darauf, diese Schlitten zurückzulassen. Mein Führer gab mir die Versicherung, mich auf jeden Fall an dem bestimmten Tage nach Sarepta zu schaffen. „Gene Schlitten,“ sagte er, „müssen innerhalb zwanzig Tagen in Astrachan seyn, und Tag und Nacht eilen. — Kommen diese nur einige Stunden später an, so bezahlt der armenische Kaufmann, der sie gemiethet hat, keine drittheil Rubel für das Pud, sondern den gewöhnlichen Winterfuhrlohn von einem Rubel. — Willst du aber durchaus ohne Gesellschaft reisen,“ schloß der Alte, „so

wagst du mehr als ich; denn du kannst dein Leben, ich kann bloß meine Pferde einbüßen.“ Diese Wendung seiner Rede war so nachdrücklich, daß ich nichts mehr einzuwenden hatte.

Den folgenden Tag erreichten wir die gutgebaute, mit tatarischen Ruinen gezierte, 100 Werst von Moskau gelegene Stadt Kolonna. Mein Führer setzte mich in einer Schenke ab, und entfernte sich nach seinem nahegelegenen Bauerhose, dem Vorgeben nach, seine Familie zu besuchen, eigentlich aber, weil er dort, ohne von mir Vorwürfe anzuhören, die noch zurückgebliebenen Reisegefährten erwarten wollte.

Mit diesen Reisegefährten fand sich auch am nächsten Morgen mein Alter ein, und wir konnten denn endlich unsere Reise antreten. Wir hatten zwar 10 einspännige Schlitten, aber doch nur zwey Begleiter bekommen. Wir reisten indessen schnell genug; denn in vier und zwanzig Stunden machten wir 70, 80 und selbst 100 Werst. Man legte 25 bis 30 Werst ohne anzuhalten zurück, fütterte dann ein Paar Stunden, und, ohne auf Nacht oder Tag zu sehen, spannte man wieder an und fuhr langsam weiter. So zogen wir durch die unbedeutenden, aber doch mit Kirchen bedeckten, Gouvernementsstädte Rjâsan und Tambow.

Vor drey Jahren reiste ich mit dem General L. im Sommer durch diese Gegend. Die Gegenstände hatten damals in der heiteren Jahreszeit

natürlich mehr Reiz für mich, als jetzt in der rauhen. Selbst die große Tambowsche Steppe, die, so weit das Auge reicht, keine Spur von Menschenhänden — auch nicht einmal Bäume und Gesträuche darbot, gefiel mir damals durch ihre grüne Oberfläche und durch die zahllose Menge von Murmeltieren, die dort ihr Wesen trieben: jetzt hielten diese Thierchen ihren Winterschlaf unter großen Schneelasten.

Unweit der Festung Chopersk, die jetzt wenigstens (da weder Tataren noch Kosaken dem russischen Reiche furchtbar sind) ihren Vornamen keinesweges verdient, wurde unsere Reisegesellschaft durch zwey kürzlich verabschiedete Leibkosakenunterofficiere vermehrt, die ihren heimischen, seit sieben Jahren entfremdeten, Fluren entgezogen. Sie erhielten eins von den drey Pferden meines Fuhrmanns gegen einen sehr billigen Fuhrlohn.

In der Michailowschen Stanizze (30 Werst von Chopersk), dem ersten Kosakenorte, wurden unsere neuen Reisegefährten von dem Ataman zum Bewillkommungstrunk eingeladen, wo sie, zu meinem großen Leidwesen, unter den Freuden des Braantweins, sich und ihre Reise so ganz vergaßen, daß man sie erst um Mitternacht mit großer Mühe nach ihrem Schlitten schleppen konnte. Scenen dieser Art erneuerten sich mehreremal auf unserer Reise, bis diese munteren Jünglinge in der Katschalinschen, durch ihre Arbusen so berühmten,

Stanizze (100 Werst jenseit Zarizyn) mit vieler Kordialität von mir Abschied nahmen.

Wir waren in der ebengenannten Stanizze bey einem Sotnik (Kosakenkapitän) eingekehrt, der die rückkehrenden Unterofficiere wie seine Freunde und Verwandten, und mich wie deren Reisegefährten mit Hirse und Fleisch und andern Gerichten, insbesondere aber mit Brauntwein ganz außerordentlich traktirte. Das Getränk hatte die Zunge meines Wirths gelöst. Er erzählte uns von seinen Thaten im Kriege und Frieden, von seinem vieljährigen Aufenthalt in St. Petersburg, von seiner späten Rückkehr in die Heimath, von seinem großen Erstaunen, seine Frau während seiner Abwesenheit von einem jungen Sohn ganz kürzlich entbunden zu sehn. „Ich schlug und schlug sie (sagte der Ehrenmann) bis ich müde wurde, und da vertrug ich mich wieder und lebe nun ganz zufrieden.“ Die junge Frau war selbst bey der Erzählung zugegen, und schien sich weniger um die vergessenen Schläge, als um die fortdauernde Zärtlichkeit ihres Ehemann zu kümmern.

Die sogenannten Donischen Kosaken, die indessen nicht bloß am Niederdon, sondern auch am Choper und in den benachbarten Gegenden wohnen, verrathen in ihren Hütten Wohlhabenheit und Reinlichkeit. Weder Rauch noch Tarakanen wird man bey ihnen gewahr. Statt Kienfackeln brennen dort überall Talglichter. Ihre Bänke und

Tische pflegen sie beynah eben so sorgsam, als ihre zahlreichen Heiligenbilder. Ihre Nahrungsmittel werden ziemlich wohlschmeckend zubereitet. Sie bauen kein anderes Getreide als Hirse, woraus sie auch eine Art von Bier bereiten. In den Gärten, selbst auf den Feldern, ziehen sie besonders Arbusen, die sie, so wie Gurken, in Sauerkraut einmachen und zum Winter aufheben. Viehzucht und Handel sind im Frieden die vorzüglichsten Erwerbsmittel der Donischen Kosaken. Sie sind sehr eigennützig, eben so eifersüchtig auf die Russen, die sie immer noch für die Unterdrücker ihrer Freyheit halten, als verschlagen, ihre Eifersucht zu verbergen. Der Ruhm, für einen Krieger zu gelten, ist dem Kosaken über alles theuer. Von Jugend auf Soldat, blickt der Kriegergeist schon bey dem Knaben hervor, während selbst abgelebte Greise noch mit Vergnügen von alten Feldzügen erzählen und von neuen Kriegsvorfällen Nachrichten einziehen. Sie besitzen sehr viel Nationalstolz. Sie hassen alle fremde Religionspartheyen, und schließen sie von der künftigen Seligkeit aus. Sie sind Religionsvorurtheilen mit ganzer Seele ergeben und beweisen dies, indem sie über alle Oeffnungen in ihren Zimmern, über Fenstern und Thüren und Ofenlöcher, Kreuze anbringen, um den Satan zurückzuhalten. Ich war oft genöthigt, mich über Glaubenssachen mit ihnen zu unterhalten. Meine Gegner schüttelten dabey die Köpfe, und sagten

unter sich: die Lutheraner sind Tritheisten. Ehmals waren sie große Räuber und Spitzbuben, und sind es in manchen Gegenden auch gegenwärtig noch, wie ich es Ihnen durch ein kleines Abenteuer beweisen kann, das mir auf meiner Reise begegnete. Es war Nacht, als wir bey der Stanizze anlangten, die zwey Tagereisen dießseit Chopersk liegt. Hier, sagte mir mein Fuhrmann, kommt man selten weg, ohne daß etwas gestohlen wird. Die andern Fuhrleute bestätigten dies und unsere beyden Kosaken konnten es nicht ableugnen. Wir wollten nach drey Stunden wieder aufbrechen. Die Fuhrleute sehnten sich nach einer warmen Schlafstube. Da ich weniger Ursache hatte, schläfrig zu seyn, so ließ ich meine Gefährten schlafen gehn und wollte selbst Wache halten. Bald erschien ein ansehnlicher Kosak an der niedrigen Hospforte, die bloß angelegt war, und fragte mich, getäuscht durch die Dunkelheit: ob die Reisenden Artilleriesachen bey sich hätten? Ich antwortete durch ein einfaches Ja, und hatte in sofern Recht, weil ein Paar ungeladene Terzerole in meinem Kasten lagen. Aber wo liegen sie? fragte der andere. Wenn sie nöthig sind, antwortete ich, werden sie schon da seyn. Der Kosak begnügte sich damit, daß er mich einige Augenblick ansah und darauf davon ging \*).

---

\*) In der nämlichen Stanizze wurde den Leuten des Generals L. (als ich mit ihm und seiner Familie vor drey Jahren

Am 16ten Tage unserer Reise erreichten wir Zarizyn, das nächst Astrachan für die bedeutendste Festung an der Wolga gehalten wird. Zarizyn hat seinen Namen von dem Flusse Zariza, welcher dort in die Wolga fällt. In der russischen Geschichte geschieht dieses Orts schon in den früheren Zeiten Erwähnung. Die sogenannte Zarizynsche, von der Wolga bis zum Don, 60 Werst weit fortlaufende Linie, die ehemals die Tataren von den Russen schied, besteht noch jetzt aus einem hohen Erdwalle, auf welchem sonst, in bestimmten Zwischenräumen, Pikete standen, um durch Feuer und Rauch Signale bey feindlichen Annäherungen zu geben. Gegenüber stand ein ähnlicher tatarischer Wall, von dem sich ebenfalls beträchtliche Ruinen erhalten haben. Pugatscheffs Macht scheiterte (1774) an den Zarizynschen Befestigungswerken. Das Innere der Stadt ist sehr unansehnlich. Die Kirchen sind zahlreich genug, fallen aber gar nicht ins Auge. — Der Markt ist weitläufig. — Die Häuser sind klein und von Holz. — Die Einwohner sind indessen wohlhabend und nähren sich vom Gartenbau, von Viehzucht und besonders von der Wolgafischeren.

Wir trennten uns erst in Zarizyn von unseren Moskauischen Reisegefährten, und fuhren auf

---

nach Carepta reiste) der Vorschlag gethan, uns aus der Welt zu schaffen, und die Sachen und das Geld des Generals unter sich zu theilen.

dem schon mit Wasser bedeckten Eise der Wolga nach der sareptischen Kolonie, die noch 22 Werst entfernt war. Nicht weit von der Festung bildet die Wolga eine lange Insel, die fast bis zum Sarpaflusse fortläuft, von welchem sie den Namen sarpische Insel erhalten hat. Ehmals war diese Insel ganz mit Waldung bedeckt; jetzt ist es aber nur derjenige Theil, welcher den Sareptanern zugehört und von einem Unterförster gehütet wird.

Schon brach der Abend an, als mich mein Führer auf die sareptische Kolonie, noch in der Entfernung, aufmerksam machte: — ein Anblick, der mich alle Unannehmlichkeiten meiner Reise vergessen ließ. Endlich fuhren wir das steile Wolgaufer hinauf. Welch ein Unterschied des Klima's! Von Moskau bis Zarizyn hatten wir doch wenigstens einen mittelmäßigen Winter gehabt; aber auf dem sareptischen Boden schien der Schnee ganz verschwunden zu seyn. Mehr als einmal mußten unsere Pferde ausruhn, ehe sie den leeren Schlitten den Uferberg hinaufschleppten. Von dem Ufer bis Sarepta hatten wir nur noch eine kleine halbe Werst, und ungeachtet der Fuhrmann und ich zu Fuße nebenher gingen, so brachten wir doch eine halbe Stunde auf dieser kurzen Strecke zu.

In der gegenwärtigen Jahreszeit, wo nur selten Fremde in Sarepta verweilen, wurde es mir

leicht, ein gutes Quartier in dem Gasthause zu bekommen. Mein noch kaltes Zimmer wurde diesen Winter zum erstenmal geheizt. Eine Stunde darauf war es darin von fünf bis sechs Stückchen Eichenholz warm genug geworden, daß ich mich noch einige Zeit mit einer Art von kalmückischen Grammatik beschäftigen konnte, eh' ich zu Bette ging.

Bergmann.

---

#### IV.

Ueber Frankreichs Heere von 1792 bis 1808.

Es ist über die französischen Armeen und über ihre reißenden Fortschritte bisher vieles geschrieben worden, das sich zum Theil ganz erträglich lesen läßt, aber den Kenner auf keine Weise befriedigt. Gewöhnlich betrachteten die Verfasser die neue Art, Krieg zu führen, aus einem viel zu eingeschränkten Gesichtspunkt, aus dem Gesichtspunkt, den die bisherige Taktik festgesetzt hatte. Einige erhoben sie über alles, was bis jetzt geschehen war, und behaupteten, sie enthielte Principien, die allen neuern Völkern unbekannt wären. Andere setzten sie wiederum viel zu tief herab, und unternahmen es, zu erweisen: die ganze

Methode der Franzosen sey eine Manier, die weder mit der Kunst, und noch weniger mit der Wissenschaft das Geringsste gemein hätte. Beyde Theile sprachen selten ohne Leidenschaft, und da diese die Wahrheit gewöhnlich verfehlt, so war es kein Wunder, daß aus ihren Diatriben keine Belehrung, kein Gewinn für die Wissenschaft zu schöpfen war. Selten wußten sie anzugeben, worin denn die neue Methode eigentlich bestehe; dafür aber riefen sie unaufhörlich, sie sey nicht das, was sie Taktik nannten. Tadel und Lob waren also nur negativ, und legten keinen positiven Grund, auf dem eine verständige Beurtheilung erbaut werden konnte.

Die Tadler waren größtentheils Taktiker im Sinn der neuern preussischen Schule (die mit der älteren, durch Friedrichs Geist gestifteten, Taktik nichts gemein hatte). Diese Herren nahmen nur das Verfahren für methodisch, für wissenschaftlich an, was sie in ihrer Theorie, in ihren Reglements fertig vorfanden. Was sich nicht in irgend ein Fach ihres Kunstgebäudes hineinbringen ließ, wurde als unmethodisch geradezu verworfen. Sie tadelten die Generale, daß sie sich auf die Uebersahl verließen, daß sie ihre Armeen auf eine unerhörte Weise wagten und alles dem glücklichen Zufall Preis gäben. Sie sahen nicht, daß diese Generale im Geist eines Systems handelten, das sie nicht kannten; wie sie doch allein schon daraus

hätten schließen können, daß die französische Regierung ihren Heerführern wegen ihrer Wagnisse nie einen Vorwurf machte. Da sie ihren Blick über ihre taktische Routine nie erheben konnten, so schlossen sie, wo sie nichts sahen, da sey auch nichts, und gefielen sich in der Wiederholung der Gemeinplätze, das Verfahren der Franzosen sey ohne alle Regel, wider jedes System; — freylich wider das Ihre.

Aber ist es im Kriege genug, wenn man von allen Seiten geschlagen wird, zu erweisen, man hätte, der Regel nach, nicht sollen geschlagen werden? Deutete das immer gleiche Verfahren, der immer gleiche Erfolg der Franzosen nicht auf irgend eine Methode, auf irgend ein System, das der anscheinende Regellosigkeit zum Grunde läge? War es nicht Pflicht für die Kunstgerechtigkeit dieser Herren, das unsichtbare System aufzufassen, es in seiner ganzen Verflechtung zu entwickeln und den blöden Augen sichtbar darzustellen? Und wenn sie auch ihre Kunst darin nicht erkennen konnten: ist denn der Krieg am Ende ein Kunstwerk, das zur ruhigen Kontemplation des Kenners hingestellt wird, damit sich sein Anschauungsvermögen daran leze? Hat er nicht seinen Zweck außer sich: die Vernichtung der feindlichen Macht, und mit dieser tausend andere Zwecke, die darauf wieder gebaut werden mögen? Muß er nicht also lediglich in sofern beurtheilt werden, als die Mittel den Zweck

hervorbringen, und dazu tauglich sind? Diese Tauglichkeit ließ sich dann doch wohl von jedem Auge, das sich nicht vorsätzlich verschließt, wahrnehmen. Wo ein immer gleicher Erfolg sichtbar ist, da muß eine Methode, ein System seyn.

Von den Lobpreisern der französischen Kriegsmethode ist wenig zu sagen. Im tiefen Erstaunen über das Glück, das jene begleitete, schlossen sie auf unvergleichliche taktische Kunst; aber sie wußten nicht anzuzeigen, worin sie lag. Sie verwechselten unaufhörlich die Ausgedehntheit der Folgen mit dem Umfange der Wissenschaft und nahmen, im fortdauernden Mißgriff, ihren Enthusiasmus für Beweise. Die französischen Schriftsteller und, ihnen nach, einige deutschen, die aus den officiellen französischen Berichten den Gegenstand ihrer Bewunderung hernahmen, gehören zu dieser Klasse. Von ihnen ist schlechthin nichts zu lernen.

Von beyden unterscheidet sich sehr wesentlich der Verfasser einer jetzt eben erschienenen Schrift, *Observations sur l'armée française des derniers tems, à partir de 1792 jusqu'en 1808* \*). Es ist ein Mann, der in den französischen Heeren gedient hat und, bey einem ruhigen Blick und vollkommener Unpartheylichkeit, sich vorzüglich zum Beurtheiler des neuen Systems eignete. Der fol-

---

\*) Von Herrn Faber.

gende Aufsatz ist ein vollständiger Auszug aus dieser Schrift, die dem Einsender als das Belehrendste und Befriedigendste erschienen ist, von allem, was bisher über den französischen Krieg geschrieben worden. Da dieser Aufsatz eigentlich nur zur besonderen Nachricht des Einsenders verfertigt ist, so hofft er, man werde die Nachlässigkeit des Styls über den Reichthum des Inhalts vergessen oder übersehen.

Dr. Bernhard Kosegarten.

---

Frankreich hat seine Fortschritte im Kriege nicht zu danken

1) dem Dublirschritt (pas de charge). Der Franzose zieht freylich diesen allen übrigen vor; er ist leichter zu lernen, leichter in der Ausübung und sagt seinem Nationalcharakter am besten zu. Man sieht auf den Paraden, wie übel er mit dem gewöhnlichen langsamern Schritt fortkommt; er verliert den Takt dabey und fällt immer wieder in seinen Lieblingschritt zurück. So ist es natürlich, daß er in ihm auch angreift, und daß der Sturmschritt alsdann in den Relationen figurirt. Wäre der Sieg bey dem gewöhnlichen Schritt errungen worden, so würde dieser genannt seyn, und der eine hätte so wenig zum glücklichen Erfolg geholfen als der andere;

2) nicht dem Infanteriefeuer. Der Fran-

zose lernt, bey dem Exerciren, auf den halben Mann zu zielen; aber er schießt schlechter, wie jeder andere Soldat. Denn seine Art zu laden ist die alte und viel zu langsam für seinen Ungestüm. Er muß den Ladestock umkehren, weil er nicht cylinderisch ist; muß die Patrone mit den Zähnen aufbeißen, weil seinem Gewehre das scharfe Eisenstück fehlt, das bey den Preußen an der Schwanzschraube sitzt (culasse); muß das Pulver auf die Pfanne schütten, weil das Zündloch nicht trichterförmig gebohrt ist. In Reihe und Glied muß er die unbequeme Viertelschwenkung machen, um sein Gewehr laden zu können. Zu alle dem braucht er zwölf Tempo's, und kann nur einmal laden, in der Zeit, in welcher der Preuße drey mal und der Destreicher zweymal ladet. Er kann nicht sicherer schießen, weil er im Depot nicht darauf geübt wird und weil man auf sein Feuer am wenigsten rechnet. Es ist also falsch, daß sein Feuer lebhafter und mörderischer sey, als das Feuer anderer Heere. Er schießt, wie jeder Soldat, indeß sein Nebenmann ladet; und da dies Laden langsam geschieht, so muß sein Schießen es auch seyn. Auch ist in keinem französischen Bericht von dem entscheidenden Resultat eines überlegenen Flintenfeuers die Rede. Seitdem die Beine des Soldaten die Hauptrolle spielen, spielt die Geschicklichkeit im Feuern eine nur untergeordnete Rolle;

3) nicht der vorzüglichen Bedienung der Artillerie. Die gegenwärtige französische Artillerie kann sich nicht mit der alten (königlichen) messen. Zwar hat sie durch die Emigration nicht so viele geschickte Officiere verloren, als die übrige Armee; aber dafür ist ihre übermäßige Vergrößerung ihr schädlich geworden. Die drey alten Regimenter wurden bald auf zehn vermehrt, dann auf acht festgesetzt, die 20,000 Mann halten. Dazu kam bald die Artillerie zu Pferde von sechs Regimentern. Artilleristen und Kanoniere wurden von den Departements geliefert, wie die übrigen Soldaten, und verstanden den Dienst so wenig, wie diese. Und doch erfordert dieser Zweig der Armee weit mehr wissenschaftliche Kenntniß, weit mehr Übung und Fleiß, wie jeder andere. Jedoch bedurfte man anfangs so vieler Artillerie, weil sich der rohe Soldat auf sie verließ. Aber alle Kenner bezeugen, daß die französische Artillerie sich immer im Treffen unter der Idee gezeigt hat, die der Gegner von ihr hatte. Daß unrichtige Zielen, daß bald zu hohe, bald zu niedrige Feuern findet sich bey ihr, wie bey allen andern. Wahr ist es indes, daß sie sich in dem langen Kriege einige praktische Sicherheit erworben hat;

4) nicht der leichten Infanterie. Vormals bestand diese aus Jägern zu Fuß, die geborene Schützen waren, wie die von Cevennes, von Gebaudon, von Corsica. Aber diese Bataillone

wurden in der Revolution umgeschmolzen, oder vielmehr vernichtet, und die neu errichteten kamen den östreichischen (den Tyrolern, Wolfsjägern, Rothmänteln und Kroaten), nicht den preussischen ausgelernten Jägerburschen gleich. Gleichwohl trieb man ihre Zahl auf 31 Regimenter, von mehr als 100,000 Mann. Aber diese Infanterie ist kaum leicht zu nennen. Sie hat, wie die übrige Infanterie, Gewehre  $4\frac{1}{2}$  Fuß lang, mit dem Bajonett 12 bis 13 Pfund schwer, und eine Patrontasche von Form und Gewicht, wie der übrige Soldat. Ihr Schnappsack ist ebenfalls derselbe, und eben so mit Lager- und Küchengeräth beschwert. Dazu trägt sie den unbequemen Säbel, den die übrige Infanterie nicht hat. Ihre Leichtigkeit besteht also nur in einer halben Elle Tuch weniger in den Rockschößen, in dem Ungerischen Kasckett (chacot) statt des lästigen dreneckigten Huts und etwas kürzere Gamaschen (guêtres).

Dressirt wird der leichte Infanterist, wie jeder andere. Der Soldat in der Garnison schießt bisweilen zum Vergnügen nach der Scheibe (à la cible), der leichte Infanterist nicht öfter, wie jener; und so marschirt er zur Armee, und handhabt sein Gewehr nicht besser, als der übrige Soldat. Er bekommt dasselbe Pulver, dieselbe Patrone, dasselbe Kaliber der Flinte. Zwar hat jedes Jägerbataillon eine Kompagnie Carabiniers (wie die übrigen Bataillone ihre Grenadierkompagnie), diese

haben gezogene Röhre (fusils carabinés) und tragen Pelzmützen. Aber deshalb sind sie keine bessere Schützen; denn sie werden nach der Statur ausgesucht. Uebrigens marschiren sie alle drey Mann hoch, und exerciren wie die übrigen Soldaten. Worin sollte nun ihr Vorzug bestehen? Jeder Soldat ist leicht, wie sie, in der französischen Armee; und wenn sich unter ihnen einzelne durch Geschicklichkeit auszeichnen, so ist das die Kunst des Individuums, durch Uebung im Kriege erworben. Das Kriegssystem der Franken hat weiter keinen Theil daran.

Seit kurzem sind die Voltigeurs eingeführt, bey jedem Regiment leichter Infanterie drey Compagnieen. Man sieht bey ihrer Wahl auf kleine Statur, breite Schultern, Leichtigkeit und Muskelsität des Körpers. Sie müssen im Stande seyn, der Kavallerie im Trabe eine Zeitlang zu folgen und sich mit einem Satz hinten auf das Pferd zu schwingen; daher ihr Name. Sie haben gezogene Röhre, die kleiner und leichter sind, wie sie selbst. Dies sind wahre Scharfschützen; aber bis jetzt haben sie noch keinen ausgezeichneten Dienst geleistet, wie es künftig wohl der Fall seyn kann;

5) nicht dem vorzüglichen Gebrauch des Bajonets. Es ist viel Rühmens von diesem Gewehr gemacht, aber sein Werth an sich ist immer noch unentschieden, weil eine gleiche Menge Thatsachen

dafür und dawider sprechen. Man hat Beyspiele, wo die Infanterie durch Hülfe desselben die Kavallerie zurückgeschlagen; und andere, wo die letztere, trotz des Bajonetts, durchgebrochen ist. Bald hat die Infanterie, die mit dem Bajonett angriff, die feindliche feuernde überwältigt, bald umgekehrt. Die Sache verdient eine nähere Untersuchung.

Da das Feuer schon in der Ferne vernichtet, indeß das Bajonett bloß in der Nähe wirkt; so ist klar, daß das erstere im Ganzen das Uebergewicht erhalten muß: denn der getödtete Feind gelangt gar nicht zum Angriff. Sind also beyde Armeen gleich brav, so muß nothwendig die feuernde siegen \*). So erwarteten die Preußen bey Chotusitz ruhig die ungarische Reuterer, die mit dem Säbel in der Faust auf sie ansprengte. Ein wohl gerichtetes Flintenfeuer legte ganze Reihen der letzteren zu Boden. — Man bemerke ferner die unbequeme Form des Bajonetts schon für sich allein,

---

\*) Freylich, wenn jede Kugel träfe! Da dies aber nicht der Fall ist, so bleibt dem Feinde nach dem Feuern noch Mannschaft genug, um mit dem Bajonett anzugreifen, und dann ist sicher der Angegriffene verloren. Will man ein klares Beyspiel von der geringen Wirksamkeit des Feuers, so stelle man 1000 gegen 1000 Mann, jeden mit 60 Patronen, lasse sie eine Stunde lang gegen einander feuern, und es geschähen von jeder Seite 60,000 Schüsse. Träfe nun aber die sechzigste Kugel, so bliebe kein Mann übrig; welches ungereimt ist. Bleibt die Hälfte unbeschädigt, so ist von 120 Schüssen nur einer wirksam gewesen.

die durch die Länge und Schwere der Handhabe (der Flinte), durch die Abweichung von der Aue derselben so sehr vermehrt wird. Sollte der Kampf Mann gegen Mann in Schlachten entscheiden, so müßte durchaus eine andere Waffe dafür erfunden werden.

Für den Gebrauch hat das französische Reglement nur ein Kommando: Fällt das Bajonett! und nur ein Tempo. Der Soldat drückt die Flintenkolbe an seine rechte Hüfte, und richtet die Spitze des Gewehrs vor sich auf halbe Mannshöhe. Wäre der Feind eine unbewegliche Körpermasse, so wäre freylich durch diesen Handgriff seine Vernichtung entschieden. Aber er bewegt und vertheidigt sich. Dagegen giebt das Reglement keine Vorschrift, und verläßt also den Soldaten gerade in dem Augenblick, wo es Noth thäte. Das angegebene Tempo gilt also nur für die Ferne, wo es noch nicht wirken kann. In dem Moment des wirklichen Angriffs bleibt nichts übrig, als die Regsamkeit des Armes und der Schlag der Kolbe. Davon aber lehrt die Schule nichts.

Was das Bajonett in der That furchtbar macht, ist bloß sein Drohen. Der Soldat, der diese Waffe liebt, ist sicher brav, und kündigt an, daß er es im Kampf auf das Aeußerste ankommen läßt. Ein solcher Entschluß imponirt, flößt Schrecken ein, und der Furchtsamere weicht. Geschieht dieß nicht, erwartet er den Feind festen

Fußes: so ist der Vortheil nothwendig auf seiner Seite, weil er mit mehr Ruhe des Geistes verfährt. — Es würde ein interessantes Schauspiel seyn, wenn man einmal sähe, wie zwey gleich brave und gewandte Heere mit dem Bajonett auf einander losgingen, mit dem festen Vorsatz, sich bloß mit dieser Waffe zu bekämpfen; aber ein solches Beyspiel ist unerhört.

Bei den Franzosen ist in Gefechten oft die Rede vom Bajonett. Die Unregelmäßigkeit im Gebrauch dieser Waffe, die Nationalregsamkeit und Ungeduld des Soldaten machen sie ihm beliebt. Die Lieblingstermini, „mit gefälltem Bajonett angreifen, oder verfolgen,“ sind indeß bloß figürliche Ausdrücke, und deuten nur darauf, man habe ohne Feuer den Feind geschlagen. Unter Keller- mann und Massena stürmten die Franzosen, ohne andere Waffen als Flinten, die Piemontesischen Redouten und eroberten sie. In der Relation war aber keine Rede davon, daß sie la bayonette au bout du fusil genommen wären. Der Ausdruck wäre hier lächerlich gewesen, und davor hütet sich der Franzose wohl;

6) nicht dem Branntwein, wie einige Thoren haben behaupten wollen. Der Sachkundige weiß, daß es geradezu unmöglich ist, methodisch eine ganze Armee zu berauschen, zu dem Ende eine Quantität auf dem Schlachtfelde zu halten, die für dreyßig-, vierzig- und mehrere tausend Mann

zureichte, und sie diesen regelmäßig zu vertheilen. Dazu kommt, daß eine betrunkene Armee nicht mehr zu regieren, und folglich keine Armee, kein Heer Maschine für den Willen eines andern seyn würde. Ist der Branntwein ein Mittel zum Siege: warum sollten es Frankreichs Feinde nicht bey ihren Truppen angewandt haben? — Das Wahre ist, der Franzose soll im Felde eine Ration Branntwein erhalten, als Präservativ, als Korroborans. Aber diese Ration ist ein Paar Fingerhüte voll, und kann ihm wahrlich den Kopf nicht schwindlich machen. Dazu wird sie selten regelmäßig vertheilt, und er kennt sie in der That größtentheils nur aus dem Reglement. — Wer wird übrigens leugnen wollen, daß der Franzos, wie jeder andere Soldat, wenn er zufällig Branntwein erbeutet, sich darin berausche, und in diesem Zustande zuweilen Vorpostengefechte geliefert sind? Aber wie ungerecht wäre es, die seltene Ausnahme zur Regel zu machen.

Wenn die Ursache zu den Siegen der Franzosen in allem Vorigen nicht liegt, worin denn?

Darin, daß das neue Kriegssystem, durch den Drang der Umstände veranlaßt, auf den damaligen Zustand der Armee und den Nationalcharakter gegründet ist. Es stützt sich auf das Princip, mit Vermeidung großer Schlachten, eine Menge einzelner Treffen zu einem Zwecke zu verbinden; auf Ueberzahl, auf

Leichtigkeit des Soldaten, auf Geschwindigkeit in der Ausübung, und die Energie der Befehlshaber.

1) Einzelne Gefechte. Von dem Moment an, wo die Bastille erobert wurde, war die Disciplin in Frankreich vernichtet. Der Revolutionsgeist des Soldaten vertrieb die alten Officiere, welche allein die Disciplin zu handhaben verstanden; und ohne sie ist keine Taktik möglich. Die Gefrenten, Korporale und Unterofficiere, durch die Wahl schnell zu Officieren und Generals erhoben, — wie konnten sie die Bewegungen des Soldaten leiten, da sie nicht wußten, wie sie sich Gehorsam verschaffen mußten? Auch kannten sie von der Taktik nicht einmal den Namen.

Eine solche Armee konnte disciplinirten, folglich durch Taktik dirigirten, Soldaten nicht die Spitze bieten, und natürlich waren die ersten Militärversuche nichts als Unfälle. Bey Mons und Tournay zerstreute der bloße Anblick kleiner, östreichischer Detaschements die französischen Kolonnen unter Biron und Dillon, 1792. Man merkte, einer desorganisirten Armee fehle die Regelmäßigkeit und Einheit der Bewegungen, die bey einer Hauptschlacht den Sieg erringen. Es blieb daher nichts übrig, als den Krieg in einzelne kleine Gefechte zu zersplittern. Dies war der laute Wunsch aller, vom Soldaten bis zum General hinauf.

In der Champagne begünstigte das Terrain diese Methode. Die Franzosen konnten der manövrirenden, preussischen Armee in Ebenen ausweichen. Kaum streiften einmal 1200 preussische Husaren die französische Avantgarde, so war die ganze Armee Tage lang in Déroute. Aber in den Schluchten und Defilées bey Grand = pré und Clermont fand Dûmouriez mit Recht die Thermopylen Frankreichs. Die Schlacht bey Balvi, nach der die Preußen sich zurückzogen, war ein bloßes Vorpostengefecht, und die wiederholten kleinen Treffen lehrten den Postenkrieg ausbilden. In den Gebirgen Savoyens und Piemonts, 1792 und 93, so wie in den Pyrenäen, gegen Spanien, wurde er noch mehr vervollkommnet. Und so befolgte man den Rath eines Generals der alten Ordnung, den der Heilsausschuß im Jenner 1793 einforderte. „Da die jetzigen Truppen kein Manöver verstehen,“ sagte er in seinem Bericht, „so muß der Krieg in Masse geführt werden. Schafft daher so viele Truppen und Artillerie als möglich, damit, was fällt, was genommen wird, sofort ersetzt werde. Laßt die Soldaten mit dem Bojonett angreifen, ohne langes Schießen, ohne Manövriren; und der General mit den Officieren führe sie ins Feuer, ohne ihnen Zeit zur Ueberlegung zu lassen. Diese Methode paßt für die Gewandtheit, für den Ungestüm des Franzosen, und muß ihm den Sieg sichern, weil sie durch ihre Neuheit den

Feind irre machen wird.“ — Der Mann verstand sich auf sein Handwerk und auf seine Leute.

Der Rath wurde befolgt. Krieger in Menge sammelten sich zu den Fahnen, und das neue System konnte befolgt werden, das zur Basis die Ueberzahl hatte. Es gebot: den Feind durch eine Reihe einzelner Gefechte zu ermatten, ihn immer und allenthalben zu zwacken, ihn durch Tirailiren, durch ein unregelmäßiges Feuer überall und unaufhörlich zu ängstigen. Denn so nur konnte die ungeordnete Masse Nutzen stiften. Die Methode, die der Leute nicht schont, weil sie deren im Ueberfluß hat, muß, bey der gedachten Art Krieg zu führen, Vortheile über den Feind erringen, der seine Menschen zu sparen genöthigt ist, weil es ihm an Mitteln fehlt, sie zu ersetzen.

Mit den ersten Vorschritten der Franzosen endete ihre politische Mäßigung. Alle Throne zu erschüttern, die Revolution in jeden Staat zu verpflanzen, war jetzt die Losung; und Dumouriez begann die Eroberung Belgiens. Die Schlacht, die er bey Mons lieferte, hatte von einer regelmäßigen Bataille nur die äußere Gestalt; und er siegte bey Gemappes, da er mit einer ungeheuren Armee alle Punkte des Feindes bedrohte, und mit mehr als 80,000 Mann seinen Gegner, der nur 20,000 Mann hatte, umringte. Eben so entschied die Ueberzahl bey der Besitznahme von Mainz und von Savoyen.

Nach Dümouriez Abfall brachte Carnot das angegebene System zur völligen Reife. Er war der Mann dazu, dem sein Genius die Art angab, wie die Masse am vortheilhaftesten zu benutzen sey. In dem Kriegsdepartement fand sich eine Sammlung militärischer Charten, die in Ansehung ihrer Menge, ihrer Treue und des genauen Details, das sie enthielt, ihres Gleichen nicht hatte. Carnot bediente sich ihrer, seine großen Plane zu entwickeln und eine höhere Taktik, wie die bisherige, zu erfinden. In ihr kam es nicht darauf an, den Krieg auf wenige Punkte zu fixiren, auf eingeschränkten Schlachtfeldern dem Feinde Vortheile abzugewinnen. Das Heer bildete jetzt eine ungeheure Linie, die die Ebenen, die Höhen, die Flüsse, die Seen, die Berge, die Schluchten nur als verschiedene Punkte einer einzigen zusammenhängenden Angriffsbreihe nutzte, an deren einem oder andern Punkt es ihr gelingen mußte, durchzubrechen und dem Feinde in den Rücken zu kommen. — Die Masse war jetzt von Nutzen, sie war nothwendig geworden, und das System, durch Ueberzahl zu siegen, war vollendet.

2) Leichtigkeit. Die Revolution machte leichte Soldaten, wie sie ihrer viele machte. Die Mannschaft, in Eile gehoben, in Eile zu ihrer Bestimmung abgeschickt, konnte mit wenig oder nichts versehen werden; denn für nichts war gesorgt. Keine Kleidung, kein Proviant, nichts,

als die Flinte, konnte ihr gereicht werden. Einmal gab man ihr gar Dreschflegel mit, um das nöthige Korn unterweges zu dreschen. Die Kleidung schaffte dann wohl die Requisition, bey der weder auf Farbe, noch Gattung gesehen wurde; jedes Zeug war gut genug. So marschirte der Soldat zur Armee, ohne Bagage, ohne Lebensmittel, ohne Zelt, fast immer ohne Bekleidung und ohne Schuh. Er lernte gleich von Anfang an weder auf richtige Besoldung, noch auf die Herbeschaffung seiner Bedürfnisse rechnen. Das Glück, der Zufall sollte sie ihm schaffen. Was die Noth gebot, entbehren, wurde als republikanische Tugend, als die erste Eigenschaft des Soldaten gepriesen, und der Terrorismus verschloß dem Murrenden den Mund.

Durch diese Methode war die große Schwierigkeit gehoben, für die Subsistenz des Soldaten zu sorgen. Er bedurfte keiner Magazine für Brod, für Kleidung &c., also auch nicht des langweiligen Trostes, um alle Bedürfnisse ihm nachzuführen. Was sonst Pferde schleppten, mußte der Soldat tragen, oder zu entbehren wissen. Was er nicht hatte, wurde nicht hinter ihm hergeführt, er mußte es durch **Vorrücken** gewinnen. Schwächte sich also sonst ein Heer dadurch, daß es sich von seinen Gränzen entfernte, so konnte es hier nur dadurch gewinnen; es fand vor sich, was es brauchte. — Und hieraus entstand nothwendig

3) Geschwindigkeit. Leicht waren die Armeen, sie konnten sich schnell bewegen; die Bedürfnisse drängten sie, sie mußten eilen. Keine Bergketten, keine Ströme, keine Jahreszeit durfte sie aufhalten. Alles mußte überwunden werden, — und dafür sorgte

4) die Energie ihrer Anführer. Die Revolution hatte sie geschaffen; ihr verdankten sie alles, sie mußten mit ihr stehen oder fallen. Advokaten, Kaufleute, Handwerker, vormalige Sergeanten und Korporale standen an der Spitze der Heere, und lernten den Krieg durch den Krieg. Sind tausende von ihnen namenlos verschwunden; so vergißt die Geschichte die Moreau's, Pichegru's, Hoche's, Massena's u. nie. Fast alle in der Blüthe der Jugend oder des männlichen Alters, wo der Mensch lebhaft und schnell auffaßt, mit Gewandtheit und Kraft handelt, elektrisirten sie das leichte, fliegende Heer durch den festen Willen, ganz zu thun, was ihres Amtes war, und kein Hinderniß anzuerkennen. Sie setzten alles aufs Spiel, denn sie hatten alles zu verlieren; und so wurde jeder Kampf gefochten, als entschiede er auf immer ihr Schicksal.

---

Gegen ein System, das durch und durch sich auf rasche Beweglichkeit stützt, vermögen einzelne unbewegliche Punkte nichts. Festungen wur-

den umgangen, umzingelt, isolirt, und mußten dann im Rücken der Armee, ohne Hoffnung auf Hülfe, von selbst fallen. Wie Belgien nach Dumoriez Abfall wieder erobert werden sollte, ging die Angriffslinie, längs dem Rhein, von der Schweiz bis ans Nordmeer; die Mittelfestungen, Valenciennes, Condé, Landrecy, Lequesnoy verschwanden als unscheinbare Punkte auf dem unermeßlichen Kriegstheater, und Luxemburg war nicht mehr unnehmbar. Wie die Franzosen 1796 in Piemont eindringen, um durch Italien nach Wien zu kommen, beschrieb der zweite Arm der Armee, unter Moreau und Jourdan, die andere Linie bis zu eben dem Punkt durch ganz Deutschland. Ceva, Coni und Tortona mußten fallen, wie die vorigen, Val. 1c. Es half dem Feinde nichts mehr, unbewegliche Punkte zu vertheidigen, die, von allen Seiten umgangen, die Franzosen im Vorrücken nicht aufhielten. Das Unbewegliche ward durch die Bewegung, die Armee von den Weinen besiegt.

Gegen ein so ungestümes, regelloses Verfahren, das selbst den Krieg revolutionirt hatte, konnte die alte kluge Taktik, die Schritt vor Schritt jede Stellung berechnete und die Evolutionen abzirkelte, nicht Stand halten. Die Ueberzahl der feindlichen Haufen, ihre schnellen Bewegungen vereitelten alle Kombinationen der Methode. Sie konnte ein Verfahren nicht fassen, des-

sen Gründe sie nicht einsah. Sie suchte eine feste, stehende Linie, und fand sie nirgends; statt dessen aber Wolken feindlicher Schaaren, im Rücken, auf den Flanken, überall und in jedem Augenblick, so Tags als Nachts. Bey einem so rastlosen Geneck mußte die Ueberzahl in die Länge entscheiden, weil sie es am längsten aushält, und disciplinirte Krieger mußten vor roher Miliz, erfahrene Generale — neugebackenen Befehlshabern weichen. Unsonst lieferte Clairfait mit seinem schönen Heer in Brabant eine Schlacht, um die Festungen der Destreicher zu retten. Französische Massen, unter Pichegru, dringen auf seiner rechten Flanke nach Westflandern vor, andere links, unter Jourdan, noch andere gegen den Rhein zu. Clairfait sieht sich bedroht, von allen Seiten umzingelt zu werden: er muß sich zurückziehn in Gegenwart Franzens. Coburg wird bey Fleurus von 80,000 Mann überwältigt; 70,000 Mann machen sich bereit, ihn zu umgehen; noch eine andere Armee fällt über Beau lieu her, und verdrängt ihn von Namur. Nach jedem Unfall klagten die Generale ihr Schicksal an, daß sie vor Feldherren von gestern und vor Refruten, die ohne Ordnung, wie ohne Norm, den Kampfplatz betraten, ihren alten Ruhm verlieren mußten. Ihr Fehler war, daß sie nur sahen, was vor ihnen war, daß schlechte Manövriren des Feindes im Kampfe, seine Unwissenheit in der Methode der Schule, und darüber das Ganze

der Plane übersahen, was die scheinbar regellosen Bewegungen vereinigte. Sie wollten durch die Strenge der Methode gewinnen, und verloren dar- über in einzelnen wilden Kämpfen, die ihre völlige Déroute vorbereiteten. Sie hätten dem Unge- wöhnlichen das Ungewöhnliche, der höhern Taktik eine noch höhere entgegen setzen sollen. Durchschau- ten sie auch zuweilen das neue System, so fehlte es ihnen an Größe in den Maßregeln, an Kühn- heit in der Ausführung. Suwarof vereinigte beyde, und die Franzosen flohen.

Das Neue setzt nothwendig den schulgerechten Gegner in Bestürzung, und bereitet dadurch seine Niederlage vor. Der Franzose fragte nicht am Tage des Kampfes, ob seine Flanken gehdrig ge- deckt, ob seine Kommunikation gesichert waren? Er ließ sich wohl gar umgehn und vernachlässigte Punkte, die wesentlich nothwendig schienen. Aber er hatte die Zahl für sich, und so konnte er jeden Fehler leicht verbessern; seine Generale brauchten keine Leute zu schonen, und wollten es nicht; bis- weilen war auch das Ganze bloß eine Maske, um einen Angriff auf einem ganz andern Punkt zu verdecken. So waren die Franzosen immer im Vortheil, der angreifende Theil zu seyn, und dieser Vortheil ist oft entscheidend. Die Prio- rität des Plans, dem der Gegner nur Ungewiß- heit und schwankende Berechnungen entgegensetzen kann, sichert dem Angreifer sein Gelingen, und

den Muth dazu durch das Vertrauen auf den Erfolg.

So realisirten die Franzosen eine Theorie des Unmöglichen, die um so sicherer war, je mehr sie mit dem feigen, weibischen Zeitalter kontrastirte. Von allem, was bisher geschehen war und bey andern noch geschah, stets das Gegentheil zu thun; unter den möglichen Arten der Ausführung immer die schwierigsten zu wählen; was die furchtsame Taktik der Gegner verwarf oder für unmöglich erklärte, allem übrigen vorziehen — dieß war die neue Theorie. Was bisher wunderbar erschienen war, wurde jetzt alltäglich. Im Angesichte des Feindes über Flüsse zu setzen, mit Reiteren und Geschütz schroffe Gebirge zu übersteigen, unter dem feindlichen Feuer Brücken zu schlagen und hinüber zu ziehn, waren ganz gewöhnliche Ereignisse. Ohne Zelte in allen Jahreszeiten Nachtlager zu halten, den Winter hindurch im Felde zu liegen, wurde Regel. Der Soldat marschirte im Schnee bis an die Achseln, watete im Wasser bis an die Brust, Patronen und Gewehr über dem Kopf haltend. Moreau kommandirte Schwimmer, und die Schlacht bey Hohenlinden ward gewonnen. In der Luft dienten Aerostaten und Telegraphen dem neuen System.

Diese Theorie wurde an der Brücke bey Feldkirch, an der Teufelsbrücke in der Schweiz geübt. Die Brücken bey Lodi, Arcola und Donauwerth;

der Berg Cenis, der Bernhard, Simplon, alle Alpen, die Pyrenäen, die Appenninen, die Tyroler Gebirge wurden übergangen. Im Jahr 1797 mußte der Wiener Hof, im Schrecken über ein Heer, das das Unmögliche gethan hatte, und dadurch gezwungen war, noch mehr zu thun, Frieden schließen. Melas wurde bey Marengo geschlagen, eh' er an das Daseyn einer Reservearmee und ihren gefährlichen Uebergang über die Gebirge glaubte. Und noch hielt sich Mack bey Ulm für unüberwindlich, als schon die Franzosen ihm im Rücken und in der Flanke standen und sein Verderben bereiteten. — Hätte das kraftlose Zeitalter nicht vergessen, daß von jeher alle große Männer das Unmögliche unternahmen, daß Hannibal mit Elephanten über die Alpen ging, daß Cäsar einmal eine Brücke über den Rhein zerstörte, bloß um mehr zu thun, als nöthig war; hätten sie diese Erinnerungen für etwas mehr gehalten, als für bloße Schulübungen, um Latein zu lernen: so hätten die Franzosen wenigstens Gegner gefunden, die ihrer würdig waren.

Eine solche Theorie bedarf nothwendig der Uebersahl; denn wo stets das Ganze auß Spiel gesetzt wird, da muß man sicher seyn, daß auch sogar dies Ganze ersetzt werden könne. Ihre Ausübung bedarf Männer von eigenthümlichen Talent, das die Schule nicht giebt. Das Genie allein schafft diese Eingebungen, diese Begeist-

rung, die der Augenblick erfordert. Dergleichen läßt sich in kein System fassen; es läßt sich nicht lehren, nicht einmal nachahmen. Wer könnte die Wagstücke bey der Brücke von Lodi, von Arcola, die Märsche gegen Quasdannowitch, Wurmsfer, Alvinzi, Proverb (96), den Einbruch der Franzosen in Deutschlands Ebenen, wo die Tyroler Gebirge die Flanken bedrohten (97), den Alpenmarsch der Reservearmee (1800), den Einfall in Oestreich und Mähren, mitten in Feindesland, ohne Möglichkeit des Rückzugs (1805) u. als Muster zur Nachahmung aufstellen? Welche Wissenschaft lehrte jenen französischen General, das weit zahlreichere östreichische Korps, das ihn umringte, zu Niederlegung der Waffen zu zwingen? — Aber das Genie weiß solche Maßregeln zu erschaffen, und der Erfolg rechtfertigt sie. Die Geschichte bewundert sie; allein die Wissenschaft kann sie nicht aufnehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## V.

Beschreibung der Feyerlichkeiten bey der Vermählung des Herzogs von Kurland Friedrich Wilhelm mit der Großfürstin und nachmaligen Kaiserin von Rußland Anna Iwanowna zu St. Petersburg den

31sten Oktobor  
11ten November 1710.

Jedem Einwohner des Russischen Reichs muß die Erinnerung an Peter den Großen eine frohe dankbare Empfindung gewähren; denn Alexander, der Allgeliebte, würde seine Milde, mit der er uns beherrscht, nicht so weit ausdehnen können, hätte Peter des Großen Talent nicht jene unversiegbaren Quellen in dem von ihm geschaffenen Stat zu eröffnen gewußt, welche dem Regenten Rußlands die Mittel an die Hand geben, seine Unterthanen in dem Verhältnisse ihrer Leistungen, Erwartungen und Rechte zu erhalten, in welchem sie sich immer so glücklich fühlen. Allein Peters Name ist auch außer Rußlands Gränzen und nach einem Jahrhundert, das so viele an Geisteskraft große Männer für die Thronen gebar, noch immer der Name eines großen Mannes, der durch sein schöpferisches Genie, durch sein vielseitiges Talent und durch die Singularität seines Charakters alles zur Bewunderung hinreißt. Letztere hat seine Biographie zu einer interessanten Lektüre gemacht, und überall

weiß man und erzählt sich eine Menge Anekdoten und Charakterzüge von ihm, besonders von seiner Popularität. Aus dieser Ursache wird, wie ich glaube, den Lesern dieser Zeitschrift die Beschreibung eines Festes nicht unangenehm kommen, wobey der große Kaiser eine Hauptrolle spielt, sich bey demselben zur größten Popularität herabläßt, ohne sich jedoch dabey etwas zu vergeben und zugleich die Singularität seiner Einfälle und Pläne deutlich dokumentirt.

Im achtzehnten Jahre seines Alters kehrte Friedrich Wilhelm, einziger Sohn des 1698 verstorbenen Herzogs Friedrich Kasimir von Kurland, von der Universität Erlangen in sein Vaterland zurück, um dessen Regierung zu übernehmen. Durch den langen Krieg zwischen Schweden und Rußland war es verödet, durch die schrecklichste Pest entvölkert. Sein Onkel Ferdinand hatte bisher die Regierung als Vormund geführt, jedoch ohne Kraft und, da er nicht die Aussicht zu haben glaubte, je wieder die Herrschaft anzutreten, Kurland fast wie ein fremdes Land behandelt. Peters Truppen hatten dies noch immer besetzt, und es hing nur von ihm ab, es seinem Reiche einzuverleiben. Friedrich Wilhelm konnte daher nichts sehnlicher wünschen, als mit dem Kaiserhause näher vereinigt zu werden. Daß die Erreichung seines Wunsches vermittelst einer Heurath zu hoffen sey, wußte er schon aus einer frühern Aeußerung

Petersß gegen seinen Vater. Kaum hatte er also Libau, den 20sten April 1710, erreicht und daselbst den Orden de la reconnoissance gestiftet, so schickte er den Baron Joh. Ernst v. Rönne, den Kammerjunker v. Dorthesen und den Rath und Kabinetß-Direktor Theod. Ludw. Lau nach Petersburg zur Bewerbung um die Großfürstin Anna Iwanowna bey deren Mutter, der verwittweten Zarin Proscowia Feodorowna, und deren Stiefonkel, dem Kaiser Peter, ab. Nach ertheiltem Jawort wurden die Ehepакten den  $\frac{10ten}{21sten}$  Juny aufgerichtet; worauf der Herzog mit einem großen Gefolge von Libau nach Petersburg abreisete, zu welcher Reise ihm Friedrich I., König v. Preussen, ein persönlicher Freund Petersß, zweytausend Dukaten geschenkt hatte. Als er im Russischen Lager bey Riga angekommen war, brachten seine Abgesandten ihm das schriftliche Jawort von Petersburg. Der Kaiser hatte Befehl gegeben, den Herzog unterwegs wohl aufzunehmen. Dies veranlaßte den Fürsten Menzikoff, ihn durch verschiedene Geschenke zu überraschen, noch eh' er Petersburg erreichte. Sie bestanden in einem Sapphir, 6 Loth schwer und 50,000 Thlr. Alb. werth, in einem Türkischen Hengste, der über 1000 Gulden gekostet hatte, in einer goldenen Tabatiere mit Edelsteinen besetzt, in vielen theuern Sobeln und 20,000 Tonnen Mehl. Den 24sten August erreichte der Herzog Petersburg.

Bis zum Tage der Vermählung, die der Kaiser auf den Martinstag, den  $\frac{31\text{sten Oktober}}{11\text{ten November}}$ , ange-  
 setzt hatte, waren bey Hofe keine Prunkversamm-  
 lungen oder andere Festlichkeiten von Bedeutung;  
 desto mehr beschäftigte sich der gute Kaiser im  
 Stillen mit Planen zur glänzenden und zu einer  
 außergewöhnlichen Feyer jener Vermählung. Zwey  
 Tage vorher hatte er durch vier Kammerherren,  
 wovon zwey dies- und zwey jenseits der Newa in  
 sechsspännigen Kutschen fuhren, die Gäste einla-  
 den lassen.

Unter Kanonensalven erwachte der freundliche  
 Tag. Die große Siegesfahne wurde als das Zei-  
 chen der öffentlichen Freude aufgesteckt, und von  
 dem Leibschiffe des Kaisers, Lisette genannt, weh-  
 ten etliche hundert Wimpel. Um neun Uhr mor-  
 gens begab sich der Kaiser, um die kaiserliche Fa-  
 milie einzuladen, wobey er die Rolle als Obermar-  
 schall übernahm, mit einem Gefolge von vier und  
 zwanzig Untermarschällen, an die Newa, wo eine  
 zahlreiche Versammlung Russischer Großen seiner  
 wartete. Jeder von den Untermarschällen hatte  
 eine von weißen Spitzen und kostbaren Bändern  
 gebundene Rose am Arm und einen Marschallstab  
 in der Hand. Sie verfügten sich sämmtlich in eine  
 Schaluppe. In einer andern waren Musizi mit  
 Trompeten, Pauken und — Posaunen. Die ver-  
 sammelten Großen nahmen hundert Schaluppen  
 ein. In der Mitte derselben schwamm des Kaisers

Barke, die auf's Prächstigste geschmückt war. Die Ruderer hatten rothe, sammetne, mit goldnen Tresfen besetzte Matrosenkleider an, und auf der Brust große silberne Schilde mit dem kaiserlichen Wapen. Der Kaiser trug ein weißes Kleid, mit Aufschlägen von Zobeln und dem Andreas-Orden am blauen Bande, einen silbernen Degen und eine weiße Perücke ohne Hut. Von seinem Marschallstabe hing ein langer Quast, von allerley mit Silber und Gold reich durchwirkten Bändern, hinunter. Als der ganze Zug vor dem Palast der verwittweten Zarin angelangt war, wurde er von ihren Kammerherren feyerlich bewillkommnet. Sie selbst aber mit der Braut, in deren Schwestern, der Großfürstinnen Katharina und Proscowia, Mitte, des Kaisers Schwester und den vornehmsten Hofdamen, verfügte sich aus dem Palast in des Kaisers Barke, die übrigen Hofdamen aber begaben sich zu den in den hundert Schaluppen befindlichen Herren. Hierauf kam Herzog Wilhelm mit sämtlichen fremden Ministern und vielen einheimischen Kavalieren dem Kaiser bis zur Barke entgegen, und führte ihn, zusammt seinem Gefolge, in den Palast zu einem Dejeuner, während dessen die Damen in der Barke blieben. Nach desselben Aufhebung ging die Musik voran, dann der Kaiser mit dem Marschallstabe, dann der Herzog und hinter ihm ein großes Gefolge zu des Kaisers Barke, in welche der Herzog mit mehreren einheimischen und

fremden Ministern stieg. Die übrigen vertheilten sich in die Schaluppen. Die Musikschaluppe an der Spitze, in der Mitte die kaiserliche Barke, hinter derselben mehrere hundert Schaluppen, ruderte man zum Palast des Fürsten Menzikoff, wo das Beylager gehalten werden sollte. Beym Aussteigen gingen die fremden Minister, nämlich der Römisch-kaiserliche, Dänische, Polnische, Preussische und der markgräflich-Baireuthsche zuerst, und hinter ihnen die ganze Gesellschaft, in einer bestimmten Ordnung zu der Kapelle des fürstlichen Palastes, wo die Trauung, unter einem Thronhimmel und einem über das Paar gehaltenen Fürstenhut, von dem Reichs-Archimandriten vollzogen wurde.

Nach Endigung des Trau-Akts war die Mittagstunde herangerückt, und der auf jede wie auf Zeitordnung haltende Kaiser ließ daher dieser Handlung sogleich das Hochzeitmahl folgen. Der lebenswürdige Held des Festes degagirte sich jetzt noch mehr von dem Monarchen-Air, um seiner einmal übernommenen Rolle als Obermarschall keinen Abbruch zu thun, ohne doch, nach Art kleiner Geister, aus dem Populären in's Platte zu fallen. In dem großen Sal des Menzikoff'schen Palastes waren vier große ovale Tafeln in's Kreuz gestellt, so daß in der Mitte ein Raum übrig gelassen war. An die oberste Tafel setzte sich das Brautpaar, über dem ein kostbarer Baldachin hing, die verwittwete Kaiserin, die Großfürstinnen

und der Kaiser, jedoch dieser, als Marschall, unten an. Ueber dem Bräutigam schwebte ein, auf Römische Art geflochtener, Lorberkranz, über der Braut eine Krone. An den übrigen drey Tafeln saßen die in- und ausländischen Minister; für die übrigen Gäste waren in den Nebenzimmern die Tafeln servirt. Alle Toasts brachte der Kaiser selbst, stehend, aus und munterte fleissig zum Trinken an; die vier und zwanzig Untermarschälle aber überbrachten an diese vier Tafeln den Wein. An der ersten Tafel legte der kaiserliche Kammerherr das Essen vor.

Nach aufgehobner Tafel begann, unter einer mit allen damals bekannten Instrumenten besetzten Musik, der Ball, bey dem aber das Gesundheitstrinken, unter Abfeuerung der Kanonen, bis zwey Uhr Nachts fort dauerte. Der Kaiser begleitete hierauf das Brautpaar bis an die beyden auf's Prächtigeste geschmückten Schlafzimmer, in denen sich dasselbe auskleidete; die übrige Gesellschaft fuhr nach Hause. Nach geschehener Entkleidung ward die hohe Braut von der verwittweten Zarin, der Bräutigam aber vom Kaiser zu Bette gebracht. Erstere hatte an diesem Tage ein weiß sammetnes Kleid mit goldnen Touren und einen karmoisisammetnen mit Hermelin gefütterten Fürstenmantel, auf dem Kopf eine Menge Locken und eine sehr reich mit Diamanten besetzte Krone; letzterer aber ein weißes,

sehr kostbar besetztes Kleid und eine Weste von Drapd'or.

Am folgenden Tage, den 12ten November, fetirte Fürst Menzikoff die Neuvermählten in denselben Zimmern; die Kosten des vorigen Tages hatte der Kaiser hergegeben. Ehe man zur Tafel ging, riß der Kaiser selbst den Kranz, welcher den Tag zuvor über dem Herzoge gehangen hatte, herunter und forderte diesen auf, die nebenhangende Krone ebenfalls abzureißen. Als ihm aber dies nicht glücken wollte, weil sie zu fest gemacht war, schnitt der Kaiser sie schnell mit dem Messer los. Die über den beyden Großfürstinnen gehangenen Kronen blieben. Als nach Ausbringung einer Menge Gesundheiten die Tafel gehoben werden sollte, ergötzte die Anwesenden ein seltsames Schauspiel. Auf den zwey vornehmsten Tafeln hatten während des ganzen Dinners zwey Pasteten, jede etwa fünf Viertel Ellen hoch, gestanden. Auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich diese jetzt und aus jeder derselben hüpfte mit muthwilligen Sprüngen eine Zwergin hervor. Beyde, auß's Possierlichste gekleidet, näherten sich einander und tanzten auf den Tafeln einen Menuet. Diese seltsame Idee hatte besonders den Beyfall des Kaisers, und sogleich beschäftigte sich dieser mit einer ähnlichen, deren Ausführung er ganz im Stillen einleitete und besorgte.

Am 13ten November hatte der Fürst einen

Ball arrangirt, der von einem sehr kostbaren Feuerwerk unterbrochen wurde, das anderthalb Stunden währte. Unter vielen Sinnbildern brannte der Neuvermählten Namenszug mit deren Wappen in einer zusammengestreckten Kette, welche, von dem in der Luft schwebenden Cupido gehalten, das Chronostichon sehen ließ:

PrInCIpes aMorIs foeDere IVnctI.

Gleich darauf kam Cupido wieder als Schmidt mit einem Amboss zum Vorschein, auf dem er, unter der Ueberschrift in Russischer Sprache: „Aus zweyen mache ich eins,“ zwey Herzen zusammenschmiedete. Nach dem Feuerwerk ward der Ball fortgesetzt und am Schlusse desselben das hohe Paar von den vornehmsten Anwesenden in seinen Palast begleitet.

Den 14ten November hielt der Kurländische Superintendent und Oberhofprediger Alex. Gräven eine Predigt zur Einsegnung des neuen Paares über Psalm 12, 5 und 6.

Den Beschluß aller Solennitäten machte die vom Kaiser projektirte Zwergenhochzeit. In eilf Tagen hatte er alle Zwerge aus seinem ganzen Reich in St. Petersburg zusammenbringen lassen. Zwey Tage vor der Hochzeit mußten zwey von diesen, die am besten aussahen und sehr nett gekleidet waren, in einer kleinen Chaise auf zwey Rädern, mit einem, mit bunten Bändern behangenen, Pferde bespannt, vor dem zwey reich

mondirte Hofbediente ritten, herumfahren, um die Gäste einzuladen.

Der Zug, am Hochzeitstage, nach der Kirche zur Trauung des Zwergpaars, hatte folgende Ordnung: Voran ging der Marschall, ein sehr kleiner Zwerg, mit seinem Stabe, woran ein Quast von vielen bunten Bändern hing. Dann folgte das Brautpaar und hierauf der Kaiser, von einigen Ministern und andern Großen begleitet. Diesen schlossen sich zwey und siebenzig Zwerge beyderley Geschlechts an, welche sich theils bey dem Kaiser, theils bey der verwittweten Zarin, theils bey dem Fürsten Menzikoff aufgehalten hatten. Den Beschluß machte eine große Menge von Zuschauern, welche kaum Platz genug in der Russischen Festungskirche hatten, wo die Trauung nach dem Griechischen Ritus geschah, der Kaiser selbst aber den Brautkranz über das Brautpaar hielt. Als der Geistliche den Bräutigam fragte: „ob er diese seine Braut zur Ehe haben wolle?“ antwortete er mit feiner, hellender Stimme: „diese und keine andere;“ und als er die Braut ebenfalls befragte, mit dem Beyfügen: „ob sie sich nicht etwa mit einem andern versprochen hätte?“ gab diese, höhrend, zur Antwort: „ey! das wäre wohl artig!“ worüber die ganze Versammlung in ein überlautes Gelächter ausbrach. Aus der Kirche fuhr die Gesellschaft zu Wasser nach dem Palast des Fürsten Menzikoff, wo der Kaiser

das Hochzeitmahl in demselben Sal wieder hatte zubereiten lassen, in welchem er die Hochzeit des Herzogs ausgerichtet hatte. Das Brautpaar und sämtliche Zwerge, die alle zierlich und reich, auf Deutsch, gekleidet waren, hatte man an viele kleine Tafeln in die Mitte des Sals placirt. Braut und Bräutigam hatten besondere, kleine Tische. Ueber dem der ersteren hingen drey kleine Lorberkronen, weil zwey Brautjungfern neben ihr saßen; über letzterm nur eine Krone. Ein Obermarschall und acht Untermarschälle, alle Zwerge, hatten das Geschäft der Bewirthung ihrer Gäste und waren an einer Kokarde von Spitzen und bunten Bändern am rechten Arme zu erkennen. Dem kleinen Vorschneider war zwischen den Brautjungfern der Platz angewiesen. Von diesen wurde er mit einer Kokarde beehrt, wofür er, zur Erkenntlichkeit, jeder einen Kuß gab. Zu den Marschällen hatte man die behendesten und lustigsten ausgesucht und diese munterten das kleine Bölklein zu einer so frohen Beredtheit auf, daß die anwesenden, hohen Gäste ihre eignen Worte nicht hören konnten. Diese sowohl als die kaiserliche Familie hatten die Tische an den vier Ecken des Sals eingenommen, von wo aus sie das bunte Getümmel der Zwerge am besten übersehen konnten. Die Zwergen-Marschälle brachten eine Gesundheit nach der andern aus, die von Zinken und Posaunen, aber nicht Kanonen, accompagnirt

wurde, weil des Fürsten Menzikoff junger Prinz krank lag, auch noch denselben Abend starb. Der Wein hatte die Hirnschädel der kleinen Herrschaften so sehr erhitzt, daß sie, nach aufgehobener Tafel, von selbst zu tanzen anfangen. Dieser Ball gewährte den Gästen das größte Vergnügen, weil sie nun die kleinen Leute ganz in der Nähe beobachten konnten. Unter ihnen gab es höchst possierliche Gestalten. Einige hatten hohe Buckel und ganz kurze Beine, andre einen unproportionirten dicken Bauch, andre ganz kleine Dachsfüße, wieder andre einen dicken Kopf oder einen krummen Mund, oder große abhängende Ohren, oder kleine Augen, oder dicke Pausbacken. Diese possierlichen Figuren machten im trunkenen Muth die lächerlichsten Grimassen, Kapriolen und Geberden, so daß die zuschauende Versammlung am Schlusse des Balles, um elf Uhr Abends, vor beständigem Lachen fast ermüdet war. Den letzten Spaß hatte sich der jovialische Kaiser dadurch bereitet, daß das Brautpaar, welches er zu Bette brachte, in dem unter seinem Bette besonders dazu eingerichteten Brautbettchen die Nacht über verweilen mußte.

Die Zwergenhochzeit beschloß die Hoffeyerlichkeiten. Sie würde noch lange sehr heitere Eindrücke zurückgelassen haben, wenn nicht die den Herzog Friedrich Wilhelm schon in St. Petersburg befallene Krankheit alles verstimmt hätte.

Und als der Tod des guten Fürsten, auf seiner Reise von St. Petersburg nach Kurland, zu Rippingshof, den 21sten Januar 1711, erfolgte, überließ sich das der Freude vorher so ganz gedöfnete Herz des gefühlvollen Kaisers der tiefsten Trauer; nur bey denen, welche den verlebten Festen als bloße Gesellschafter beygewohnt hatten, pflanzte sich das Andenken an dieselben weiter und selbst bis auf unsre Zeiten fort.

Ernst Hennig.

## VI.

### Venus Urania und Eros.

(Beschluß.)

Urania selbst ward auf verschiedene Weise dargestellt. Anders dachte sie Plato, anders bildeten sie die Dichter Griechenlands und der späteren Zeiten, anders die Minnesänger und Petrarka. Bey dem Gefühl des Abstandes von jenen Heroen der Literatur, wagen wir schüchtern den Versuch, die einzelnen Züge zum Bilde dieser Gottheit, wie unsere Empfindung sie liefert, in ein Ganzes zu vereinen. Dem Bilde, wie den Tönen, gelingt es zuweilen eher, Gefühle darzustellen, als Worten, die oft nur dunkle Definitionen

für helle Empfindungen geben. Geistige Liebe ist jener harmonische Ton, mit dem die Gottheit alle Wesen aus ihrem Schlummer rief, und der in der menschlichen Seele fortbebt und, im Einklange einer geliebten zweiten Seele, zur Harmonie wird. Sie durchhallt, wie sanfter Kispel einer Aeolsharfe, den ewigen Raum. Zusammentönende Monochorde, als nur mit sich selbst übereinstimmende Einheiten, geben den Wohlklang nicht, und der Mann kann daher den Mann nicht lieben; er liebt den zur Uebereinstimmung gesellten, fremden Ton — die Seele des Weibes. Doch auch Dissonanzen bilden die Harmonie nicht, und in zusammengestellten Tönen muß eine Uebereinstimmung seyn, die den Akkord erschafft. Geistige Liebe giebt es daher ohne Gegenliebe nicht, die allein jener Akkord ist, der den himmlischen Wohlklang erzeugt. Selbst die unverminderte Sehnsucht im Besitz des geliebten Gegenstandes — was ist sie anders, als der Wunsch nach unendlicher Fortdauer des beseligenden Gefühls?

Einer solchen Liebe ist die Sinnenwelt ein Spiegel, aus dem das Ideal nur ungetrübter zurückstrahlt. Außere Schönheit kann daher entzücken, ohne daß deshalb die Reinheit der Empfindung dabey verloren ginge. Pausanias äußert, im Plato: „Schlechthin läßt sich von keiner Handlung sagen, daß sie schön oder daß sie schändlich sey; wohlgethan, ist jede schön, auf schändliche Weise verübt,

jede schändlich.“ Wir halten diese Aeußerung für richtig. Sie begreift alles, was sich über Urania's irdische Schwester sagen läßt. Wir räumen es übrigens ein, daß sinnliche und geistige Liebe für einen Gegenstand zugleich in uns vorhanden seyn kann, ohne daß eine die andere tödtet. Indessen wird reine, geistige Liebe nie von der irdischen abhängig; vielmehr ist diese, auf einen Gegenstand gerichtet, jener durchaus untergeordnet, und muß es bleiben. Geistige Liebe ist das höchste Wohlgefallen an dem Wesen des geliebten Gegenstandes, verbunden mit der höchsten Würdigung seines moralischen Werthes. Bey ihr ist also das Geliebte das Schöne und Gute. Doch auch das Liebende muß schön und gut seyn, sofern sich gegenseitiges Gefallen auf Uebereinstimmung gründet, und das Geliebte auch wieder liebend ist, indem Liebe ohne Gegenliebe zwar aufkeimen, aber nie ausdauern kann. Ist nun geistige Liebe das höchste Wohlgefallen an einem durch unsere Sinne erkannten Gegenstande, so kann auch körperlicher Reiz und Schönheit der Gestalt dabei Objekt des Gefühls seyn. Weil aber zugleich die höchste Würdigung der moralischen Vollkommenheit unzertrennbar von jener Liebe ist, so wird sie nie Neigungen entstehen lassen, welche das Geliebte entwürdigen. An und für sich dürfte auch sinnliche Liebe keine Entwürdigung seyn, weil man von Handlungen überhaupt nicht sagen kann, daß

sie schlechthin böse sind, sondern es nur durch ihre Beziehung werden; entwürdigt aber wäre das Geliebte, wenn es irgend einer seiner moralischen Pflichten entzogen würde, was schon aus diesem Grunde geistige Liebe ausschließt. Ueberdem sucht und findet das Liebende nicht in sich selbst, sondern im Geliebten sein ganzes Glück, und daher hat die auf ein zweytes Wesen übertragene Selbstliebe den Zweck, dieses geliebte Wesen so glücklich, als möglich, in sich und außer sich zu machen; sie wird also zu keiner Handlung führen, die den Geliebten entweder seines inneren Friedens beraubt oder in seinen äußeren Verhältnissen kränkt. Alceste starb für ihren Geliebten, damit er lebe; und Arria weihte sich mit ihm dem Tode. Die ernste Geschichte, welche den unzähligen Schlachtopfern des Ehrgeizes und Eigennutzes kalt vorüberschreitet, preist die Heroen und Heldinnen der Liebe und nennt ihre Namen mit Ehrfurcht; Dichter und bildende Künstler verewigten sie. So lebe denn auch ihr Gefühl in dem Menschenherzen fort und veredle es, wie die Alten von einem Edelstein erzählten, der das Licht der Sonne in sich sog, um es strahlend in dunkler Nacht wieder auszuströmen.

Keine Liebe und Tugend sind Geschwister. Das Ideal, das den Menschen zur Liebe begeistert, erhebt ihn auch zur Tugend, und so wie diese, im Bewußtseyn der Macht des Willens und, als moralische Stärke, nur in der Freyheit besteht, findet

jene den Sieg über alle niedere Neigungen im Ideale des Herzens, wie ihn die Tugend im Ideale der Vernunft nur findet. Aber auch im Aeußern ist geistige Liebe frey; kein Gesetz kann sie aufheben, weil sie keines verletzt, keine äußere Pflicht sie hindern, weil sie keine vernichtet, sondern jede ehrt.

Doch die Leser — und besonders die Leserinnen, werden vielleicht des langen Raisonnements bereits überdrüssig seyn. Wer Venus Urania in seinem Herzen bewahrt, braucht die himmlische nicht in philosophischen Sätzen zu suchen, — was man allenfalls auch eine Entstehung aus Meeresschaum nennen könnte. — Was wir empfinden, ist für uns da; und es ist genug, wann unser innigstes Bewußtseyn es uns sagt, daß es zugleich gut sey. Mag dann auch immerhin die Menge ein Gefühl Schwärmerey nennen, das sie nicht kennt; nur dem, dessen Seele ein Ideal zu bilden vermag, gewährt es sein Anschauen. Und so gleicht die reine Liebe einer Geistererscheinung. Der eine schaut die Gestalt eines Engels, wo der andere nur leeren Luftraum erblickt. Mehr giebt es Weiber — diese Sonntagskinder des Idealen, der Phantasie und des Gefühls — als Männer, welche Sinn für geistige Liebe haben, weil jene im Ganzen weniger sinnlich als diese sind, und nur die Ausnahmen unter den ersteren hierin den Mann zu übertreffen pflegen. Doch auch der sinnliche Mann,

das sinnlichste Weib, können geistige Liebe empfinden, wenn ihr Wesen nicht so tief gesunken ist, daß kein anderes, als bloß körperliches Gefühl sich in ihnen regt, und nicht der Leib gleichsam die Seele verschlang und — verdaute. Geistige und körperliche Schönheit erfüllen oft ein und dasselbe Herz. So manchen schmückt Urania mit ihrem Sternenzweig, dem Aphrodite eine Blüthenkrone wand. Auch der Blumen Schöne entzückt, wenngleich schöner und ewig des Himmels Sterne strahlen. Die eine der Göttinnen führt den Menschen, auf Sonnenpfaden, zu einem in höhere Regionen einer schöneren Welt hinaufreichenden Tempel; von ihrer Hand beschwichtigt, klopft ruhiger das Menschenherz. Aphrodite findet man unter Blüthen, in lieblichen Schattengängen; und nur so lange Jugend und Reiz den leichten geflügelten Schritt des Wanderers leiten, begleitet sie ihn auf seinem Lebenswege, und läßt ihn einsam zurück, wenn der Kranz von Rosen, den sie um seine Stirn wand, dahinwelkte. Wer sie beyde als Schwestern nicht vereinen kann, wer die eine oder die andere entschieden wählen muß — er zaudre nicht: in dem himmlischen Lächeln, in dem begeisternden Blick Urania's findet sich der Lohn für die entbehrte, glühende Umarmung Aphroditen's.

U. Freyh. v. Schlippenbach.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## Deutsches Theater in St. Petersburg.

Nach den Osterfasten wurde das wieder angehende Theaterjahr von den Deutschen eröffnet. Man gab: Die Frau von zwey Männern, und das Geheimniß.

Das erste Stück ist nicht ohne Interesse und hat recht gute Situationen. Einige sind aber durch zu viel deutsch=empfindsames Gewimmer unkräftig und weibisch geworden. An manchen Verstößen gegen Konvenienz und Welt fehlt es auch nicht. Wie kann, zum Beyspiel, der Major eines Regiments zu einem östreichischen Deserteur, der in contumaciam zum Tode verurtheilt ist, nach achtzehn Jahren sagen: Ich bin der Major vom Regiment und werde das Urtheil erequiren lassen! An der Führung des Stückes ließe sich auch verschiedenes aussetzen. Der zweyte Akt ist schon dreyviertel von einem befriedigenden Schluß; im dritten Akt fängt aber ein neuer Knoten an, der zu unvorbereitet kommt. Die entsetzliche Mordlust, die Fritz gegen seinen Wohlthäter zeigt, war zwar nöthig, um das Stück zu endigen; der Zug ist aber doch für ein bürgerliches Stück der Art, be-

sonders ein deutsches, gar zu stark. Wenigstens hätte er tiefer motivirt werden müssen.

Die Akteure spielten alle in ihrer besten Manier, besonders zeichnete sich Herr Rosenstrauch, als Fritz, aus. — Möchte übrigens in Zukunft der, ohnedies so breite und steife Name Julius von niemanden mehr, gut sächsisch, Chulius ausgesprochen werden! Wenn so etwas noch dazu mit viel Rührung gesagt wird, so muß es wahrlich höchst lächerlich ausfallen.

Das Geheimniß ist, dünkt mich, nach dem Französischen verwienert, die Musik, von Solie, leicht, aber haltlos, — bis auf einige Partien; andere dagegen sind recht balalaikenmäßig. Der Text hat einige ziemlich komische Situationen, allein sie sind nur mittelmäßig genutzt, besonders kommt der unkomische Teufel öfter vor, als nöthig wäre. Manche Späße sind treffend, mehrere hingegen Antipoden vom Witz.

Da die hiesige Oper noch im Entstehen ist, kann man keine ausgezeichnete Darstellung erwarten. Herr Soli hat sich, in Bedientenrollen, verschiedenes Gute von den Franzosen zu eigen gemacht; seine Rolle war aber diesmal zu erzwienerisch gemein, um etwas Vorzügliches zu leisten. Herr Gebhard zeigte, daß er im leichten Spiel sehr zunimmt; er sang sogar eine Arie — und viel besser, als von ihm zu erwarten stand, da das Singen eigentlich nicht sein Fach ist.

Der obigen Vorstellung folgten ein Paar Wiener Stücke, — z. B. der Tyroler Wastel und andere, die Referent nicht gesehen hat. Die weitere Relation folgt also, sobald etwas Gehaltvolles erscheint. Nur so viel überhaupt: daß das hiesige Publikum, so wie alle Norddeutschen, mit den Erz-Wiener-Stücken — das heißt, mit denen, die bloß auf östreichische Volksnatur berechnet sind, — nur wenig sympathisirt und zwar, Werth oder Unwerth der Komposition ungerechnet, aus dem sehr einfachen Grunde, weil ihm jene Volksnatur fremd ist.

---

## Das russische Theater.

(Fortsetzung.)

### 6. Große Komödie.

Wir verstehen unter diesem Titel nicht die oben erwähnte französische Hofstun-Komödie, sondern das ausgedehntere, höhere Lustspiel, ungefähr im englischen, deutschen oder neufranzösischen Geschmack. Diese Gattung ist für die russische Bühne noch nicht stark bearbeitet worden, und wir kennen davon nichts anschaulich, das zu weiterer Erörterung aufriefe \*).

---

\*) Der Verfasser schmeichelt sich keinesweges, ganz in die russische Literatur eingeweiht zu seyn. Er kennt hauptsächlich nur das Laufende. Man wird es ihm also verzeihen, wenn

## 7. Große Oper.

Wir machen aus dieser, immer mehr in Verfall kommenden, Gattung hier eine besondere Rubrik. Die ausländischen Theater pflegen die älteren Meisterwerke ihrer Nation in diesem Geschmack zu Zeiten noch zu geben, aber beynahе als antiquarische Merkwürdigkeiten. Neues, im strengen Opernstyl, erscheint wenig mehr. Vom russischen Theater ist diese Gattung, außer in Uebersetzungen, so viel wir wissen, fast ganz verschwunden; die größere Operette nimmt, wie beynahе überall, ihre Stelle ein.

## 8. Schauspiele.

Dramen, Schauspiele im deutschen Geschmack, von den Franzosen eine Zeitlang, komisch genug, comédie larmoyante (wässeriges Feuer!) genannt, sind durch Uebersetzungen auf dem russischen Theater so häufig geworden, daß die Schriftsteller kaum Zeit gehabt haben, eigene zu verfertigen, nämlich in sofern Werke dieser Art nicht schon unter den rührenden Nationalstücken aufgezählt sind. Indessen fehlt es nicht ganz daran. Besonders gehören zwey Liefen, zwey Stücke unter dem Titel Lisa (russisch weniger unedel als Lise), hieher. Wir denken über diese und andere vielleicht

---

ihm manches entgehen sollte. So lange aber, bis ganz un-  
terrichtete, nicht bloß Titelzählende, Schriftsteller das Aus-  
land darüber vollständig belehren, wird es erlaubt seyn,  
wenigstens so viel zusammenzutragen, als man weiß.

in Zukunft etwas zu sagen, da wir kürzlich nichts dergleichen gesehen haben.

### 9. Tragödie.

An älteren tragischen Stücken, besonders im stockfranzösischen Geschmack \*), ist die russische Literatur reich, nicht so an neueren. Jene finden heutzutage wenig Publikum. Eins der besuchtesten Stücke der neuesten, tragischen Muse ist: Dmitrii Douškoj, — bekanntlich Vernichter, oder Schwächer, der tatarischen Herrschaft; ein Stück, das, durch manches Zeitinteresse, bey seinen ersten Darstellungen doppelten Eingang fand. Wir nehmen uns die Freyheit, es im Detail zu beurtheilen.

Der Stoff, wengleich kein rein = tragischer im Sinn mordlustiger Aesthetiker, ist einer der interessantesten und reichhaltigsten der russischen Geschichte; ja selbst eine schlichte Erzählung der Begebenheit versetzt schon in hohe Rührung. Der Verfasser ist größtentheils der Geschichte gefolgt;

---

\*) Der Verfasser gehört keinesweges zu den Verächtern der französischen epo-tragischen Schule. Er glaubt vielmehr, daß andere Nationen sehr viel daraus lernen und nehmen können. Aber er ist auch überzeugt, daß ihr Daseyn hauptsächlich an die französische Sprache und einige andere Töchter der lateinischen gebunden ist. Die anderen sind zu rauh, zu wenig gewand, zu wenig Sprechsprache des höhern, wirklichen Lebens, um die französische Euade und Leidenschaftsmalerey, auf Kosten der höhern tragischen Sacheffekte, nachzuahmen.

er glaubte aber eines Knotens zu bedürfen, und läßt Dmitri und den Fürsten von Twer in Ksenia (Kenia), Fürstentochter von Nischnei, zugleich verliebt seyn. Ihr Vater hat sie auf dem Todtbette dem letzteren verlobt, aber sie liebt den ersteren. Das Fräulein kommt am Vorabend der Schlacht im Lager an, und dies giebt Gelegenheiten zu Zwistigkeiten zwischen Dmitri und dem von Twer. Die andern Fürsten, ohnedies nur schwer bewogen, gegen die Tataren zu ziehn, werden durch die heftigen Gesinnungen, die Dmitri während dieser Zänkerey äußert, zu Eifersucht bewogen. Sie fürchten, er möchte sich, statt der Tataren, die Obergewalt anmaßen, nehmen Partie gegen ihn, und er ist auf dem Punkt, ganz allein gegen die Tataren zu stehn. Indessen legt sich dieses Verhältniß (etwas zu leicht) so weit bey, daß sie alle gemeinschaftlich gegen die Tataren fechten, und nach erlangtem Sieg tritt der von Twer seine Braut an den verwundeten Dmitri ab. Diesen Stoff hat der Verf. in der schlechtesten, französischen Manier gegeben, den schon Voltair tadelt. Es ist nämlich sehr wenig Handlung im Stück, die Personen sprechen, ja wüthen Viertelstunden lang; kurz, man kann die Schöpfung schwerlich ein Trauerspiel nennen. Es ist eine Zusammenreihung von Heroïden und Elegien, jede so lang, bis auch kein Partikelchen von Stoff mehr vorhanden, und jede Sache schon vielmals mit veränderten Worten gesagt ist. Die Kom-

position im Ganzen, ja selbst die heftigsten Leidenschaften der Personen erscheinen daher kalt und gleichsam nur mit poetischem Ofenfeuer erwärmt. Man nimmt nicht Theil an den handelnden Charakteren, sondern nur an dem Inhalt ihrer beredten Gespräche; ja man muß oft Geduld und Muth auffrischen, um mit den Selbstbeschreibungen ihrer Leidenschaft auszdauern. Dagegen sind die Verse fließend, kräftig, und neben manchen französischen Reminiscenzen findet sich viel Neu- und Schöngesagtes.

Es ist vorerst die Frage, warum der Verfasser das große Interesse des Gegenstandes zu sehr in Schatten stellte und zu vieles an das Kleine, die Liebe, band? Sollte diese als Verschönerung eingeflochten werden, welches wir nicht geradezu bestreiten, so hätte doch der Knoten, wie es scheint, bloß durch die Eifersucht der Fürsten, schicklicher geschürzt werden können; ja in ihrer ganzen Schlichtheit hätte die Begebenheit ein sehr interessantes Nationalgemälde gegeben. Aber auch die Zulässigkeit der Verwicklung, wie sie der Verfasser gab, zugestanden: so ist diese Liebe doch ganz sonderbar behandelt. Erstlich ist sie viel zu heftig und allgegenwärtig. Am Tage vor einer Schlacht, die über Leben, Krone und ein ganzes Volk entscheidet, kann es keine solche Liebe geben, — es sey denn bey Thoren; sie fällt bey jedem verständigen Mann in den Hintergrund. Die unendlichen Zänkeren zwischen den Nebuhlern, ihre Invektiven, sind nicht bloß gegen ihre Fürstenwürde, sondern auch ermüdend. Es ist unglaublich, mit welcher Wegwerfung Dmitri seinen Gegner behandelt. Er nennt ihn ein unnützes Glied des Vaterlandes; ganz ohne Grund, da der Verfasser diesen Gegner, auf dessen Seite das Recht ist, am Ende so edel

macht, Ksenia freywillig abzutreten. Dadurch geräth Dmitri ganz in Schatten. Er ist statt des großen Mannes, durch Verfehlung, nur ein heftiger, rauher, egoistischer Fürst, der seinen wahren Charakter unter langen Tiraden über Patriotismus versteckt, die während diesen Zänkereyen sich ohnedies nicht sehr an ihrer Stelle finden; nämlich als Nebengefühle bey der herrschenden Leidenschaft, der Liebe, ausgesprochen, als Motive in einer Sache gebraucht, wo das Recht, die Procedur wenigstens, zweifelhaft ist, dabey nicht etwa in kurzen, dem Herzen entpreßten, Sätzen, sondern in Berstenlangen Deklamationen vorgetragen, werden diese patriotischen Gesinnungen oft einem bloßen Wortkram (verbiage) ähnlich. Leider! doch zum Glück nicht überall. Kein Wunder, daß die Fürsten diesen Dmitri mehr fürchten, als die Tataren; aber ein Wunder, daß sie am Ende doch mit ihm fechten, oder die Sache so weit gehn lassen, bis sie es, durch Umstände gedrungen, thun müssen. Ksenia erscheint auch unter ungünstigen Umständen. Ueber ihren Patriotismus geht nicht selten die Weiblichkeit verloren, und in ihrem Betragen gegen ihre beyden Liebhaber wird oft die Zartheit aufgeopfert, um allzulauten, leidenschaftlichen, ja halbwüthenden Ertasen Platz zu machen. Sie will zwar den Willen ihres Vaters erfüllen, aber dies mit so harten Aeußerungen gegen ihren zukünftigen Gemahl, mit so wenig verhaltener Vorliebe gegen Dmitri, mit so heftig ausbrechender Leidenschaft, daß man es dem Nebenbuhler beynahе verdenkt, sie zu lieben. Besser wäre sie gar nicht ins Lager gekommen, als um eine neue, handelnde, Dryseis abzugeben. In der Liebe muß das Weib still leiden; wenn es heldisirt wird, nimmt es so etwas von

einer verliebten Kantippe an. — Ueberraschend ist der so wenig vorbereitete Großmuthsanfall des von Twer. Wäre er doch lieber umgekommen, als den Helden des Stückes so zu beschämen! Dies heißt aber auch ein Stück durch einen bloßen Zufall schließen, denn so ein Impromptu von Großmuth ist nicht mehr als Zufall. Da fragt sich der Hörer immer: wie, wenn nun der Zufall nicht eingetreten wäre, wie kämen wir zu Ende und nach Hause? — Warum ist aber auch der Mann nicht schon vor der Schlacht so großmüthig?

Was den mechanischen Gang des Stückes anlangt, so kommen die Personen nicht selten wie gerufen. Der Anfang, mit einer vollen Fürstenversammlung, ist nicht gut gewählt. In jedem Theaterstück muß man, so zu sagen, von unten anfangen, durch Nebenpersonen vorbereiten, nicht den noch kalten Zuschauer mit einem Schlag in die Mitte des Hauptinteresses versetzen. Dies geht nur in Romanen an, wo man für die Phantasie ohne Sinne arbeitet. Auch das Ende ist nicht gut angelegt; auch hier zu viel Gespräch, zu wenig Handlung. Der Schluß muß immer rasch seyn, da will die Ungeduld selbst die schönsten Verse nicht mehr hören.

Die Kostüme waren so ziemlich, wie in andern altrussischen Stücken, und hätten vielleicht treuer seyn müssen. Sie veredeln auch hier die Personen nicht. Sehr löblich ist es, daß sich der Verfasser alles Spektakels enthalten hat; die Sache ist zu wichtig dazu.

Die Darstellung gelang im Ganzen sehr gut. Die russischen Akteure memoriren französisch, d. h. vortrefflich, und schonen keinen Fleiß, aber auch keine Lunge. Das Predigen und Wüthen ist auf dem russischen Theater nicht weniger zu Hause, wie

es auf dem deutschen war und zum Theil noch ist. Die gezwungene Feyerlichkeit fällt zuweilen ins Haupt = und Staatsaktionenwesen! Was aber jedem Ungewohnten besonders auffällt, ist die slavonisirende Aussprache der Schauspieler, zugleich mit einer allgemeinen Herunterpressung der Stimme verbunden. Mag das Slavonische immer als der Sanskrit des Russischen angesehen werden; aber sprechen wie der Priester vor dem Predigtbuche oder der Diakon vor dem Altar, sollte man auf den Brettern nicht. Nur die Gewohnheit kann es erklären, daß dies noch geduldet wird. Der Akteur muß reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Das Slavonische hat ohnedies was Grobes im Vortrag.

Herr Jakoblew, ein sehr braver Akteur, gab den Dmitri sehr kräftig, nur wüthet und slavonisiert er etwas zu sehr. Einigen Fürsten sah man's leider an, daß sie sonst Bedienten und Buffons vorzustellen gewohnt sind. Mlle. Semenof die ältere — doch von ihr müssen wir etwas mehr reden, da sie so viel verspricht! Mit einem vortrefflichen Außern verbindet diese Aktrice viel Talent fürs Tragische, sehr viel; aber sie ist noch jung auf den Brettern und — in der That. Möchte sie doch den Mund weniger voll nehmen und ihre Stimme nicht durchgängig zum Alt herabpressen! Dies ist eine fatale Stimme für Weiber, und nur höchst selten zulässig; also sollte Mlle. Semenof darin der beliebten, aber für manche ganz ungenießbaren, Madame K. nicht nachahmen. Möchte sie auch ein zu heftiges Händenspiel, das ewige ausspreizen der Arme, die allzugroßen Bewegungen und die gewaltsamen Attitüden vermeiden; sie schaden der Delikatesse, die ein Frauenzimmer auf dem Theater nie vergessen muß. Möchte sie die großen

Momente weniger perpetuiren, sich besser aufsparen und nicht bis zum Wüthen leidenschaftlich werden! — Thut sie das, so wird sie einst der Stolz der russischen Bühne; thut sie es nicht und folgt der Irrstimme des großen Publikums, dem man es mit der Leidenschaft nicht arg genug machen kann, weil es nur kalt Theil nimmt, — nun so wird sie vom Pöbel beklatscht und von den Verständigen belächelt werden.

Es ist schon gesagt, daß das Stück vielen Beyfall findet; er ist aber doch nicht so groß, als man nach Verhältniß der Häufung von Nationalinteressen erwarten sollte. Der träge Gang und die endlosen Haranguen, die ihm alle Verständige vorwerfen, sind ohne Zweifel die Ursache. Auch in diesem Stücke habe ich einigemal den sonderbaren Fall bemerkt, daß Leute manches Schiefe oder Ordinäre beklatschen, die sonst im französischen Theater, feinsühlend, das Schöne sehr richtig heraus hoben. So viel wirkt Vorliebe! — Uebrigens soll diese, vielleicht zu strenge, Kritik keinesweges gerechtes Verdienst rauben. Es ist gar schwer, außerhalb den Gränzen der Manier, ein gutes Trauerspiel zu machen, und das in Frage stehende ist, in vielen Hinsichten, gewiß ein verdienstvolles Produkt. Wir glauben aber, daß das Talent des Verfassers eher fürs Epische als fürs Dramatische gemacht sey.

(Der Beschluß folgt.)

### N o t i z.

Der Theaterauffatz aus Willna, von anonymen Hand, kann nicht aufgenommen werden. d. Red.

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t J u l y.

---

I.

S i n g e d i c h t e.

---

Pädagogenprüfung.

Wem's in den Adern braußt, wem die Galle, gereizt  
nur, in's Blut tritt,

Gehe der Pädagogie, gleich einer Bomb', aus  
dem Weg.

Doch wenn des Langohrs Geduld, des Weibes Tu-  
gend, die Sanftmuth,

Stoische Apathie auch Mutter Natur Dir ver-  
lieh:

O, da erfasse Du kecklich die Bombe; des edelen  
Mistes

Hast Du, der Bomben Gift schadlos zu machen,  
genug.

## Auf einen Geizigen.

(Aus dem Arab. des Ebn er-Rumi, bey Nuvairi.)

1.

In seines Maulthiers Bauch mögt' er den Roth  
Aufhalten; ihm ist bang', es könnt' ein Spatz  
Vielleicht ein Körnlein finden noch in ihm.

2.

Mit seinem Odem selbst fargt Iſa, wenn  
Er gleich ein Sterblicher, wie jeder, ist.  
Und, könnt' er's machen, würd' aus Sparsamkeit  
Er athmen nur aus einem Nasenloch.

## D e r T o d.

(Nach Owen.)

„Sage, was ist der Tod?“ so fragst Du mich; wenn  
ich es wüßte,  
Wär' ich gestorben. Drum komm, wenn ich gestor-  
ben, zu mir.

## A u f e i n M ä d c h e n.

(Nach ebendemselben.)

Schönheit gebar Dir Ruf; doch der Sohn ward Mör-  
der der Mutter  
Bald. Ein entehrender Ruf tilgte die schöne Gestalt.

## D a s L e b e n u n d d e r T o d.

(Nach ebendemselben.)

Wie zum Meere der Strom, so fließt zum Tode das  
Leben;  
Süß ist Lebensgenuß, bitter des Todes Pokal.

---

## II.

## B r a s i l i e n .

(Fortsetzung.)

Im Friedensschlusse zu Utrecht, im Jahre 1713, erhielt Portugal in Guyana jenseit des Amazonenflusses, — einer Gegend, die ihr bloß wegen der Sklavenjagd wichtig war, — den Amazonenfluß, das Meer und den Fluß Oyaper zur Gränze, und Spanien gab an Portugal die Kolonie St. Sakrament zurück, welches seit dieser Zeit äußerst wichtig durch den Schleichhandel wurde, den die Portugiesen aus Rio Janeiro mit Buenos Ayres trieben. Die Spanier suchten dem durch einen Vergleich vom 13ten Januar 1750 zu steuern, wodurch ihnen St. Sakrament, das Dorf St. Christoph und die Länder zwischen dem Tapura und Tsa, die beyde in den Amazonenfluß fallen, abgetreten wurden. Sie überließen dagegen an Portugal alle Ländereyen und Wohnplätze am östlichen Ufer des Uraguay von dem Fluß Tzikui, nebst dem Dorfe St. Rosa, und alle Dörfer am östlichen Ufer des Flusses Guarape. In beyden Reichen war man mit diesem Tausche mißvergnügt, vorzüglich aber waren die Jesuiten, deren Staat in Paraguay hiedurch zertheilt wurde. Endlich wurde doch der Vertrag 1757 ratificirt; von beyden Mächten aber wurden Truppen nach Amerika gesandt. Allein die

Guaranis, unzufrieden damit, daß sie an Portugal abgetreten werden sollten, griffen zu den Waffen, und dieß, mehr aber noch die Unzufriedenheit beyder Mächte mit diesem Vertrage, veranlaßte (im Jahre 1761) die Aufhebung desselben. Die Ueberzeugung, daß die Jesuiten die Guaranis zum Kriege gereizt, erzeugte jedoch einen lebhaften Haß gegen diesen Orden und beförderte seinen Sturz.

Bev dem zwischen Spanien und Portugal bald darauf ausbrechenden Kriege bemächtigte sich sogleich eine spanische Flotte der Kolonie St. Sakrament. Der Friede zu Fontainebleau von 1762 verordnete die Zurückgabe des Platzes, welche der Statthalter von Buenos Ayres verweigerte; und nun setzte sich eine, von dem allgewaltigen, portugiesischen Minister Pombal dahin gesandte Flotte mit Gewalt in den Besitz des Orts. Die Portugiesen hatten sich indeß noch auf einem andern Wege dem la Platafluß genähert. In der portugiesischen Hauptmannschaft St. Vincent, die diesem Flusse am nächsten liegt, hatte die aus Portugal abgesandte Kolonie von Verbrechern, dreyzehn Meilen vom Meer, in einer gesunden und fruchtbaren Gegend die Stadt St. Paul erbaut. Da man die Einwohner den Gesezen und der Ordnung unterwerfen wollte, suchten sie sich von aller Oberherrschaft loszureißen. Die feste Lage des Orts war ihnen hiebey günstig,

und sie wurden durch Verbrecher und Banditen aus allen Gegenden verstärkt, die nach einigen Prüfungen aufgenommen, bey dem Verdacht der Berrätherey oder der Neigung, sich zu entfernen, jedoch sogleich ermordet wurden. Die Paulisten vermählten sich mit Eingebornen, und an ein herumschweifendes Leben und kühne Unternehmungen gewöhnt, unternahmen sie öftere Streifzüge, um die Wilden als Sklaven davon zu führen; und hiedurch wurden auch die Guaraniß gezwungen, sich aus der Provinz Guayra, woselbst sie sich, auf den Rath der Jesuiten, niedergelassen hatten, zu entfernen und nach den Ufern des Uruguay zu ziehen. Jetzt spielten die Paulisten häufig selbst, als Jesuiten verkleidet, die Rolle der Missionarien, errichteten Kreuze, theilten unter die Wilden Geschenke aus; und wenn sie einen Haufen zusammengelockt hatten, so wurde er überfallen, gefesselt und in die Sklaverey geführt. Da aber die Paulisten, weil sie alle Menschen aus diesen Gegenden entfernten, hier keine Sklaven mehr rauben konnten, so wagten sie jetzt Streifzüge bis in die Gegend des Amazonenflusses, und man beschuldigt sie, mehr als eine Million der Eingebornen erwürgt zu haben. Viele fanden dabey ihr Grab, aber sie wurden durch Abenteuerer, entlaufene Neger und selbst Brasiliier ersetzt, und kamen endlich auf den Gedanken, den einträglichen Schleichhandel dem gefähr-

lichem Menschenraube vorzuziehn. Sie suchten sich deshalb, indem sie den Lauf verschiedener Flüsse benutzten, durch die nördliche Seite von Paraguay einen Weg nach Peru zu verschaffen. In der Nachbarschaft des Sees der Karayes entdeckten und bearbeiteten sie, obgleich die Spanier sich für die Herren des Bodens erklärten, die Goldbergwerke von Cunaba und Matto grosso. Im Besiz von Gold, wünschten sie sich nun auch dadurch Lebensgenuß zu erkaufen; hiezu war die Vereinigung mit einer europäischen Nation nothwendig. Sie näherten sich daher wieder den Portugiesen, wurden durch Nachsicht gewonnen, und da Ruhe und Genuß die Wildheit abstumpfte, so unterwarfen sie sich, seit 1730, wieder völlig an Portugal. Allein dieser häufige Schleichhandel, manche Beeinträchtigungen der Spanier und verschiedene Machtstreiche Pombals unterhielten die feindselige Stimmung gegen Portugal. Endlich kam diese zum Ausbruch; eine spanische Flotte bemächtigte sich am 23ten Februar 1777 des Forts und der Insel St. Katharina, und am 12ten Junius der Kolonie St. Sakrament. Letztere blieb den Spaniern durch den Friedensschluß vom 1sten Oktober 1777, die nun sogleich die Schleifung der Befestigungswerke und Füllung des Hafens beeilten. Seitdem blieb Brasilien in Ruhe; die wichtigsten Veränderungen, die es in neuern Zeiten in seinem Innern erlitt, erfolgten

durch Pombal im Jahre 1753, als er viele Ländereyen, die portugiesische Große mit wichtigen Vorrechten besaßen, in Domainen der Krone verwandelte und die bisherigen Besitzer durch Titel, Kommenden und Pensionen einigermaßen entschädigte. Im Jahre 1755 wurden alle Brasilier für frey und nebst allen freyen Negern und Mulatten, in dem nämlichen Sinn, wie die Portugiesen selbst, für Staatsbürger erklärt, keinen höhern Abgaben unterworfen, ihnen auch das Recht zu allen Aemtern und Würden ertheilt. Allein Pombal dachte sich hiebei die Menschen zu gut und vergaß, daß gewohnte Sklaverey und Unterdrückung abstumpft; daher gab die neue Gesetz der Nation keinen Schwung. Die Gouverneurs hatten nun zwar kein Recht, von den Einwohnern der Dörfer Abgaben zu fordern; allein das Recht zu Frohndiensten wurde dennoch von ihnen beybehalten, und von dem Charakter des Statthalters hing es nun ab, in wiefern diese mehr oder weniger drückend werden sollten. So blieb die Lage des Landes, worin jetzt nicht San Salvador, sondern Rio Janeiro als die Hauptstadt betrachtet wird. Jenes selbst ist in folgende neun Provinzen getheilt.

1) Para, die nördlichste aller Provinzen, enthält eigentlich das portugiesische Guyana. Die Hauptstadt ist Para, an der Mündung des Gran Para, der in den Amazonenfluß fällt. Sie ist

groß und blühend durch den Handel und hat einen schönen Hafen.

2) Maranchon, mit der Hauptstadt St. Ludwig.

3) Fernambucco; eine schöne blühende Provinz, mit der Hauptstadt Olinda de Fernambucco, die ein Bisthum, über hundert Zuckermühlen und eine Klingensfabrik enthält. Den schönen Hafen deckt die Festung St. Georg, und die Ausfuhr besteht aus Zucker, Häuten und aus Fernambucco oder Färbholz.

4) Bahia, mit der Hauptstadt gleiches Namens, oder San Salvador, unter  $12^{\circ} 11'$  südlicher Breite. Der Hafen ist vortrefflich und wird durch vier Schloßer geschützt. Eins davon liegt auf einer Insel, das andere auf einer Landspitze, und zwischen beyden müssen die neuankommenden Schiffe ihre Anker fallen lassen. Unbequem im Verhältnisse zum Hafen und dem Handel ist die Lage der Stadt auf einem steilen Berge, der selbst in den Straßen keine Fuhrwerke gestattet, und das Aus- und Einladen der Schiffe geschieht daher durch Krähne oder durch Negerflaven. Die Stadt selbst ist bloß mit einigen Schanzen umgeben, würde aber, nach ihrer hiezu vortrefflichen Lage, gehörig befestigt, fast unüberwindlich seyn. Die Häuser, deren Zahl auf zweytausend angegeben wird, sind aus Stein gebaut, — die öffentlichen Gebäude prächtig, zum Theil

mit europäischem Marmor geschmückt. Die Zahl der Einwohner wird auf zwanzig-, von andern auf vierzehntausend Weiße und dreyimal so viel Neger angegeben. Unter dem Erzbischof stehen sechs Bischöfe, und der Handel ist hier äußerst wichtig.

5) Rio Janeiro, mit der Hauptstadt gleiches Namens, oder eigentlich St. Sebastian de Rio Janeiro, unter  $22^{\circ} 20'$  südlicher Breite. Den vortrefflichen Hafen bildet die Mündung des Flusses, den die beyden Forts St. Cray und St. Jean decken. Die Stadt enthält über dreyßigtausend Einwohner und die Münze für Brasilien. Sie ist die Hauptstadt des ganzen Landes und der Aufenthalt des Statthalters. In dieser Provinz liegt auch die Katharinen-Insel, worin ein ewiger Frühling herrscht. Sie ist nur sieben und zwanzig Meilen lang, und ihre höchste Breite beträgt sechs Meilen. Nach einigen werden hierunter italienische Meilen verstanden, deren jede nur tausend geometrische Schritte oder 1760 Ellen lang ist. Sie liegt vom  $27^{\circ} 35'$  bis  $28^{\circ}$  südlicher Breite und  $49^{\circ} 45'$  westlicher Länge von London. Ihre Lage ist nicht hoch, ihr Boden Gartenerde und die Vegetation so üppig, daß das zwischen hohen Bäumen emporgeschossene Gezäuch die Wälder undurchdringlich macht. Aber diese starke Vegetation erzeugt, durch ihre Ausdünstungen, Nebel, die nur die Sonne und Winde

vertreiben. Ueberdem werden die Fremden den Tag über durch Mückiten, nach Sonnenuntergang durch Sandflöhe gepeinigt, die kaum dem bloßen Auge sichtbar sind, deren Biß aber Beulen und ein heftiges Jucken erregt. — Die Insel hat ihren eigenen Statthalter und ein Fort deckt den Hafen. Die Küsten wimmeln von Fischen, auch gedeihen dort beynah alle europäische und amerikanische Gewächse und Baumfrüchte. In den Wäldern giebt es eine kleine Art wildes Rindvieh, dessen Fleisch aber nicht wohlschmeckend ist; unter dem zahlreichen wilden Geflügel sind auch Fasanen.

6) St. Paul. In dieser Provinz liegt St. Vincent, eine der ältesten portugiesischen Kolonien, und St. Paul, das eine, nur von wenig Orten zugängliche, sehr feste Lage hat, merkwürdig als Wohnsitz der vorhin angeführten, durch Menschenraub und Schleichhandel berühmten, Paulisten. Diese sechs Provinzen liegen längs der Seeküste; die drey übrigen, östlichen, erstrecken sich vom 319ten Grade westlicher Breite bis zum 334sten, und nehmen in der Mitte Brasiliens jene hohe Ebene ein, auf der alle Flüsse entspringen. Auch werden diese Provinzen das Land der Bergwerke genannt. Es sind folgende:

7) Minas Geraes, mit der Hauptstadt Villa Rica am Flusse Guibac, der sich in den Parana ergießt, in der Nachbarschaft reicher Goldberg-

werke, und daher zum Theil von den Anbauern derselben bewohnt.

8) Goyas, mit der Hauptstadt Villa Boa; und

9) Matto grosso, worin der Flecken Villa Bella der wichtigste Ort ist.

Alle Provinzen stehn unter einem Vicerönig; jede Provinz aber hat ihren eigenen Statthalter. Diese müssen zwar die gemeinschaftlichen Verordnungen des Vicerönigs befolgen, sind aber auch zum Theil unabhängig, weil sie geradeaus mit dem Hofe durch Vorschriften und Berichte, in Betreff ihrer Provinzen, in Verbindung stehn. Sie werden gewöhnlich auf drey Jahre ernannt, aber häufig bestätigt und können, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, von jedermann verklagt werden. Die Finanzen jeder Provinz werden vom Statthalter, mit Zuziehung von vier obrigkeitlichen Personen, verwaltet. Jeder Bezirk hat seinen Gerichtshof, der den Statthalter bey Hofe verklagen kann. Die Appellationen gehn an die höhern Gerichtshöfe nach San Salvador und Rio Janeiro, in wichtigern Fällen an den Hof. In den Provinzen Para und Maranhon gingen die Prozesse sogleich in zweyter Instanz nach Portugal. Der Vicerönig ist der Vorsitzer eines Kriminalgerichts, welches über Verbrechen dieser Art im ganzen Lande entscheidet. Alle Reisebeschreiber stimmen in ihren Nachrichten über die schlechte und kostbare Justiz und die hier ins Weite ge-

triebenen Ränke der Advokaten überein. Die Inquisition wurde in Brasilien nie eingeführt; aber viele Geistliche übersandten ihr Nachrichten nach Portugal, und wurden hiedurch so manchem nachtheilig.

Die Einwohner Brasiliens bestehen aus drey verschiedenen Menschenracen. Zu der weißen gehören die Portugiesen und Kreolen. Die letzteren, von weißen Eltern in Amerika erzeugt, sind dort nicht häufig, weil nur wenig portugiesische Frauenzimmer nach Brasilien gehn. Die Vornehmen wählen daher Eingeborne oder Negerinnen zu Maitressen, und die Aermereu — zu Weibern. Dies hat wieder ein seltenes Gemisch von Farbe und Physiognomie zur Folge. • Der Weiße mit einer Negerin erzeugt den Mulatten; dessen Abstammung im ersten Gliede heißt Terceron, im zweyten Quarteron, dann folgt der Oktavon, der einen völligen Weißen erzeugt. Der Kreole erzeugt mit einer Amerikanerin den Mestiz, und dieser den Kastiz. Der Stolz der Europäer aber macht, daß man alle diese farbige Menschen als eine geringere Gattung betrachtet. Der vornehme Portugiese und Kreole, der immer nur mit Menschen seines Standes umgeht, ist in der Regel gebildet, höflich und bescheiden; dagegen aber der große Haufe, der, um schnell reich zu werden, aus Portugal nach Brasilien ging und seinen Zweck erreichte, desto anmaßender und ungesitteter. Ueberhaupt

glauben diese Menschen sich durch Stolz und Luxus auszeichnen zu müssen. Dieser wird besonders bey den in Brasilien seltenen Gastmahlen und auf den Straßen zu San Salvador sichtbar. Hier, wo die steilen Straßen kein Fuhrwerk gestatten, lassen sich die Reichen in blauen, mit Frangen umgebenen, Hängematten, die Serpentinaen heißen, von Negern tragen. Der Getragene liegt auf einem Kissen von Sammet, oder stützt sich darauf, und über seinem Kopf ist eine Art von Himmel mit seidnen Vorhängen umgeben. Diese werden häufig aufgezo- gen, und die, welche sich begegnen, grüßen sich nicht allein, sondern halten oft lange Unterredungen. Die Träger stoßen alsdann eine Stange in die Erde, die sie zu diesem Zwecke mit sich führen. Diese ist unten mit Eisen beschlagen und hat oben eine Gabel von Eisen, worin die Stange gelegt wird, an welcher die Hängematte befestigt ist. Silber- und Goldstoffe, auch Tressen sind in Brasilien verboten; diejenigen, welche dennoch den höchsten Luxus treiben wollen, schmücken ihre Sklaven mit Gold und farbigen Steinen und erscheinen öffentlich in Begleitung vieler Sklaven. Das weibliche Geschlecht wird strenger als in Portugal beobachtet, und der Eifersüchtige rächt sich nicht selten durch Gift oder Dolch.

Die Kreolen und die reichsten unter den farbigen Menschen werden des höchsten Stolzes und

selbst der Grausamkeit beschuldigt, weil sie seit ihrer Jugend von Sklaven umgeben sind und über diese mit Strenge zu herrschen gewöhnt werden. Diese Negersklaven selbst haben einen sehr verschiedenen Charakter. Die, welche man bloß zum Luxus und zur Bedienung braucht, lernen alle jene Laster kennen, wozu der Müßiggang rohe Menschen verleitet; da hingegen diejenigen, welche sich mit Arbeit beschäftigen, oft gute Naturmenschen bleiben. Diese Sklaven werden nicht allein zum Acker- und Bergbau gebraucht; sondern auch der wohlhabende Handwerker kauft sich Neger und unterrichtet und braucht sie in seinem Gewerbe. Viele erhalten die Freyheit und werden wohlhabend, gewöhnlich aber alsdann hart gegen ihre Untergebenen, weil sie sich selbst an die Strenge erinnern, womit sie vormals behandelt wurden und immer, was sie selbst erlitten haben, für noch schwerer achten, als alles, was sie andern zufügen können; die Eingebornen aber werden von ihnen, wegen der geringern Körperkräfte, mit Verachtung behandelt. Die Brasilier sind, je mehr sie landeinwärts wohnen, ihren alten, vorher beschriebenen, Sitten treu geblieben; hingegen, mit den Portugiesen vermischt, haben sie vieles von den Sitten der letzteren und das Aeußere der katholischen Religion angenommen. Und dieses religiöse Band, so wie die häufigen Heyrathen, nebst der portugiesischen Sprache,

die hier, wenngleich durch manche Dialekte verstümmelt, im Allgemeinen gilt, vereinen die durch Farbe und Gestalt so sehr von einander abweichenden Menschen zu einem gemeinschaftlichen Volk. So wenig Krankheiten übrigens diesem gesunden Himmelsstrich eigenthümlich sind, und so leicht es dagegen wird, hier eine Familie zu ernähren; so schwach ist doch, bey der geringen Fruchtbarkeit der eingebornen Frauen, die Bevölkerung. Folgendes genaue Verzeichniß liefert eine Uebersicht davon.

Bevölkerung Brasiliens.

In der Provinz	Weisse.	Neger od. freye Mulatten.	Indianer.
Para . . .	4,128	9,919	34,844
Maranhon .	8,993	17,844	38,937
Fernambucco .	19,665	39,132	33,728
Bahia . . .	39,784	68,080	49,693
Rio Janeiro .	46,271	54,091	32,126
St. Paul .	11,093	8,987	32,126
Minas Geraes	35,128	108,406	26,075
Gojas . . .	8,931	34,104	29,622
Matto Grosso	2,035	7,351	4,335
Summa .	176,028	347,914	281,486

Nach dieser Angabe würde folglich Brasiliens ganze Bevölkerung aus 805,428 Personen bestehen; allein dies Verzeichniß, wengleich das vollständigste, das wir bisher besitzen, scheint dennoch unrichtig zu seyn. Wenn wir die ungeheure Einfuhr' der Neger betrachten, die doch größtentheils noch als Jünglinge oder junge Männer eingekauft werden, und im Durchschnitt die Einfuhr, die von den Jahren 1770 bis 1780 jährlich 16,300 Menschen betrug, nur auf 8000 Menschen jährlich annehmen; wenn wir ferner annehmen, daß in fünf und zwanzig Jahren, die in Brasilien erzeugten Kinder der Neger mitgerechnet, noch die Hälfte der Eingeführten übrig ist; so müßte schon hiedurch Brasiliens Bevölkerung in diesem Zeitraum um 100,000 Menschen steigen. Und wenn wir annehmen, daß nur durch den vierten Neger eine Familie entspringt, so müßte das Land in jedem Jahrhundert 200,000 Familien gewinnen. Wenn wir ferner erwägen, daß jährlich eine Menge von Menschen, um ihr Glück zu machen, von Portugal nach Brasilien kommt, daß beständig mehrere Brasilier an bleibende Wohnsitze gewöhnt werden, und das Land einen so dauerhaften Frieden genoß; so geräth man in Versuchung, diese Liste bloß für eine Aufzählung der männlichen Seelen, vielleicht selbst mit Ausnahme der Unerwachsenen, zu halten. Auf jeden Fall aber muß, da diese Liste schon einige zwanzig

Jahre alt ist, sich die Bevölkerung ungemein in diesem Lande vermehrt haben, worin die Natur alles zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse darbietet.

Die Savannes oder Wiesen sind mit einer Menge von Kräutern bedeckt und liefern vortreffliche Viehweiden. Weizen und Roggen gehen zu sehr ins Stroh, und werden daher wenig gebaut; Mais oder türkischer Weizen ist das vorzüglichste Getreide. Der Reis könnte, bey einiger Sorgfalt, leicht angebaut werden. Das Zuckerrohr ist größer und saftiger, als im ganzen übrigen Amerika. Kaffee wird in den nördlichen Provinzen, besonders um Para herum, gebaut. Zimmtbäume sind aus Ostindien in die Gegend von San Salvador verpflanzt und gedeihen vorzüglich. In der Gegend von Para wachsen der Kucherri und Pekuri wild. Die Früchte des ersteren gleichen den Muskatennüssen, die des letzteren den Gewürznelken. Der Sapiera und Vermiatico liefern vortreffliches Zimmerholz, der Guiteba und Kommisserie sehr gutes Schiffsbauholz, welches noch die Eichen übertreffen soll. Es giebt auch verschiedene Arten gesprenkeltes Holz, welches, so wie das Holz des rothen und schwarzen Mongrovs, zu Tischlerarbeiten vortrefflich ist. Das Brasilienholz wächst im ganzen Lande, das vorzüglichste in der Provinz Fernambucco. Der Baum, der es liefert, hat die Größe

der Eichen und auch so viele Nefte. Seine Blätter sind klein, halbrund und glänzend grün; seine wohlriechenden, rothen Blüthen gleichen den Mayblumen. Der höckerige, krumme und ästige Stamm gleicht dem Weißdorn. Die Rinde ist sehr dick; das äußerst harte Holz nimmt eine schöne Politur an, wird aber vorzüglich unter dem Namen Fernambuc zum Rothfärben gebraucht. Dieser Baum gedeiht auch im trockensten Boden, selbst auch unter Felsen. Der Kokosbaum wird angepflanzt; eine kleine Gattung mit dickschaligen, kleinen Nüssen wächst wild. Aus dem Gipfel dieser Gattung wachsen lange, schwarze und dicke Fäden, woraus Taue gemacht werden, die weit dauerhafter sind, als die, welche man aus Hanf zu drehen pflegt. Der brasilische Taback ist vortrefflich; die Einwohner sind die stärksten Tabacksbraucher. Die vorhin angezeigte wilde Kokosnuß, worin eine Handvoll Taback geht, dient ihnen zum Pfeifenkopf, und ein langes Rohr statt des Mundstücks. Die Saffaparille, ein blutreinigendes Arzneymittel, ist die Wurzel einer in sumpfigen Gegenden am Meeresufer wachsenden Pflanze, deren Stengel sich um alle nahe Gegenstände schlingt. Die Ipekakuanha ist eine Wurzel, die ein leichtes Brechen erregt und auch als ein auflösendes und ruhrstillendes Mittel gebraucht wird. Der Balsam von Copaiwa kömmt aus den nördlichen Gegenden Brasiliens in vorzüglicher Güte, und wird durch Einschnitte

aus dem Copaiwab Baum erhalten, dessen Holz sich auch durch seine hochrothe Farbe auszeichnet. Die Vanille ist die Frucht einer Winde, die in den felsigen Gegenden des nördlichen Brasiliens wächst, und es werden die langen, schmalen, äußerst wohlriechenden Schoten vorzüglich zur Würzung der Chokolade gebraucht. Das Hauptbestandtheil der letzteren, der Kakao, ist die Frucht eines in Brasilien größtentheils wildwachsenden, hin und wieder auch angebauten, Baumes. Rechte westindische Baumwollenstauden sind selten, dagegen aber drey Gattungen der Baumwollenbäume einheimisch, deren Baumwolle, nach Raynal, die levantische übertrifft und der ostindischen nahe kommt. Der Indigo, dessen Kraut bekanntlich eine treffliche blaue Farbe liefert, wird, ungeachtet er erträglich gedeiht, von den nachlässigen Portugiesen nur wenig angepflanzt.

Die vorzüglichsten der inländischen Baumfrüchte sind: die Jenipah, einem kleinen Kürbiß ähnlich; sie hat ein Fleisch mit einem scharfen, aber wohlschmeckenden und gesunden Saft. Die Soursoy, von der Größe eines Menschenkopfs, mit einer halb gelben, halb grünen, harten und hockerigen Schale, enthält, bey vielen schwarzen Samenkörnern, ein sehr saftiges, wohlschmeckendes Fleisch. Die Arisab ist eine grüne, birnenförmige, einer sauern Kirsche an Geschmack ähnliche, Frucht. Auch die kleine, rothe Petango ähnelt

einer Kirsche, ist aber auf der einen Seite platt, und enthält auf der andern fünf Furchen. Von der Merikasah sind zwey Gattungen, von der Größe einer Graupe, mit sehr wohlschmeckendem Fleisch. Ihr gleicht der auf der einen Seite rothe, auf der andern weiße Mungaroo; und der Musterran de Avo ist eine Nuß, die inwendig in dem Fleische noch einen Kern hat. Viele der europäischen Früchte sind hieher versetzt. Die Steinfrüchte, vorzüglich Pfirsichen und Aprikosen, gedeihen vorzüglich; dies gilt auch von den Granatäpfeln, Drangen, Citronen und Feigen. Die mehresten Bäume haben hier das ganze Jahr hindurch Blüthen und Früchte. Der Weinstock, mit einiger Sorgfalt beschnitten, liefert das ganze Jahr hindurch Trauben von seltener Süße; aber der daraus gekelterte Wein soll sich nicht halten, wozu zum Theil schlechte Vereitung und Behandlung das Ihrige be trägt. Von amerikanischen Gewächsen gedeihen Ananas, Pisang, Bananen, Yamö, Potatoes; außerdem europäische Rüben, Kohlgewächse, Bohnen, Zwiebeln und Salatkräuter.

L. v. Baczkó.

(Der Beschluß folgt).

## III.

Ueber Frankreichs Heere von 1792 bis 1808.

(Fortsetzung.)

Forderte in neuern Zeiten der Drang der Umstände, gegen die Natur des neuen Systems, eine Hauptschlacht: so bedienten sich die Franzosen, bey dem Bewußtseyn, daß sie auf dem Plaze schlecht manövrierten, zweyer Hauptmittel, nämlich die feindliche Linie zu umgehen oder zu sprengen. Beydes ist wieder nur durch die Ueberzahl möglich. Man kann den Feind umgehen, wenn Mannschaft genug da ist, seine Fronte zu beschäftigen, indeß man ihn überflügelt. Im offenen Felde soll er dann auf mehreren Seiten zugleich fechten. Dies ist unmöglich, und so erliegt er der Ueberzahl. Steht er in einer festen Stellung, so muß er sie verlassen; denn da sie nicht ins Unendliche fortläuft, so hat sie irgendwo ihre Gränze, und diese Gränze umgeht ein durch Zahl überlegener Feind.

Er kann sprengen. Durch seine Ueberzahl kann er die ganze feindliche Fronte in Athem halten, und dennoch auf den einzelnen Punkt, den er für den schwächsten erkennt, die Mehrzahl seiner Macht anwenden. Die dünne Linie muß einer dicken Kolonne, die gewaltsam auf sie eindringt, unterliegen; diese findet sich jetzt der ersten im Rücken und in den Flanken, und die gesprengte

Linie ist zugleich umgangen. Allerdings geräth die sprengende Kolonne bey diesem Manöver zwischen zwey Feuer, und sie wäre verloren, wenn sie schwach wäre und bloß defensiv verführe. Aber sie attackirt, sie ist stark, sie muß siegen. Der General, der die Ueberzahl und Kühnheit genug hat, wird sich stets dieses Mittels bedienen; es ist so unfehlbar, daß er den Sieg und die Vernichtung des feindlichen Heers voraus sagen kann, wie die Franzosen mehrmals gethan haben. Wer Truppen genug hat, um die entstehenden Lücken sogleich auszufüllen, und entschlossen genug ist, sie immerfort von neuem zu ergänzen, muß am Ende durchdringen. Dazu erfordert diese dicke Kolonne, die mit größerer Gewalt auf einen schwächeren Punkt wirkt, nicht die Präcision, die eine ausgedehnte lange Linie in ihren Bewegungen beobachten muß; darum muß sie dem Franzosen, der viel zu wenig an Genauigkeit gewöhnt ist, um so willkommner seyn. — Auf eben diese Weise wird eine Brücke forcirt.

Dieser beyden Hauptmanövers haben sich die Franzosen unzähligemal bedient. Sie umgingen bey Fleurus, Hondscott, Montonotte, Placenza, Hohenlinden und Ulm; sie sprengten bey Lodi, Arcola, Marengo, Donauwörth, Auerstadt. Welches auch die Modifikationen seyn mögen, die man bey diesen Methoden angebracht haben mag; so ist die Basis immer dieselbe: Ueber-

zahl, Leichtigkeit der Bewegung, Energie im Ausführen.

Daß die Ueberzahl zu allen Siegen der Franzosen beygetragen, ist so gewiß, daß man kaum eine einzige Schlacht wird nennen können, die sie bey gleicher Stärke mit dem Gegner gewonnen hätten. Die officiellen Berichte erwähnen nie ihrer geringeren, selten einer gleich großen Zahl. Dagegen weiß man, daß sie jedesmal Truppen genug hatten, daß sie, nach ihrem eigenen Geständniß, durch frische Mannschaft den Ausschlag geben konnten, da ihre Gegner stets nur eine und dieselbe Anzahl im Feuer hatten. Man erinnere sich nur der Schlacht bey Marengo und Desairs Ankunft mit seinem Korps. Beständig aber haben die Franzosen verloren, wenn die Mehrzahl nicht auf ihrer Seite war. Daß gestehen selbst die französischen Schriftsteller ein, unter andern Dumas und der General Servan. So war ihr Feldzug gegen die Oestreicher und Russen das ganze Jahr 1799 hindurch unglücklich. So verloren sie die Schlacht bey Novi, trotz ihrer vortheilhaften Stellung. Die Folge ist auch sehr natürlich, daß, da die alte Schultaktik der Gegner Frankreichs durch das neue System unwirksam geworden, beyde Theile also in dieser Rücksicht gleich sind, die Ueberzahl ein Gewicht gewinnen muß, das sie vormals nicht hatte.

Es wird hiedurch eben nicht behauptet, daß

die Masse allein den Franzosen ihre Ueberlegenheit verschafft hat, sondern vielmehr ihre Art, sich derselben zu bedienen. Es mögen sogar Epochen angeführt werden, wo diese Ueberzahl nicht in die Augen fiel, wie 1796 und 97 in Italien. Aber wenn dies auch für einzelne Gefechte erwiesen wäre, so ist doch klar, daß die Mehrzahl nicht nach einzelnen Momenten, sondern für das Ganze der Kampagne auf dem ganzen großen Kriegstheater zu berechnen ist. Dazu handelten ihre Generale immer im Geiste dieses Systems, mit dem Bewußtseyn, daß ihr Menschenverlust geschwinde ersetzt werden würde. Sie ersetzten durch Schnelle, was ihnen an numerischer Zahl abging, und dadurch fanden sie sich an dem Punkte des Angriffs gewöhnlich überlegen. So wurden Beaulieu, Wurmsfer, Aloinzi, einer nach dem andern, jeder mit dem ganzen französischen Heer in besonderm Gefechte, geschlagen. Aber es ist auch wahr, daß, da das Direktorium in seinem tollen Dünkel die Rekrutirungen des Heers damals versäumt hatte, Frankreich dadurch an den Rand des Verderbens gerieth. Die unglückliche Kampagne 1799 war die Folge dieser strafbaren Nachlässigkeit.

Man würde sich sehr irren, wenn man das Waffenglück der Franzosen ganz, oder zum Theil, ihrer Geschicklichkeit in der kleinen Taktik (dem Exerciren und Manövriren) zuschriebe. Die Elemente dieser Kunst sind bey den Franzosen genau,

wie bey andern Heeren; sie müssen es seyn, weil ihre Waffen dieselben sind. Die Franzosen haben weder Lanzen, noch Pfeile, noch Schilde. Sie bedienen sich weder des Phalanx, noch der Legion, noch des gallischen Keils, nicht einmal der neuen Folarischen Kolonne. Sie ordnen sich in Regimenter, Bataillons und Kompagnien; sie stehen drey Mann hoch, die größten Leute vorn und an den Flanken; sie stellen sich in Reihe und Glied, sie machen rechts- und linksüm, so wie halbe Schwenkungen; sie deplojiren und rücken zusammen, brechen ab und marschiren in Schlachordnung; kurz sie haben dieselben Schul-Evolutionen, wie alle übrigen. Ihr Exercier-Reglement von 1791, das 1805 mit geringen Modifikationen von neuem vorgeschrieben wurde, beweist dies zur Gnüge; denn es enthält genau alle die Vorschriften, die unter der königlichen Regierung gegeben waren, und die Veränderungen betreffen nur einige Formalien.

Zufolge dieses Reglements soll der Rekrut lernen: die mancherley Marschschritte, sich auf einem Bein im Gleichgewicht zu halten, die Brust heraus, den Bauch herein, die Schultern herunter zu halten, mit den Füßen in dem vorgeschriebenen Winkel auswärts zu stehn. Alle diese Kleinlichkeiten, die die erfahrensten Taktiker für unbrauchbar zum Krieg erklären, herrschen auf dem Exercierplatz, so unbequem, so schwierig, so unanwendbar

sie seyn mögen, bey den Franzosen so gut, wie bey allen andern. Er soll ferner lernen: im ersten Gliede bey dem Feuern aufs Knie zu fallen, rechts und links sich zu biegen, um den dort stehenden Feind zu treffen, schief vor sich hin zu marschiren und den Kopf nach der andern Seite zu richten. Von allen Dienstübungen wird keine einzige im Felde gebraucht; denn so wie der erste Schuß fällt, hört alles Kommandiren auf, bey den Franzosen und bey jedem andern Heere. — Folglich ist es nicht die kleine Taktik, die dem Franzosen seine Siege errungen hat.

Auch betrachtet er sie nur als Mittel zu einem höheren Zweck, als Behikel, Ordnung und Einheit bey dem Heere zu erhalten und dem Kommandirenden strengen Gehorsam zu verschaffen. Im Ganzen wird auch nicht sehr genau auf sie geachtet. Der französische Soldat ist der schlechtest-exercirte von allen. Seinen geraden Linien, seinen Bewegungen fehlt alle Präcision. Dies fällt selbst dem Nichtkenner auf. Entsteht Unordnung dadurch, so wird der Fehler schnell und in der Stille verbessert. Man sieht auf das Ganze, auf Geschwindigkeit, und ahndet den Mangel an Pünktlichkeit nicht. Wie sollte der französische Soldat sich auch diese eigen machen können? Nach zwey, drey Wochen wird der Konscribirte zur Armee geschickt; ein großer Theil sogar den Augenblick, da er sein Gewehr erhalten hat. Daher besteht die

Armee in zweydrittel Rekruten, die oft nie eine Flinte in Händen gehabt haben. In der That, wozu auch die Plackerey des Exercierens? Der neue Soldat lernt leicht, sich nach seinem Nebenmann richten, er fühlt seinen Arm links und rechts und macht seine Bewegungen nach. Es ist genug, wenn ein Drittel das Kommando und die dazu gehörige Bewegung praktisch kennt; die übrigen beyden Drittel folgen von selbst dem Impuls, und geschickte Unterofficiere und Officiere sind da, und wachen über das Ganze. Am Ende braucht der Soldat auch nicht mehr, als die Veränderung der Linie in die Kolonne, und dieser wieder in die erste, zu verstehen, weil alle militärische Bewegungen darauf hinauslaufen. Er muß also die vier Kommando's kennen, welche die vier möglichen Richtungen, in denen sich der Mensch bewegt, angeben. Dies ist zu allen Evolutionen auf dem Schlachtfelde, die der Schulpflichtigkeit nicht bedürfen, genug.

---

Die Revolution bildete die Leute zu dem neuen System. Von jeher betrachtete der Franzos sein Vaterland und seine Nation als die ersten in der Welt. Seine Erziehung muß dies Vorurtheil bestärken, denn fast nie erstreckt sich sein Unterricht auf andere Länder und Völker. Und nun schrieb man ihm ohne Aufhören zu, sein Land solle von

Fremden verschlungen, seine Nation von der Erde vertilgt werden! So verstärkte man die alte Anhänglichkeit des Franzosen an sein Land, und benannte sie Vaterlandsliebe, — die Nothwendigkeit, der drohenden Vernichtung entgegen zu wirken, Freiheitsliebe, und exaltirte in ihm jene Sinnesart, den Ueberrest der Ritterzeit, sein point d'honneur, Ehrliche genannt. Mit solchen prunkenden Worten trieb man ihn ins Feld. Man überredete ihn, er weihe sich freywillig dem Kampfe für das Vaterland, und erwerbe sich das größte Verdienst um dieses und um die Menschheit, und dieses Verdienst könne durch kein Opfer zu theuer erkauft werden. Der Soldat müsse alles dulden, allem entsagen können. Berge erklettern, Abgründe hinunter klimmen, das Geschütz mit seinen Armen ziehn, es auf den Armen fortschleppen, Flüsse durchschwimmen, unbekleidet bivouakiren, ohne Schuhe forcirte Märsche machen und ungespeiset sich schlagen; das sey das Handwerk des Kriegers. Und diese Grundsätze lernte er üben durch den Drang der Umstände und das Drohen des Terrorismus. — Den so gebildeten Soldaten erhielt die neue Theorie aus den Händen der Revolution.

Bei alle dem waren Freyheit und Gleichheit dem Soldaten Worte ohne Sinn. Wo jeder sich frey dünkt, geht jeder seinen eigenen Weg, und jede Einheit ist unmöglich. Der Soldat fühlte

dies so sehr, daß zu derselben Zeit, da in Frankreich jede Idee von Ordnung und Regel verschwunden war, die Heere laut Disciplin forderten, und der General kein Zutrauen hatte, welcher sprach: Behalte deinen Hut auf und nenne mich Du! Der Freyheitschwindel hat die Armee nie begeistert.

Was sie begeistert und begeistern wird, ist der Kriegsrühm. Unter dem Jakobinismus, Terrorismus, Moderantismus, Republikanismus, Imperatorismus ist der Soldat derselbe geblieben. Dieser unveränderliche Charakterzug macht das innere Wesen des Franzosen und stempelt ihn zum gebornen Krieger. Auch schlägt er sich heute unter einem Kaiser, wie im Jahre 1792 unter Robespierre. Daß diese Militärehre mit der Moral nichts zu thun hat, daß sie, als an sich gleichgültige Triebfeder, zum Guten, wie zum Bösen, genutzt werden kann, versteht sich übrigens von selbst.

Die ganze Naturanlage des Franzosen unterstützt seine Tauglichkeit zur Theorie des Unmöglichen. Sein leichter Muth, der Schwierigkeiten nicht achtet, sein Eigendünkel, der ihn an dem Erfolg nie zweifeln läßt, die glückliche Laune, die den Ereignissen die angenehme Seite abzugewinnen weiß, die Gewandtheit, sich in alle Umstände zu schmiegen, seine Lebendigkeit, sein Ungestüm, der ihn zu stetem Wechsel treibt, körperliche Gelenkigkeit, sein natürlicher Menschenverstand, seine

Anlange zur List: — alle diese Naturgeschenke eignen ihn ganz vorzüglich für die leichte Taktik, die seine Generale erfanden. Sie gefällt dem Franzosen, weil sie ihm Gelegenheit giebt, sich, bis auf den untersten Soldaten herab, im Partialkampfe zu zeigen, zu dem ihn seine Geschicklichkeit in körperlicher Uebung und im Fechten, die Neigung zu Duellen, und die Ehre, die er hierin sucht, vor andern Hang einflößt.

Auf alle diese Anlagen baute die Revolution das neue System, und befestigte es durch alle die Mittel, die ihr zu Gebot standen, durch Hoffnung und Furcht, durch Belohnung und Strafe. Sie hatte die Vorrechte der höheren Stände vernichtet; der verdiente Soldat schwang sich jetzt zum Officier und zum General hinauf; die den Vertheidigern des Vaterlandes versprochene Milliarde, die Belohnungen in Geld, in Ländern, in Würden in neuern Zeiten, — welch ein Feld für den Ehrgeiz und den Eigennutz! Dagegen bedrohte die Guillotine das Haupt jedes Generals, der einen erhaltenen Befehl nicht erfüllte, einen vorgeschriebenen Plan nicht ausführte. Hatte der Heilsausschluß befohlen, eine Schlacht zu gewinnen: so blieb keine Wahl übrig, als zwischen Sieg und Schaffott. Darum ging Jourdan 1793 viermal über die Sambre, und würde noch einmal so oft hinübergewandert seyn; denn er hatte Befehl, Charleroi zu nehmen und bey Fleurus zu siegen. So

kräftige Maaßregeln brachten den Armeegeist empor, und er wird bleiben, so lange ihn die Regierung zu nähren weiß; durch Einheit des Handelns, durch einen kraftvollen Impuls von oben herab und durch gelehrige Unterwerfung des Niedern.

Man lachte über die französische Disciplin in Hannover, die vollständige Indisciplin, — über die Subordination, die Insubordination schien. Sie hat sich furchtbar an den Deutschen gerächt; denn im Grunde ist sie noch die im siebenjährigen Kriege. Umsonst versuchten der Duc de Choiseul und der Graf St. Germain Stock und Spießruthe einzuführen; sie tasteten dadurch den Nationalcharakter an, und bereiteten die Neigung zur Revolution vor. — Man kann die französische Disciplin in die höhere und niedere zerlegen. Alles, was sich unmittelbar auf die Kriegsführung und deren Erfordernisse bezieht, gehört zu der erstern, und die Vergehungen dawider bestraft der Militärkoder der Franzosen, der strengste unter allen, mit dem Tode. Wer seinen Posten verläßt, die Parole vergißt oder verwechselt, wer vor dem Feinde dem Obem nicht gehorcht, wird fusilirt. Die niedere Disciplin ahndet Fehltritte im Detail des Dienstes, der äußern Haltung, der regulativen Ordnung, der persönlichen Führung; sie werden mit Milde, mit einer Liberalität bestraft, die andere Heere nicht kennen.

Die französische Armee kennt weder Stock noch

Spießruthen, noch Steigriemen; sie weiß von keiner körperlichen Züchtigung, und sie bedarf ihrer nicht, denn die oberste Triebfeder, die sie leitet, ist ihr Ehrgefühl. Fehlt der Soldat, so straft man ihn durch Beschämung, durch Verweis, durch Kränkung seiner Eigenliebe. Er muß in der Mütze, mit umgekehrtem Stock in Reihe und Glied treten, oder mit geschultertem Gewehr, die Kolbe oben, hinter dem Korps hergehn. (Diese Strafen schienen den Deutschen kindisch und lächerlich; sie kannten den Franzosen und seine Ehrliebe nicht.) Noch schwerer erträgt der Franzose den Verlust seiner Freyheit; Hausarrest, Arrest in der Wache, Gefängniß sind die Gradationen dieser Strafe. Wo es kein Drittes zwischen Ehre und Schande giebt, da bestimmen die französischen Kriegsartikel den Tod. — Alle diese Anordnungen müssen auf das Ehrgefühl des Soldaten eine starke Wirkung ausüben; auch hört man selten oder nie von Raub oder Diebstahl, den er, zur Zeit der Ruhe, in der Garnison oder an seinen Kameraden beginge. Er plündert und verheert im Rausche der Kampfglut; aber nach geendetem Gefecht ist er sanft und mild, und es ist selbst bey den Deutschen zum Sprichwort geworden, „es sey leichter, drey Franzosen im Quartier zu haben, als einen Deutschen.“

Der französische Soldat ist stolz auf seinen Stand; er verlangt Achtung und giebt sie, dem sie gebührt. Der Officier, bis zum General

hinauf, betrachtet den Gemeinen, wie den Gefährten seiner Arbeiten; er nennt ihn Kamerad und „Sie“ (vous). Er theilt mit ihm alle Gefahren und Entfagungen, fo wie die Ehre; die Distanz ift nur für die Dienfpflicht. Der Officier marschirt zu Fuß, wie der Soldat, trägt feine Effekten auf dem Rücken; ift der erfte im Feuer, der letzte im Rückzuge. Und dann erhält er Gehorfam, wenn er im Gliede fteht, denn fein Beyfpiel gebietet; und außer dem Gliede, wo alle gleich find, Achtung. Mit derfelben Achtung behandelt er den verdienten Soldaten, und man hat Beyfpiele, daß der Officier, außer dem Dienft, mit einem braven Gemeinen den Ehrenkampf nicht verweigert hat. Dagegen aber, wenn bey irgend einer Veranlaffung, durch die Schuld Einzelner, der Armee plötzlich eine große Gefahr, wohl gar ihre völlige Auflöfung droht: fo legt der Officier felbft Hand an den Schuldigen. Den vor dem Feinde Fliehenden, den unzeitigen Plünderer, den Widerspenftigen, den Meuterer ftoßt er auf der Stelle nieder. Ein folches Beyfpiel wirkt ftärker auf die Wiederherftellung der Ordnung, als alle Kriegsgerichte. — So ftützt fich die Disciplin, wie die Taktik der Franzofen, auf ihren Nationalcharakter; fie ift eine praktifche Kunst, wie jene, durch den Drang der Ereigniffe erzeugt, durch ihn gebildet; und beyde wirken gegenseitig mit Kraft auf einander, beyde in ihrer Vereinigung bilden das neue Kriegssystem.

Es ist nicht aus dem Kopf eines Einzigen entsprungen, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters. Carnot ahndete es, und legte den Grund dazu. Die Umstände, eine Reihe militärischer Proben und die Erfahrung mehrerer Jahre haben es ausgebildet. Wie die Noth das französische Heer zwang, zum erstenmal zu bivouakiren: so dachte noch niemand daran, daß daraus ein wesentlicher Bestandtheil des Kriegssystems, vorzüglich der Winterkampagnen, werden sollte. Wie die französischen Soldaten halb nackt zu Felde zogen, wußte man noch nicht, daß das System der Requisitionen künftig alle Kleidungsmagazine unnöthig machen würde.

Dies System hängt auch nicht an einem oder mehreren Köpfen, nicht an dem Leben eines Generals, und wäre er das Staatshaupt selbst. Ungeachtet es noch immer in keine feste Theorie gebracht ist, so lebt es in dem Heere, von dem General an bis zum Soldaten herab. Eine Menge von diesen kennen es, und pflanzen es fort durch Tradition, durch Beispiel. Sehr viele wissen von keinem andern, sind mit ihm wie amalgamirt, und erwarten mit ihm zu leben und zu sterben. Es wird dauern, so lange man seiner bedürfen, so lange man es zu nutzen wissen wird.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es nicht noch sehr sollte vervollkommenet werden können. Noch sind so viele Einrichtungen aus dem alten System übrig, die mit dem neuen in Widerspruch

stehen. Noch immer beschäftigt sich die Dressirung des Rekruten mit Stellungen, mit Bewegungen einzelner Glieder; Dinge, die nur auf der Parade nützen. Noch sind die Bewegungen ganzer Theile des Heeres, der Pelotons, Bataillons 2c. nicht nach dem Geiste des neuen Systems abgeändert. Noch ist keine Verbesserung für das Deplojiren, die Formirung der Kolonnen, die Veränderungen der Fronte eingeführt, noch keine Beschleunigung, keine Vereinfachung im Aufstellen der Schlachtordnung und im Abbrechen. Alte, zum Theil langweilige und unsichere Methoden sind beybehalten, und neuere, bessere, zum Theil schon bey andern Heeren eingeführte, nicht aufgenommen, z. B. das Marschiren in der Diagonallinie, die mancherley Flankenbewegungen.

Eben so viel ist noch an der Equipirung des Soldaten auszusetzen, die noch ganz so ist, wie sie vor der Revolution war, die Farbe abgerechnet. Die Infanterie hat das mindest = militärische Ansehen unter allen europäischen Truppen. Der Rock ist lang und weit, wie der Rock eines Spießbürgers, und hat nichts von dem eleganten Schnitt der Soldatenuniform anderer Mächte. Die Schöße hängen unnütz bis auf die Wade herab, und der Ausschnitt vorne läßt den Unterleib allen Eindrücken der Witterung ausgesetzt. Der dreyeckige Hut hindert, mit seinen Spitzen, in Reih und Glied und schützt nicht vor Wind und Regen. Seine

Weste hat noch die alten Schöße, seine Unterkleider die alte Kürze, seine Gamaschen gehen zugeknöpft bis ans Knie, und an den Füßen hat er Schuhe, wie unter den Königen. Der Grenadier trägt die schwere Pelzmütze, die durch ihr Gewicht und ihre Höhe dem Kopfe, dem ganzen Körper jede freye Bewegung raubt und den Regen stromweise auf sein Gesicht herabschüttet. Zur Auszeichnung tragen Musketiere, Grenadiere und Unterofficiere den unnützen Säbel an einem Schultergehänge. Die Kanoniere, Dragoner, alle Truppen mit Uniform, sind wie die Infanterie, nur in andern Farben, gekleidet. Die Kavallerie ist indeß mit mehr Sorgfalt und Eleganz equipirt, vorzüglich Husaren, Dragoner und Chasseurs. Aber nirgends ist wohl der Reiter schlechter beritten und dressirt. Er sitzt übel zu Pferde und nicht fest in den Steigbügeln. Allen aber fehlt genaue Einförmigkeit in Form und Farbe, und in der Garnison folgt jeder gar in dem Anzuge seiner eigenen Grille. Die Mannschaft in der Infanterie hat kein Ansehn, und selbst die im ersten Gliede hat nicht mehr als die mittlere Menschengröße. Da die Soldaten indeß durch die Konscription gestellt werden, so ist dieß nicht anders möglich; auch besiegten Ludwig XIV. und Friedrich II. mit solchen Leuten alle ihre Feinde. Die Kavallerie wird aus den Konscribirten nach der Größe ausgesucht, und die ganze Garde, zu Pferde wie zu Fuß, der Kern aller

Truppen, macht in Ansehung der Größe und Haltung freylich eine große Ausnahme von den Uebrigen. Um desto mehr irrten die, die von ihnen auf die ganze Armee schlossen.

Was in allen diesen Ueblichkeiten Fehlerhaftes, Lästiges, Ueberflüssiges ist, wird vielleicht im Frieden zu verbessern seyn, bis das Einzelne mit dem ganzen System vollständig harmonirt, von dem Aeußeren des Anzuges an bis in das innerste Wesen der Heerorganisation. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es eine doppelte, sehr verschiedenartige, Taktik giebt: die höhere für den Krieg, die Strategie; die niedere für den Frieden, Exercierkunst. Beyde verlangen, allem Anschein nach, von einander verschiedene Reglements. Man wird das Peloton- und Bataillonfeuer, dessen Werth bloß in der Einheit des Knalls besteht, für die Paraden lassen, und im Felde das Heckfeuer, oder noch besser, das willkührliche anweisen. Eine Menge Handgriffe, Kommando's und Evolutionen, die für das Feld nicht taugen, werden ausgemerzt werden. Man wird dem Soldaten leichtere, bessere Flinten geben, vielleicht wird man ihn genau zielen lehren, wie den Jäger; bey der Reiteren wird vielleicht die Zahl der Feuergewehre, mit der er behangen ist, vermindert werden u. s. w.

Ist die kleine Taktik im Frieden durchaus nothwendig, um Müßiggang und Lüderlichkeit zu verhindern, um den Soldaten zur Subordination,

zum strengen Gehorsam zu gewöhnen; so müssen die Franzosen freylich auch diese mehr ausbilden, denn bisher konnten die Soldaten des kleinsten deutschen Fürsten den Franzosen hierin als kaum erreichbare Muster mit Recht erscheinen. So sind für das Exercieren zwar in den Reglements alle Handgriffe und Bewegungen in ihren einzelnen Theilen vorgeschrieben; aber in der Uebung werden diese einzelnen Theile, nach dem Kunstausdruck, *es camottirt*. Da die Franzosen ohne Flügelmann exercieren, so giebt das Kommando bloß den Anfang des Handgriffs der Bewegung; die Dauer beyder, und folglich der Moment, wo sie vollendet sind, hängt von der Willkühr, von der Gewandtheit jedes Einzelnen ab. Sie sollen so geschwinde, wie möglich, gemacht werden. Mehr wird nicht gefordert, und es erhellt hieraus, wie wenig die schulgerechte Gleichförmigkeit dabey erreicht werden kann.

Der große Friedrich schuf die Kunst, Waffen zweckmäßig zu bewegen, und übte sie, die Dauer seiner Kriege durch, als ein Meister. Wie ihn im Frieden die Umstände zwangen, eine große Armee auf den Beinen zu erhalten, ließ er sich zu einem kleinlichen Detail herab und organisirte den geschäftigen Müßiggang auf den Paradeplätzen. Gewöhnliche Menschen begriffen ihn schlecht, sie nahmen die Nebensache für das Hauptwerk, den Exercierplatz für das Schlachtfeld. Ueber das

Studiren einer künstlichen Theorie vergaßen sie, was für die Uebung von Nutzen seyn möchte. Je vollkommener die friedsame Kunst wurde, desto fremder wurde die Kriegskunst den Chefs. Die niedere Taktik tödtete die höhere, die Wissenschaft des Korporals verdrängte die Kunst der Heerführer; man vergaß Friedrichs Strategie und glaubte, der Meister im Exercieren könne gegen Meister im Dirigiren der Massen zu Felde ziehen.

---

Da das Kriegssystem der Franzosen auf ihre ganze Nationaleigenthümlichkeit gebaut ist, so folgt daraus von selbst, daß ein Volk mit einer ganz andern Eigenthümlichkeit jenes System nicht durch Nachahmung erreichen könne. Die Ueberzahl allein, z. B., wenn sie nicht durch das Genie geleitet wird, würde nur das Schauspiel der Kriege zwischen Perser und Griechen, zwischen Türken und Russen, erneuern. Um ihre Leichtigkeit zu erhalten, schrieb ein östreichisches Reglement 1805 den Officieren bis auf die Zahl der Lächer und Strümpfe vor, die sie mit sich führen sollten und nahm ihnen die Reitpferde; aber diese Vorschriften konnten die Unfälle nicht abhalten, die die Monarchie bis in ihre Grundfeste erschütterten. Fast in allen Heeren sind einzelne Anordnungen getroffen, die den, von den Franzosen gegebenen, Impuls verrathen. Ob sie nützlich seyn werden, hängt von der Individualität der Nation ab, die sich durch

keine Reglements umschaffen läßt. Wie der Stocß die französische Heere auflösen würde; so mag es wohl Heere geben, die ohne ihn nicht würden zusammengehalten werden können. Was dort das Ehrgefühl wirkt, wirkt anderwärts vielleicht die Furcht. Der General, wie der Soldat, müßte innigst überzeugt seyn, daß zwischen Dienstpflicht und Tod es kein Mittleres gebe. Auf eine andere Nationalität muß ein anderes System gegründet werden.

Eine solche Nationalität ließe sich dann wohl noch finden. Sollte es keine Nation geben, die ihre alten Sitten und Gewohnheiten unangetastet erhalten und eine Sprache hätte, die von allen andern gänzlich abweiche; eine Nation, die es fühlte, daß sie sich selbst genug seyn könne, die im Besitz eines alten Krieg Ruhms und der Siegesgewohnheit wäre, und ihren kriegerischen Sinn durch den Reiz einer dem Verdienten sicheren Erhebung und Belohnung belebt sähe; eine Nation, die ihrem Souverain ansgezeichnet anhinge und eine unbeschränkte Unterwürfigkeit unter seinen Befehlen bewiese; die eine eigene, ungemischte Religion hätte und an ihr mit unerschütterlichem Glauben hänge? Eine solche Nation hätte eine große Masse Individualität, und was ließe sich nicht für ein Gebäude darauf auführen! Das Religionsgefühl allein, das den Menschen von der Erde zum Himmel hinaufreißt: sollte es nicht einen eiteln Sinn für Ehre

überwältigen können? — Auf so eine ganz verschiedene Nationalität müßte auch ein ganz verschiedenes System gebaut werden, das außerordentlich wäre, um das Außerordentliche bekämpfen zu können, das unbekannter Wege, unerhörter Mittel sich bediente, um das Unbekannte, das Unerhörte zu besiegen. So schlugen die französischen Waffenlehrlinge disciplinirte Armeen durch die Neuheit ihrer Kampfmanier, und sie selbst mußten vor noch Unerfahreneren, wie jene selbst, vor den Bendeer Bauern, flüchten. Die republikanischen Taktiker eroberten Batterien mit dem Bajonett, die Bendeer Taktiker nahmen sie gar mit Stöcken ein. Was diese leisteten, war eine noch höhere Theorie des Unmöglichen, zur Wirklichkeit gebracht, als der Republikaner sie kannte.

Sage man doch ja nicht, alle Wege sind betreten, alle Mittel erschöpft. Der menschliche Geist ist unerschöpflich in seinen Hülfquellen, wie er in sich unendlich ist. Nur eine neue Methode werde erfunden; sie wird siegreich seyn, wie es jede neue Methode war. Die Elephanten des Pyrrhus, die leichte Reiterey der Parther, die wilden Schwärme germanischer Völker besiegten den kriegserfahrenen Römer. Das preußische System führte das schnelle Feuern ein, und alles wich vor ihm; die Franzosen wissen diese Kunst zu entbehren und siegen durch andere Mittel. Diese Mittel, deren sie sich bedienen, ihnen noch vergrößert entgegen-

sehen, ist kaum thunlich. Wollte man z. B. die Zahl der Krieger, des Geschützes, noch vermehren; so müßten künftig ganze Nationen die Schlachtfelder betreten und alles Metall in Feuerschlünden verwandelt werden. Das Genie wird andere Mittel zu finden wissen, wenn es die Noth gebietet, im Kriege, und dadurch der Wohlthäter der gesammten Menschengattung werden, die eine bessere Zukunft nur durch den Krieg erringen kann. — Einige dieser Mittel lassen sich abnden, und liegen zum Theil nahe genug. So läßt sich nach dem preußischen schnellen Feuer und dem französischen wenigen Feuer noch ein sicheres, gut gezieltes Feuer denken. Die Armee, die ein solches Feuer zuerst sich zu eigen machte, müßte nothwendig die Oberhand gewinnen. So läßt sich eine leichte, flüchtige Kavallerie denken, die der französischen flüchtigen Infanterie sich entgegenstellte und ihr überall zuvorkäme. So ließe sich Infanterie, die sich mit der Reiteren auf diesen Pferden fortbewegte, denken; eine solche Vereinigung zwey ganz verschiedener Armeetheile müßte einen großen Effekt haben. So ließe sich das Bajonett — — doch nein! Möge vielmehr diese Waffe nie vollkommener und durch sie der Thierkampf zwischen Mann und Mann wieder eingeführt werden, den die Erfindung des Schießpulvers verdrängte!

---

## IV.

Einige Briefe der Kaiserin Katharina der  
Zweyten \*).

Von der Kaiserin an den General en Chef  
Grafen Bruce.

Graf Jakob Alexandrowitsch!

Ihr Schreiben von 25sten April erhielt ich gerade, als der letzte Kourir abgefertigt ward. Ehegestern kam der Graf Falkenstein in Kaidack an. Sobald ich dieses erfuhr, stieg ich ans Ufer, setzte mich in meinen Wagen und fuhr auch dahin; unterdessen kam er auch schon zu mir, wir begegneten uns auf freyem Felde, sprangen beyde aus unseren Wagen, umarmten uns, setzten uns in meine Kutsche und jagten hieher. Morgen gehts

---

\*) Russisch erschienen unter dem Titel: Переписка Императрицы Екатерины II. съ разными особами. Сп. Петербургъ 1807. 10 $\frac{1}{2}$  Bogen. 8. (d. h. Korrespondenz der Kaiserin Katharina II. mit verschiedenen Personen.) Es befindet sich darin auch der Briefwechsel der Kaiserin mit dem General: Feldmarschall, Grafen Rumianzoff, von welchem schon die Pet. Monatschrift, 1805, und der russische Merkur einige Uebersetzungen lieferten; allein außerdem enthält diese Sammlung mehrere, bis dahin noch ungedruckte, Briefe. Manche darunter sind bloße Handbilletts oder Befehle an verschiedene Gouverneure; die interessantesten darunter sind die, während ihrer Reise nach Laurien, an den damaligen Generalgouverneur in Moskwa, Jeroplin, geschriebenen Briefe. Diese theilen wir hier mit, überzeugt, daß alles, was uns an die große Frau erinnern kann, unsern Lesern willkommen sey. Möchte

nach Chortiz und von da nach Cherson. Ich bin gesund; leben Sie wohl! Habe keine Zeit.

Aus Kaidack, den 8ten May 1787.

Ekatharina.

Von der Kaiserin an den Oberbefehlshaber in Moskwa, General en Chef Seropkin.

(Aus Berislawl, welches in der Ursprache Kiskermen hieß\*), den 12ten May 1787.

Peter Dmitrijewitsch!

Wir sind alle gesund und glücklich mit dem Grafen Falkenstein hier angekommen und hoffen, mit Gottes Hülfe, morgen Nachmittag Cherson zu erreichen. Es ist sehr gut und nützlich, dieses Land hier mit seinen eigenen Augen zu sehn. Man

---

doch irgend jemand die ganze, gewiß sehr ausgebreitete, Korrespondenz der Kaiserin sammeln, und sie mit sorgfältiger Auswahl und beygefügtten Erläuterungen dem Publikum mittheilen können! Ich sage: „Erläuterungen;“ denn dieser bedürfen in der That mehrere, sonst sehr interessante Briefe, da sie Anspielungen enthalten, die nur solchen Personen bekannt seyn könnten, welche sie ihres nähern Umgangs würdigte und die aus dem kleinen geistreichen Zirkel hergenommen waren, wo sie, die Last der Regierung auf einige Augenblicke vergessend, sich nur selbst lebte. — B. B. der Brief der Kaiserin an den Grafen Stackelberg. Ehr.

\*) So nannten die Tatern den Ort. Anfänglich hieß er Nivopol, nach dem Namen der Erbauer aber, Miletopol, weil er von milesischen Griechen erbaut seyn soll. Die alten Russen nannten ihn Beloi Beshe. Ehr.

hatte uns gesagt, daß wir hier eine, den Menschen ganz unerträgliche Hitze antreffen würden; im Gegentheil haben wir hier eine warme Luft, abkühlende Winde, eine überaus angenehme und wahre Frühlingswitterung. — Die Steppe freylich hat keine Waldung, aber der Boden ist vortreflich und so beschaffen, daß sich, ohne viele Mühe, alles auf demselben hervorbringen läßt. Es hieß, sie sey Wasserlos, und wir haben überall kleine Bäche und kleine Flüsse gesehn, an welchen auch bereits schon in nicht geringer Anzahl Wohnungen erbaut sind. Vergleicht man dieses Gouvernement, welches vor dem Rainardsischen Frieden noch nicht existirte (die Kraise, Elisabethgrad, Kremenschuk und Voltawa ausgenommen), mit dem St. Petersburgischen, wie es sechs oder zehn Jahre nach dessen Besitznahme beschaffen war, so denke ich, daß hier alles, wengleich mit Anstrengung, doch mit weniger Kosten und geringerer Kraftäußerung als dort, hervorgebracht wird und gedeiht. Der Nutzen wird sich mit der Zeit zeigen, wie bey allen großen Unternehmungen, deren Vortheile niemals sogleich dem großen Haufen einleuchten. Das St. Petersburgische Gouvernement trägt den achten Theil der Reichsrevenüen, existirt nun vier und achtzig Jahr und der Hof hat daselbst seinen Aufenthalt. Laßt sehen, was nach kurzer Zeit die hiesigen Häfen eintragen werden! — Noch ist zu bemerken, daß die Bewohner hier alle, ohne

Ausnahme, ein lebhafteres und gesünderes Aussehn haben, als die im Kiewschen; sie scheinen auch arbeitsamer und thätiger zu seyn. — Alle diese Anmerkungen und Betrachtungen schreibe ich Ihnen absichtlich, damit Sie, bekannt mit denselben, an seinem Ort und zu seiner Zeit die lautere Wahrheit mittheilen können, um Vorurtheile zu widerlegen, die zuweilen stark in den Köpfen der Menschen wirken. — Alles oben Geschriebene kann nur Schwäche, Leidenschaft oder Unwissenheit abstreiten wollen. — Beendigen werde ich diesen Brief in Cherson und ihn von dort aus abfertigen.

Cherson, den 13ten May 1787.

Gestern Abend, um sechs Uhr, kamen wir in dieser Stadt an. Vor acht Jahren existirte dieses Kind noch nicht. Gleich anfangs fuhren wir durch steinerne Kasernen für sechs Regimenter, dann kehrten wir rechts und fuhren in die Festung ein, welche für sich abgesondert liegt, diesen Sommer völlig ausgebaut seyn wird und bey weitem besser ist, als die Kiew-Petscherksische. Innerhalb der Festung sind viele Militärgebäude völlig beendigt, viele der Beendigung nahe. Die steinerne Kirche ist schön. Wenn ich sage steinerne, so glauben Sie nur nicht, daß ich darunter Ziegelsteine verstehe. Hier kennt man keinen andern Stein, als

den, der aus der Erde gebrochen und sogleich zur Mauer gebraucht wird. Er ist härter, als der gewöhnliche Sandstein (Плишы) und nimmt keine Feuchtigkeit an. Aus der Festung führen wir nach der Admiralität, in welcher alle Magazine von Stein erbaut und mit Eisen gedeckt sind. Auf dem Stapel fanden wir ein Schiff von achtzig Kanonen, welches wir, wenn Gott Gesundheit schenkt, Sonnabend ablaufen lassen werden, so wie ein anderes von sechs und sechszig Kanonen und eine Fregatte von fünf und funfzig Kanonen. Diese Schiffe sind aus meiner Wohnung und aus dem Zimmer, in welchem ich Ihnen schreibe, zu sehen; und der Garten dieses Hauses liegt hart an der Admiralität und dem Berfte. Die Wohnungen der Kaufmannschaft, welche auf der anderen Seite liegen und gleichsam die Vorstadt ausmachen, habe ich noch nicht gesehn; man sagt aber, sie entsprächen den übrigen. Außer dem Militär ist hier viel Volk von allerley Sprachen, doch meistens Europäer. Ich kann sagen, daß meine Absichten in diesem Landstriche zu einer Höhe gebracht sind, die allerdings Lob und Dank verdienen. Die eifrigste Sorgfalt ist in allem sichtbar und man hat dabey geschickte Leute gewählt.

Nachdem ich alles dies niedergeschrieben, bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu sagen, daß ich so eben Ihren Brief vom 27sten April erhalten habe

und ihn besonders beantworten werde. Uebrigens  
verbleibe ich, wie stets, Ihre wohlwollende

E k a t e r i n a.

Von der Kaiserin an ebendenselben.

Bahtschisaray, den 20sten May 1787.

Peter Dmitrijewitsch!

Nachdem wir Cherson verlassen hatten, kamen wir noch den nämlichen Abend in Berislawl an; den andern Tag setzten wir über den Dnepr, näherten uns Taurien und nahmen unser Nachtlager in einer Redoute an der steinernen Brücke \*). Den folgenden Tag aber fuhren wir durch das Thor von Perekop und schiefen in dem Dörfchen Albar. Heute, nachdem wir über einige Berge, oder treffender zu sagen, über den Anfang derselben gefahren, sind wir gesund und glücklich hier angekommen. Die Witterung ist weder heiß noch kalt. Den morgenden Tag über verbleibe ich hier, und übermorgen gehts nach Sewastopol. Ich verbleibe Ihre wohlwollende

E k a t e r i n a.

N. S. Sehr wenig verstehn diejenigen den Werth der Dinge zu schätzen, welche die Wichtig-

---

\*) Ueber einen kleinen unbedeutenden Fluß, Kalantschik, der ins schwarze Meer fällt.

keit der Acquisition dieses Landes herabwürdigten. Cherson und Taurien werden mit der Zeit sich nicht nur bezahlt machen; sondern, und dessen kann man gewiß seyn, wenn Petersburg den achten Theil der Reichseinkünfte trägt, so wird dieses Land mit seinen Früchten, jenes unfruchtbare noch weit übertreffen. Man erhob seine Stimme gegen die Krimm, schreckte und rieth uns ab, es in Augenschein zu nehmen. Jetzt, da ich hier bin, suche ich vergebens nach den Ursachen eines so unüberlegten Vorurtheils. Ich habe gehört, daß Peter der Große, in Betracht Petersburgs, lange Zeit hindurch mit eben dergleichen Vorurtheilen zu kämpfen hatte; auch erinnere ich mich, daß jene Gegend niemanden gefiel, und diese hier ist doch in der That ohne allen Vergleich besser, und überdem noch verschwindet durch diese Acquisition die Furcht vor den Tartaren gänzlich, denen Bachmut, die Ukraine und Elisabethgrad noch jetzt in frischem Andenken sind. Mit diesen Gedanken, und erfreut, dieselben für Sie niedergeschrieben zu haben, gehe ich voll Zufriedenheit zu Bette. Mit meinen eigenen Augen hab' ich heute gesehen, daß ich meinem eigenen Reiche keinen Nachtheil zugefügt, sondern ihm den größten Vortheil verschafft habe.

An die Kaiserin, von dem Baron (nachmals Grafen) Stackelberg, der Zeit Ruffisch-Kaiserlichen Gesandten in Warschau.

Unterdessen ein anderer Baron im blauen Frack \*) seine Stimme mit dem feyerlichen Jubel vereinigt, welcher zu dieser, für Rußland so glorreichen, Zeit den Thron Ew. Kais. Maj. umgiebt, — kann ich nur aus weiter Entfernung meine Freude bezeugen; — ich, der ich doch auf meinen blauen Frack einen Kragen von dem Stoff Ihres Höchsteigenen Kleides trage, und in meinem Herzen HöchstIhren Ruhm innigst fühle! Wie schmeichelhaft ist es nicht, ein Unterthan Ew. Maj. — wie lächerlich hingegen, ein — — — zu seyn! — Das ist doch noch ein Friede! Ew. Maj. war es vorbehalten, gerade an dem Tage des Prutschen Friedens einen andern zu schließen, der Rußland zugleich mit HöchstIhrem eigenen Namen unsterblich macht. Für Katharinens Thaten giebt es keinen Geschichtschreiber! Der arme Greis Voltaire, der den Ruhm mit zwey neuen Posaunen versehen hat, wird HöchstIhnen wenigstens sechs in seinem Testamente vermachen, nach Verhältniß des großen Abstandes zwischen dem frommen Ritter Heinrich und der unsterblichen Katharina. Welch ein Beyspiel für HöchstIhren Sohn! —

---

\*) Der Baron Escherkassoff. Sie waren beyde zugleich Kammerherren gewesen.

Ich plaudere ohne Zusammenhang; doch so ist's in meinem Herzen. Eben so freudetrunken fühle ich mich jetzt, als einst in der Zarskoe-Zeloschen Eremitage, da alles um den Tisch herumtanzte. — Ew. Maj. darf man keine Langeweile verursachen: mithin also auch kein Wort von unsern läppischen Pohlen! Grämlich sehen viele von ihnen aus; aber ich werde sie nach Höchsthren Art strafen, das heißt, ich werde an dem nämlichen Ort, wo Ew. Maj. dem König die Krone gaben, welche von Höchsthnen jetzt befestigt worden ist, eine Fete geben, — eine Mascherade, eine Illumination, ein Feuerwerk, ein Souper, — und sie sollen mir so tanzen, wie Ew. Maj. ganz Europa nach Höchsthrem Willen tanzen lassen.

Von der Kaiserin an den Baron Stackelberg.

Ihr Schreiben vom 22sten July beweiset, daß Sie als wahrer und warmer Patriot Antheil nehmen an meiner und des blauen Barons, Ihres alten Freundes und Kammeraden, Zufriedenheit, welcher, ungeachtet seiner engen Verbindung und Aehnlichkeit mit Ihnen, bloß nur an Indigestion sterben kann; während Sie, wie bekannt, nach jener Welt von der Galle abgefertigt werden, welche Ihnen überlaufen wird, gewiß nicht ob

des Ruhmes unserer Nachbarn, sondern des Unglücks wegen, das Ihnen einst im Frühjahr zu Zarskoe-Zelo, da Sie sich zwischen der lutherischen Kanzel und der liebenswürdigen, rührenden Heldin vom Geschlecht der spanischen Romane — befanden \*).

Ihr Mitbruder spricht, ungeachtet seines Widerspruchsgeistes, vom Frieden kein Wort. Ihm ist es wohl ärgerlich, daß er an demselben auch gar nichts zu tadeln findet? Dieses ist uns Hellsehenden ein Beweis, daß der Friede gut sey. Freylich stopft derselbe vielen den Mund, die ihn sonst weit aufthaten, um gewisse, vermeinte Wahrheiten zu demonstriren. Einige Tage nach der Ankunft des jungen Grafen Rumianzoff mit dieser Nachricht, sah ich zu Dranienbaum das ganze diplomatische Korps und bemerkte wahre Freude nur am englischen und dänischen Minister; an dem östreichischen und preussischen — schon weniger. — Ihr Freund Branitzki sah wie der September aus. Spanien war erschrocken; Frankreich ging traurig, stumm, mit übereinander geschlagenen Händen vor sich allein herum; Schweden kann weder schlafen noch essen. Uebrigens waren Wir bescheiden und sprachen beynahe kein Wort vom Frieden: — was bedarf es auch von demselben zu sprechen, spricht er doch selbst für sich!

---

\*) Ganz unverständlich, und wörtlich übersezt.

Gott schenke Ihnen alles Gute, Herr Baron! Ihnen, Ihrer Familie und Ihrer Gattin. — Von ganzem Herzen wünsche ich, daß auch sie von so vielen liebenswürdigen Sprößlingen umgeben werde, als sich um meinen Thron befinden, der — sammt vierzehn — in den Zarskoe-Zeloschen Gärten lustwandelt. — A propos: dieser Gärten ich muß Ihnen doch sagen, daß Sie sie nicht wieder erkennen werden; so vieles habe ich in denselben verbessert und verändert.

Leben Sie wohl, Baron! Bleiben Sie stets gesund und dienen Sie mir allezeit so, wie Sie mir bisher gedient haben.

Katharina.

## V.

## Geschichte Zoto's.

(Fortsetzung des Bd. I. S. 309 abgebrochenen Romans.)

Ich war eben siebzehn Jahr alt und seit zwey Jahren Lieutenant, als unsere Bande genöthigt wurde, wieder nach dem mittäglichen Theile des Berges zu ziehen, weil ein neuer Ausbruch unsere gewöhnlichen Schlupfwege zerstört hatte. Nach vier Tagen kamen wir an ein Schloß, Namens Rocca Fiorita, Lehn- und Hauptsitz des Principino, meines Todfeindes.

Ich dachte kaum mehr an die Beleidigungen, die ich von ihm erlitten hatte; aber der Name dieses Orts erweckte meine ganze Rache wieder. Das muß Euch nicht befremden; in unserm Lande sind die Herzen unversöhnlich. Wenn der Principino in seinem Schlosse gewesen wäre; ich glaube, ich hätte es mit Feuer und Schwert zerstört. So begnügte ich mich, so viel Verwüstung, wie nur immer möglich, darin anzurichten; und meine Kameraden, die meine Gründe kannten, unterstützten mich bestens. Die Bedienten des Schloßes, die uns anfangs Widerstand leisten wollten, konnten doch dem guten Wein ihres Herrn nicht widerstehen, den wir in Strömen fließen ließen. Sie traten ganz auf unsere Seite und wir machten aus Rocca Fiorita ein wahres Schlaraffenland.

Dies Leben dauerte fünf Tage. Den sechsten

brachten mir unsere Spione die Nachricht, daß wir von dem ganzen Regimente von Syracusa angegriffen werden, und daß nachher der Principino mit seiner Mutter und mehreren Damen von Messina kommen würden. Ich ließ meine Leute sich zurückziehen; blieb aber selbst aus Neugierde in der Nähe des Schlosses, und verbarg mich in dem Gipfel einer dickbelaubten Eiche, am Ende des Gartens. Aus Vorsicht hatte ich unterdessen doch eine Oeffnung in die Mauer gemacht, um auf jeden Fall meine Flucht zu erleichtern.

Endlich sah ich das Regiment ankommen; es besetzte alle Zugänge rings herum und schlug sein Lager vor dem Schloßthor auf. Dann kam ein langer Zug von Säufsten mit Damen, und in der letzten der Principino selbst, auf einem Berge von Kissen gelagert. Er stieg mit Mühe herab, von zwey Kavaliern gestützt; eine Kompagnie Soldaten mußte vorausmarschiren, und als er endlich hörte, daß niemand von uns im Schloß geblieben wäre, zog er, mit den Damen und einigen Edelleuten seines Gefolges, in dasselbe ein.

Am Fuße meines Baums war eine frische Wasserquelle, ein Marmortisch und Bänke. Dieser Theil des Gartens war am sorgfältigsten verziert. Ich durfte daher voraussetzen, daß die Gesellschaft bald hieher kommen würde, und beschloß, sie abzuwarten, um sie in der Nähe zu sehen. Nach einer halben Stunde sah ich ein junges

Frauenzimmer sich nähern, das ungefähr von meinem Alter war. Nein, Engel können nicht schöner seyn! Der Eindruck, den sie auf mich machte, war so stark und so schnell, daß ich vielleicht von meinem Baume gestürzt wäre, wenn ich mich nicht mit meinem Gürtel angebunden gehabt hätte, was ich bisweilen that, um sicherer ruhen zu können.

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder; ihr ganzes Wesen kündigte die tiefste Schwermuth an. Sie setzte sich auf eine Bank, stützte sich auf den Marmortisch und vergoß einen Strom von Thränen. Ohne eigentlich zu wissen, was ich that, glitt ich von meinem Baum herab und stellte mich so, daß ich sie sehen konnte, ohne von ihr bemerkt zu werden. Bald darauf kam der Principino, mit einem Blumenstrauß in der Hand. Es mochte ungefähr drey Jahre seyn, daß ich ihn nicht gesehen hatte. Er war völlig ausgewachsen; sein Gesicht war schön, aber doch ziemlich fade.

Als das junge Mädchen ihn sah, drückte sie ihre Verachtung in ihrem ganzen Gesichte so deutlich aus, daß ich ihr im Herzen dafür dankte. Der Principino näherte sich ihr unterdessen, mit vieler Selbstzufriedenheit, und sagte zu ihr: „Sehen Sie dies Bouquet, theuerste Braut; ich geb' es Ihnen, wenn Sie mir versprechen, mir nie wieder ein Wort von dem kleinen Schurken, von Zoto, zu sagen.“

Das Mädchen antwortete: „Ich glaube, Prinz, Sie thun Unrecht, Ihren Galanterien Bedingungen vorauszuschicken; und übrigens, wenn ich auch nicht von dem herrlichen Zoto spräche, so würde Sie doch das ganze Haus von ihm unterhalten. Hat Ihnen nicht selbst Ihre Amme gesagt, sie habe nie einen so schönen Knaben gesehn, und Sie waren doch dabey?“

Der Principino sagte ihr etwas bitter: „Mademoiselle Sylvia, vergessen Sie nicht, daß Sie meine Braut sind!“ - Sylvia antwortete nichts; sie zerfloß in Thränen.

Dies machte den Principino wüthend; er schrie: „Verächtliche Kreatur, wenn Du in einen Banditen verliebt bist, so verdienst Du nichts, als dies“ — und mit diesen Worten schlug er ihr ins Gesicht.

Das Mädchen rief mit dem höchsten Schmerz: „Zoto, warum bist Du nicht hier, um diesen Niederträchtigen zu züchtigen!“ Sie hatte diese Worte noch nicht geendigt, als ich hervorsprang und zu dem Prinzen sagte: „Du mußt mich erkennen. Ich bin Bandit und könnte Dich niederstoßen. Aber aus Achtung für den Engel, der mich zu Hülfe gerufen hat, bin ich es zufrieden, mich mit Dir, nach der bey Euch Adelichen angenommenen Sitte, zu schlagen.“ Ich hatte zwey Dolche und vier Pistolen bey mir. Diese theilte ich in zwey Theile, legte sie zehn Schritte auseinander und

ließ dem Principino die Wahl. Aber der arme Sünder war ohnmächtig auf eine Bank gesunken.

Sylvia wandte sich nun an mich. „Braver Zoto,“ sagte sie, „ich bin von Adel und arm; ich sollte morgen den Prinzen heyrathen, oder in das Kloster gesteckt werden. Ich will weder eins noch das andere; ich will Dein seyn, mein Lebelang.“ Mit diesen Worten warf sie sich in meine Arme.

Ihr könnt leicht denken, daß ich mich nicht lange bitten ließ. Unterdessen mußte ich den Prinzen verhindern, unsere Flucht zu stören. Ich nahm einen Dolch und nagelte ihm, mit Hülfe eines Steins, die eine Hand an die Bank, auf welcher er lag. Er schrie laut auf, und sank wieder in Ohnmacht. Wir schlüpfen durch die Oeffnung, die ich in der Gartenmauer gemacht hatte, und kamen glücklich auf die Gipfel der Berge.

Alle meine Kameraden hatten Mädchen; sie freuten sich darüber, daß ich nun auch eins hatte, und ihre Schönen schwuren, der meinigen in allem zu gehorchen.

Wir hatten vier Monate zusammen verlebt, als ich genöthigt wurde, Sylvien zu verlassen, um die Veränderungen zu untersuchen, welche der letzte Ausbruch im Norden des Berges gemacht hatte. Auf dieser Reise fand ich Reize in der Natur, die ich vorher nie bemerkt hatte. Ich sah Rasen, Grotten, belaubte Gänge an Orten, wo ich vorher nichts als Schlupfwinkel oder Vertheidi-

gungsposten gefunden haben würde. Sylvia hatte mein Banditenherz sanft gemacht. Aber es nahm bald wieder seine ganze Wildheit an.

Ich komme wieder auf meine Reise in die Nordseite des Berges. Anfangs richtete ich meinen Zug auf den sogenannten Philosophenthurm; aber es war mir unmöglich, dahin zu kommen. Ein Schlund, der sich auf der Seite des Vulkans geöffnet hatte, spie einen Strom von Lava aus, der sich, etwas über dem Thurme, theilte und sich eine Meile unterhalb desselben wieder vereinigte und so eine völlig unzugängliche Insel bildete.

Ich bemerkte gleich die Wichtigkeit einer solchen Lage, und außerdem hatten wir noch in dem Thurme selbst eine Niederlage von Kastanien, die ich nicht verlieren wollte. Nach vielem Suchen fand ich endlich einen unterirdischen Gang, den ich ehemals gekannt hatte, und der mich bis an den Fuß oder vielmehr bis in die Mitte des Thurms führte. Ich beschloß sogleich, unsere ganze weibliche Welt auf diese Insel zu bringen. Es wurden Hütten von Laub erbaut, von denen ich eine, so gut wie nur immer möglich, ausschmücken ließ. Dann kehrte ich nach der Südseite zurück und holte unsere ganze Kolonie ab, welche von ihrem neuen Aufenthalt bezaubert wurde.

Noch jetzt, wenn ich an die Zeit zurückdenke, welche ich in jenem glücklichen Ort verlebt habe,

finde ich in meinem Gedächtniß diese Erinnerung so einzeln dastehen unter den grausamen Auftritten, die mein Leben von jeher bestürmt haben. Ströme von Feuer trennten uns von den Menschen. Daß Feuer der Liebe entflammte unsere Sinne. Alles gehorchte meinen Befehlen, und alles unterwarf sich meiner geliebten Sylvia. Mein Glück erreichte seinen Gipfel, als meine beyden Brüder hier zu mir stießen. Beyde hatten ungewöhnliche Abenteuer gehabt, und ich darf behaupten, daß, wenn Ihr sie einmal von ihnen wollt erzählen hören, es Euch mehr Vergnügen machen wird, als alles, was ich Euch von den meinigen sagen kann.

Es giebt wenig Menschen, die gar keine schöne Tage aufzuzählen hätten; aber ich weiß nicht, ob es welche giebt, welche nach schönen Jahren rechnen können. Mein Glück dauerte kein volles Jahr. Die Braven meiner Truppe waren unter einander sehr gewissenhaft und galant. Keiner hätte gewagt, seine Augen auf die Geliebte seines Kameraden zu werfen, geschweige denn gar auf die meinige. Die Eifersucht war folglich von unserer Insel verbannt, oder vielmehr, sie war nur auf einige Zeit von derselben verwiesen; denn diese Furie findet nur gar zu leicht den Zugang zu jedem Orte, den die Liebe bewohnt.

Ein junger Bandit, Namens Antonio, verliebte sich in Sylvien, und seine Leidenschaft wurde bald so stark, daß er sie nicht mehr verbergen

konnte. Es entging mir nicht; da ich ihn aber immer sehr traurig sah, so glaubte ich, daß er ohne Hoffnung liebte — und blieb ruhig. Allein ich wünschte Antonio von seiner Liebe zu heilen, weil ich ihn wegen seiner Bravheit liebte. Einen andern Banditen unserer Gesellschaft, welcher Moro hieß, verabscheute ich dagegen wegen seiner niederträchtigen Feigheit, und wenn Testalunga mir hätte glauben wollen, so hätte er ihn schon längst weggejagt.

Moro wußte das Vertrauen des jungen Antonio zu gewinnen, und versprach ihm, seiner Liebe behülflich zu seyn. Er verschaffte sich auch Gehör bey Sylvien und log ihr vor, ich hätte eine Geliebte in einem benachbarten Dorfe. Sylvia fürchtete, sich darüber gegen mich zu erklären; sie wurde gezwungen in ihrem Umgange, und ich schrieb dieß einer Veränderung ihrer Neigung für mich zu. Von der andern Seite verdoppelte Antonio, auf einen Wink von Moro, seine Aufmerksamkeit gegen Sylvien und zeigte nun in seinem Betragen eine gewisse Zufriedenheit, die mich durchaus mußte glauben machen, daß sie ihn erhöhe.

Ich verstand mich schlecht darauf, Ränke dieser Art mühsam ins Reine zu bringen. Ich durchbohrte Sylvia und Antonio; der letztere enthüllte mir noch vor seinem Tode Moro's ganze Verätherey. Mit meinem bluttriefenden Dolch in der Hand, suchte ich den Bösewicht auf. Vom

Schrecken niedergedonnert, stürzte er zu meinen Füßen und gestand mir, der Principe di Rocca Fiorita habe ihn erkaufte, um mich sowohl als Sylvien umzubringen, und dies sey die einzige Ursache gewesen, warum er sich in unsere Truppe habe aufnehmen lassen. Ich stieß ihn nieder. Dann flog ich nach Messina, drang verkleidet in den Pallast des Prinzen und schickte ihn in die andere Welt zu seinem Vertrauten. Das war das Ende meines Glücks und selbst meines Ruhms. Mein Muth wurde eine völlige Gleichgültigkeit gegen das Leben, und da ich in eben dem Maaße sorglos gegogen die Sicherheit meiner Kameraden wurde, so verlor ich bald ihr Zutrauen. Kurz, ich darf es wohl sagen, seit jener Zeit bin ich ein ganz gewöhnlicher Straßenräuber.

Bald nachher starb Testalunga an einer Entzündung, und seine ganze Truppe zerstreute sich. — Meine Brüder, die Spanien sehr gut kannten, beredeten mich, dahin zu gehen. Ich stellte mich an die Spitze von zwölf Mann und ging nach der Bay von Taormina, wo ich mich drey Tage lang versteckt hielt. Am vierten Tage bemächtigten wir uns eines kleinen Fahrzeuges, mit welchem wir glücklich die Küsten von Andalusien erreichten.

Es giebt in Spanien zwar mehrere Bergketten, die uns einen erwünschten Aufenthalt hätten anbieten können; ich zog jedoch die Sierra Morena vor, und hatte nicht Ursach, es zu bereuen. Ich fing

zwey Sendungen von Piaſtern auf, und machte mehrere andere Züge von Bedeutung.

Mein Glück erregte endlich die Aufmerkſamkeit des Hofes. Der Gouverneur von Radix erhielt Befehl, uns lebendig oder todt zu liefern, und ließ mehrere Regimente marſchiren. Von der andern Seite that mir der große Scheik de Gomélez den Vorſchlag, in ſeine Dienſte zu treten, und bot mir eine Zuflucht in dieſer Höhle an. Ich ergriff ſein Anerbieten, ohne lange zu wählen.

Der Rath von Grenada wollte indessen der Beſchämung vorbeugen; und da er ſah, daß er uns nicht habhaft werden konnte, ſo ließ er zwey Bagabonden einfangen, und ſie unter dem Namen der Brüder Zoto aufhängen. Ich kannte dieſe Kerle, und weiß, daß ſie mehrere Morde begangen haben. Man ſagt aber doch, ſie hätten es übel genommen, daß man ſie an unſere Stelle aufgehängt hätte, und verließen nun des Nachts ihren Galgen, um allerley Unfug zu treiben. Selbſt bin ich nicht Zeuge davon geweſen, kann alſo auch weiter nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Indessen das iſt wahr, daß ich öfters in der Nacht dicht bey dem Galgen vorbeſtanden bin, und dann immer, wenn gerade Mondſchein war, ſehr gut geſehen habe, daß die beyden Gehängten weg, und den Morgen darauf wieder da waren.

Das iſt, mein Gebieter, die Erzählung meines Lebens, die ihr verlangt habt. Ich glaube, meine

Brüder, deren Leben nicht ganz so wild gewesen ist, würden Euch anziehendere Geschichten zu erzählen haben, aber jetzt haben sie dazu keine Zeit, denn unsere Einschiffung ist vor der Thür und ich habe geschärfte Befehle, sie morgen ins Werk zu setzen.

---

## VI.

Eine Scene aus dem „Intermezzo“ oder „der Landjunker zum erstenmal in der Residenz,“ einem noch ungedruckten Lustspiel, von Kozebue.

Ein Kesselflicker. Junker Hans. Matz.

Kesselflicker.

Um Vergebung, sollten Euer Gnaden meiner Kunst nicht bedürfen?

Junker Hans.

Welche Kunst treibt der Herr?

Kesselflicker.

Ich pflege mich bloß unter dem bescheidenen Titel eines Kesselflickers anzukündigen; aber ich bin ein Tausendkünstler, ich flicke alles.

Junker Hans.

Das wäre?

Kesselflicker.

Meine Kunst ist heut zu Tage die erste in der Welt. Ja, mein Herr, die erste. Denn etwas Neues schaffen, neue Stoffe verarbeiten, die man wählen, zuschneiden, ordnen, vergrößern, verkleinern, kurz, nach Gefallen damit umspringen darf, das ist keine Kunst. Aber aus Flickern, Lappen, Fragmenten wiederum ein schönes Ganzes hervorrufen: das ist der Triumph des Genies!

Junker Hans.

Kann wohl seyn. Ich habe nichts zu flicken.

Kesselflicker.

Sie scherzen, gnädiger Herr. Wo gäb' es wohl in unsern Tagen einen Menschen, dem nicht irgend etwas zerbrochen, zerrissen, zerschlagen worden wäre? Haben Sie keinen Prozeß? ich flicke die Wagschaale der Themis, damit das Geld nicht durchfällt. Sind Sie ein Kriegsmann? ich flicke die Feldkessel oder die Pauken. Sind Sie ein Philosoph? ich flicke neue Systeme aus alten Lappen zusammen. Sind Sie ein Theolog? ich flicke Ihnen ein Konkordat. Sind Sie ein gebrechlicher Mensch? ich flicke Sie, trotz der medicinischen Fakultät, daß Sie zu nichts auf der Welt mehr taugen und dennoch leben. Kurz, mein

Herr, Sie haben doch von den drey neuen Sternen gehört, welche bloß Fragmente eines zersprungenen Planeten seyn sollen? — Man bringe mich nur dahin; und wenn ich sie nicht zusammensicke, so will ich verdammt seyn, die Kessel zu flicken, in welchen der Teufel die armen Seelen schmort.

Junker Hans.

Aber, mein Herr Tausendkünstler, warum ist denn Ihr eigener Kock so schlecht geflickt?

Kesselflicker.

O daran müssen sich Euer Gnaden nicht stoßen. Wer flicken will, fängt immer zuerst bey andern an, das ist kosmopolitisch.

Junker Hans.

So werden die Geflickten auch wohl zahlen?

Kesselflicker.

Ach! es giebt der Pfuscher gar zu viele! Alles pfuscht mir heut zu Tage ins Handwerk. Man muß freylich bekennen, es giebt auch viel zu flicken, aber ein jeder wills am besten verstehn, jeder dem andern am Beutel flicken; das letztere aber ist nur ein Sprüchwort, denn zerrissene Beutel flickt niemand. Sogar die Dichter, die Musiker, nehmen mir das Brod vor dem Munde weg; flicken aus neun und neunzig Kunstwerken das hundertste zusammen und verkaufen es dreißt

für eigenes Nachwerk. So gewissenlos verfahr' ich nicht.

Junker Hans.

Bey solchen Talenten kann es dem Herrn nicht fehlen.

Kesselflicker.

Ich wär' auch sicher schon ein reicher Mann geworden, aber — eine einzige unglückliche Spekulation hat mich an den Bettelstab gebracht.

Junker Hans.

Die war?

Kesselflicker.

Ich wollte mein Vaterland wieder zusammenflicken und darüber wurde ich banquerot.

Junker Hans, (gibt ihm Geld).

Lirum larum. Ein andersmal seh' der Herr sich vor.

Kesselflicker, (sich freundlich bedankend).

Ja, wenn Erfahrung klug machte. Euer Gnaden haben mich reichlich beschenkt; ich will Ihnen dagegen ein Geheimniß vertrauen, daß unter Brüdern doppelt so viel werth ist. Die Menschen theilen sich in Narren und Weise; aber heute sind die Narren Weise, und morgen sind die Weisen Narren. Lernt aus Erfahrung! dafür habt

ihr die Geschichte! so rufen bald diese, bald jene; aber, lieber Gott, es bleibt bey'm Rufen und keiner lernt.

Junker Hans.

Herr, den Krimskrams versteh' ich nicht.

Kesselflicker.

So will ich Euer Gnaden noch ein anderes Geheimniß mittheilen, aus dem ein kluger Kopf großen Vortheil schöpfen kann. Von Verliebten, die sich täglich zankten und wieder vertrugen, pflegte man vormals zu sagen: das ist wahres Kesselflicker-Volk. Heut zu Tage gilt das nicht mehr von Verliebten; das Sprüchwort und die Kesselflicker sind beyde vornehm geworden. Ich empfehle mich.

(ab.)

Junker Hans.

Die Leute reden viel in Berlin.

Matz.

Umß liebe Brod.

## VII.

## T h e a t e r.

## Das Rigische Theater in Mitau.

Ein stehender Artikel in der geldreichen Johanniszeit — dieses, jährlich wiederkehrenden silbernen Zeitalters von Mitau — ist das Theater. Unbillig wär' es, davon zu schweigen — in einem Blatt, dessen einzige stehende Rubrik das Theater ist. Indes, alle zwey und zwanzig Vorstellungen zu analysiren, welche die Meyrersche Gesellschaft diesmal gab, wäre zu viel, und ein bloßer Katalog zu wenig. Also keins von beyden. Nur ein paar flüchtige Bemerkungen über die neuen Stücke. Diese waren:

- 1) Die Erben. Lustspiel in drey Aufzügen, von Madame Weisenthurn.

Eine Alltäglichkeit im Plan und in der Ausführung — d. h. in der poetischen, nicht von Seiten der Darstellung. Diese kann zu den gelungensten gerechnet werden, und nur die lebendige Durchführung mancher einzelnen für sich unterhaltenden Scene lieh dem Ganzen ein Interesse, das es, an sich betrachtet, nicht einzuflößen im Stande ist. Brav war Herrn Wirsing's Spiel, als Rath Gutmann — der gehal-

tenste Charakter im Stück; nur wäre ihm weniger Beweglichkeit zu wünschen gewesen. Der Pächter Wallmann, der sich hinterdrein förmlich in den Herrn und Grafen verwandelt, nachdem er es schon längst in den Augen der Zuschauer gewesen war, dankt nur Herrn Porsch und dessen seelenvoller Aktion die Theilnahme, die er erzwang.

2) Der Sammtrock, von Rosebue.

Dies kleine Stück ist aus dem neusten dramatischen Almanach des Verf. bekannt. Die Aehnlichkeit mit der Beichte, die man darin finden will, thut ihm keinen Abbruch. Auch hier waren, wie in der Beichte, die Hauptrollen durch Herrn Porsch und Madame Ohmann besetzt; und auch hier, wie in jenem Stück, that die letztere zu viel. Sie hob die Gemeinheit hervor, statt sie zu mildern, wo sie durchschimmert. Ubrigens scheint es uns, daß diese sonst brave Künstlerin in beyden genannten Rollen nur sich — aber auch nur sich spielt, und ihre Individualität, auf Kosten der Natur und Wahrheit, zu stark hervortreten läßt.

3) Aline, Königin von Golconda. Ein Singspiel in drey Aufzügen. Die Musik von Berton.

Wer die Erzählung Bouflers und die darnach geformte Romanze von Bürger kennt, wird die

ganze dramatische Behandlung dieses reichen, lieblichen Stoffes höchst matt und ärmlich finden. Doch, wie wenig es bey Singspielen überhaupt auf den Text ankommt, ist bekannt. Gewöhnlich stellt ihn die Musik in Schatten. Allein diese Musik erhebt sich kaum zur Mittelmäßigkeit. Sie ist im Ganzen flach, und wo sie etwas verspricht, nicht ausgeführt. Mitunter enthält sie manche wirklich schöne Disposition; das ist's aber auch alles. Mlle. Brück'l, als Aline, glänzte durch ihren kunstreichen Gesang, besonders in einer aus dem Don Juan eingelegten Arie. Herr Arnold, in der Rolle des französischen Gesandten, war ihr würdiger Nebenbuhler — in Rücksicht auf den Applaus. Mlle. Pöschel entzückte durch ihr einfaches Spiel, wie durch ihren grazienhaften Tanz. Dabey erwarb ihr kunstloser, melodischer Gesang ihr ungetheilten Beyfall.

4) Eugenius Skoko, Erbprinz von Dalmatien. Von Theodor Hell.

Ein tragisches Schattenspiel an der Wand. Der bunte Scenenwechsel gewährt, auf Kosten des Geschmacks, den Sinnen Unterhaltung. Uebrigens laborirt der Hauptknoten an Mangel poetischer Wahrheit; dabey schadet das gehäuften Interesse dem Ganzen, welches mehr Contour als Gemälde ist. Der widerliche Charakter des

Fürsten Andreas wurde von Herrn Lange, mit dem ihm eigenen Talent für Rollen dieser Gattung, durchgeführt. Herr Dittmarsch gab den Prinzen theilweise vortrefflich, mitunter zu pathetisch. Dies letztere gilt auch von Madame D h m a n n, als Agnes Cyani — ein romantischer Charakter, in dessen Glanz der übrige gemeine Farbeschimmer dieser dramatischen Staatsaktion erbleicht.

5) Ubaldo. Trauerspiel von Kozebue in fünf Aufzügen.

Herr von Kozebue hat sich hier, und mit Glück, zu einer neuen Sphäre erhoben. Der Charakter dieses Trauerspiels weicht ganz von dem Charakter seiner übrigen Schauspiele ab. Er liefert uns hier ein Ideal hoher, einfacher Tugendliebe in der mächtigsten Umgebung des Lasters, und hat dabey selbst das reiche Kolorit verschmährt, das seine übrigen dramatischen Produktionen schmückt. Das Stück fand auch hier den Beyfall, den es seither überall, wo es gegeben ward, erhielt. Die Darstellung war im Ganzen sehr gut. Die Hauptrolle ward durch Hrn. La Roche einfach und würdevoll gegeben; nur an wenigen Stellen schien seine Aktion zu überladen. Die Sterbescene gelang ihm, besonders bey der ersten Aufführung, vorzüglich. Die Königin, Madame D h m a n n, deklamirte durchweg zu sehr; die ge-

hörige Nuancirung der Gefühle wurde dabey nicht selten von ihr verfehlt. Neben ihr verdient, als Ubaldo's Gattin, Madame Meude genannt zu werden, deren Aktion überall wohl überdacht und in der Ruhe, wie in den Momenten der Leidenschaft, voll treffender Wahrheit war. Nur hätte sie den Uebergang von dieser zur kalten Besonnenheit, den der Dichter so schwach motivirt hat, wo möglich sichtlich nuanciren müssen. Der König spielte, bey aller Figur, — vielleicht mehr durch die Schuld des Dichters — eine schlimme Rolle. Dieser Charakter scheint uns der ungehaltenste im Stück. —

6) Die jähzornige Frau. Lustspiel in einem Aufzuge.

Diese, aus dem Französischen nach Etienne übertragene, Fadaise erinnert nicht zu ihrem Vortheil an das von Schröder bearbeitete und mit Unrecht vergessene Lustspiel, nach Shakespeare: Gasner der Zweyte, oder: „so treibt man den Teufel aus.“ Häusliche Gemeinheit, und zwar in der rohen Gestalt, wie sie in diesem Stück erscheint, ist kein Gegenstand für die Kunst — am wenigsten für die dramatische. Hr. Dittmarsch und Madame Dymann zankten mit vieler Natur. Ihr Zorn erhielt Beyfall; das ist alles, was sich zum Lobe dieser Vorstellung sagen läßt.

7) Die Heyrath auf eine Stunde. Singspiel in einem Aufzuge.

Diese, gleichfalls nach Etienne bearbeitete, Piese unterscheidet sich von der vorstehenden aufs vortheilhafteste, sowohl durch ihren Stoff, wie in der Ausführung desselben. Hr. D h m a n n machte den alten Baron von Seebach, und steuerte durch sein humoristisches Spiel das meiste zur Unterhaltung bey. Die Nebenparthien kamen nur in Absicht des Gesanges in Anschlag.

8) Die Unvermählte. Schauspiel in vier Aufzügen, von K o h e b u e.

Gewiß eine der gelungensten dramatischen Produktionen dieses Dichters. Was wir, unserm Gefühl nach, daran auszusuchen finden, ist die Einmischung des Fürsten. Man sollte die Fürsten so selten als möglich aufs Theater bringen und sie nur für Haupt- und Staatsaktionen aufsparen. Uebrigens konnte hier die poetische Gerechtigkeit geübt werden, ohne den Repräsentanten der bürgerlichen persönlich zu bemühen. Wir behalten uns eine detaillirtere Beurtheilung dieses Stückes und eine ausführliche Anzeige der Darstellung desselben vor. Hier bemerken wir bloß: daß es mit Beyfall aufgenommen wurde und die Herren V o r s c h und D i t t m a r s c h (ersterer als Graf Nebenstein, der zweyte als Lieutenant Loring), so wie Madame Mende in der Haupt-

rolle, als Fräulein Seelenkampf, dazu das ihrige beytragen.

9) Das Gemälde. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach Düval.

Eine artige Intrigue, leicht und nicht ohne Witz durchgeführt. Mehr läßt sich davon nicht sagen. Die Vorstellung schien etwas schleppend; Rascher gegeben, hätte sie mehr Glück gemacht.

10) Die Erbschaft. Schauspiel in einem Aufzuge, von Kozebue.

Weder das treffliche Spiel des Hrn. Porsch, als Oberster von Fels, noch das seiner Tochter, Madame Mende, noch die Naivität seiner Großtochter, die bey der jüngeren Mlle. Pöschel nichts verlor — konnten diesem kleinen, rührenden Schauspiel hier die Aufnahme schaffen, deren es sich in unserer Nähe (in Riga) zu erfreuen gehabt und die es überall verdient hat. Sollte hier vielleicht das daran Schuld gewesen seyn, daß es nur einen Akt hat? —

11) Die Jugend Heinrich des Fünften. Lustspiel in drey Aufz. Aus dem Französischen von Düval.

Wollte durchaus nicht behagen, ungeachtet die Qui Pro Quo's darin und manche lustige Scene die Lachlust zuweilen aufregte. So viel

ist gewiß, daß sich aus diesem Stoff, wenn er gehörig verarbeitet würde, mehr machen ließ, als hier geschehen ist. Uebrigens war der sichtliche Mangel an Raschheit in der Darstellung, diese Hauptbedingung bey allen französischen Stücken, mitunter Schuld an der frostigen Aufnahme. — Herr Porsch, als Korsarenkapitän Copp, entschädigte aber auch auf das Vollkommenste für die getäuschte Erwartung. Was er in alten Rollen und ähnlichen Charakteren zu leisten im Stande ist, hat er hier \*) gezeigt; und wahrlich! wer, nach seinem anerkannten Werth, darin von ihm etwas Außerordentliches erwartet, wird sich aufs angenehmste befriedigt finden.

12) Die Griechheit. Lustspiel in fünf Aufzügen. Von einem Ungenannten —

Aber nicht von einem Unbekannten. Der Verf. ist der Herr von Boß, ehemaliger Lieutenant in Königl. preussischen Diensten — und sonst als ein geistreicher, fruchtbarer Kopf oft genannt. Seine Lustspiele haben das Eigene, daß sie sich besser lesen als sehen lassen. Bey dem vorstehenden dürfte dies vielleicht mehr als je der Fall seyn, da es nur hauptsächlich für Berlin und diejenigen geschrieben zu seyn scheint, welche mit dem Treiben und Drängen der neuen

---

\*) Und noch mehr, als Greis, in den Mündeln.

poetischen und naturphilosophischen Schule vertraut sind und dabey alle die Lokalverhältnisse kennen, auf welche darin nebenher angespielt wird. So gehörte es z. B. eine Zeitlang unter den Berliner jüdischen Elegants zum Ton, die Schlegelschen und Fichteschen Vorlesungen zu besuchen. Es mag darin vielleicht nebenher noch manches lebendige Porträt aufgestellt seyn, zu welchem man aber außerhalb jener Residenz nicht einen bekannten Zug aufzufinden im Stande ist. Die Pointen, die es enthält und von denen es voll ist, mußten daher hier sämmtlich verloren gehn. Der Darstellung läßt sich alles mögliche Gute nachrühmen; die spielenden Personen zeigten sämmtlich einen verdienstlichen Eifer, das Stück hier vor dem gänzlichen Fall zu bewahren. Besonders verdient, als Herr Hirsch, Herr Werther genannt zu werden. Dieser ausgezeichnet treffliche Komiker, der bey aller Gewandtheit gleichweit von Uebertreibung, wie von alle dem entfernt ist, was Manier heißt, zeigte sich auch dießmal wieder in einer ganz neuen höchst komischen Haltung, und ärndtete in der kleinen Rolle den ungetheiltesten Beyfall.

13) Angelika, oder der Tochter Opfer. Ein Schauspiel in fünf Aufz., von Theodor Hell.

Ein dialogisirter Ritterroman von gewöhnlichem Schlage. Der Verfasser dieser poetischen Prose — denn es ist in herzlich unpoetischen, mitunter gereimten, Jamben geschrieben — hat zu diesem Stück alle vorhandenen Ingredienzien der gemeinen Ritterromane verbraucht; und es ist, als ob alle ritterlichen Ungethüme, die unsere Lesebibliotheken in dem vorletzten Jahrzehend bargen, in freundlicher Erinnerung an einem vorübergingen-

gen. Dabey ist für die Schaulustigkeit am meisten gesorgt — und das mit Recht; denn zur Lektüre läßt sich dieses Produkt durchaus nicht empfehlen. Herr Lange gab das ritterliche Ungeheuer Hanno, Brunno's Burgvogt, schauerlich-schön. Er hätte verdient, herausgerufen zu werden. Diese Ehre wiederfuhr jedoch, statt seiner, Herrn Vorsch, der in dem Grafen von Marschthal nur eine Nebenparthie übernommen hatte — und deshalb wohl auch das Rufen nicht achtete. Er kam nicht zum Vorschein. Madame Dymann ärndtete nach Endigung des Stückes indeß den ihr gezollten lauten Beyfall ein — und verdiente diese Auszeichnung um so mehr, als sie ihr schönes Talent mit lobenswürdiger Verleugnung an dieses Caput mortuum verschwendet hatte.

Am Schluß der diesjährigen Vorstellungen nahm Herr Meyrer in einer gedruckten Rede für immer Abschied und zeigte an, daß er die Direktion aufgebe. Viele glauben noch immer, daß es ihm damit nicht Ernst sey; wir haben Ursache darin keinen Zweifel zu setzen — jedoch auch alle mögliche Ursache zu hoffen, daß das reiche Rigische Publikum eine Anstalt nicht sinken lassen werde, der es seit Jahren so manchen schönen Genuß dankt — und daß es vielmehr alles aufbieten werde, ein Institut in seiner Mitte zu erhalten, das Riga zur Zier und Ehre gereicht. Was es jedoch in dieser Hinsicht thun will, thue es bald; sonst möchte es zu spät seyn. Wenigstens dürfte das Theater nicht sobald wieder zu der jetzigen Vollkommenheit gebracht werden, wenn das Ensemble einmal eine Störung erlitten hat.

## VIII.

## Die Tauben.

Eine Fabel nach Pilpay.

Ein Vogelfsteller spannte sein Garn. Bald kam eine Taube geflogen, und mehrere folgten ihr nach. Angelockt durch die hingestreuten Weizenkörner, wurden sie des Netzes nicht gewahr, das plötzlich sie bedeckte. Da die Tauben sich gefangen fühlten, flatterten sie hin und her, sich zu befreien, „Nicht verlaß sich jede auf sich allein!“ rief die Führerin ihnen zu, „keine habe sich selbst lieber, als ihre Mitgenossen! Uns alle zugleich wollen wir uns aufschwingen; vielleicht lüften wir das Garn und fliegen mit ihm davon.“

Aufschwangen sie sich, huben das Garn mit sich in die Luft, und flogen darunter hinweg. Voll Verwunderung sah es der Vogler; doch folgte er ihnen nach, in der Hoffnung, das Netz würde sie bald zur Erde herunterziehen.

Als die Führerin den Vogler nachfolgen sah, sprach sie: „Seht, der Waidmann ist hinter uns her. Fliegen wir gerade aus, so bleiben wir ihm im Gesicht und werden zuletzt doch seine Beute. Wenden wir uns seitwärts über Berg und Wald, so kann er uns nicht im Auge behalten und steht desto eher vom Verfolgen ab. Nicht fern von hier, an jenes Berges Fuße, hat eine Maus ihre Höhle. Sie ist meine Freundin: sie wird unser Netz zernagen und uns in Freyheit setzen.“

Die Tauben befolgten den Rath. Bald aus den Augen des Vogelfstellers, gelangten sie zur Höhle, bey welcher sie sich niederließen. Unter dem Garn geduckt, sahen sie voll froher Hoffnung die Aus- und Eingänge der Maus. Kaum hatte

die Taubensführerin diese bey Namen gerufen, als sie hervorkam und bewillkommend auf ihre Freundin zulief. „O, meine Schwester,“ fragte sie stuzend, „wie so arg bist du in diesem Garn verstrickt?“ — Was kann, versetzte die Taube, vor des Menschen List und Gewalt uns schützen? Tief ist und unzugangbar des Fisches Wohnung; doch wird er vom Fischer gefangen. Und was ist schneller, als der Lauf des Hirsches? Und dennoch trifft ihn des Jägers Bley.

Sogleich begann die Maus ihr Dienstgeschäft zunächst, wo ihre Freundin saß. „Nein,“ rief ihr diese zu, „zuerst beweise deine Gutthätigkeit an meinen Gefährten. Sie haben mir sich anvertraut und meinen Rath befolgt; und durch ihre Mithülfe bin ich des Voglers Hand entkommen. Willig, daß ich früher für sie, als für mich selbst, Sorge.“

Und die Maus zernagte das Netz, und die Tauben — ihre Führerin hinten nach — flogen mit klatschenden Flügeln davon.

V o c k \*).

---

\*) Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die Bemerkung nachzuholen: daß der im Februarheft der *Ruthenia*, mit der Ueberschrift: „Allgemeine Ansicht der Geschichte,“ gelieferte Aufsatz nicht Herrn Kriegs-rath Vock in Königsberg, sondern den Sohn desselben, Herrn Domvicar Vock in Frauenburg, zum Verfasser hat. A.

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

M o n a t A u g u s t.

---

## I.

An Sophiens Grabe.

Im Frühling nach ihrem Tode gesungen.

Hier bey der geweihten Linde  
Sucht mein müder Geist die Ruh.  
Haucht, ihr lauen Abendwinde,  
Haucht mir Blüthenbalsam zu!  
Es ist Staub der Auserwählten,  
Der mich fühlend hier umschwebt,  
Staub, der einst mit mir Vermählten,  
Mit dem Blüthenduft verwebt!

Hier mit jedem Athemzuge  
Will ich trinken diesen Staub,  
Daß ich ihrem Aschenkrüge  
Noch entreiße seinen Raub.  
Komm, o Phantasie! und male  
Mir der Herzgeliebten Bild;  
Reich, Erin'rung, mir die Schaale,  
Mit dem Bonnetrank gefüllt!

Daß ich mich in ihm berausche,  
 Auf ein Rosenblatt voll Zeit,  
 Meine Gegenwart vertausche  
 Gegen die Vergangenheit,  
 Die wie Schaum der Meereswogen  
 In der dunkeln Ferne glänzt,  
 Und mich um ein Glück betrogen,  
 Das die Zukunft nicht ergänzt.

Zu Sophiens Ruhm und Lobe  
 Braucht es hoher Worte nicht.  
 Ihres ächten Werthes Probe  
 Wies ihr offnes Angesicht;  
 Nur daß Doris und Elise  
 Ihre Herzensfreundin war —  
 Gibt's ein Lob, das höher priesse?  
 Einen Tugendschein, so klar?

Ihre Schönheit war die Tugend,  
 Und ihr Reichthum der Verstand.  
 Ach! die Blüthen ihrer Jugend  
 Hat ihr Trauter nicht gekannt.  
 Aber Frucht, wie von der Palme  
 Auf Siona's Höhen winkt,  
 Wie im goldnen Waizenhalme  
 Seegenschwer zu Boden sinkt;

Solche Frucht fand er, vom Laube  
 Holder Weiblichkeit bedeckt,  
 So wie sich die schönste Traube  
 Aus Bescheidenheit versteckt,  
 Oder, wie im Gras verborgen,  
 Ein bescheidnes Beilschen blüht,  
 Das durch Wohlgeruch am Morgen  
 Frühe Wand'rer an sich zieht.

Darf ich wohl der Schale denken,  
 Welche diese Frucht umhüllt,  
 Und die nassen Wimper senken  
 Auf Sophiens Schattenbild?  
 Auf ein Bild, das nicht im Reize  
 Jugendlicher Schönheit prangt,  
 Und nach dem, mit süßem Geize,  
 Ewig doch mein Herz verlangt?

Nicht der Jugend Rosenwangen,  
 Nicht der Schönheit Zauberey  
 Weckten jemals mein Verlangen,  
 Dieses Herz blieb leer und frey.  
 Eine Hand, zum Kuß geschaffen,  
 Und ein Mund, der Weisheit sprach,  
 Liebe! waren Deine Waffen,  
 Unter welchen es erlag.

Lieblich, wie von Hölty's Leyer,  
 Dünkte mich ihr Silberton:  
 „Ist Sophiens Herz Dir theuer?  
 „Dann sey diese Hand Dein Lohn.“  
 Plötzlich war wie hingestorben  
 Meiner Freyheit Hochgefühl;  
 Diese Schwanenhand erworben,  
 Ward mein hochgestecktes Ziel.

Sie gebar der kalte Norden,  
 Mich der Emma mildre Flur,  
 Dennoch ist sie mein geworden,  
 Mein auf wenig Tage nur.  
 Aber diese Bonnetage,  
 Der Geliebten ganz geweiht,  
 Sinken auf der rechten Wage  
 Gegen eine Ewigkeit.

Du, o kleine Schäferhütte,  
 Wo ich, noch im letzten Jahr,  
 Nach der gold'nen Zeiten Sitte  
 Mit ihr lebt' und glücklich war;  
 Ihr geliebten Pappelweiden,  
 Wo ich gern die Welt entbehrt,  
 Weil ihr mich den Quell der Freuden,  
 Die Zufriedenheit gelehrt; —

Nimmer werd' ich euch vergessen,  
 Oft zu euren Schatten gehn;  
 Dennoch möcht' ich gern Cypressen  
 Jetzt an eurer Stelle sehn,  
 Daß die Gegend minder lache,  
 Wenn's im Rosenmonde tagt,  
 Und die Nachtigall am Bache  
 Noch um ihre Freundin klagt.

Glücklich war ich, als die Holde,  
 Dort in G — — Paradies,  
 Mir den ersten Kuß zum Solde  
 Der Bescheidenheit verhieß;  
 Glücklicher, als ich auf Flügeln  
 Gilte über Meer und Land,  
 Um den Herzensbund zu siegeln  
 Mit dem Ring an ihrer Hand;

Seelig, als sie, ganz die Meine,  
 Nun an meinem Busen lag,  
 Und bey'm innigsten Vereine  
 Nur das Herz noch pochend sprach;  
 Seelig war ich im Genusse,  
 Doch der Liebe höchsten Lohn  
 Zog ich erst aus ihrem Kusse  
 Bey dem neugebor'nen Sohn.

Gott! Zu welcher Frucht von Dauer  
 Wäre noch mein Glück gereift,  
 Hätte nicht des Todes Schauer  
 Ihre Blüthen abgestreift!  
 Blüthen, wie im Paradiese  
 Kaum dem ersten Paar geblüht.  
 Du nur, kanntest sie, Elise!  
 Dich zur Zeugin heischt mein Lied.

Ach! verloren ist auf immer,  
 Was mein Herz doch nie vergißt;  
 Schrecklich deuten diese Trümmer,  
 Was einst war und nicht mehr ist.  
 In dem Nachhall ihrer Lieder,  
 In der Handvoll Lockenhaar,  
 Hör' und seh' ich täglich wieder,  
 Was ich bin und was ich war.

Ha! willst du so bald verstiegen,  
 Traum, der meinen Gram versüßt?  
 Willst du, Labequell, verstiegen,  
 Der aus der Erin' rung fließt?  
 Wohl — so will ich denn erwachen,  
 Will erneuen meinen Schmerz;  
 Bald zermorscht die Fluth den Nachen,  
 Bald der Gram ein liebend Herz. —

S...

## II.

## Ueber die Aufbewahrung alter Gemälde.

Nebst einem räsonnirenden Verzeichniß der Gemäldesammlung der Kunstschule zu Königsberg in Preußen.

Es ist für jeden Kunstfreund ein überaus trauriger Anblick, so viele schätzbare Werke der Delmalerey entweder durch unverständiges Ueberpinseln und Einmalen, oder durch ungeschicktes und gewaltsames Reinigen, oder durch Aufhängen an feuchten und stockigen Wänden, oder durch mangelnde Erfrischung der Farben, oder auch durch beizende und verderbliche Firnisse untergehen zu sehn.

Erwägt man dabey, wie viel durch Räuchern in den Kirchen, durch Brand- und Kriegsverheerungen, durch unvorsichtiges Verpacken und Versenden und durch andere unvermeidliche Unfälle verloren geht; wie viel in den unzugänglichen Landhäusern der Britten für Kenner und Liebhaber so gut wie verloren ist: so darf man, zumal bey dem jezigen Mangel an großen Künstlern und dem ausbleibenden Ersatz der alten Meisterwerke, die Besorgniß nicht übertrieben finden, daß es endlich an Kunstwerken fehlen werde, die den Kunstfreund ergötzen und das schlummernde Genie erwecken können.

Es ist überhaupt eine höchst schmerzhafteste Er-

fahrung, die man zu unserer Zeit nur zu häufig zu machen Gelegenheit findet, daß wir für die Erhaltung desjenigen, was uns in jeder Art von Kunst unsere kunstliebenden Vorfahren Vortreffliches hinterlassen haben, entweder weil wir keinen Sinn mehr dafür besitzen, oder aus dummer Neuerungsucht, die aus thörichtem Selbstdünkel entsteht, so ganz unbesorgt sind, ja wohl gar dessen Zerstörung bewirken.

So läßt z. B. Berlin die schöne Orgel der Marienkirche durch Chalatanerie verderben; Basel den berühmten Todtentanz durch einen Maurer vernichten; Mailand das herrlichste Meisterstück eines Leonardo da Vinci, einer Thüre wegen, vertilgen; Rom das jüngste Gericht des göttlichen Michael Angelo erst aus stupider Bigotterie mit Schürzen übermalen, dann durch gottesdienstlichen Weihrauch untergehn. Ich selbst lebe in einer Stadt, die in einer ihrer Hauptkirchen ein vortreffliches Orgelwerk von einigen siebenzig unvergleichlich schönen Stimmen besitzt, welches aber dermaßen in Verfall gerathen, daß die zur Instandsetzung desselben nunmehr erforderliche Summe, bey dem jetzigen Kaltfinn gegen alles, was zur Erweckung religiöser Gefühle dient, unerschwinglich ist.

Was soll ich von dem Marienburger Ritterschloß, was von dem Sobieskischen Palais zu Mewe in Westpreußen, was von so vielen

Prachtgebäuden in und bey Warschau sagen? welche entweder zu mißgestalteten Kasernen und Magazinen umgeschaffen, oder, gleich andern alterthümlichen und durch die Geschichte der Vorzeit merkwürdigen Denkmalen, der Ziegelsteine wegen, umgerissen, oder von selbst wegen unterbliebener Unterhaltung eingestürzt, oder dem Einsturz nahe sind. O ihr Zeitgenossen, die ihr aus Selbstsucht und Eigendünkel die weisere Vorwelt und ihre Anlagen und Werke, so wie ihren religiösen Sinn, verachtet, und da Schwalbennester zusammenklebt, wo jene für Jahrhunderte baute, wie tief seyd ihr durch eure Thorheit und mangelnden Gemeingeist gesunken! —

Das Schloß zu Marienburg war noch im Jahr 1772 in einem ziemlich erhaltenen Zustande; noch war sein ganzer Dachstuhl — ein Wald von Eichen — unversehrt, und seine gewaltigen Mauern schienen der Vergänglichkeit zu trotzen; viele seiner Säle prangten noch mit ihren kühn gespannten Gewölben in altgothischer Herrlichkeit. Wer hätte denken sollen, daß der erste Architekt der Provinz stumpfsinnig genug seyn würde, den Plan zur Zerstörung desselben zu entwerfen? Was dieses majestätische Gebäude noch als Trümmer gewesen, davon geben die schönen Zeichnungen von Frick, zum Bedauern jedes Kunstfreundes, ein unverdächtiges Zeugniß. — Doch ich kehre zu meinem eigentlichen Gegenstande zurück.

Nichts erfordert mehr Ueberlegung und Behutsamkeit, als das Ausbessern alter Gemälde; und bey keiner Sache geht die Stümperhand geschwinder und sorgloser zu Werke. Es ist schon nichts Leichtes, bey der Ausbesserung schadhafter Stellen den rechten Ton, selbst für den gegenwärtigen Augenblick, zu treffen; wie viel schwieriger aber, vorauszusehen, um wie viel der frische Farbenauftrag sich mit den Jahren und so lange, bis er stehen bleibt, verändern und mit dem alten sodann übereinstimmen werde. Ich habe unlängst Gemälde gesehn, die vom verstorbenen Professor Schulz in Berlin, welchen Sulzer als den einzigen guten Restaurateur damaliger Zeit empfahl, ausgebessert waren, und von dieser vermeinten Ausbesserung nur zu deutliche Spuren an sich trugen. Geschieht dieses am grünen Holz, was soll am dürren werden? Stümper begnügen sich nicht, nur die schadhafte Stelle, die zuweilen bloß von der Größe eines Nadelknopfs ist, unter die Hand zu nehmen; nein, sie überpinseln die ganze Gegend umher. Selten sind ihnen auch die Wolken dunkel genug; sie besudeln sie gemeiniglich und glauben, den Effekt dadurch zu verstärken.

Eben so schädlich (und noch schädlicher, weil es nichts kostet und daher, so oft man nur irgend Belieben trägt, von jeder groben Hand unternommen wird,) ist das unvernünftige Reinigen

der Gemälde. Besonders gefährlich ist die Annäherung der großen Feiertage, wo in den Häusern gewöhnlich eine allgemeine Reinigung vorgenommen zu werden pflegt. Wie viele herrliche Stücke sind dann nicht schon von einer rüstigen Faust zu Grunde geschauert worden, sonderlich, wenn sie auf Holz gemalt waren, welches Material dem weiblichen Reinlichkeitsseifer zum Scheuern und Bohren von der Natur bestimmt zu seyn scheint. Wie viel besser sind diejenigen daran, die, sammt dem Staube der Ahnen, in alten Ritterschlössern von Vater auf Sohn heruntergeerbt und als heilige Reliquien des Stammhauses unangetastet aufbewahrt werden! Oft zieht die Hand der Zeit eine wohlthätige Kruste darüber, unter welcher die Farben sich unbeschädigt erhalten, um dereinst einem kunstverständigen Besitzer in erneuerter Schönheit zu glänzen. Was ich vorhin von dem ungeschickten Reinigen der Gemälde gesagt, kann allerdings nur auf Häuser Bezug haben, wo solche zum gewöhnlichen Geräth gezählt, oft auch wohl in den Hausflur verwiesen werden, um der modischen Stubenmalerey Platz zu machen. Aechte Liebhaber der Kunst werden es nie bis zur gewaltsamen Reinigung ihrer Gemälde kommen lassen, sondern oftmals den Staub mit einem feinen, reinlichen Tuche abkehren, und einer gröbern Verunreinigung vorbeugen.

Das Aufhängen der Gemälde an feuchten Wänden, oder auch in Zimmern, die von Zeit zu Zeit im Winter geheizt werden, ist ebenfalls eine grobe Versündigung an der Kunst, die sich wohl gar die Vorsteher mancher Kunstschulen zu Schulden kommen lassen. Es währet nicht lange, so sind die Gemälde mit Stockflecken überzogen, oder die Farben verlieren an ihrer Lebhaftigkeit, oder springen wohl gar ab; besonders sind die Gemälde auf Holz in solchem Fall einem baldigen Verderben ausgesetzt, weil das Holz sich wirft und Risse bekommt.

Zimmer, die täglich, den ganzen Winter hindurch, geheizt werden und im Sommer der Sonnenhitze hingegeben sind, machen, daß die darin aufbewahrten Gemälde vertrocknen, und nicht nur die Farben ihr Markiges und das frische Ansehn verlieren, sondern auch die Umrisse hart und schneidend erscheinen. Ja, oft habe ich gefunden, daß die obern Farben, vollends, wenn sie leicht und fein aufgetragen waren, sich dergestalt in den dickeren und eben deshalb länger frisch gebliebenen Grund gezogen hatten, daß dieser an vielen Stellen, statt jener, zum Vorschein gekommen war. Es ist daher sehr rathsam, Gemälde zwar in einem Zimmer von trocknen Wänden, das aber weder von der Sonne, noch von einem Ofen durchheizt wird, aufzubewahren, und nicht selten durch Oeffnung eines

Fensters der Luft, vornehmlich im laufeuchten Frühling und in Sommernächten, den Zugang zu gestatten; welches jedoch diejenigen nicht billigen werden, die in dem Irrwahne stehn, daß die Luft die Farben eines Oelgemäldes ausziehe.

Zimmer wird jedoch schon die Zeit an und für sich selbst dem Gemälde etwas von seiner ersten Frischeit rauben und den Saft der Oelfarben austrocknen; daher ist es nöthig, daß solche von Zeit zu Zeit, je nachdem es Noth thut, mit Terpentin- und Leinöl übertüncht, und — jedoch seltener — durch einen Firniß aufgefrischt werden. Viele sind nun gar sehr gegen den Gebrauch alles Firnisses bey Gemälden, ohne auf die Bestandtheile desselben zurückzugehn und zu erwägen, in wiefern solche dem Gemälde schädlich oder nützlich sind. Sie meinen überhaupt, der Firniß sey als ein fremder Zusatz verwerflich, oder könne, weil er dem Gemälde einen Glanz und ein neuereß Ansehn giebt, nicht zugelassen werden; oder sie gehen auch wohl, weil sie überhaupt nur das Alterthum an einem Kunstwerke schätzen, so weit, daß sie keine Spur, welche die Zeit zurückgelassen, vertilgt wissen wollen.

Freylich haben Firnisse von der ätzenden Gattung schon viele treffliche Gemälde zu Grunde gerichtet; andere, weniger oder auch gar nicht schädlich, haben wenigstens zur Erfrischung und Erhaltung nichts beygetragen; gäbe es aber einen

Firniß, der beyde Absichten erfüllte, oder wohl gar noch andere Vortheile in sich vereinigte, so würde es Pflicht gegen die Kunst seyn, die Vervollendung desselben anzuzeigen und, wenn dies bereits geschehen wäre, die davon gemachte Erfahrung mitzutheilen. Das erstere hat Göthe in den Propyläen gethan: zu dem andern hat, so viel ich weiß, noch niemand sich gefunden.

Jeder Besitzer von Gemälden, der zugleich ein ächter Kunstfreund ist, welches man leider nicht immer in einer Person vereinigt sieht, muß wahrgenommen haben, wie sehr, wenn auch alle übrige Beschädigungen fehlen, die Gemälde durch das Eintrocknen der Oelfarben verlieren. Es kann nicht ausbleiben, daß die Nachtheile davon nach einer langen Reihe von Jahren nicht sehr merklich werden sollten. Schon vorhin habe ich dieser Nachtheile erwähnt und, zur Vorbeugung oder Abhelfung derselben, die Einwirkung der Luft angepriesen. Hier muß ich, nach langer und vieljähriger Erfahrung, noch besonders die anfängliche Uebertünchung mit Terpentin- und Leinöl (beydes zur Hälfte), und hiernächst den Gebrauch des in den Propyläen gerühmten Firnisses empfehlen. Denen dieses schätzbare und, aus Mangel an Kunstsinne bey unserer Nation, sobald geschlossene Werk nicht bey der Hand seyn sollte, sey es gesagt, daß der Firniß aus Mastix und noch einmal so vielem Terpentinöl besteht, so, daß

z. B. zu einem Pfund Del ein halbes Pfund reine Mastixthränen in eine Bouteille geschüttet und an der Sonne, von Zeit zu Zeit umgeschüttelt, so lange distillirt werden, bis der Mastix sich aufgelöst hat. Noch geschwinder, und zu allen Jahreszeiten, läßt sich die obige Zubereitung bewirken, wenn man den Mastix zuvor gepulvert hat und die Bouteille in ein Gefäß voll kalter Asche über ein unterhaltenes Kohlenfeuer stellt. Der Firniß wird hiernächst auf das horizontalliegende Gemälde mit einem Pinsel, dünn und aller Orten gleich, aufgetragen, und nach etwa sechs oder acht Wochen wird diese Ueberfirnissung noch einmal wiederholt. Es versteht sich, daß das Gemälde, bis es trocken ist, in der vorigen Lage verbleibe und vor Staub gesichert werde. Ist es einmal trocken, so kann man es, so oft es nöthig wird, mit einem feuchten Schwamm abwischen. Gleich auf den ersten Anstrich treten die Gegenstände, die vorhin matt und undeutlich erschienen, mit neuer Klarheit und Kraft hervor; allmählig dringt der Firniß tiefer ein und erweicht und erfrischt die Delfarben; alles wird milder, saftiger, belebter, und die Umrisse verlieren ihre Härte und sänstigen sich. Ich habe noch mehrere Vortheile beobachtet. Schmutzige Stellen, die dem Schwamm mit lauem Wasser widerstanden, wurden nach einiger Zeit rein; nachgedunkelte Farben erhuben sich in ihrer ursprünglichen Reinheit und Frische; selbst

die nicht zu dick überpinselten Stellen verloren nach und nach ihre Verunstaltung. Wie oft hat man großen Malern ein trockenes und lebloses Kolorit vorgeworfen, und die Schuld davon lag vielleicht am öftersten darin, daß die Farben vertrocknet und ihres Saftes beraubt, ja wohl gar von dem braunen Grunde, auf den der Maler sie aufgetragen hatte, verschlungen waren. So habe ich unter andern zwey der herrlichsten Landschaften von Nik. Poussin im Besitz gehabt, die sich gegenwärtig in der von des Königs Majestät für die Kunstschule zu Königsberg in Preußen erkaufte, aber hier wenig gekannte, Gemäldesammlung befinden; diese hatten funfzig Jahre lang unter einem Dachboden in einer Kiste verpackt gestanden, und waren, als ich sie erhielt, dermaßen eingetrocknet, daß nicht allein die ganze Perspektive sich verloren hatte und die Räume am Himmel klebten, sondern die Gemälde fast wie mit braunrother Farbe gemalt zu seyn schienen, so, daß ich anfangs nur durch die Antike der Figuren, und den großen Charakter der ganzen Komposition, auf die Originalität des Meisters aufmerksam gemacht wurde.

Da es als ein Beytrag zur Kunstgeschichte angesehen werden kann; so füge ich ein rasonirendes Verzeichniß der Gemälde bey, welche die Kunstschule zu Königsberg in Preußen durch die Huld ihres Königs und die sorgsame Fürsorge

des Kuratoriums der Kunstakademie zu Berlin, besitzt.

1) Ein Ritter, der seine Gattin auf der Jagd unversehens mit einem Pfeil tödtlich verwundet hat. Eine — wie es scheint — wahre Geschichte; von Kneller 1650 zu London gemalt.

Voll Verzeihung und edler Resignation im Blick, liegt die Sterbende, indem das Blut ihr aus der Seite quillt, unter einem Baum in den Armen ihres alten Vaters, der sein thränenvolles Auge auf den Schwiegersohn — als wollt er sein Innerstes durchforschen — geheftet hat. Dieser, den fatalen Pfeil in der Hand, liegt voll stillem, aber innigem Schmerz vor der Gattin auf den Knien. Zwey Windhunde, deren einer die Sterbende starr anblickt, der andere die Jagd wittert, deuten den Vorgang und die Gelegenheit an.

Das Gemälde ist im großen Styl gearbeitet und die Figuren haben Lebensgröße.

2 und 3) Zwey Landschaften, Morgen und Abend; von Brand. Die Sonne ist aufgegangen und beglänzt den wolkenfreyen Himmel. Landleute haben sich neben römischen Ruinen gelagert und ordnen in einem Korbe die Blumen, die sie zum Verkauf nach der Stadt bringen. Zur Linken führt der Weg über eine steinerne Brücke an einer Kirche vorbey, wo Reisende

mit ihren Packeseln ziehn. Rechts wird die Scene durch eine hohe Pinie belebt, die frappant beleuchtet ist, und mit deren Wipfel die Lüfte spielen.

In dem Nebenstück kämpft die untergehende Sonne mit dem Nebel. Unter einem verfallenen Grabmal haben Landleute mit ihren Stäben eine Schlange hervorgestochert, die mit aufgeregtem Halse auf einen Bauer losgeht, der, von seinem Weibe zurückgehalten, mit einem Knüttel auf sie loszuschlagen im Begriff ist.

Die Figuren sind schön gezeichnet, und das Ganze ist vortrefflich kolorirt; vornehmlich auch die Luftperspektive in der Abendlandschaft von der höchsten Wahrheit.

4) Simson und Delila, ein Nachtstück von Rembrand. Simson liegt mit dem Haupt, schlafend, in Delila's Schooß. Sie winkt, da ihm bereits die Haare abgeschnitten sind, den Philistern, die, voll Nachgier, mit ihren Lanzen herbey-eilen. Die Beleuchtung ist, wie man sie von Rembrand erwarten kann, von großem Effekt, und wird durch eine Fackel bewirkt, deren Strahlen hinter einer Säule hervorbrechen.

5) Christus mit dem Zinsgroschen, den er bey der Frage: „Wessen ist das Bild und die Ueberschrift?“ den Pharisäern so eben vorgehalten hat, indem er auf ihre Antwort erwiedert: „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“

Seine Rechte ist bey den letzten Worten gen Himmel erhoben und in seinem Antlitz ist Würde mit Sanftmuth vereinigt; nur ein kleiner Unwille scheint sich zwischen den Augenbrauen zu regen. Vor ihm stehen die verfänglich Fragenden, jeder mit dem besondern Ausdruck seiner Leidenschaft und Gemüthsstimmung: der zähnefletschenden Wuth, des verbissenen Aergers, des krankhaften Neides, der lauernden Arglist, der horchenden Neugierde, der böbischen Heuchelen, des abhärmenden Grolles, der fahlköpfigen Schelmeren. Hinter Christus stehn seine Jünger: Petrus voll Zweifel und Furcht, wie sein Herr und Meister sich aus dieser Schlinge ziehn werde; Jakobus, mit der gehaltenen Stärke seines Charakters; und Johannes, lächelnd, als wollt er sagen: „Ihr Schelme, er wird euch wohl abfertigen!“ Die Köpfe sind ein wahres Studium der Physiognomik; Gruppierung und Zeichnung sind meisterhaft. Und ist das Gemälde von Rubens, wie es scheint, so gehört es sicherlich zu seinen vollkommensten.

6) Ein Ungewitter in einer felsigen Gegend; von Rosa di Tivoli. Die Scene, vor Tagesanbruch, wird durch einen Blitz erleuchtet, der einen Baum zersplittert hat; und ein schrecklicher Orkan wüthet. Ein Hirt eilt mit seiner betäubten Schaaf- und Ziegenherde, bey der sich auch ein Stier und ein gepackter Esel befinden, über

einen Bach dem Vorgrunde zu, während im Mittelgrunde andere Hirten mit ihren Heerden sich unter Ruinen flüchten. Der Ausdruck des Schreckens in der zusammengedrängten, blöckenden Heerde kann wahrer nicht geschildert werden. Aus einem Korbe, der dem Esel aufgebunden ist, flattert eine Gans mit Geschrey auf und vermehrt die lebendige Bildheit, die der Charakter des Ganzen ist.

7) Ein junger Ritter; ein Brustbild von van Dyck. Ein eben so sanftes, als geistreiches Gesicht, auf dem man mit Wohlgefallen ruhen mag. Ein schönes Hell Dunkel vermehrt das Anziehende.

8) Die Verkündigung der Hirten. In malerischen Gruppen und ausdrucksvollen Attituden vernehmen sie mit Seelenhoheit, Bewunderung, Erstaunen, Anbetung, die Botschaft des in einer Glorie herabschwebenden Engels, einer wahren Raphael'sfigur. Sonderbar ist der Gedanke des Künstlers, daß er bey diesem Vorgange eine Hirtin gegenwärtig seyn, aber schlafen läßt. Eine geistreiche Frau machte, auf den schalkhaften Witz eines Spötters, die artige Auslegung: der Maler wollte dadurch die Scharfsichtigkeit der Frauen andeuten, die auch bey geschlossenen Augen sehen könnten.

Das Gemälde ist in allen seinen Theilen vollkommen, und sowohl in Absicht der Anordnung

und Zeichnung, als des Ausdrucks und Kolorits, ein Meisterstück von Abraham Blödmart.

9) Der heilige Drenkbnigsabend; von v. d. Bliet. Drey Bauern, einer von ihnen als Mohrenkönig verkleidet, bringen ihrer Herrschaft, die in der Hausthür steht, beym Licht einer Fackel, eine Bokalmusik. Der Gegenstand ist mit vieler Laune bearbeitet; auch fehlt es nicht an komischen Nebenideen. Es ist dabey als Nachtstück von angenehmer Wirkung.

10) Venus auf dem Meere. Sich eines vorigen Sieges erinnernd, oder auf einen neuen sinnend, sitzt, in sich zusammengeschniegt, die Göttin in ihrer Muschel, in der Abenddämmerung. Auf der Muschel Spitze steht Amor auf einem Fuß, voll kühner Schalkheit, und lenkt durch ein Taubenpaar am Bunde die Fahrt über die sanft gekräuselten Wogen. Die Figuren haben Lebensgröße und sind schön geründet.

Das Gemälde scheint niederländisch zu seyn.

11) Christus segnet die Kinder. Ein Kniestück; die Figuren sind von Lebensgröße. Christus hat das kleinste der Kinder vor sich hin auf den Schooß gestellt, und schaut mit Sanftmuth und Liebe auf dasselbe herunter. Es wollte weinen, aus Furcht vor dem Fremden, fühlt sich aber beruhigt und läßt seine Hand in der Hand des Fremden liegen. Die beyden älteren Brüder stehen daneben an der Erde und blicken, der eine voll

Sehnsucht, ebenfalls aufgenommen zu werden, der andere voll Mißtrauen gegen den Unbekannten, nach Christus empor. Hinter ihnen tritt die Mutter herzu, voll freudiger Erwartung, den Mund zum Sprechen öffnend. Das Stück ist aus der ältern deutschen Schule, und empfiehlt sich durch Naivität und Wahrheit.

12) Ein Seestück; von Simon de Blioger. Ein Wetterleuchten beglänzt die krausen Bogen einer Meeresbucht am Landungsplatze. Im Vordergrund seegelt eine Barke mit halbem Winde. Am fernen Horizont sieht man die Thürme einer Stadt.

13) Adam und Eva verbergen sich vor der Stimme Gottes unter den Bäumen des Paradieses. Von Hannibal Caracci. Ein Kniestück mit Figuren von Lebensgröße.

Eva, in ungeschwächter Schöpfungsfülle, hat den ängstlich = reuevollen Blick und die gefalteten Hände gen Himmel erhoben. Vor ihr — gleichsam vor den Füßen — hat sich Adam gestellt, oder er stützt sich vielmehr, gebückt, mit dem einen Arm rückwärts, mit dem andern vor sich hin, auf Baumstümpfe, so, daß er die ganze Breite des Gemäldes mit seinem nervigten Körper füllt. Er horcht mit Aufmerksamkeit, nicht ohne Besorgniß, auf die Stimme Gottes. Zeichnung und Composition und Ausdruck sind vollkommen und wahrhaft erhaben.

14) Ein Frucht- und Blumenstück; von

van Zoon. Geschmackvoll geordnet, leicht gemalt und schön kolorirt.

15) Eine Landschaft; von P. Breugel. Hohe Bäume erheben sich prachtvoll, und zur Seite öffnet sich die Aussicht in eine weite Ferne. Herrlich fällt der Baumschlag der Eichen ins Auge. Allerley Vögel beleben die Zweige. Der Vorgrund ist mit Blumen und Pflanzen und Insekten geschmückt, und von einem Bach gar schön gewässert. Alles fleißig, doch ohne Aengstlichkeit, ausgemalt.

16) Christus auf dem Delberge; von Paul Poorter, einem Schüler Rembrandts. Der Heiland kniet, und betet voll Inbrunst. Vor ihm öffnet sich der Himmel mit ausströmendem Licht, welches die hohen Bäume überaus malerisch beleuchtet. Auf der andern Seite blickt der Mond unter Gewölken trübe hervor. Am Gehäge des Berges erscheint Judas mit seiner Schaar; sie tragen Fackeln und Laternen in den Händen. Im Vorgrunde schlummern die Jünger. Von wunderbar schönem Effekt ist das dreyfache Licht des Gemäldes. Der Hauptfigur aber möchte man einen edlern Charakter wünschen.

17) Agrippina setzt die Asche des Germanikus bey. Sie steht, voll Trauer im Blick, mit edlem Anstande auf eine Freundin gestützt, in einer felsichten Höhle, mit der Hand auf das Grabmal hinweisend. Vor ihr kniet eine

Jose, die beyzusetzende Urne aufhebend. Das Gemälde trägt unverkennbar den Charakter des Nik. Poussin.

18 und 19) Zwey kleine Landschaften; von Martin. Die Perspektive ist gut und die Figuren sind artig gezeichnet.

20) Ein Bauernstück; von Gerhard Kademacher. Ein Bauer sitzt im Vorgrunde am Tisch, mit einer Frau, der er liebkoset und ein Glas Wein einschenkt. Im Mittelgrunde an einem Kamin, in welchem das Feuer beynah ausgebrannt ist, sitzen andere Bauern und zechen. Einer von ihnen scheint dem beglückten Liebhaber im Vorgrunde mit geballter Faust zu drohen. Nur sparsam fällt das Licht von oben durch ein geöffnetes Fenster, durch welches eine neidische Alte herunter auf das vertrauliche Paar blickt. Doch ist das wenige Licht so ökonomisch geleitet, daß es alle Gegenstände und Beywerke im angenehmen Helldunkel sichtbar macht.

21) Petrus am Kohlenfeuer; kühn und kraftvoll, wahrscheinlich von Leonhard Bramer. Das auf dem Boden fast ausgebrannte Feuer wirft auf die umherstehenden Personen nur ein ungewisses Licht; daher die zunächststehenden in Karrikatur erscheinen. Doch nimmt sich Petrus, im rothen Mantel, mit seiner verneinenden Handgeberde sehr ausgezeichnet im Vorgrunde aus.

22) Jakob und Esau. Eine große Land-

schaft, von van Dyck oder van Valen. Auf einem Berge unter hohen dickbelaubten Bäumen sind die beyden Brüder sich begegnet: der eine mit seinen Frauen und Kindern und Zosen und der im Thal nachfolgenden Heerde, der andere mit seinem Kriegsvolk, welches hinter ihm bey der Anhöhe zum Vorschein kommt. Die Brüder haben sich knieend umarmt, der schäferliche Jakob und der kriegerische Esau, den des Bruders friedseeliges Gefolge gerührt und zur Versöhnung erweicht hat. Nichts geht über den Ausdruck derselben, so wie über die Zartheit des Pinsels, mit welchem die Frauen und Kinder — ein wahrer menschlicher Blumenstrauß — in den mannigfaltigsten und lieblichsten Attitüden dargestellt sind.

23) Lebendiges Geflügel. Höchst sauber und wahr.

24) Eine Landschaft; wahrscheinlich von Alex. Thiele. Ein Strom schlängelt sich zwischen hohen Felsen, über welchen der Dunst eines schwülen Sommertages brütet. Im Schatten des Vordergrundes haben sich Schaaf- und Ziegenheerden mit ihren Hirten gelagert.

25) Die Geburt Christi. Eine Originalzeichnung von Martin de Vos. In den Ruinen eines Tempels sitzt Maria mit Anbetung vor dem Kinde, das in einer Winsenmatte liegt. Engel knieen vor ihm, und eine Glorie senkt sich hernieder, es mit Blumen bestreuend. Maria,

voll holdseliger Anmuth, ist eine völlig ausgeführte Figur.

26) Die Beschneidung Christi; von Paul Veronese. Eine Menge Figuren, meisterlich gruppiert. Das Kind streckt bangend seine Arme nach den Aeltern aus, und Joseph ist im Begriff, zu ihm zu eilen. Maria, eine holdselige Gestalt, blickt voll mütterlicher Zärtlichkeit auf dasselbe hin. Unter den übrigen Personen sind manche, ihrer Bekleidung nach, aus der neuern Zeit, und zum Theil ohne Theilnahme an der Handlung, dargestellt. Kolorit und Draperie sind prunkend.

27) Die Hochzeit zu Kanaan; von Peter van Lint. Die Gäste befinden sich an der Tafel; neben der Braut ihre Mutter, der, wie man an ihrer gerunzelten Stirne bemerkt, die Nachricht vom Mangel an Wein gebracht wird. Christus, der mit Maria im Vorgrunde sitzt, giebt einem der Aufwärter Befehl, die Krüge zu füllen, womit ein anderer zugleich beschäftigt ist. Das Gemälde ist mit der höchsten Zartheit und Sauberkeit gemalt und das Kolorit so frisch, als wäre es eben aufgetragen.

28) Eine große Landschaft im Mondlicht; von Kaspar Düghet. Ein Gemälde, welches durch die Wahl, den Reichthum und die herrliche Zusammensetzung, den verständigen Zuschauer an sich fesselt. Der Vorgrund wird durch einen Bach begränzt, an welchen ein Hirt seine Kinder-

heerde treibt. Rechts und links erheben sich majestätische Baumgruppen. Im Mittelgrunde ziehen Hirten mit ihrem Vieh über einen vom Mond erhellten Rasenplatz, hinter welchem sich ein klarer Teich spiegelt, der das Bild der Bäume sehen läßt, und auf der Seite einen, vom Felsen stürzenden, Wasserfall aufnimmt. Weiterhin zieht sich die baumreiche Landschaft mit abwechselnden Licht- und Schattenparthieen hinauf, und auf den fernsten Gebirgen sieht man noch das späte Abendroth schimmern, das sich in den Wolken mit dem sanften Licht des verborgenen Mondes vermischt.

29 und 30) Zwey Bauernstücke; mit hogarthischer Laune gedacht und ausgeführt, von Adriaen Brouwer.

Das eine stellt eine Dorfschule vor. Der grämliche Monarch derselben sitzt in seinem bretternen Zwinger und führt, statt des Zepters, in der Hand eine nachdrückliche Klatsche, die dem nebenstehenden und mühsam buchstabirenden jungen Bauerlummel Gefahr droht. Unter den übrigen Dorflingen fallen besonders in die Augen: ein unbehülfslicher weiblicher Klotz, der sich an seinem Katechismus abquält, und ein Paar kerlhafte Buben, die sich einander die Lektion überhören.

Das Nebenstück ist eine Tanzgesellschaft der Dorfjugend von höchst komischen Karrikaturen.

31) Eine Winterlandschaft; von Follert, der ein berühmter Meister darin ist. Den

Vorgrund bildet ein befrorner Teich, auf welchem schön gezeichnete Figuren theils ihre Arbeit treiben, theil sich erlustigen. Auf der linken Seite des Gemäldes erhebt sich ein Gebirge, auf welchem hin und wieder alte Schlösser zum Vorschein kommen. Auf der rechten dehnt sich die Ferne mit angedeuteten Gegenständen meilenweit aus, und das Auge verliert sich in den schönsten Abstufungen. Artig blicken, unter der leichten Schneedecke, die grünen Nadeln der Kieferbäume hervor. Die ganze Landschaft bekommt durch einen im Vorgrunde pittoresk angebrachten runden Thurm und einige Bauerhütten eine gar treffliche Haltung.

32) Eine Tanzgesellschaft; von Rubens. In einer schönen und großen Landschaft, die durch ein kunstloses Landhaus lokalisiert zu seyn scheint, vergnügt sich, nach Sonnenuntergang, eine frohe Gesellschaft von acht Paaren, theils modern, theils idealisch gekleidet, in einem kreisförmigen Reihentanze. Die prima Donna und ihr Tänzer halten die verschränkten Hände erhaben, und darunter schlüpfen windschnell die übrigen, in den mannigfaltigsten Wendungen und Attitüden, hinweg.

Rubens hat sich vielleicht nie eine schwerere Aufgabe gemacht, und nie vollkommener gezeichnet, als hier. Vielleicht waren es liebe Freunde, in deren Mitte er sich befand, die er in ihrem Frohsinn der Nachwelt zur Mitfreude schilderte. In

einem der Bäume sitzt ein Schäfer, der die Schalmei zum Tanze bläst.

33 und 34) Zwey Landschaften: Morgen und Abend; von Nikolaus Poussin. Im erhabensten Charakter. Majestätische Bäume erheben sich gen Himmel und erwecken ein heiliges Gefühl in der Seele des Beschauers, der dessen fähig ist. Im Morgen wird einem Gränzgott ein Opfer gebracht; im Abend eine Todtenurne nach den Wohnungen des Friedens, die überaus malerisch aus den Schatten hervortreten, hinübergetragen. Die Figuren sind, wie man sie von Poussin gewohnt ist, nach der Antike, das heißt mit der höchsten Korrektheit, gezeichnet. Schlaglichte und Durchblicke machen dabey einen wunderschönen Effekt; und ein großer Kenner der Kunst, der die vortrefflichsten Gallerien Deutschlands und Italiens gesehen hatte, stand betroffen von der erhabenen Einwirkung dieser Landschaften und versicherte, nie etwas Edleres in der Kunst gefunden zu haben. Beyde sind mit dem Namen des Meisters und der Jahrzahl, der vorletzten seines Lebens, bezeichnet.

B o d.

## III.

## Briefe aus der Kalmückensteppe.

## Zweyter Brief.

Sarepta, den 10ten März.

Welche Ueberraschung für einen, der so schnell, wie ich, aus dem 57sten Grad nördlicher Breite in den 47sten versetzt, im Februar und März den April und May zu sehen glaubt! Schon sind die Frühlingsvögel versammelt. Die Steppe um uns her treibt Ranunkeln und bunte Tulpen. Die Wege sind mit Staub bedeckt. In den Gärten beschäftigen sich schon fleißige Kolonisten mit Ausgraben der Weinstöcke. Wie bedaure ich Sie, der Sie noch so weit vom Frühlinge entfernt sind! Die Moskauische Maßliniza kann Ihnen keinen hinlänglichen Ersatz darbieten.

Sarepta hat die Wolga gegen Osten, den Sarpfluß gegen Süden und eine lange Hügelkette gegen Westen, die sich, durch eine Krümmung von Norden, aus der Sarpa nähert und die Stadt von der großen kalmückischen Steppe absondert. Die Lage von Sarepta gewinnt noch, wenn man sie von den benachbarten Hügeln übersieht. Rings umher nichts als Grasflächen und kahle Bergschuchten, schimmern die rothen Dächer der Stadt unter den Paradiespappeln, die den Markt und mehrere Wohngebäude einfassen. Längs den beyden Ufern des Sarpflusses sieht man eine Menge

Gärten, die sich durch mancherley Wassermaschinen auszeichnen. In einiger Entfernung erblickt man zur Rechten das Borwerk, weiterhin, zur Linken, das, ebenfalls der Stadt gehörige, Dorf Schönbrunn, und in den Gränzen des Horizonts die Spiegelfläche des Wolgastroms.

Sarepta hat die Gestalt eines Vierecks. Auf jeder Seite mag die Länge etwa zweyhundert Schritt betragen. Ein trockener, mit spanischen Reutern besetzter, Graben (in welchem man seit einiger Zeit Bäume gepflanzt hat) bildet den äußern Umfang. Die Ecken der Brustwehr vereinigen sich in Bastionen, wo sonst Kanonen standen, die man aber jetzt im Zeughause aufbewahrt. Die astrachansche Straße zieht diagonal durch die Stadt. Die beyden Hauptthore, an der zarizynschen und astrachanschen Seite, werden des Nachts von zwey alten russischen Unterofficieren bewacht, die wie halbe Mitbürger von Sarepta zu betrachten sind. Zwey andere ebenfalls entgegengesetzte Thore führen nach der Wolga und den Steppenhügeln.

Das Innere dieses Orts füllen ungefähr siebzig Wohngebäude. Mitten in der Stadt umringt eine hölzerne Umzäunung den mit Pappeln gezierten Marktplatz. Hier war es, wo ich vor zwey Jahren im Herbstes alles mit Pyramiden von Melonen und Arbusen bedeckt sah, und über den geringen Preis dieser Früchte staunte, indem man vier kleine,

aber süße Melonen für einen Kopeken, und Arbusen von beträchtlicher Größe für zwey Kopeken das Stück verkauft. Es herrschte damals rings umher ein großes Gewühl von Kalmücken, die sich zum Kauf und Verkauf zu Pferde und auf Kamelen eingefunden hatten. Die Kalmücken sind jetzt vielleicht noch in ihren entfernten Winterquartieren: aus den benachbarten Dörfern versammeln sich bloß einzelne Tataren und Russen zum Handelsverkehr. Unter den Pappeln bemerkt man einen großen hölzernen Born mit chrysthellem Wasser, durch Quellen genährt, die man von den nahen Hügeln, zum Theil einige Werste weit, mit vielen Kosten nach diesem Stadttheil geleitet hat, um von dort aus die Häuser, ebenfalls durch Röhren, mit Wasser zu versorgen.

Die besten Häuser umringen, nach allen vier Seiten, in gleichem Abstände, den Marktplatz. Auf der östlichen Seite sieht man in der Mitte das Bethaus, und nebenan die Brüder- und Schwesterhäuser. Auf den übrigen Seiten unterscheiden sich das Vorsteherhaus, die Apotheke, das Gasthaus, das Waarenmagazin und das Wittwenhaus — lauter steinerne, zwey Stockwerk hohe, Gebäude.

Das Bethaus ist ein ziemlich geräumiges Gebäude. Auf dem Dache befindet sich ein kleiner Thurm, von welchem man die Gebetstunden, oder den Tod eines Gemeindegliedes, so wie die Ankunft

neuer Angehörigen, ankündigt. Zwey große Eingänge führen von der Marktseite in das Innere des Hauses. An den Seiten, unter den beyden Ehrentüren, sind zwey Vorzimmer, aus welchen man in den eigentlichen Versammlungsaal tritt. Ein Paar Gemälde, aus der Geschichte des Stifters der christlichen Religion, schmücken die Wände. Einige einfache Kronleuchter hängen mitten im Gange. Man trifft hier weder Altar noch Kanzel. Die evangelischen Brüder finden keine Spuren von diesem Kirchenschmuck in den ersten Urkunden des Christenthums, und haben es daher für unnöthig gehalten, ihn in ihre Versammlungssäle einzuführen. Die Stelle der Kanzel vertritt ein Stuhl, und zum Altar dient ein niedriges Gestelle. Zu beyden Seiten des Predigers sitzen die angesehensten Brüder und Schwestern, während die übrigen ihre Plätze auf Bänken einnehmen, welche den innern Raum des Saals ausfüllen.

In dem Brüderrhause wohnen gegen hundert unverheyraethete Brüder; in dem Schwesternhause ungefähr eben so viel ledige Schwestern.

Für den einen, wie für den andern Theil, waren anfangs bloß äußere Häuser errichtet: als aber die Volksmenge immer mehr zunahm, mußten noch mehrere Nebengebäude hinzukommen. In beyden Häusern wird ziemlich gleichförmig gelebt. Wer Lust hat, kann sich einzelne Zimmer miethen, wofür man 10 bis 20 Rubel jährliche Miethe bezahlt. Es

können auch mehrere ein Zimmer gemeinschaftlich miethen. Die meisten begnügen sich indessen mit den Arbeitsstuben, die für besondere Gewerke bestimmt sind. Die Schwestern, so wie die Brüder, haben für sich gemeinschaftliche Speisesäle, wo sie aber bloß zum Mittagessen zusammenkommen. Der Mittagstisch kostet ihnen monatlich einen Rubel siebenzig Kopeken, wofür sie Sonntags drey, sonst zwey Schüsseln bekommen, die nach acht deutscher Art zugerichtet sind \*). Im Gasthause müssen die fremden Gäste freylich weit mehr bezahlen; so zahle ich z. B. für Zimmer, Mittagessen und Kaffee des Morgens monatlich acht und zwanzig Rubel. Dort muß man indessen auch den geringen Arbeitslohn der Mitglieder in Anschlag bringen. Den ansehnlichsten Lohn erhalten die Weber und Weberinnen, d. h. wenn sie fleißig sind, monatlich zehn bis zwölf Rubel; etwas mehr haben die Meister und Meisterinnen. Schneider- und Schustergesellen verdienen höchstens acht Rubel. Von diesem Gelde geben sie noch etwas für die Schlafstelle (im gemeinschaftlichen Schlaßaal, wo des Nachts Wächter und Wächterinnen für die Schlafenden Sorge tragen, und zur bestimmten Morgenzeit die ganze Schlafgesellschaft, und zur

---

\*) Einer meiner hiesigen Freunde that dort den Vorschlag, die wohlschmeckende russische Schtschisuppe einzuführen; man wollte aber lieber bey den gewöhnlichen Speisen bleiben, als diese Neuerung annehmen. Anmerk. d. Verf.

verlangten einzelne Mitglieder noch früher aufwecken), bestreiten ihre nothwendigen Kaffeebdürfnisse, und müssen sich überdem noch Licht und Holz anschaffen. Wegen dieser und anderer Ausgaben nun, hat man das Tafelgeld, zum Nachtheil der Gemeinkasse (die weniger von den Tischgästen einnimmt, als sie für dieselben ausgiebt), herabgesetzt.

In beyden Häusern finden alle möglichen Arbeiter Beschäftigung und Unterhalt, besonders aber Tuch= Mützen= und Strumpfwerber. Man sieht dort Gold= und Silberarbeiter, Uhrmacher und Tischler, Schneider und Schuster, die alle mehr zu arbeiten haben, als sie fördern können. Die Schwestern beschäftigen sich mit dem Weberhandwerke, so wie mit Brodiren und andern weiblichen Arbeiten.

Es befinden sich auch in beyden Geschwisterhäusern Schulen für Knaben und Mädchen. Die Kinder sind dort in mehrere Klassen eingetheilt und werden von besondern Lehrern und Lehrerinnen in Sachen, die ihrem Alter und Geschlechte angemessen sind, unterrichtet. Sie erhalten sogar Unterricht im Zeichnen und in der Musik, und die Mädchen insbesondere noch im Nähen und Brodiren.

Das Innere dieser beyden Häuser ist ohne Pracht, aber Reinlichkeit herrscht hier, so wie in den übrigen Wohngebäuden der Sareptaner, wo denn auch die Meublirung einen Grad des Wohl-

standes verráth, mit welchem der Fleiß die Einwohner beglückt zu haben scheint. Doch auch mit den andern sareptischen Hauptgebáuden muß ich Sie bekannt machen.

Die sareptische Apotheke würde für einen so kleinen Ort, wie Sarepta, zu ansehnlich seyn, wenn sie nicht für die ganze Gegend umher, in einer Entfernung von mehreren hundert Werst, Arzneymittel zu liefern hätte. Es ist nicht lange her, daß diese Apotheke aus einem hölzernen Gebäude (das jetzt mein biederer Freund Meiz bewohnt) nach einem steinernen versetzt wurde. Das Laboratorium hat die ehemalige Branntweinbrennerey verdrängt. Herr Stáhlin, der jetzige Apotheker, ein leidenschaftlicher Botaniker und Entomolog, hat von seinen beyden Liebhabereyen eine artige Sammlung angelegt. Man findet bey ihm eine Menge Taranteln und Skorpionspinnen, Schmetterlinge und Käfer, einheimische Schlangen, Schildkrötenschalen und andere Seltenheiten.

Das Gasthaus ist ein großes, zwey Stock hohes, Gebäude mit zwey Haupteingängen. Die Gemeine besoldet hier einen Gastwirth, welchem man für einzelne Zimmer vierzig bis fünf und siebenzig Kopeken täglich bezahlen muß. Der große Hofraum ist immer mit Schlitten oder Wagen angefüllt. Es gehört noch eine Fuhrmannsschenke dazu, die unter der Aufsicht des Gastwirthes steht.

Die Branntweinbrennerey — ein gro-

ßeß, hölzernes Gebäude — darf bloß so viel Branntwein liefern, als zum Verbrauch in der Stadt nöthig ist, d. h. fünf- bis sechshundert Eimer. Die beyden Bäckereyen wetteifern, welche das beste Brod liefert. Die Schlachterey ist eins von den Nebengebäuden des Brüderhauses, dem es auch täglich von dem hier geschlachteten Ochsen die Hälfte abläßt.

Die größte Einnahme zieht die sareptische Gemeinde von dem Waarenlager und der Tabacksfabrik. Das eine, so wie das andere, ist kein Privateigenthum, sondern gehört der Gemeinde, welche die Aufseher, Fabrikanten und Handlanger, nebst andern dazu gehörigen Personen, besoldet.

Weil nur ein einziges Waarenlager in Sarepta sein darf, so findet man darin alles durcheinander — Gewürze, Seidenwaaren, Eisengeräth u. s. w. Von acht Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends haben die Ladendiener unaufhörlich mit Abfertigung der Käufer zu thun, die oft Karavannenweise ankommen.

Die Tabacksfabrik liefert den bekannten sareptischen Taback, welcher mehr als funfzig Personen mit Mahlen, Sieben, Schneiden, Reiben, Stampfen und Packen beschäftigt. Die Tabackblätter werden nicht in Sarepta gezogen, sondern aus den saratowschen Kolonien verschrieben. Man kocht die Blätter, zerschneidet sie und stampft sie dann in Fässer, wo sie ein Paar Jahre liegen

müssen, ehe sie durch besondere Schneidemaschinen in Schnupf- und Rauchtoback verwandelt werden, der an Güte dem holländischen gleich kommt. Der gemahlene Toback übertrifft den gemeinen russischen.

Die Einrichtung in Sarepta, daß fast alle Handwerker (wenige bedienen sich der Freyheit, auf eigene Gefahr ihre Profession zu treiben, die meisten stehen in Sold,) von der Gemeinde abhängig sind, indem ihre Einkünfte der Gemeinkasse zufallen, macht natürlich, daß alles, was man hier kauft, etwas theurer als an andern Orten ist; von Fremden habe ich manche Klagen darüber gehört. Aber wenn man bedenkt, daß die Gemeinde durch mehrere Unglücksfälle, z. B. durch Pugatscheffs Verwüstung, Feuerbrunst, Zerstörung der Mühlenstauung 2c. in Schulden gesetzt wurde; so wird man sich über den Preis der Waarenartikel weniger wundern können. Die öffentlichen Anstalten, Brunnen, Mühlen, Geschwisterhäuser, die bald ausgebessert, bald neugebaut werden, machen ebenfalls beträchtliche Ausgaben nothwendig. Wenn die sareptischen Waaren zu theuer scheinen — wenn die Arbeiter zu viel für ihre Arbeit verlangen: warum kauft und bestellt man so viel bey den hiesigen Handwerkern, daß diese nicht im Stande sind, alles was verlangt wird, zu verfertigen?

---

## IV.

## B r a s i l i e n .

(Beſchluß.)

Geringere Mannigfaltigkeit herrſcht im Thierreiche. Von einländiſchen Thieren iſt hier das Schaaffameel, Lama oder Glacina und auch das Vicunna oder Bigogne, beyde aber nur in den hochliegenden Gegenden, einheimiſch. Da ſich dieſes letztere Thier zähmen läßt, ſo würde, wenn man hierauf gehörigen Fleiß verwendete, ſeine herrliche Wolle die, in Braſilien völlig mangelnden, Schaafes erſetzen. Das Nabelſchwein, Pecari oder Tajassu, iſt wild in Menge und auch gezähmt. Es gleicht dem Schweine und hat auf dem Rücken einen drüſigten Sack, worin eine ſchmierige, einigermaßen nach Viſam riechende, Feuchtigkeit enthalten iſt. Die mehreſten Gattungen der Scavien oder Halbkäninchen ſind in Braſilien einheimiſch, hierunter der Paka, der an Größe einen Hasen übertrifft, und der gleichfalls eßbare Akuſchi. Das Fleiſch vieler Gattungen von Meerkatzen, des Ameiſenbärs und des Armadills oder Schuppenthiers wird genoſſen. Auch iſt hier das Dpoſſum oder Beutelthier und manche, nur dieſem Lande eigenthümliche, Gattung von Wild. Man hat den Verſuch gemacht, europäiſche Schaafes hieher zu bringen; allein ihr Fleiſch wurde trocken und ſchlecht. Die Schweine werden hier ſehr groß und

ihr Fleisch wird für das Beste gehalten. Das Rindvieh hat sich in den Wäldern in ungeheurer Menge vermehrt; das Fleisch, dem nicht der Wohlgeschmack des europäischen Rindfleisches eigen ist, hat beynahe keinen Werth. Man tödtet dieses wilde Vieh bloß wegen der schönen Hörner und der Häute. Beyde werden von den Engländern gekauft, erstere zu vorzüglichen Hornarbeiten gebraucht, und letztere liefern ein vorzügliches Sohlenleder, da die Häute dieser Thiere, die beständig in einem warmen Klima unter freiem Himmel leben, schon hiedurch dazu vorzügliche Eigenschaften erlangen. Alles europäische Geflügel ist nach Brasilien versetzt, aber sein Fleisch, selbst des Fasan's, ist härter und trockener als in Europa. Dies gilt auch von dem mehresten einländischen, sehr zahlreichen, wilden Geflügel.

Wärme und Feuchtigkeit befördern in Brasilien die Vermehrung der Insekten, worunter die schon berührten Muskiten und Sandflöhe eine Plage der Einwohner sind. Dagegen versorgen auch wieder zwölf Gattungen von Bienen, deren viele in hohlen Bäumen und Felslöchern wohnen, die Einwohner mit einer Menge Honig. Die Feuerfliege, an Eigenschaften dem Johanniswurm ähnlich, von ihm durch die Flügel verschieden, erleuchtet in der Nacht die Bäume und Gesträuche. Brasilien enthält eine Menge, zum Theil sehr giftiger, Schlangen, hierunter die Klapperschlange und den Ibi-

boboca, eine, nach Erzählungen der Reisebeschreiber, sehr große und giftige Schlange. Von ihr erzählt uns Balmont de Bomare, daß die Brasilier ihren Biß, der nicht gleich tödtet, durch gepulverten Rhambus und Copaiwabblätter heilen, und daß sie dieses Thier wegen seiner schönen Haut, die einer bunten Broderie gleicht, und wegen seines wohlschmeckenden Fleisches, schätzen. Die großen Schlangen dieser Art werden von ihnen Kuikahuilia genannt. Sie greifen jedes Geschöpf an, das unglücklich genug ist, ihnen zu begegnen, und tödten es, indem sie es umschlingen und mit großer Kraft zerquetschen. Diese Thiere sollen einen Bau errichten, der einem Backofen gleicht, und in der Mitte des Baues soll eine große Kuikahuilia als Königin wohnen. Auch sind hier Skorpionen, Skolopender und Spinnen von außerordentlicher Größe, und die Ameisen ziehen, wie in Afrika, in ungeheuren Schwärmen umher und verzehren, was ihnen auffößt. Drey Gattungen der Schildkröten werden vorzüglich wegen ihres leckern Fleisches gepriesen, hierunter die grüne oder Riesenschildkröte. Sie hat ihre erstere Benennung von ihrer olivengrünen Schaale und ihrem grünen Fette, die letztere von ihrer Größe, weil manche darunter bis acht Centner wiegen; ihr Fleisch und Fett haben, da dies Thier bloß vom Seegrass lebt, gar keinen Thirangeschmack. In den Flüssen findet man auch Krokodille, die aber weder an Größe, noch Schäd-

lichkeit den afrikanischen gleich kommen, und ein diesem Lande eigenthümliches Thier, den Cachora de Agua oder Wasserhund. Seine Farbe ist dunkel, die Füße sind kurz; sein Kopf gleicht einem Hundskopf mit stumpfer Schnauze. Er wird, wenn er ans Land kommt, um in der Sonnenhitze zu schlafen, getödtet, und sein Fleisch ist eßbar. Der Wallfischfang wurde von den Brasilianern, besonders von den Einwohnern von St. Catharina, seit langer Zeit betrieben. Die Wallfische nahen sich häufig den Küsten, werden aber auch in der Nähe des Südpols aufgesucht. Ein Fisch von sehr ansehnlicher Größe, den die Eingebornen Mannatten nennen, wird vorzüglich geschätzt. Auch sind Schwerdfische, Makrelen und viele, nur diesem Klima eigene, See- und Flußfische äußerst wohlschmeckend, und Austern in solcher Menge, daß viele der Eingebornen an den Küsten größtentheils davon leben.

Von Mineralien besitzt Brasilien Eisen, Schwefel, Antimonium, Zinn, Bley und Quecksilber, die aber nicht benutzt werden. Das erste Gold wurde dort 1695 aufgefunden, als die Paulisten einigen Goldstaub in Zahlung gaben; und ein portugiesischer Haufen, der 1699 auf Sklavenraub ausging, fand bey den Wilden goldene Angelhacken und erfuhr, daß dies Metall nach der Regenzeit in den Flußbetten häufig angetroffen würde. Man fing an, es bergmännisch zu bearbeiten, und den

neueren Nachrichten zufolge findet man beynahe im ganzen Lande, in einer Tiefe von vier und zwanzig Fuß, eine Goldmine, die aber nicht reichhaltig ist. Doch fragt es sich, ob durch die Bornsche Amalgamationsmethode dieß arme Erz nicht einen reichlichen Gewinn liefern würde? Weil man bey seiner bergmännischen Gewinnung fand, daß es nicht die Kosten belohne, so kehrte man in Brasilien zur Methode der Wilden zurück, das durch die Regengüsse aus den Gebirgen ausgewaschene Gold in den Betten der Bäche und Flüsse zu suchen, die deshalb auch zuweilen abgeleitet werden. Die Krone gestattet jedem die Auffuchung des Goldes, nur muß er ihr davon ein Fünftheil, von dem übrigen für die Vermünzung zu Rio Janeiro zwey Procent und für den Transport in einem königlichen Schiffe nach Europa, ein Procent zahlen. Daß vieles ins Geheim, ohne Entrichtung der Abgaben, und manches Gold durch Schleichhandel ausgeführt wird, ist beynahe keinem Zweifel unterworfen, und der eigentliche Ertrag des Brasilischen Goldes schwer zu bestimmen. Man schätzte unter Johann V. den Goldertrag jährlich auf zwölf Millionen Thaler; vom 23sten Januar 1747 bis zum 16ten Januar 1753 betrug alles aus Brasilien nach Lissabon gebrachte Gold 72,524,407 Krusaden. Raynal bestimmt im Jahr 1775 den Ertrag des Brasilischen Goldes auf 25,312,000 Livres, und Hunter versicherte 1787,

daß damals die jährliche Goldausfuhr aus Brasilien 204,800 Mark oder über sechs und sechszig Millionen holländische Gulden betragen habe. Dieß Gold wird durch Negerflaven gesammelt; jeder muß seinem Herrn täglich  $\frac{1}{8}$  Unze abgeben. Da diese Unze nicht so schwer, als die unsrige ist, so beträgt dieß täglich neun englische Schillinge. Ist der Neger so glücklich, mehr zu sammeln, so bleibt dieß sein Eigenthum; er kauft sich hievon Sklaven, die alödann Gold sammeln, seinen Herrn befriedigen und ihn ernähren müssen.

Noch später wurden in Brasilien Diamanten entdeckt, die man, gleich dem Golde, in den durch Regengüsse ausgespielten Furchen und in Flußbetten, aber nur in wenigen Gegenden, findet. Sie wurden für unbedeutende glänzende Steinchen gehalten, bis einige darunter, die bey Serranda Frio gefunden waren, dem Statthalter Pedro de Almeida auffielen, der vormals in Goa gewesen war und dort rohe Diamanten kennen gelernt hatte. Jetzt wurden einige Steine nach Portugal, von dort an den portugiesischen Gesandten d'Acunha nach Holland geschickt, und von allen Juwelieren als Diamanten anerkannt. Man erzählt hiebey, daß, ehe die Krone darauf aufmerksam wurde, ein portugiesischer Statthalter, unter dem Vorwande, diese glänzenden Steine als Spielmarken zu brauchen, sich davon ganz unbemerkt einen großen Borrath sammelte. Weil man in dieser Gegend

Brasiliens ganze Krystalfelsen antraf, so glaubte man, daß es Felsen von Diamanten wären, und weil wirklich auf einmal die Flotte von Rio Janeiro 1146 Unzen Diamanten nach Europa brachte, so fürchtete man schon, daß diese Steine bald ihren hohen Werth verlieren würden. Sie sanken auch in der That, erreichten aber bald wieder den alten Preis. Denn Portugal ließ die Gegend, worin man die Diamanten findet, entvölkern, sogar sechstausend Einwohner einer blühenden Stadt nach einer andern Gegend versetzen. Ein einziges großes Dorf wurde übrig gelassen, und hier wohnen die Beamten der Kompagnie, welche ausschließlich das Recht zur Auffuchung der Diamanten hat. Sie durfte anfänglich hiezu nur 600 Neger gebrauchen; kann sich jetzt zwar so vieler Neger, als sie will, bedienen, muß aber für jeden derselben der Krone 1500 Livres entrichten. Außerdem ist sie bey Lebensstrafe verbunden, alle Diamanten, welche eine gewisse Anzahl von Karaten übersteigen, der Krone abzuliefern und ihr auch die übrigen zu verkaufen. Diese veräußert jährlich, damit sie nicht am Werth verlieren, nur für 12,500,000 Livres an einen einzigen Kaufmann, der solche nach England und Holland verschickt, wo sie geschliffen und weiter verkauft werden. Sie gelten zehn Procent weniger als die orientalischen, von welchen sie an Härte und Feuer übertroffen werden, und die sie dagegen wieder durch ihre Weiße übertreffen. Man

findet auch zugleich mit den Diamanten Topase, Chrysolithe und Amethyste, deren Auffuchung jedem frey steht; wovon aber jährlich nur ungefähr für 150,000 Livres verkauft werden. Der König von Portugal soll einen Diamanten von 1680 Karat besitzen; der Werth davon wäre unermesslich, und man hat ihn sehr oberflächlich auf 350 Millionen Thaler angegeben. Auch behaupten manche, daß es nur ein Topas sey.

Man rechnet, daß Portugal in den Jahren 1770 bis 1775 jährlich aus Brasilien 443,000 Centner Zucker, 58,500 Centner Taback, 4,500 Centner Baumwolle, 20,000 Centner Färbholz, 114,420 Stück Häute erhielt; überhaupt aber der Werth aller aus Brasilien nach Portugal geschickten Waaren jährlich 56,949,290 Livres betrug. Madeira liefert nach Brasilien für ungefähr 400,000 Livres Wein, Brantwein und Essig; und die azorischen Inseln die nämlichen Waaren, auch gesalzenes Fleisch, Mehl und Leinwand, jährlich für ungefähr 610,000 Livres; beyde erhalten dagegen jährlich für 2,271,000 Livres Brasilische Waaren. Portugal bezahlt alles, was es aus Brasilien zieht, mit europäischen Natur- oder Kunstprodukten, die vormals durchgängig das Ausland, seit neuern Zeiten aber größtentheils das Mutterland liefert. Der Einkaufspreis ist höchstens sechszehn Millionen, und der Gewinn darauf so ansehnlich, daß im Jahre 1774 Bra-

filien noch funfzehn Millionen Livres an Portugal schuldig war. Die Hauptplätze des Handels sind Para, Olinda, San Salvador und Rio Janeiro. Der Handel war vormals allen Portugiesen erlaubt, und viele verarmten, als im Jahre 1755 eine Handelsgesellschaft nach Para und Maranhon, und 1759 eine andere nach Fernambucco und Paraiba gestiftet wurde. Jetzt beschäftigt der Handel ungefähr hundert portugiesische Schiffe, und es gehen noch häufige Paketbote nach Brasilien ab. Der Wallfischfang von der Insel St. Catharina ist gleichfalls ein Monopol, und vom Könige für 300,000 Livres verpachtet. Es werden jährlich im Durchschnitt vierhundert Wallfische gefangen. Die Thranbrennerey beschäftigt drehundert Neger, und der reine Ertrag, nach Abzug aller Kosten, wird jährlich auf 362,000 Livres angegeben. Brasilien treibt noch in selbst erbauten Schiffen den Sklavenhandel nach Afrika, und jeder Neger kostet im Durchschnitt 312 Livres. Der Schleichhandel ist noch beträchtlich, theils mit Ausländern, theils mit den portugiesischen Ostindien- und Südseefahrern, wovon die ersteren zu Rio Janeiro, die letzteren zu St. Catharina anlegen. Die königlichen Einkünfte aus Brasilien werden von Raynal auf 18,073,970 Livres geschätzt. Sie entspringen durch den Zehnten von allen Produkten; 2,873,000 Livres; die Kreuzbulle 160 000 Livres; die Abgabe von den Sklaven 1,076,650 Livres; die Steuer

zur Wiedererbauung Lissabons und für die öffentlichen Schulen 385,000 Livres; die Abgabe der niedern Gerichtsbedienten 153,000 Livres; der Zehnte von aller Ein- und Ausfuhr 4,882,000 Livres; eine Abgabe für die Erlaubniß, die Getränke und Waaren, welche in den Häfen ankommen, in das Innere des Landes zu führen, 1,124,000 Livres; die Monopolen des Salzes, der Seife, des Quecksilbers, des Branntweins und der Spielarten: 710,320 Livres. Dazu kommen noch die Einkünfte von den Goldbergwerken, nach Raynals oberflächlicher Schätzung 7,103,970 Livres, und der Ertrag der Diamanten. Bougainville bestimmt bloß die Einkünfte von Rio Janeiro auf 2,667,000 Piafter. Dennoch hat der Staat auf Brasilien 11,340,600 Livres Staatsschulden gemacht. Die Summe des baaren Geldes ist dort, ungeachtet der Reichthümer des Landes, sehr gering. Dieß hat seinen Grund in der nachtheiligen Handelsbalance; und alles baare Geld hat in Brasilien einen höhern Nominalwerth, als in Portugal. So gelten alle dort geschlagene ganze, halbe, Biertheil- und Achttheil-Patacas oder Piafter in Portugal um den vierten Theil weniger, als wofür sie in Brasilien von der Krone ausgegeben werden; und auch das Brasilische Kupfergeld hat in Portugal nur den halben Werth.

Zur Deckung des Landes unterhält Portugal jederzeit eine verhältnißmäßig beträchtliche Anzahl

Truppen, die dort, wegen der Wärme des Klima's, nicht in Tuch, sondern in brauner Leinwand, doch anständig, gekleidet sind. Das portugiesische Militär hat durch neuere Reformen viel gewonnen. Die sechs Regimenter, welche während des Krieges mit Frankreich, mit den Spaniern vereinigt, in Roussillon standen, haben dort ihre Schuldigkeit gethan, Muth und Entschlossenheit bewiesen. In den älteren Zeiten haben sich die Portugiesen, in Ostindien, unter vortrefflichen Feldherren ihres Volks, durch große Thaten und einen seltenen Muth ausgezeichnet. Nachher sank ihr Militär sehr herab und war, als Wilhelm Graf von Lippe Bückeburg 1762 nach Portugal kam, in der traurigsten Verfassung. Linn, ein einsichtsvoller Reisebeschreiber, sagt uns, daß im Jahr 1801 die vor- mal's herrschenden Fehler vergessen sind, und daß, wengleich noch manche Mängel unter den portugiesischen Truppen obwalten, sie dennoch sich zu ihrem Vortheil auszeichnen. Zur Vertheidigung Brasiliens dient noch überdem eine starke Miliz, worunter sich freye Neger, auch einige Haufen eingeborner Brasilier befinden; und die Häfen sind mehrentheils durch hinlängliche Befestigungen gedeckt.

L. v. Bacsko.

## V.

## Alte und neue Meinungen über die Seele.

Sehr früh wird das Menschenkind es sich bewußt, daß es empfinden, denken und wollen könne, weil sein ganzes Seyn und Leben in diesen Handlungen besteht, obgleich es erst späterhin über den Grund dieser Handlungen nachzudenken anfängt. So war es, so ist es auch in der Kindheit des ganzen Menschengeschlechts und jedes einzelnen Volks. Der Begriff von Geistern und Seelen, wie roh und unausgebildet auch seine Form sey, befindet sich gewiß bey allen Völkern der Erde und auf jeder Stufe der Kultur. Das Todte, das Bewegung- und Lebenlose in der Natur zog nie so stark die Aufmerksamkeit des kindischen Wilden an sich, als das Lebendige, Thätige, das sich immer in veränderten Gestalten, in immer wechselnden neuen Beziehungen auf alle seine Umgebungen, und auf den Menschen besonders zeigt. Früh schon suchte der kindische Verstand den Grund alles Lebens in den weiten Räumen der Schöpfung, und Geister und Götter waren da, wo Menschen waren. Man wende hier nicht ein, daß es Völkerschaften gäbe, wo man noch keine Spur von einem Glauben an eine Gottheit und überhaupt von religiösen Anlagen finde; denn man kennt den Grad der Kultur, die religiösen Begriffe, die Hüllen, in

denen sie eingekleidet liegen, den mystischen Sinn gewisser Nationalgebräuche, und den mythischen Sinn einiger Volksmeinungen, und, mit einem Worte, die heilige Magie der Herzen roher Völker noch viel zu wenig, um so seltene Ausnahmen machen und der Erfahrung aller Zeiten entgegen urtheilen zu dürfen. Ueberall und zu allen Zeiten finden wir, daß die Menschen, die noch kaum so weit in der Bildung vorgeschritten sind, daß sie sich die täglichen Bedürfnisse des Körpers mit Sicherheit verschaffen können, doch ihre Mythen und Philosopheme haben, Geister glauben, und sich mit dem ihrigen nach Maaßgabe ihrer Bildung beschäftigen. Die Weisen aller Völker und aller Zeiten — daß der Begriff *Weise* relativ sey, und auch Schamanen, Angekohls und Jongleurs darunter gehören, vergesse man nicht — hatten ihre Seelenlehre; der Stoff, aus dem die Seele bestehe, der Ort, wo sie sich aufhalte und wirke, ihr Schicksal nach dem Tode des Leibes, war schon Gegenstand des Nachdenkens, Meinens und Rathens, ehe man sich noch Seele und Geist im Gegensatze von Materie und Körper dachte. Daß der Geist, die denkende Kraft im Menschen, vom Körper verschieden sey: so weit reichten die psychologischen Kenntnisse im Stande der Kindheit noch nicht. Der Geist ist da weiter nichts als ein Hauch des Lebens, *anima*, *αἶμα*, *mos*, der aus dem Munde geht. Aber eben darum,

daß man Materie und Geist noch nicht deutlich unterschied, drehen sich die ersten Untersuchungen über die Seele um die Bestimmung des Stoffes, aus dem, und des Orts, wo sie sey und wirke. Es ist kein Element, aus dem man sie nicht habe bestehen lassen, besonders aber diene hiezu die Luft, der Feuer- und Lichtstoff. Empedokles soll sie sogar aus allen Elementen zusammengesetzt haben.

Nach der Meinung der ältesten Griechen, Römer, Hebräer und anderer Völker war das Leben des Menschen im Athem, anima; aber die empfindende und denkende Kraft, die Seele, animus, mens, im Blute. Die frühesten griechischen Weltweisen lehrten ganz deutlich, daß im Blute des Herzens die Seele sey, und daß ein feuriges Blut von ätherischem Stoffe einen lebhaften Verstand, und frostiges Blut einen stumpfen und langsamen Kopf mache. Selbst Plinius noch nennt das Herz die Wohnung der Seele, und das Gehirn die Burg der Sinne und Regierung der Seele. Plin. XI., 37. Im homerischen Zeitalter scheint die Seele nicht im Kopf gewohnt zu haben; der Dichter giebt ihr die Brust, das Herz zum eigentlichen Sitz. Bey ihm ist die Seele noch weiter nichts als das physische Leben, das mit dem Speere aus der Brust gezogen werden kann. Späterhin unterschieden einige Philosophen, Pythagoras und Plato, die

Seele in den vernünftigen Theil, den sie in den Kopf, und in den thierischen oder unvernünftigen Theil, den sie in das Herz und andere Theile setzten. In den Schulen des Pythagoras, Plato und der Stoiker ward der Lehrsatz von der göttlichen Weltseele, die, als ein ätherisches Feuer, durch alle Elemente verbreitet, allen Wesen Wachsthum, Leben und Vernunft mittheilt, und nach dem Tode des Leibes die Seele wieder in sich aufnimmt, ausgebildet. Nach diesem System war das Leben Luft, anima, und die empfindende und denkende Kraft, die Seele, Aether. Wieder zum Aether empor schweben die Seelen nach dem Tode, einige zu der niedrigen Mondsphäre, die edelsten aber hoch über die Planeten, wo sie als Sterne schimmern.

Von der Scheitel an bis zu den Beinen ist fast kein Theil des Körpers, den nicht einige der Seele zum vorzüglichsten Wohnort angewiesen hätten. Bald ließ man sie, wie Strato von Lampfacus, zwischen den Augenbraunen thronen, weil sie von da aus alles am besten beobachten kann; bald setzte man sie in das Zwergfell und in die Fingerspitzen. Wenn Herodot ihr die Thron zum Thron giebt, und andere sie in den Unterleib verweisen; so ist dies wohl mehr sprichwörtlich und witzig, als eigentlich zu verstehen. Es kann auch nur philosophischer Scherz seyn, wenn einige behaupteten, daß die Seele im ein-

zelnen Menschen, mit dem fortschreitenden Alter, allmählig von den Füßen bis zum Kopf hinaufsteige. Nach Bonnet wohnt sie in der Hirnschwüle, von wo sie zuweilen in die darunter liegende Schleimdrüse sich verfügt, um ihren Unrath daselbst abzusetzen. Daß Cleanthes, oder sein Schüler Chrysyppus, die Seele mit dem Salze verglich, welches das Fleisch vor der Fäulniß verwahrt, paßt wohl eigentlich nur auf das Mastvieh.

Nach der Lehre des großen Confucius glauben die gelehrten Chineser, daß der menschliche Körper aus zwey Principien bestehe; das eine, lehren sie, ist leicht, unsichtbar und steigt nach oben, — das andere grob, fühlbar, und senkt sich bey der Trennung der beyden Principien, Tod genannt, nach unten.

Die Hindus nehmen einen Lebensgeist, der dem Körper Bewegungskraft giebt, und eine vernünftige Seele an. Beyde Principien sind mit den Elementen vereinigt, aber von dem göttlichen Geiste durchdrungen und innigst mit ihm verbunden. Einige halten auch die Sternschnuppen entweder für Deuta, die vom Himmel auf die Erde steigen, oder für Seelen der Menschen, die nach dem Genusse himmlischer Seligkeiten wieder zurückkommen, um von neuem menschliche Körper zu bewohnen. Doch kehren die Seelen nicht unmittelbar in menschliche Kör-

per zurück, sondern sie vermischen sich mit den Elementen, gehen in Kräuter und Pflanzen über, und in diesem bewußtlosen Zustande cirkuliren sie in menschlichen Körpern mit den Nahrungsäften verbunden, bis sie endlich bey der Begattung eine menschliche Gestalt beleben. Gott ist alles in allem; alles, was existirt, ist nur Modifikation seines Wesens. Wie die Spinne aus ihrem Körper einen Faden herauszieht, und nach Belieben wieder in sich zieht: so hat sich Gott, bey der Schöpfung der Seele und der ganzen Welt, selbst ausgezogen.

Die Gelehrten unter den Buddhisten in Singhala (Ceylan) nennen die Seele den Lebenshauch, den sie mit einem Blutigel vergleichen. So wie dieser sich mit dem vorderen Theil seines Körpers erst wo anhängt, ehe er dasjenige, was er mit dem hintern Theile gefaßt hat, losläßt; so geht auch der Körper des Menschen nicht eher mit Tode ab, als bis die Seele, die in ihm wohnte, in einen andern Körper übergegangen ist \*).

Die Tibetaner setzen die Seele in den Kopfwirbel. Ehe eine Leiche weggeführt wird, hält ein Priester bey ihr eine Seelenmesse, um den Geist vollends aus den Banden des Körpers zu befreyen; darauf faßt er die Haut des Kopfwir-

---

\*) Joinville und Mahony über Singhala.

bels zwischen den Fingern, zieht sie stark an, bis ein Krachen entsteht. Nun erst verläßt die Seele gänzlich den Körper \*).

Mehrere Völker in Afrika glauben, daß die eben scheidenden Seelen in eben geborne Körper übergehn. Die Susuer auf der Sierraleonaküste behaupten, wenn ein Kind auf die Welt kommt, so fahre die Seele einer jetzt eben gestorbenen Person in dessen Körper. Um nun zu entdecken, wessen Seele den neugebornen Körper belebe, lehnen sie ein cylinderförmiges Stück Eisen an die Wand und fragen, ob es die und die Person sey? Fällt das Eisen um: so ist die Antwort verneinend; bleibt es aber stehen: so ist sie bejahend \*\*).

Bey allen Völkern in Afrika herrscht der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen zurückkehren und Antheil an den menschlichen Angelegenheiten nehmen. Eben dieser Glaube herrscht auch bey den meisten Völkern der Südsee, obgleich bey ihnen die Seele noch weit vom Kopfe zu wohnen scheint; denn sie nennen die Gedanken die Worte im Bauch.

Die Grönländer halten zwar alle die Seele für ein vom Körper verschiedenes Wesen, weichen aber übrigens in ihren Vorstellungen sehr von einander ab. Die Angekokß, die, ihren

---

\*) Hafmann.

\*\*) Winterbottom.

Behauptungen nach, oft in das Reich der Seelen verreisen, dieselben also gesehen haben, behaupten, sie seyen bleich und weiß. Andere halten sie für so materiell, daß sie getheilt werden kann. Alle aber glauben, daß die Seele den Leib verlassen kann, ohne daß er stirbt; z. B. wenn man auf eine weite Reise geht, läßt man seine Seele zu Hause. Oder sie fährt auch zuweilen, während der Leib schläft, auf die Jagd und zu einem Besuch \*).

Auch die Irokesen glauben, daß die Seele den Körper verlassen könne, ohne daß er dadurch leide. Einige geben den Menschen zwey Seelen, eine, die den Körper niemals verläßt und nur aus einem in den andern geht, und die zweyte, welche unabhängig von dem Körper überall umherstreift, wo es ihr beliebt. Sie nehmen also eine empfindende und eine denkende Seele an. Uebrigens beschreiben sie die Seelen als Schatten und belebte Bilder der Körper. Die Seelen, behaupten sie, waren vor ihrer Geburt bey Gott \*\*).

Mehrere philosophische Geschichtsforscher behaupten jetzt, daß die Seelenwanderung nur in einem geseegneten Indien entstehen konnte; allein nicht nur Grönländer und Irokesen, sondern ähnlicher Länder Bewohner haben dieses Dogma. —

---

\*) Franz Historie von Grönland.

\*\*\*) Carver und Koskiel.

Auch bey den Cariben herrscht die Meinung von mehreren Seelen; jeder Pulsader legen sie eine bey. Die Seele des Herzens ist die vornehmste, die auch allein von ihrem Schutzgeist in den Himmel getragen wird. Die übrigen Seelen halten sich nach dem Tode meistentheils an den Ufern des Meers auf, wo sie viel Unfug und Spuk verrichten \*).

Gleich den Frosesen nennen die Abiponier, ein Nomadenvolk in Paraguay, die Seele ein Bild, einen Schatten \*\*).

Wenn anders Dubois die Einwohner der Marianeninseln richtig verstanden hat, so denken sie sich die abgeschiedenen Seelen so körperlich, daß sie geflochtene Körbchen, mit wohlriechenden Delen bestrichen und mit duftenden Blumen angefüllt, hinstellen, damit die Seele, wann sie wiederkommt, sich darin niederlassen könne.

So finden wir die Meinungen über die Seele in allen Nuancen bey den neuern Völkern, wie wir sie von den alten wissen.

Hier noch eine auffallende, aber allgemein wahre Bemerkung: daß alle rohe und ungebildete Menschen und Völker erwähnen, sich von ihrer Seele nach dem Tode des Leibes eine deutlichere und anschaulichere Vorstellung machen zu können,

---

\*) Rochefort: histoire des Antilles.

\*\*\*) Abt Dobrizhofer.

als so lange der Mensch noch lebt. Von reinen Geistern haben sie keinen Begriff. Der ihrige ist mehr oder weniger körperlich; aber leicht und flüchtig, gleich den Schatten und Männen der Alten.

Richter.

## VI.

### Das Bad zu Baldohn.

Ein Botivtäfelchen.

Manchen menschlichen Wohnplätzen geht es, wie manchen Menschen, die, ohne einen berühmten Namen zu haben, sich auf das stille Verdienst der Nützlichkeit beschränken und darum übersehen werden. Fast alle deutschen Bade-Orter und Dörfer haben ihren Ruf, und weit und breit gewissermaßen eine Art Celebrität erlangt. Nur Baldohn, dieser neugeschaffene, wiewohl längst besuchte, kurländische Badeort ist bis hiezu kaum durch einen Punkt auf der Specialcharte von Kurland bezeichnet worden. Und doch verdient er in seiner jetzigen Gestalt den meisten deutschen Bädörtern an die Seite gesetzt — in gewisser Hinsicht sogar manchem von ihnen vorausgestellt zu werden. Die Gerechtigkeit heischt es, ihn aus seiner

Dunkelheit hervorzu ziehn und das Publikum nicht sowohl mit den Heilkräften dieses Gesundbrunnens und seiner Wirksamkeit, die wir als gekannt voraussetzen, als vielmehr mit seinen übrigen Vorzügen und Annehmlichkeiten bekannt zu machen. Um dabey aber das Verdienst derer gehörig zu würdigen, durch deren patriotisches Wirken und Mühen die Anstalt sich zu ihrer jetzigen Bedeutenheit und zu dem gegenwärtigen Grad von Nutzbarkeit erhob, muß man diesen Badeort in seiner ehemaligen Gestalt gekannt haben. Vor wenig Jahren noch war daselbst nichts weiter zu sehen, als ein verdeckter Brunnen, aus dem die Kranken Stärkung schöpften — und unweit davon eine Bretterhütte, die ihnen zum allgemeinen Sammelplatz diente. In den zerstreut umherliegenden, größtentheils entfernten, Bauernwohnungen fanden sie für schweres Geld ein dürftiges Unterkommen; und wer sich nicht für die ganze Badezeit mit Lebensmitteln versorgt hatte, lief Gefahr, vor Hunger umzukommen und so, am Quell des Lebens, recht eigentlich die Lebenslust mit dem Leben zu büßen. Selbst die nöthigsten Bequemlichkeiten mußten mit großer Unbequemlichkeit aus Riga und Mitau herbeygeschafft werden. Wie kostspielig dies alles war, fällt von selbst in die Augen.

Wie ganz anders ist dies jetzt! Seit nämlich die Herren Gebrüder von Korff das Gut Baldohn in Pacht genommen, haben sie von dem ihnen

in der Gegend des Brunnens verliehenen Grundeigenthum den zweckmäßigsten und dankenswertheften Gebrauch gemacht. Die herbeystömende Menge fremder und einheimischer Kurgäste, deren Anzahl sich schon auf mehrere hundert belief, und von denen die meisten mühselig und beladen hin- und froh und fröhlich heimzogen, so wie der ungeheure Zufluß von Besuchenden aus der Nähe, die bloß das Vergnügen dahin lockt, beweisen dies sprechender, als alles, was man zum Lobe der dort getroffenen Anstalten nur Rühmliches sagen könnte.

Folgende Schilderung aus der letzten Badesaison, die wir gleichwohl nur auszugsweise mitzutheilen im Stande sind, möge dem Gesagten zur Bestätigung dienen und zugleich die hier gegebene Ansicht rechtfertigen. U.

---

— Jährlich wird der Baldoynsche Gesundbrunnen mehr bekannt und besucht, und die Zahl derer, die ihre völlige Heilung dieser Quelle verdanken, wächst nicht nur in Kurland und den angrenzenden Provinzen, sondern auch in den entfernteren des alten Rußlands und Pohlens. Nur in diesem Jahre war er — woran wohl die Zeitumstände Schuld seyn mochten — weniger, als sonst, von Fremden besucht.

Erwarten Sie übrigens von mir keine chemische Zergliederung seiner Bestandtheile, oder eine medicinische Untersuchung der Heilkräfte desselben. In Absicht dessen verweise ich Sie auf mehrere darüber vorhandene Druckschriften und — auf die Zeugnisse der Kranken, die, wie die Römer ihre Botivtafeln im Tempel des Aeskulap, ihre zerbrochenen Krücken hier im Brunnentempel aufhängen sollten. Auch erhalten Sie vor der Hand nur eine Landschaftszeichnung im flüchtigen Umriß, in deren Vordergrund sich Ihnen zuerst ein kleines, im Werden begriffenes Städtchen zeigt. — Auf allen, in verschiedenen Richtungen durch ein niederes Fichtenwäldchen führenden, Wegen wimmelt es von Spaziergängern beyderley Geschlechts, deren gemeinsames Ziel ein offener Säulentempel ist. Hier schöpfen zarte Hände den Trank der Genesung aus dem aufgerichteten Brunnenrohr; in einiger Entfernung sitzen arme Sieche auf der Brücke, wie am Teich Bethesda; und manche Graziengestalt ließe sich leicht für den Engel halten, der, nach der biblischen Geschichte, das Wasser berührte, das die Gebrechlichen heilte. Indes tönen aus der Ferne die Klänge einer lieblichen Musik herüber und — erinnern mich, daß, da sie sich, wie manches andere, unmöglich malen lassen, meine Zeichnung immer nur sehr unvollkommen ausfallen dürfte. Ich muß daher schon die einzelnen Parthieen zu beschreiben

versuchen; das Ganze bildet denn die Phantasie leichter nach. —

In einem, an der nordwestlichen Seite von einer Hügelkette, und auf der Ostseite von dunkeln Wäldern begränzten, Thal erblicken Sie, auf Ihrem Wege von Mitau, zuerst die schön besaute Pfarre, welche um diese Zeit viel Weltkinder herbergt, und gleich daneben die alte, hölzerne Kirche — die zwar ohne Thurm, aber dafür von der Natur durch hohe Bäume beschirmt ist. Die ringsumher gelegenen Gesinde, welche, da sie jährlich mehreren Badegästen zur Wohnung dienen, ein zierlicheres Ansehn als gewöhnliche Bauerhütten haben, beleben die nur von Kornfeldern unterbrochene Fläche, aus welcher hie und da ein kleines Gebüsch, wie der Strauß aus dem einfachen Haar eines Landmädchens, hervorragt. Unweit der Kirche befinden sich, zum Unterkommen der Fremden und einiger Kurgäste, bequem eingerichtete Wirthshäuser. Näher zur Quelle, die noch tiefer im Thal, an einem von Fichten und Erlen bekränzten Bache liegt, verkünden mehrere rothe Dächer die eigentlichen Badeanstalten und neuerrichteten Brunnengebäude. Wer seit einigen Jahren Waldohn nicht sah, sollte glauben, daß die schaffende Hand einer wohlthätigen Fee hier gewaltet habe! — Ist es doch, als wenn unter einer humanen Regierung alles schneller, wie gewöhnlich, der möglichsten Vollendung entgegen-

reifte, um seine Entstehung in einem Zeitpunkt zu feyern, der es durch sich selbst anschaulich lehrt: daß, wie die Frühlingssonne auch unter dem Eis-  
pole noch Blüthen treibt, Humanität, vom Thron  
herab, die Keime jeglicher Kultur auch aus dem  
unfruchtbarsten Boden lockt. —

Zuerst fällt das große Ball- und Gesellschafts-  
haus sehr vortheilhaft in die Augen, das sich schon  
durch seine Thurmuhr vor den übrigen Gebäuden  
auszeichnet. Es ist zwar nur von Holz, aber solid  
gebaut, und übrigens geschmackvoll eingerichtet  
und meublirt, auch geräumig genug, um eine  
zahlreiche Gesellschaft zu fassen. Die ganze Fronte  
desselben bildet einen sehr großen Tanzsaal, in des-  
sen Mitte man, dem Eingange gegenüber, durch  
ein langes italienisches Fenster einer weiten, gera-  
den Perspektive in ein schönes Fichtenwäldchen ge-  
nießt, das den Badegästen zur Promenade dient.  
Die Seitenflügel enthalten verschiedene Gemächer,  
Spiel-, Konversations- und Speisezimmer. Eins  
derselben ist ausschließlich der Lektüre gewidmet,  
und man findet daselbst alle möglichen Zeitungen  
und Journale. Diesem Hause gegenüber (in des-  
sen Nähe sich noch die dazu gehörige, sehr geräu-  
mige Küche befindet), am andern Ufer des Bachs,  
über welchen gerades Weges vom Brunnen eine  
verdeckte Brücke führt, liegt das eben so zweck-  
mäßig als bequem eingerichtete Badehaus. Dies  
enthält, neben den dazu gehörigen Ankleidezim-

mern, zwanzig verschiedene Badezimmer, deren jedes mit einer eigenen Wanne versehen ist, in welche das Wasser durch Röhren aus dem Brunnen geleitet wird, das übrigens jeder, mittelst der dabey angebrachten Vorrichtung, selbst nach Gefallen temperiren kann. In unterirdischen Kanälen fließt es hernach wieder ab. Aus dem Badezimmer tritt man in das daranstoßende Ankleidezimmer, wo vor allem ein Ruhebett den Müden winkt. In geringer Entfernung vom Brunnen liegt das neu erbaute Logishaus; auch das alte Wirthshaus ist zu diesem Behuf vergrößert und aptirt worden. Ein Armenhaus, worin dürstige Kranke ein Unterkommen, unentgeltlich Beköstigung und Wartung finden und mit Badewannen versorgt werden, zeichnet sich, als solches, durch sich selbst aus und macht den Eigenthümern der Badeanstalt und ihrem Herzen Ehre. Alle bisher genannten Gebäude, und außer diesen noch ein Wachthaus für die zur Handhabung der Polizen erforderliche Mannschaft, einige Krämerbuden, ein Fleischerscharren, eine Apotheke und — ein Theater, haben jene auf ihre Kosten errichtet.

Obgleich das Menschenleben heut zu Tage so sehr im Preise gefallen und, es mit höchster Kraft verlieren zu lassen, die eigentliche freye Kunst ist, die das Genie zu besitzen strebt, so muß man dennoch das Bemühen eines edlen Mannes öffentlich anerkennen, der für die Erhaltung, für die Lebens-

rettung armer Leidenden so rastlos thätig wirkt. Das Vermögen eines Privatmanns indeß, wenn er nicht besonders reich ist, kann unmöglich hinreichen, um alles das zu bestreiten, was hier noch zu größerer Zierde und Bequemlichkeit des Badeorts angewandt werden könnte. Es wäre daher zu wünschen, daß hier, wo aus dem ganzen russischen Reiche sich Kranke versammeln, die hohe Krone eine Unterstützung gewährte, die mehr eine Wohlthat für jene, als eine Belohnung für die Unternehmer seyn würde.

Die Preise für Logis, Bade- und Ankleidezimmer, und für Speisen und Getränke, sind, in Verhältniß der jetzigen Theuerung aller Lebensmittel, eben nicht überspannt, so sehr man auch darüber Klage führt. Ein gutes, meublirtes Zimmer kostet nach Maaßgabe seiner Größe vier, sechs, auch acht Albertusthaler wöchentlich. Für den Mittag an der öffentlichen Tafel zahlt man, ohne Wein, einen Albertusthaler; wer geringer speisen will, zahlt an einer andern Tafel nur zehn Fünfer (zwanzig Groschen). Die Erfrischungen und Getränke, die am Büffet im Gesellschaftssaal gereicht werden, sind zwar theurer als die, welche ein Schweizer-Kuchenbäcker aus Mitau in einer eigenen, auf Spekulation etablirten, Bude feil bietet; allein sie sind nicht so ausgesucht, wie jene, und man wird am Büffet in jeder Rücksicht besser bedient.

Die vielen, in der Nähe des Brunnens und der dazu gehörigen Gebäude erbauten, Privatwohnungen geben dem Ort ein fast städtisches Ansehn, und dies nimmt, mit der Häuserzahl, von Jahr zu Jahre zu. Dessen ungeachtet fehlt es den Bauerwohnungen, nah und fern, nicht an Bewohnern, die des Tages über ihre Hütten gegen den allgemeinen Sammelplatz vertauschen.

Sie werden gewiß auch der Meinung seyn, daß an jedem Badeort das gesellschaftliche Vergnügen und die ungebundene, sorglose Lebensweise ein eben so nothwendiges Bedingniß der Heilung, als die chemische Kraft des Brunnens, ist — und daß die Freude oft mehr, als eine Schwefel- oder Eisenquelle, die Schale der Gesundheit fülle. Daher mögen ein paar Bemerkungen über die Lebensweise in Baldohn hier nicht am unrechten Orte stehn.

Wen nicht die allzugroße Entlegenheit seiner Wohnung daran hindert, dem rathe ich vor allen Dingen, an der Table d'hote oder überhaupt aus den Gasthäusern zu speisen, und nicht selbst seine Tafel besorgen zu wollen, damit ihn die drückendste aller Sorgen — die Sorge für seine Nahrung — nicht im Genuß der Freude störe. Am meisten tritt dieser Fall in den Bauerwohnungen und bey denen ein, die sich dort einquartirt haben. Es ist in der Regel dort wenig und dasselbe nur zu enormen Preisen zu haben. Ueberdem ist es beschwerlich und kostbar, eine Menge Küchen- und Tisch-

geräthe mit sich zu führen; und da muß man denn oft zu Nothbehelfen seine Zuflucht nehmen — die zuweilen drollig genug sind. So habe ich in den zarten Schuhen einer Dame eine Portion Eyer erblickt, die nicht ihrer Bestimmung zum Eyer-tanz, sondern zum Kuchen, entgegengingen; und statt des Wiederscheins eines glühenden Mädchen-antlitzes röthete ein Gericht Erdbeeren manch weißes Strohhütchen. Ich selbst habe — opfernd der mächtigsten aller Gottheiten — dem Bedürfniß, das Futteral einer Guitarre zum Rükchendienst, als Niederlage für Teller und Messer, weihen müssen, deren Geklirr dem Hungrigen auch gewiß willkommener tönte, als die unvollkommene Harmonie der Saiten, die sonst in ihr zu ruhen pflegte. Das vollständigste Bild des gesellschaftlichen Lebens in Baldohn giebt die Schilderung eines *Sonntags*. Die Tage gleichen sich hier, wie Ephemeriden derselben Gattung, so sehr, daß ein einziger hinreicht, um als Portrait der übrigen aufgestellt zu werden.

Früh Morgens um vier Uhr, wenn die Sonne noch durch die nächtlichen Nebeldüfte, wie durch einen leichten Wolkenschleier, blickt, sieht man schon einzelne Personen zum Brunnen wallfahrten, und die ersten Morgenbecher werden dann, nicht, wie Libationen, ausgegossen, sondern ausgetrunken; doch diesen Trank reicht eine ganz eigene Art von Ganymed — mehrentheils einer der bärtigen Kosaken, die hier bey der Quelle zur Wache stehn.

Ein paar Stunden später (etwa um sechs Uhr) finden sich, mit der Musik, auch schon viele Damen ein; und diese schöne Fluth woogt in weißen Morgenkleidern bis um acht Uhr immer höher heran und vermindert sich gegen zehn Uhr allmählig wieder. Jetzt strömt alles zur Quelle und jeder eilt, sobald er seinen Becher geleert, in die nahe Promenade. Denn es gehört auch hier zur Brunnenregel, durch fortwährende Bewegung die Kraft des Wassers zu unterstützen. Während dem erschallen die Harmonieen der Musik im nahen Fichtenwalde, und jeder wählt sich diejenige Unterhaltung, die ihn die angenehmste dünkt; wobei jedoch, wenn nicht die häufigen Besuche aus Riga und Mitau Abwechslung in die Gesellschaft brächten, unter den einzelnen Badegästen das ewige Herumwandeln in doppelter Hinsicht einförmig, und am Ende sehr ermüdend seyn dürfte.

Da den meisten Kurgästen die Zahl der von ihnen zu leerenden Gläser vorgeschrieben ist, so zeigen sich einige darin so gewissenhaft, daß sie einen Kerbstock mit sich führen, auf welchem jedes geleerte Glas, wie ein vergangener Tag des Gefangenen bey York, angezeichnet wird. Für die schöne weibliche Hälfte wage ich bey dieser Gelegenheit den Vorschlag, einen Rosenkranz mitzunehmen, um ihre Grüße an die Madonna — abzutrinken, oder aber auch im Schnupfstuch (welches, beyläufig, Jean Paul die weibliche Wehmuthsflagge

nennt,) Erinnerungsknoten zu schürzen, die dann, wie in den Häfen zur Bezeichnung des Fahrwassers die schwimmenden Ankertonnen, hier als Merkzeichen des treuen Wassers dienen könnten, damit auch nicht ein einziges Glas irre führte. —

Von zehn bis zwölf Uhr wird gebadet, wozu übrigens das Wasser schon früher bereitet worden ist; und um ein Uhr Mittags sammelt sich alles im Gesellschaftshause, wo dann bey einer fröhlichen Musik gespeist wird. Nach dem Mittagessen tritt auf ein paar Stunden, die gemeinhin dem Schlaf gewidmet sind, eine vorübergehende Stille ein. Doch schon gegen vier Uhr Nachmittags fängt es wieder an lebhaft zu werden; von allen Seiten strömen Equipagen und Fußgänger herbey, und Musik, Tanz und Spiel beschäftigen die Gesellschaft, etwa mit Unterbrechung weniger Stunden, die dem Schauspiel \*) gewidmet sind, bis spät in die Nacht. Die Entree zum Ball kostet einen Albertusthaler. — Oft sind an einem Sonntage über dreihundert Personen im Saal versammelt, und dennoch viele in ihren Quartieren zurückgeblieben oder auf entfernte Promenaden. Mehrere gesattelte Reitpferde stehen gleichfalls zu jeder Zeit bereit, um sich ihrer, gegen ein gewisses Legegeld, nach Gefallen zu bedienen. Auch Spazierfahrten nach benach-

---

\*) Von diesem weiter unten in einer besondern Rubrik.

barten Höfen und Landhäusern oder zum sogenannten Morisonischen Berge — ein anmuthiger, waldiger Hügel, auf welchem der rigasche Kaufmann Morison ein reizendes Landhaus erbaut hat, von welchem man einer schönen Aussicht genießt — finden als Ausnahmen von der gewöhnlichen Tagesregel statt. Mit einem Wort: Genuß und Freuden aller Art sind hier die Götter, auf deren Altären die Opferflamme erst mit dem Ende des Sommers erlischt.

---

## VII.

# T h e a t e r.

---

### Russisches Theater in St. Petersburg.

(Beschluß.)

#### 10. Uebersetzungen.

Schwerlich hat irgend ein Theater sich so fleißig durch Uebersetzungen angereichert, als das russische. Indessen sind es nicht etwa die ausgezeichnetsten Meisterwerke der verschiedenen Nationen, die man ins Russische verpflanzt hat; es findet sich unter den Uebersetzungen, wie es dabey oft der Fall zu seyn pflegt, viel Mittelgut und Schlechtes. Im höhern Styl hat man überhaupt wenig übersetzt. Von Shakespeare findet sich einiges; von den großen französischen Meisterwerken nur wenig, und von den deutschen, so viel wir wissen, nichts. Desto betriebsamer ist man mit den deutschen Dramen verfahren, besonders denen, die mehr allgemein menschliches, als nationales Interesse besitzen. So sind sehr viele von Kotzebues Stücken einheimisch, auch mehrere von Zschokke u. s. w. Von Iffland, Schiller, Lessing, so viel wir uns entsinnen, nichts. Neuerdings beschäftigt sich die Muse der Uebersetzer hauptsächlich mit den kleinen, niedlichen französischen Piecen nach neuestem Schnitt. Unter den deutschen ist auch Meister Fips übersetzt.

Es ist sicher zu billigen, wenn ein Theater, das noch an Stücken Mangel hat, sich lieber an guten Uebersetzungen, als an mittelmäßigen Originalen, hält; zu läugnen ist es aber nicht, daß manche der übersehten Stücke, besonders aus dem Französischen, auf dem russischen Theater eine, Rußland und seinem Publikum ziemlich fremde, Welt vorbilden. Zu wünschen wäre es, dafür eine russische Welt zu sehen! Allein es findet sich, daß, außer den gedachten Nationalstücken, für die ächt-russischen Sitten- und Situations schilderungen aus den höhern Klassen und edleren Verwickelungen des Lebens erst ein schwacher Anfang gemacht ist. Nur zu oft kopirt man hier noch Franzosen und Deutsche! Indessen scheint in den letzten Zeiten die Uebersetzungswuth, vordem oft bis zur Fabrik getrieben, etwas nachzulassen und man mehr nach Originalen zu streben. Möchten dabey die Autoren immer lebhafter bedenken, daß der russische Weltabschnitt sich nicht bloß auf das untere Nationale beschränkt; möchten sie sich zu einem höhern Standpunkte erheben! — Uebrigens sind die meisten Uebersetzungen gut, ja besser, wie gewöhnlich bey andern Nationen.

#### 11. Miscellen, das Theater betreffend.

Die russische Literatur geht, wie das meiste in Rußland, ganz andere Wege, als im übrigen Europa. Das Literaturwesen blieb bisher ganz

ohne alle Regierungsform, und man kann nicht sagen, daß es dadurch gewonnen hätte. Der usurpirte Richterstuhl der Kritik, der fast in ganz Europa eine furchtbare Gewalt begründet hat und durch seine Organe, gelehrte Zeitungen, überall fühlbar macht, ist zwar von Gebrechen und Mißbräuchen ohne Zahl umringt, indessen ist sein Gutes nicht zu verkennen. Er bringt unter die Schriftsteller die Anstrengung, wenigstens keine wahre Blöße zu geben. Er verbreitet einen gewissen Geist der Kritik, setzt die Menschen au fait dessen, was geschehen ist und woran es noch fehlt, und verbreitet überhaupt eine Menge heller Ideen über Schwierigkeiten und Erfordernisse des Schriftstellerwesens. Dieser Richterstuhl der Kritik ist aber noch nicht in Rußland aufgeschlagen; denn ein paar zerstreute Recensionen begründen eben so wenig eine literarische Nationalkritik, als ein paar Schwalben den Sommer machen. Die in Moskau bisher erschienene kritische Zeitung that dies auch nicht, besonders in Hinsicht der schönen Wissenschaften. Meist Ausländer schreiben sie und beschäftigen sich mehr mit ausländischen Hauptwerken, die der eigentliche russische Gelehrte gewiß im Stande ist, durch ausländische Blätter kennen zu lernen. Wäre dies aber auch nicht, so hat sie noch zu wenig Ausdehnung, Autorität und Verbreitung, um eine russische deutsche Bibliothek zu heißen. Dieser

Umstand ist, in mancher Hinsicht, für die russische Literatur entscheidend und giebt ihr einen schwankenden Gang. Zugleich gebietet er gegen die Schriftsteller, und unter diesen gegen die dramatischen, mehr Nachsicht, als man in jedem andern Lande zu haben verpflichtet wäre, macht aber auch das Verdienst so mancher vorzüglichen Werke doppelt groß.

Einige andere Nationalumstände sind für die Schriftstellerey nicht minder ungünstig. Ein nicht ganz unbedeutender Theil der Nation betrachtet den Schriftsteller, besonders den Dichter, immer noch als einen halbverirrten Mann, sein Geschäft als Spielwerk, das keiner großen Achtung würdig ist. Es führt weder zu Geld, noch zu Gewalt oder Bürden! Was quält sich der arme Schriftsteller? Er thäte klüger, sich an was Reelleres zu halten, gute Posten zu suchen und sich Fortkommen zu schaffen! Ein anderer nicht unbeträchtlicher Theil des Publikums vernachlässigt die Nationalliteratur über der französischen, da die erste ihr natürlicher Weise noch nicht gleich steht, aber durch Aufmunterung gleich werden kann. Ein dritter, auch bedeutender, Theil der Nation geht in seiner Vorliebe für die Nationalmuseu zu weit. Kaum duckt ein junger Schriftsteller auf, der Genie verräth, ein paar sonore Verse macht, oder gewöhnliche Gedanken in fließendem Styl vorträgt: so sieht man in ihm schon den großen

Mann, der die Nation ehrt; er wird hervorgezogen und verwöhnt. Von keiner Kritik dessen verschieden, was er noch zu thun hat, ahndet er kaum, wie viel Schweiß es kostet, sich zur Vollendung zu schwingen, glaubt er sich schon nahe am Ziele und, kaum dem Neste entflattert, im Stande, Adlersflug zu fliegen. Er bleibt stehen, und die Nation verliert den großen Mann, der er hätte werden können. Gegen diese drey Klassen sind die ächten Freunde der Nationalliteratur nicht mächtig genug, um alles zu verbessern, was jene verderben. —

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand: Rußland wird, zu seinem großen Glück, nicht durch Brodwissenschaften, sondern durch natürliche Gaben und Routine regiert. Wohl für den Staat, nicht aber für die Wissenschaften, besonders die schönen Künste, ist dies zuträglich; denn gar viele der besten Köpfe werden von den Geschäften angezogen, und können sich den schönen Künsten entweder gar nicht oder nur nebenher weihen. Sind sie einmal auf eine hohe Stufe gestiegen, dann sieht es ohnedies bey den meisten mißlich ums Schriftstellerwesen aus, wie jeder weiß.

Eine Mitfolge aller dieser Umstände ist, was wir schon an den russischen Schauspieldichtern getadelt haben: der so wenig selbstständige Gang. Nur bey Nationalstücken verfolgen sie ihn, und werden vortrefflich; warum nicht bey andern eben so frey? Man kann von Franzosen und Deutschen (die englische Bühne ist weniger bekannt) lernen, ohne sie nachzuahmen. Eine unangenehme Nebenwirkung der Nachahmung ist übrigens folgende. Die Russen bedienen sich erst seit kurzem, und nicht immer, ihrer Nationalnamen; statt Iwan Iwanowitsch, brauchen sie noch häufig das fremde:

Herr, mit dem Zunamen; besonders bey feineren Gegenständen. Dies ginge aber noch hin. Zuweilen bedienen sie sich sogar der im alt-französischen Geschmack eingeführten, ein für allemal bedeutenden und immer wiederkehrenden Namen, wie Alcest, Dorval, Gerant oder eines Surrogats \*). Nicht genug, bey russischen Namen suchen sie oft Benennungen, die den Charakter der Person ausdrücken, z. B. Gutherzig, Murrkopf, Fröhlich, ob schon sie im Russischen ganz ungewöhnlich sind. Ueber diese Spielerey ist die neuere Dramaturgie längst hinaus. Man erlaubt billig nur gewöhnliche Nationalnamen, gesteht bey komischen oder excentrischen Rollen nur eine leise Hindeutung auf den Charakter oder eine komische Zusammensetzung, bey schönen Charaktern nur eine sonore Auswahl des Namens zu. Wie, wenn Kozebue, statt Schneider Fips (ein Muster von Namen?), gesagt hätte: Schneider Geprellt; oder statt Lieutenant Ehrenschild: Lieutenant Ehrlieb? Wie matt und frostig! Noch schlimmer aber, wenn man unter solche gezwungene Namen gewöhnliche mischt, wie dies oft in russischen Stücken der Fall ist. Der Wahrheit zur Steuer müssen wir übrigens anführen, daß mehrere Autoren dies ganz einsehen und vermeiden; manche, selbst neuere, treiben es aber entsetzlich weit. In der „dreyfachen Heyrath,“ ich weiß nicht, ob Original oder Uebersetzung, da dies auf den Affichen gewöhnlich nicht bemerkt wird, kommen, außer den unübersehbaren, folgende slawonisch gebaute Namen vor, die man, analog, ungefähr so verdeutschen könnte: Schönmann,

\* Vor einiger Zeit haben sich auch die Deutschen so lächerlich gemacht, diese Namen und eine, ein für allemal bestimmte, Charaktergallerie nach alt-französischem Schnitt für das Theater zu empfehlen.

Reif, Listkopsf, Schlupfdurch, Liebler; und Frauenzimmernamen: Theure, Wachsam, Liebereiz 2c. Mägen die alten Slaven immer ähnliche Namenskompositionen gesucht haben, so gesucht waren sie nie, auch gehören sie nicht für unser Theater. Wie die Namen, so das Stück, ist übrigens kein ganz falscher Schluß in der Dramaturgie.

---

## Theatralische Lust in Baldohn.

(Briefauszug.)

— — Ein neuerrichtetes Gebäude in Baldohn ist — das Theater, das die Unternehmer der Badeanstalt in diesem Sommer leicht und flüchtig, wie das Wesen, das darin getrieben wird, von Brettern erbaut haben. Wie man einem Storchennest nur ein Rad aufzustecken braucht, um diese wandernden Geschöpfe dahin zu locken; so ist es mit solchen Thespistempeln und ihren Priestern gleichfalls. Hier nistet für diesen Sommer eine Truppe, aus Windau kommend — und Gott weiß, wohin gehend. Das Spiel derselben verdient freilich nicht von der Sonne beschienen zu werden; allein das luftige Gebäude ist noch nicht ganz vollendet und die große Lampe der Welt, die Sonne, bricht durch tausend Fugen und Spalten der nothdürftigen Bretterbekleidung. Die Beleuchtung ist daher einzig in ihrer Art. Der Vorhang verdient vor allem Erwähnung. Er enthält, meines Dafürhaltens, ein Fragment aus der lettischen Vorwelt, und zwar eine Ansicht aus Romovens heiligem Haine. Ein Brustbild prangt im Vorder-

grunde, hinter einem aufgerollten Vorhang, und stellt niemanden anders vor, als den Pifolos der alten Letten. Daß man ihm auch hier schon viele Opfer gebracht haben muß, verräth manches eingebraunte Loch. Doch der Vorhang rollt auf, und für 30 Mark (24 Groschen) erblicken Sie zuerst das Geheimniß; und da die Sonne die Beleuchtung durch die Wände hergiebt, so wird dadurch das Sprichwort wahr: es ist nichts so geheim gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne. Zwar brennt hinter den Koulissen etwas Licht; man weiß aber nicht, warum und zu welchem Behuf? Der Gesang beginnt und erinnert an die Zeiten des Theopis, dem seine Lieder einen Bock einbrachten; woher, beyläufig, der Bockgesang seinen Ursprung haben mag. Der Akteur, welcher den Rath Frank in diesem „Geheimniß“ machte, war, seiner Verschwiegenheit wegen, zu loben; denn er sang und sprach mit halbem Munde. Lieutenant Waller hatte eine Stimme, wie eine Kindertrompete. Der beste von allen war Thomas, der Bediente, der überhaupt noch am meisten musikalisch zu seyn schien und seine Rolle nicht verdarb. Nur als er, wie es das Spiel mit sich brachte, vor Schreck niedersank, hatte er die Distanz der Bühne nicht genug geprüft, und wäre beynahe ins Orchester gefallen. An den auftretenden Damen war vielleicht der Wuchß das Einzige, woran man nichts auszusetzen fand. — Als Nachspiel folgte: Der Kater und der Rosenstrauch, von Rozebue. Und somit war das Theater eröffnet, das, wenigstens indirekt, manche Unterhaltung gewährte. Dies möge unter andern folgende Anekdote beweisen. Bey der Aufführung des Singspiels: Das Milchmädchen und die beyden Jäger, ward einer der letzteren so häufig

applaudirt, daß er es zuletzt für Spott zu halten gezwungen war. Er trat also, mitten im Spiel, hervor und äußerte seine Empfindlichkeit darüber, zugleich befahl er dem nächsten Statisten, den Vorhang niederzulassen — und dieser fiel auch sogleich, und machte der Vorstellung in der Hälfte des Stückes ein Ende. Allein es mußte wieder von neuem beginnen, nachdem die Polizen sich darin gelegt und der für allzugroßen Beyfall empfindliche Akteur die Zuschauer um Verzeihung gebeten hatte. — Am nächsten Schauspieltage sprach der Direktor einen Prolog in Knittelversen, der auf den Vorfall Bezug hatte und die Zuschauer wieder mit ihm ausföhnte. —

---

## VIII.

Aufforderung an deutsche Schauspieldirektionen, berühmte Tonkünstler und alle, die Sinn für das Gute haben.

Das Schauspielhaus zu Königsberg in Preußen, ein Monument des ehemaligen Wohlstandes dieser Stadt, indem die Aktien dazu vor dem Ausbruche des Krieges gesammelt waren, wurde endlich, nach Ueberwindung mancher, durch diesen Krieg und die Zeitumstände herbengeführten Hindernisse, vollendet, zeichnete sich in vieler Hinsicht aus, und wurde am 1sten July, gerade an dem nämlichen Tage, an welchem Herr Schauspieldirektor Steinberg die Direktion wieder übernommen hatte, durch empörende Bosheit, ein Raub der Flammen. Die

näheren Umstände aber sind noch nicht ausgemittelt. Herr Steinberg ist unter uns als rechtschaffener Mann allgemein bekannt, und sein Verlust ist gränzenlos. Denn wegen seiner Abwesenheit wurde die Assurirung der Dekorationen, der Garderobe, der Bibliothek, der Partituren und ausgeschriebenen Stimmen von mehr als zweyhundert Opfern, und aller Theaterrequisiten nicht erneuert. Dieses alles, sogar die Instrumente im Orchester, welches, wenn es diesen Augenblick angeschafft werden sollte, wenigstens vierzigtausend Reichsthaler erfordern würde, hat der unglückliche Mann verloren. Fünfzig Schauspieler, hierunter Gatten und Väter, und eine Menge untergeordneter Menschen, die beym Theater ihr Brod hatten, sind ohne Versorgung. Ich stehe mit der Schauspielerdirektion und den Schauspielern nicht in der geringsten Verbindung, habe folglich keinen Grund zur Partheylichkeit, und schätze, als blinder Mann, das Schauspielhaus bloß wie jedes in meinem Vaterlande befindliche Kunstwerk. Ich war, wengleich vormals Freund des Schauspiels, noch nie in diesem Gebäude, sondern das letztemal besuchte ich unser altes Schauspielhaus, als dort von den hiesigen Schauspielern eine musikalische Akademie, zum Besten der unglücklichen Einwohner des abgebrannten Heiligenbeils, gegeben wurde. Diese Erinnerung schwebt vor meiner Seele, und Menschen, die in ihren Verhältnissen sich der Unglücklichen annahmen, verdienen, daß der Menschenfreund ihnen wieder die Hand biete. Aber wer kann, wer soll dies thun? Das Schauspielhaus ist assurirt, und die Einwohner Königsbergs müssen schon die beträchtliche Summe dafür erlegen. Unser Handel ist dahin, den Wohlstand hat der Krieg größtentheils vernichtet, die Theuerung, selbst

der Preis der unentbehrlichsten Lebensmittel, ist außerordentlich groß, das baare Geld selten und jedermann leidet an Erwerb und Einkommen. Trauriger noch ist das Schicksal auf dem platten Lande: Seuchen haben das ganze Land entvölkert. Bloß das Bisthum Ermeland, wovon ich specielle Nachrichten habe, verlor von 96,000 Einwohnern, die es im Jahre 1806 zählte, während des Jahres 1807, 25,000. Viele Felder sind unbesät; Pferde und Vieh sind überall minder zahlreich als vormals, mangeln in einigen Gegenden völlig, und nach andern müssen, damit der Hungerstod nicht die Menschen fortraffe, noch Lebensmittel gesandt werden. Noch ist bey weitem keine Aussicht, daß im Herbst des gegenwärtigen Jahrs alle Felder bestellt werden dürften, und einzelne Punkte in Preußen, wie das in einer höchst unfruchtbaren Gegend liegende, einzig vom Handel und der Schifffahrt lebende, Pillau, sehen einer schrecklichen Zukunft entgegen. Preußen kann folglich nicht helfen. Aber wir sind Deutsche! Und sollte das gemeinschaftliche Band, das Sprache, Denkungsart, Künste und Wissenschaften knüpfen, hier nicht wirksam seyn? Voll Vertrauen hierauf, wage ich den Vorschlag: daß jede deutsche Schauspielergesellschaft eine Vorstellung, jeder berühmte Tonkünstler ein Konzert zum Besten der hiesigen Schauspieldirektion geben und den Ertrag davon an Herrn Schauspieldirektor Steinberg zahlen möge. Das Bewußtseyn einer schönen, edlen Handlung wird jedem wackern Deutschen lohnen, der zur Beförderung dieses schönen Zweckes wirkt; und zum Beweise, daß ich nicht bloß andere zu ermuntern, sondern selbst nach Kräften zu wirken und jedem die Gelegenheit zu verschaffen wün-

sche, auch durch einen kleinen Beytrag der guten Sache zu nützen, eröffne ich die Pränumeration auf ein von mir verfaßtes Familiengemälde: „Die Mennoniten \*).“ Der Schauplatz ist in Preußen, die Zeit der Begebenheit gleich nach dem Frieden zu Tilsit. Nicht als ob ich hiedurch ein vorzügliches Werk in jedermanns Hände bringen will, sondern bloß als Behikel, damit jeder auch eine kleine Summe beyzutragen im Stande seyn möge. Die Namen der Pränumeranten erbitte ich mir vor Weihnachten, so wie die Einsendung des Geldes durch Anweisungen; die Schrift selbst übersende ich durch die hiesigen Buchhandlungen zur Ostermesse. Die Namen der Pränumeranten werden vorgedruckt, und sollte jemand mehr als den Pränumerationspreis von einem halben Thaler oder fünf und vierzig Kreuzern einsenden, so wird solches bey seinem Namen angemerkt. Am Schlusse des Pränumerantenverzeichnisses werde ich die Kostenberechnung und die Quittung der Schauspiel-direktion, daß der Ueberschuß an sie abgegeben worden, abdrucken lassen. Die Art und Weise, wie das hiesige Schauspielhaus abgebrannt ist, werde ich im Vorbericht anzeigen, und ich ersuche die Herausgeber aller periodischen Schriften und jeden edel denkenden Mann, diese Aufforderung zu verbreiten und die Sache nach Kräften zu unterstützen.

Königsberg in Preußen, den 4ten July 1808.

L. v. Baczkó.

---

\*) Der Herr Verf. hat uns einige Scenen daraus geliefert, die im nächsten Hefte dieser Monatschrift mitgetheilt werden sollen. U.

# M u t h e n i a,

o d e r :

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

J. E. Schröder und F. B. Albers.

---

Dritter Band.

---

St. Petersburg und Mitau.

1 8 0 8.

(Im Verlage des Herausgeber.)

Mit Bewilligung der Kaiserlichen Censur-Committee  
zu Dorpat.

# Inhalt des dritten Bandes.

## September = Heft.

	Seite.
I. Gedichte.	
1) An *. Von Hrn. Kriegsgrath Bock . . .	1.
2) Die Jahresfeier. Von Abend. . . .	2.
3) Die Leyer des Horaz. Von Abend. . . .	3.
4) Apotheose meiner Hündin. Von Herrn Berling . . . . .	5.
II. Reflexionen über die „Kirchenordnung für die Protestanten im russischen Reich“ Von Hrn. Pastor Dr. Richter . . . .	12.
III. Briefe aus der Kalmückensteppe. Dritter und vierter Brief. Von Herrn Pastor v. Bergmann . . . . .	27.
IV. Probe aus einem noch ungedruckten Fami- liengemälde: „Die Mennoniten.“ Von Hrn. Professor v. Baczko . . . . .	37.
V. Ueber Buß- und Strafpredigten, nebst einer Probe vom Jahre 1709 und 1710. Von Abend. . . . .	56.
VI. Die Entstehung Groß-Novgorods. Aus dem Russischen . . . . .	67.
VII. Lebensregeln für eine Residenz . . . .	70.
VIII. Theater. Vorstellungen der russischen Bühne zu St. Petersburg . . . . .	73.
IX. Barocken . . . . .	77.
X. Anekdoten und Miscellen . . . . .	79.

# O k t o b e r = H e f t.

Seite.

I. Gedichte.	
1) Mein Wunsch. Von Hrn. Professor Dr. Frähn . . . . .	81.
2) An C. Asinius Pollio. Von Ebd. . . . .	83.
II. Reflexionen über „die Kirchenordnung etc.“ (Fortsetzung.) Von Hrn. Pastor Dr. Richter . . . . .	
85.	85.
III. Iwan Masepya. Von Hrn. Pastor v. Bergmann . . . . .	
	117.
IV. Samenkörner. Zweyte Sammlung. Von Hrn. Burgold . . . . .	
	137.
V. Noch etwas über die Aufbewahrung alter Gemälde. Von Hrn. Kriegsrath Bock . . . . .	
	146.
VI. Bemerkungen über ein ländliches Gedicht von Thieme, „Finnland“ betitelt . . . . .	
	149.
VII. Eine alberne Supplik. Von Hrn. Collegienrath v. Kozebue . . . . .	
	161.
VIII. Theater.	
1) Königsberger Bühne. (Briefauszug.) . . . . .	165.
2) Theaternachrichten aus Riga . . . . .	168.
IX. Anekdote unserer Zeit, in der so viel über Humanität gesprochen und geschrieben wird (Eingefandt.) . . . . .	
	171.

## November = Heft.

	Seite.
I. Herbstlied, nach Michael Behm ꝛc. . . . .	173.
II. Rinaldo, ein episches Gedicht. Erster Gesang. Von Herrn Domvicar Voß . . . . .	175.
III. Die Zukunft. Von Herrn Dr. Rosegarten . . . . .	188.
IV. Samenkörner ꝛc. (Beschluß.) Von Herrn Purgold . . . . .	205.
V. Bemerkungen über die Kirchenordnung ꝛc. (Fortsetzung.) Von Herrn Pastor Dr. Richter . . . . .	216.
VI. Ist der Deutsche kein Patriot? . . . . .	238.
VII. Theater.	
1) Gallerie theatralischer Künstler in St. Petersburg . . . . .	244.
2) Theaternachrichten aus Riga . . . . .	254.
VIII. Notiz. . . . .	256.



## December = Heft.

	Seite.
I. Frühlingslied, nach Christoph Wilkau, aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.	257.
II. Fragmente aus der noch ungedruckten Beschreibung einer Reise von St. Petersburg nach Archangel; im July u. August 1806. Von Herrn Statsrath v. Reimers . . .	259.
III. Eigennamen, welche die Identität der Pontischen und der Nord- und Ostsee-Kymren erweislich machen. Von Hrn. Dr. Hennig	280.
IV. M. Christian Friedrich Raasky. Eine biographische Skizze. Von Herrn Schulinspektor Dr. Zimmermann in Goldingen.	288.
V. Bemerkungen über die Kirchenordnung etc. (Beschluß.) Von Hrn. Pastor Dr. Richter	301.
VI. Ueber nordischdeutsche Literatur. Ein Torso.	322.
VII. Theater.	
1) Deutsches Theater in St. Petersburg .	327.
2) Französisches Theater ebendasselbst . .	329.

---

# K u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat September.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

An \*.

Auf Deiner Stirne thront der Gottheit hoher Friede;  
Des Lenzes Milde ruht auf Deinem Augenliede;  
In Deinen Blicken hat der Himmel sich verklärt;  
Auf Deinen Wangen sieht man ew'ge Jugend schwe-  
ben;

Dein Athem ist der Hauch, mit dem das neue Leben  
Dem ersten Menschen einst des Schöpfers Huld ge-  
währt;

Du weißt, den Ernst zum Scherz, den Scherz zum  
Ernst zu lenken,

Und mehr, als Erdenglück, durch Deinen Geist zu  
schenken,

Der, wie ein Saitenspiel, aus Deinem Munde spricht:  
 Kamst Du vielleicht herab, durch himmlisches Ent-  
 zücken

Hier einen Erdensohn wohlthätig zu beglücken?  
 Bist Du vielleicht kein irdisch Wesen nicht?

2.

### Die Jahresfeyer.

Den 17ten August 1808.

Sehet, wie glänzt nach dem Regengeström' unlustiger  
 Tage

So herrlich heut' des Himmels Blau!

Wißt ihr, wem es erglänzt? dem Jahresfeste So-  
 phiens,

Die dankend am Altare kniet.

Venus Urania selbst, dem Götter- und Menschen-  
 geschlechte,

Des Schönen holde Schöpferin,

Welche dem Werke der Kunst den wunderbarlichen  
 Liebreiz

Durch einen Fingerdruck verleiht,

Schwebte zur Erde herab, mit Blumen, wie sie des  
 Himmels

Aetherisches Gefild' erzeugt,

Ihre noch sterbliche Freundin zu kränzen. Da wurde  
 vom Fittig

Der Göttin das Gewölk zertheilt.

Freuet Euch, Schnitter, darob! Der Tag ist Euer!  
 Und kehrt Ihr

Beym sanften Mondeslichte heut'

Von der gemäheten Flur, so singet zum Lobe So-  
 phiens

Ein ländlichfrohes Aerndtelied!

## 3.

## Die Leyer des Horaz.

Guch, trümmervolle Klippen, dich öden Wald  
Des Dithyramben kannte noch Flaccus nicht;  
Noch ohne Lorbeer um die Scheitel,  
Doch dem Olymp ein geliebter Jünger.

Denn oft, voll hoher Ahnung, erhob er sich  
Zum fabelhaften Vultur; da deckten dann  
Den Schlummernden Dionens Tauben  
Mit der geweihten Myrthe Sproßling \*).

Wie war Dir, Flaccus, als Dich das Wogenmeer  
Der Harmonieen plötzlich umrauschete?  
Dein unbewölkter Blick Apollons  
Herrlichkeit sah? des Gesanges Pfeile

Dich alle trafen? — Trunken von Dichterglut,  
Nahmst Du die Leyer, welche der Musen Gott  
Dir darbot. Auf Parnassus Höhen  
Schuf er die schmeichelnde Götterfreundin.

Bald stieg, mit Dryheus, sie zu dem Schattenreich  
Hernieder: ihrem Zaubergesange wich  
Der giftgeschwollne Höllenhüter,  
Wichen Euridicens Todesbande.

---

\*) Me fabulosae Vulture in Appulo,  
Altricus extra limen Apuliae,  
Ludo fatigatumque somno  
Fronde nova puerum palumbes  
Texere.

Hor. Carm. L. III. o. 4.

Nach Orpheus sang die Helden des Alterthums  
 Zum Jubel ihrer Saiten Stesichorus;  
 Aus dessen Hand empfing Alcäus  
 Sie, die Tyrannen des Volks zu strafen \*).

Drauf strömte Flaccus bacchischen Lobgesang,  
 Sprach Lebensweisheit, hauchte Neobulens  
 Verliebte Sehnsucht, girrte Klagen  
 Um den Quintil, durch der Leyer Wölbung \*\*).

Doch bald verwaiset, hing an Cypressen sie  
 In Tiburs Haine \*\*\*). — Keiner der Barden konnt'  
 Seit viermalktausend Sonnenwenden  
 Ihren entschlummerten Geist erwecken,

Als Du, mein Ramler, dem, wo Dein Perseus jüngst  
 Sein glorreich Eisen über den Drachen schwang,  
 Im holden Mutterarm Persantens \*\*\*\*)  
 Flaccus die goldene Leyer weihte.

„Nur Du,“ so sprach er, „Sänger Teutonia's,  
 Wie Kastorn Pollux, mir nach Aeonen gleich,  
 Bist dieses Göttererbtheils würdig.  
 Spanne die Saiten zu neuen Hymnen!“

\*) Wenngleich die Werke dieser Dichter, außer wenigen Fragmenten, verloren gegangen, so ist doch ihr Name auf unsere Zeit gekommen und durch Horaz unsterblich geworden.

\*\*\*) Gegenstände horazischer Oden.

\*\*\*) Horazens Landsitz.

\*\*\*\*) Kolberg; Ramlers Geburtsort. S. Lied der Nymphe Persante.

Und horcht! Gleich Zephyrs Säufeln im Blüthenhain  
Den Mangesang; der Nachtigall Klage gleich  
Den süßen Hammer um Nadinens  
Wachtel; dem Donner der Alpen ähnlich,

Den Hohn des Glaukus; wenn er die Saiten rührt!  
Wie klingt sein Bogen treffend und thatenvoll,  
Wenn er den Leichtsinn Gallinettens,  
Oder der Könige Zwietracht ahndet!

Wie kränzt sein Lob den Künstler Melpomenens!  
Wie trägt sein Hymnus unter das Sternenchor  
Die Helden Ferdinand und Heinrich,  
Oder den Ersten der Erdengötter \*)!

Boet.

4.

Apotheose meiner Hündin.

Parodie auf die Apotheose de Gas mon chien, von Madame  
Deshoulières \*\*).

Im Blumenkleide ging der Frühlingstag,  
Von seinem Nachtigallenchor begleitet,  
Und auf dem dunkelgrünen Walde lag  
Des Himmels blauer Teppich ausgebreitet.  
Der Geist der Liebe klang durch die Natur,  
Und liebetrunken folgt' ich seiner Spur.

\*) Wer kennt die Meisterstücke der Ramlerschen Muse nicht?

\*\*\*) Einige unverständliche Anspielungen muß man der Verschiedenheit des Zeitalters der Mad. Deshoulières und des unfrigen anrechnen, die heynaher anderthalbhundert Jahre beträgt.

Ein junges Lied, gesegnet von den Musen,  
 Entflatterte dem hellgestimmten Busen.  
 An einem Bach, umstrahlt vom blauen Licht  
 Der üppigen Bergisimeinnicht,  
 Warf ich mich nieder unter duft'gen Bäumen,  
 Und sah' den alten Helikon in Träumen.  
 Behaglich wälzte sich im kühlen Moos  
 Mein Windspiel, schmiegte, treu der alten Sitte,  
 Das Schnäuzchen dann in seines Herren Schooß —  
 So schlummerten wir in des Waldes Mitte.

Da sah' ich — doch, bedenkt, es war geträumt,  
 Und eben hatt' ich wachend ja gereimt! —  
 Da sah' ich über Gold- und Silberkieseln  
 Apollo's hochgepriesne Quelle rieseln,  
 Aus der so manches arme Mutterkind, —  
 Dem es, obgleich sie meist unbärtig sind,  
 Wie Kaiser Rothbart ging \*), — den Tod getrunken,  
 Weil es verblendet in die Fluth gesunken.  
 Denn diese Quelle hat den eignen Werth,  
 Wie uns der Satyr in der Tonne lehrt \*\*),  
 Daß sie von oben wie Krystallen schimmert,  
 Und auf dem Grund das kleinste Steinchen flimmert;  
 Doch dieses Grund's brillantne Stukkatur  
 Ist trüglicher Theaterboden nur,  
 Und unten gährt ein Pfuhl von zähem Schlamme.  
 Entläuft ein Knäblein nun zu früh der Amme,  
 Und plätschert drin, — ein plumper Kritikus,  
 Mit einem Eselsfuß,  
 Und Ohren von demselben Stamme,

---

\*) Im zwölften Jahrhundert.

\*\*\*) Swift, im Anhang von der Bücherschlacht zum Märchen von der Tonne.

Schieläugigt, gallensüchtig und kontrakt,  
 Der, bloß zur Unterhaltung, nach dem Takt,  
 Die braven Leute in die Baden zwackt,  
 Wie jener Bauernspiß dort an der ... R. \*) Ecke;  
 So steckt er bald bis .. . . . . . . . . . .

Und weil ich träumend in die Quelle sah,  
 Erwägend, was geschieht und einst geschah,  
 Gelüftet meine Hündin in der Schwüle  
 Nach einem frischen Trunk aus Hypokrenes Fluth,  
 Daß sie die schnell erhitzten Lungen fühle!  
 Doch plötzlich leuchtet Blihesglut,  
 Ein Donner fällt mit wilder Wuth  
 Von sechzehnpfündigem Kaliber,  
 Und zürnend steht der Gott uns gegenüber,  
 Der einst die freche Drachenbrut  
 Erschlug und die Kalenderbrut zerschmetterte.  
 „Du wagst, verruchtes Thier, den heil'gen Strom,  
 Der meine Lieblinge in Rom  
 Und in Ekropia vergöttert,  
 Zu kosten mit dem ungeweihtem Maul? —  
 Mein Zorn komm' über Dich, verdammter Saul!“  
 Sprach's, und der Pfeil zuckt auf der straffen Senne,  
 Hintaus schlägt auch der Musengaul.  
 Mein armes Hündchen zappelt, wie die Henne,  
 Die eine schmutz'ge Köchin, köffirt  
 Mit Papillotten, schon guillotiniert  
 Zur fetten Sonntagsuppe. —  
 Und seht! aus der verklärten Schwesterngruppe  
 Tritt rasch die Lieblichste hervor,  
 Die früh mein junges Herz erkohr,

---

\*) Die Dichterin war bekanntlich eine große Widersacherin von Racine.

Als noch die Brüder mit dem Kräusel spielten,  
 Weil sie ein fühlend Herz zum Glück entbehrlich  
 hielten.

„Mein Väterchen, Pardon dem armen Wicht!  
 Er wußte nicht — er kannte nicht —  
 'S ist meines Freundes Liebling, laß ihn leben!  
 Erdulden wir nicht täglich eben,  
 O jugendlicher Gott,  
 Von Menschenkindern größern Spott,  
 Die nach Unsterblichkeit in Almanachen streben?  
 O, Väterchen, bedenk' es doch!  
 Erbärmliche, verdorbene Sextaner,  
 Die ihre Muttersprache schlechter noch  
 Verstümmeln, als ein Franziskaner —  
 Sie können weder dekliniren,  
 Sie können weder konjugiren,  
 Nur drechseln oder auch plombiren,  
 Und, streitend zwischen mich und mir,  
 Zur Noth ein wenig trageriren \*) —  
 Die klettern in das heilige Revier  
 Des Lorbeerhains, verstümmeln unsre Bäume  
 Und kriecheln ihre Leberreime  
 In die geweihte Rinde ein.  
 Und Kritiker, noch heißiger als Hunde,  
 Doch nicht so klug, als dieses Hündelein,  
 Lobpreisen sie mit unverschämtem Munde. —  
 Besieh doch nur das kleine Tigervieh!  
 Il est gentil! il est joli!  
 Es bettelt, tanzt, marschirt auf Zweenen,  
 Es plappert, niest, wie Papagolen;

---

\*) Wahrscheinlich war dies der Fall zur Zeit der Dichterin,  
 im goldnen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten.

Und einen Dummkopf, der von Kunstsinne schnackt,  
 Fürwahr, den wittert es auf hundert Meter,  
 Und hat ihn, eh' er sich's versieht, gezwackt.  
 Das lernte sie von einem großen Köter,  
 Der dr— Kr— macht,  
 In der Johannismacht.

O, warum haben wir nicht solchen Wächter, —  
 Beschloß die freundlichste der Phöbustöchter, —  
 Zum Schrecken für die Stümper am Parnas!“

Der Zwillingsgott fixirt mit holder Gräce  
 Die Hündin, streichelt sie, schnalzt mit dem Finger,  
 Und Mirza wedelt freundlich mit dem Schweif,  
 Kapriolirt, dreht sich im Reif  
 Und leckt die Hand dem Harfenzwinger.  
 „Wohlan, ruft er, bey meines Vaters Bart,  
 Du bist befreyt vom furchtbaren Gesetze!  
 Bleib unter uns, mit Deiner neckschen Art,  
 Und hüte meines Gartens Schätze.  
 Sey mir so treu und folge mir so gern,  
 Wie Deinem armen, Staubumstrickten Herrn.  
 Doch grimmig sey auch gegen alle Frechen,  
 Die meinem Heiligthum sich nahn,  
 Und Lorbeern für die Heeringslacken brechen;  
 Und allen Stümpern zeige Deinen Zahn,  
 Die, wenn sich meine Schwäne mausern,  
 Die Federn dort zusammenknausern,  
 Und ruhen sich mit Wochenblätterkram  
 Die Eselsohren und die .....  
 Die Pfüscher, die vom Leckertisch der Musen  
 Ruffterne krappsen, Schaalen von Arbusen,  
 Skarnizen von bonbons, et caetera,  
 Und kneten mit stolzirender Grimasse  
 Kraftlose Festtags=Carmina —

Die wäñnen, reimen sey Begeisterung,  
 Und Floskeln meines Friedrichs \*) heil'ger Schwung —  
 Sey gegen diese ganze Pöbelkrasse  
 Der Zerberus an dem Barnasse!“

Drauf eine aus der jungfräulichen Reihe  
 Ergreift die Hündin hinterrücks  
 Beym Nackenfell und taucht sie in den Styg,  
 Drey mal hinab und drey mal einen Knig:  
 Denn also fordert es die Kraft der Weihe,  
 Dies war die Weihe nun der Kraft.  
 Was sterblich an ihr war und mangelhaft  
 Sant in den dunkeln Strom — nur nicht die Treue!  
 Gehorsam den Unsterblichen, bewacht  
 Sie den Barnas bey Tag und bey der Nacht,  
 Fällt wüthend, wie die Endorhege,  
 Die Gimpel an und alle Versifere;  
 Hinaus muß alles, was verdächtig ist:  
 Geburtstagsreimer und Prologenschwäzer,  
 Gewisse Opernübersetzer  
 In Br. \*\*) und P., die stolz auf .....  
 Kantatenplärren, Epigrammatisten,  
 Kalenderversler und Panegyristen;  
 Poet'sche Frau'n, Subskriptionisten  
 Und jener ungesalbte Gambentrosch,  
 Der Plattitüden auf sechs Füßen drechselt,  
 Und meint, er säß' auf Schillers Ross,  
 Weil Rossinante Paß und Trott verwechselt,  
 Kurzum, der ganze Narrenschuß  
 Der faden Ahmer und Vaner.  
 Ruft einer: Plaz! ich bin ein Hölthyaner!

\*) Vermuthlich Friedrich Schiller.

\*\*) Vielleicht Braunschweig.

„N—rr!“ Ein anderer: Göthianer!  
 „Knäpft, knäpft!“ — Respekt — Schillerianer!  
 „Hau, hau!“ — Kommt gar ein Dramaturgikus —  
 Sie wittert gleich den Pferdefuß,  
 Wenn ihn Divisen, trotz Horatius,  
 Mit dem jucundum-utile \*) maskiren!  
 Dem thier'schen Maul zu eng ist das Gefäß \*\*),  
 Drum schimpft es und vermeint zu kritisiren —  
 Pafft! pafft ihn dann mein Tiger beym Gefäß.

So treibt sie aus dem Hain der Pierinnen  
 Der Ungeweihten langgeohrte Schaar;  
 Und friedlich, unter seinen duft'gen Zinnen,  
 Brennt der Begeiß'rung heiliger Altar.  
 Klein ist die Zahl der Auserwählten,  
 Sie stören nicht des Friedens stillen Raum —  
 Mich aber riß der Lärm der Reimgequälten  
 Aus meinem süßen Göttertraum.

Berling.

---

\*) s. de a. poet.

\*\*) s. die Xenien.

## II.

Reflektionen über die „Kirchenordnung für die Protestanten im russischen Reiche; entworfen und herausgegeben von Georg Friedrich Sahlfeldt \*).“

Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. 2 Kor. 3, V. 6.

Wer der christlichen Religion ihre, durch die Erfahrungen so vieler Jahrhunderte erwiesene, Kraft, das geistige und leibliche Wohl der Menschen zu befördern und ächte Humanität zu begründen, absprechen kann, oder die Wirksamkeit christlicher Lehren für Belehrung und Bildung des Volks schlechterdings leugnet, dem muß eine kirchliche Gesellschaft, als ein unnöthiges oder wohl gar schädliches Institut erscheinen; für einen solchen muß eine neue Kirchenordnung eine seltsame Erscheinung dieser Zeit seyn; und für ihn sind folgende Betrachtungen nicht geschrieben. Für diejenigen aber, denen Tugend kein leerer Schall und der Zweck der Kirche die Bewirkung

---

\*) Bey der Wichtigkeit des Werks, von dem hier die Rede ist — und bey dem allgemeinen Interesse, das der Gegenstand desselben für die protestantischen Gemeinden im russischen Reiche haben muß, konnten wir dem vorstehenden Aufsatz um so weniger einen Platz versagen, als der Herr Verfasser der darin besprochenen Kirchenordnung, nach seiner Aufforderung zur freymüthigen Beurtheilung derselben, diese am ersten in einer allgemein-gelesenen — einheimischen Zeitschrift erwartet. Der Red.

durchgängiger Sittlichkeit durch Religion ist, und die außer der äußern Rechtlichkeit, die der Staat herbeizuführen sucht, auch eine innere Rechtlichkeit anerkennen und zu begründen streben \*); — für diese will ich meine Ansichten jeder Kirchenordnung, und namentlich der, die so eben für alle Protestanten in dem russischen Reiche erschienen ist, mit Freymüthigkeit und Bescheidenheit im Folgenden aufstellen.

Religion überhaupt hängt innigst mit dem bürgerlichen Leben des Menschen zusammen, und sie kann das kräftigste Mittel zur allgemeinen Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft werden. In sofern sie die moralische Wohlfahrt des Einzelnen befördert, bringt sie Ordnung in seine Denk- und Handlungsart und setzt ihn in Harmonie mit der äußern Welt. Weil nun des Menschen moralisch-freie Handlungen in der Gesellschaft, in der er lebt, geschehen, und sie sich nach seinen angenommenen moralischen und religiösen Principien richten; so ist er in dem Grade in seinem besondern Verhältnisse zum Staat ein gutes und nützliches Mitglied, je nachdem seine Principien mehr oder weniger gut und richtig sind. Und die weise Verbindung der vergeistigenden und versinnlichenden Lehrmethode des

---

\*) Vorbericht an den Leser S. VII.

Christenthums hat alle Eigenschaften eines vollkommenen Bildungs- und Erziehungsmittels für den Einzelnen, wie für das ganze Volk. Die christliche Religion ist eben dadurch, daß sie eine positive moralische Religion ist, und nach meiner Ueberzeugung mehr noch hierdurch, als durch ihre Religionslehre und Moral, Geist und Leben. So vereint sie alles in sich, was zu einer Volksreligion erfordert wird. So hat sie von jeher, richtig erkannt und angewandt, eine vorzügliche Kraft, rohe Völker zu kultiviren, bewiesen, und ist die einzige, die unter den kultivirtesten Völkern sich als öffentliche Religion behaupten kann. So ist sie eine Weltreligion. Aber früh fing man an, Religion mit Dogmen und willkürlich angenommenen Lehrformen zu verwechseln, und Glaubenseinigkeith an das kirchliche Ansehn solcher Dogmen zu knüpfen, welche die in einem Lande herrschende Parthey begünstigte, da sie doch in Rücksicht auf Zeit und Ort sehr verschieden waren. Nicht selten wollte man sogar durch Staatsgesetze erzwingen, was durch nichts erzwingen werden kann — Einsicht und Ueberzeugung. Luther und seine Gehülfen betreten einen andern Weg; aber ihre Nachkommen machten gar bald die einzelnen Dogmen unserer Symbole, die für die damaligen Bedürfnisse ihren Zweck vollkommen erreichten, zum Schibolet der Wahrheit des Protestantismus, und protestan-

tische Obrigkeiten maßen sich wieder das Recht an, über den Inhalt des Religionsystems ihrer Unterthanen zu bestimmen und zu entscheiden. Man sah — *contradictio in adjecto* — protestantische Inquisitoren! Allein das Christenthum ist keine Staatsreligion, kann und darf nie, wie andere Religionen in den alten Staaten, zum bloßen Werkzeug der Politik gemacht werden. Sie kann nicht von der Willkühr einer Regierung abhängen. Sie ist Geist und Leben in sich; ihr Schaffen hat mit dem Schaffen eines bestimmten Staats nichts zu thun, und zur Landesreligion erhoben, macht sie ihre Verehrer für jede verunftgemäße Staatsverfassung zu guten Unterthanen, eben weil sie, als eine Sache für die freye moralische Natur des Menschen, an keine willkührlichen Gesetze gebunden werden kann \*).

So wie die Menschen überhaupt in gesellschaftliche Verbindungen traten, um gewisse menschliche Zwecke schneller, sicherer und besser zu erreichen; so bildeten sich auch Gesellschaften in der Absicht, den Zweck aller Religionen und Moral auf die bestmöglichste Art zu erreichen. Eine in religiöser Absicht und zu religiösen Zwecken gebildete Verbindung heißt Kirche, und sie setzt nach allem bisherigen christlichen Sprachgebrauch eine wahre Offenbarung voraus, deren Be-

---

\*) Kirchenordnung S. 12.

lehrungen die Mitglieder annehmen und deren Vorschriften sie befolgen. Kirche ist ein ethisches Wesen, und ihr Charakter ist Freyheit des Gewissens und der Ueberzeugung. Verschieden müssen nothwenig die Ansichten der verschiedenen Mitglieder seyn, und bey den so verschiedenen Bedürfnissen des Volks ist nie die, von Einigen so sehr gewünschte, Einheit der Kirche zu erwarten; wohl aber läßt sich eine Einigkeit der Kirchen denken und hoffen. Es giebt nur eine einzig denkbare Einheit der verschiedenen Kirchen; diese ist das gemeinschaftliche Ziel — Beförderung der Moralität. So nur kann eine Heerde und ein Hirt werden. Nicht durch Sublimiren und philosophisches Generalisiren der christlichen Begriffe, nicht, indem man ein Volk, als aus lauter reinem Vernunftwesen bestehend, behandelt, nicht durch Beseitigung des Positiven der christlichen Religion, wird man das Reich Gottes auf Erden befördern und ausbreiten; sondern indem man sie seyn läßt, was sie ist, positive moralische Religion, und sie als psychologisches moralisches Erziehungsmittel nach den Bedürfnissen des Volks gebraucht \*).

Seine Privatreligion hat ein jeder für sich, und der Staat darf und kann darin nichts verbieten, noch befehlen. Aber öffentliche Re-

---

\*) Kirchenordnung S. 9. 24.

ligion und Religionsübung, die nicht mehr Sache einzelner Personen, sondern ganzer Gemeinden und kirchlicher Gesellschaften ist, muß als eine Angelegenheit betrachtet werden, der die Regierung Aufsicht und Fürsorge schuldig ist. Hier verbindet die Pflicht der Obrigkeit, für das Staatswohl zu sorgen, sie, den Einfluß religiöser Gesellschaften kennen zu lernen, und sich von den Grundsätzen und Gebräuchen derselben zu unterrichten. Will aber die Staatsregierung Lehren und Gebräuche bestimmen oder gesetzlich entscheiden, was davon gültig oder nicht gültig seyn soll; will sie als Gesetzgeberin handeln, und Lehren und Glauben vorschreiben: so verkennt sie die unveränderliche Natur der Sache und begeht eine Gewalthätigkeit \*).

Der Staat, als Staat, bestimmt gar keine positive Form der Religion; er darf also auch niemand irgend welche bürgerliche Rechte entziehen, weil er zu einer besondern Kirche gehört. Das Staatswohl im Allgemeinen ist und bleibt der letzte Zweck aller Regierung, und dieses entspringt aus dem Wohl der Einzelnen. Da nun ohne Moralität und Religion — welche aber in concreto bey jedem Einzelnen ihre bestimmte Form hat — kein wahres Wohl dieser Einzelnen, also auch nicht des Ganzen, des Staats, zu denken ist: so muß die Regierung, um das wahre Wohl des Staats

---

\*) Kirchenordnung S. 22.

zu befördern, für Religion und Kirche sorgen, indem sie dadurch eine innere Rechtlichkeit — Gewissenhaftigkeit — zu begründen und häusliche Glückseligkeit zu bewirken strebt \*), welche eine Stütze der äußern Rechtlichkeit und allgemeinen Wohlfahrt ist. Es ist und bleibt — alle Jahrhunderte bis heute bezeugen es — kein besseres, allgemeines pädagogisches Mittel für Ordnung und Recht, für eine vernunftgemäße Denk- und Handlungsart, als die öffentliche Religion. Sie gehört also mit Recht zu den heilsamsten Ordnungen im Staate; und hierin trifft der Beruf der Obrigkeit und der Religionslehrer zusammen, daß er sie zur Fürsorge und Bewirkung menschlicher Wohlfahrt verpflichtet. Die Gesetzgebung kann nie ihren Zweck erreichen, wenn sie nicht auf die sittlichen Quellen des menschlichen Handelns zurückgeht, und sie verliert eben daher eins der wirksamsten Mittel für ihren Einfluß, wenn sie der Religion zum Staatszweck entbehren zu können wähnt. Es ist um des Wohls der Einzelnen und des Ganzen willen ihre heiligste Pflicht, für Bildungsanstalten zu sorgen, die kirchlichen Gesellschaften bey ihren Rechten zu schützen, und alle Einrichtungen, die zu der Kirche gehören, und in Beziehung auf Aufklärung, Erweckung und Belebung guter und religiöser Gesinnungen, und dadurch

---

\*) Kirchenordnung S. VIII. X.

auf besondere und allgemeine Glückseligkeit stehen, zu unterstützen und ihr Gedeihen zu fördern. Diese Fürsorge für ungestörte Religionsübung, und diese fürsorgende Aufsicht über die kirchlichen Gesellschaften, daß durch sie der höchste und letzte Staatszweck erreichbar werde, ist die wahre und einzige Beziehung, worin der Staat zur Kirche steht. Dies Verhältniß, der Zeit und dem Orte gemäß, zu bestimmen, die Rechte der Kirchengesellschaften mit den bürgerlichen Einrichtungen und Instituten anderer Art in Harmonie zu setzen, und so die Umstände zu veranstalten und herbeizuführen, daß das Reich Gottes, welches innen ist, durch Belehrung und Kultus aus uns heraustrete, und in allen Erscheinungen des bürgerlichen Lebens sichtbar werde, ist und kann nur der wahre Zweck und Inhalt einer Kirchenordnung seyn. —

Und dies ist auch der Inhalt und Zweck der in Rede stehenden Kirchenordnung für die Protestanten im russischen Reiche. Die leitenden Ideen, von denen der Herr Redaktor der Gesetzkommission ausgeht, sind dieselben, die in der Allerhöchst bestätigten Liturgie 1805 den lautesten Beyfall aller derjenigen erhielten, die sich auf einen freyen Standpunkt zu stellen wissen. Es herrscht darin ein Geist, wie man ihn selten in reinprotestantischen Ländern findet, eine Sprache, die nur am Throne der Menschlichkeit erschallen darf und gern gehört wird. Freyheit von Gewissenszwang, Au-

erkennung der unveräußerlichen Menschen- und Bürgerrechte aller Religionskonfessionen, freymüthige und rücksichtslose Beurtheilung der Wichtigkeit des protestantischen Lehrstandes, und genaue Bestimmung des einzig wahren Verhältnisses zwischen Staat und Kirche überhaupt, zeichnen diese Kirchenordnung, zur Ehre ihres Verfassers und der Regierung, vor vielen, in andern Ländern bestehenden, aus. Möge sie überall den Segen bringen, den sie bringen kann, und dazu die Anwendung auf das Besondere jeder Provinz und jedes Distrikts weisen Händen und redlichen Herzen übertragen werden! Möge der Geist, der in der neuen Liturgie und in der Kirchenordnung herrscht, alle beseelen, die Werkzeuge des Gesetzgebers seyn werden, seinen Willen auszuführen! Möge man nirgends und nie die Bande, die den Staat und die Kirche zu einem harmonischen Ganzen verbinden sollen, zu Fesseln machen, an die man das Heilige schmiedet, um dem Unheiligen zu dienen! Möge der Buchstabe des Gesetzes nie in der Hand eines Papstes das Werkzeug werden, die Freyheit des Geistes zu erdrücken und zu tödten, und nie das reine Licht, das der Stifter unserer Religion vom Himmel auf die Erde brachte, in den Tempeln dazu leuchten, um zu suchen, was niemand nützt, und das Eine, was allen Noth thut, unbeachtet liegen zu lassen! Ach! das Heilige verliert seine himmlische Glorie, von ungeweihten Händen be-

tastet und gehandhabt. Es nützt Zion nichts, daß die Wächter von der Zinne die Tempeldiener durch ewiges Feuer-Rufen schrecken, ihnen das Herz beengen, den Dienst erschweren, und machen, daß, die draußen sind, von ihnen Arges denken. Wenn der Herr selbst nicht bewacht das Haus: so ist eitel das Wachen und Rufen der Wächter. Wer nicht mit Freudigkeit dient, der verrichtet nie viel und das Wenige nicht gut. —

Doch, dem Willen des Hrn. Verfassers gemäß, fahre ich fort, den Inhalt der neuen Kirchenordnung, — nicht zu kritisiren, sondern anzuzeigen und mit Bemerkungen, nach meiner Ansicht und von meinem Standpunkte aus, zu begleiten.

#### Ueber Protestantismus.

Die Kirchenordnung sagt §. 5. vollkommen wahr: „Die protestantische Kirche lehrt die christliche Religion nach derjenigen Meinung über das Verstandniß der Bibel, welche sich in ihr seit Luther gebildet hat u. s. w.“ Der Geist Luthers, in dem er reformirte, macht das reine Lutherthum; aber seine Grundsätze, von denen er ausging, machen den Protestantismus aus. Wir können und müssen nothwendig einige Privatmeinungen Luthers aufgeben, und bleiben doch ächte Protestanten. Von Luther abweichen, heißt noch nicht, von der Lehre Jesu abweichen. Sollen denn drey Jahrhunderte umsonst verfließen seyn?

Soll denn die göttliche Vorsehung, indem sie den wahrhaft großen Luther im sechszehnten Jahrhundert als ein Licht für die Welt aufstellte, sich für alle künftige Zeiten ein unverrückbares Ziel gesteckt haben, wie weit sie die Menschheit in geistiger Ausbildung führen wolle? Nimmermehr kann von dir, heiliger Vater der Geister, so gedacht werden, von dir, der du dich überall und zu allen Zeiten auf mancherley Weise geoffenbarest, und durch das innere Licht fortwährend dich denen deutlicher offenbarest, die dich und ihre, auf eine Ewigkeit gehende, Bestimmung suchen! Wir sollen uns nicht für vollkommen halten, weil wir Aepfisch, oder Apollisch, oder auch Paulisch sind, also auch nicht, weil wir Lutherisch sind. 1 Kor. 1, V. 12.

Der große und wesentliche, der einzig wahre Charakter des Protestantismus ist und bleibt Christenthum aus der Offenbarung geschöpft \*), unabhängig von allen menschlichen Meinungen; dieser Charakter ist Freyheit, im Geist und in der Wahrheit Gott, zu dem uns Jesus führt, ohne Zwang, einzig nach unserm Gewissen zu verehren. Wer jemals hiervon etwas weggenommen, oder hinzugesetzt hat, der hat etwas Widerrechtliches gethan. Der spärende Zionswächter, wie der theologische Revolutionär, haben beyde aufgehört, ächte Protestanten zu

---

\*) Der Beweis hiervon weiter unten.

seyn \*). Nicht gegen eine gewisse Summe und Art von Dogmen protestirten die evangelischen Stände gegen die katholischen, sondern gegen die Grundsätze, von denen die katholische Kirche ausging. Unabhängigkeit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen, und Freyheit der Bibelerklärung nach richtigen Auslegungsbregeln, ist die Basis des Protestantismus. Sobald eine Obrigkeit einen Stillstand im Forschen, ein Fürwahrhalten bestimmter kirchlicher Meinungen und Glaubensformeln befiehlt, zerstört sie diese Basis und will uns den unvernünftigen Glauben aufdringen, als ob nicht auch die gelehrtesten Männer fehlen könnten, und als gäbe es, außer der heiligen Schrift, noch eine andere untrügliche Regel und Richtschnur. S. 21. „Aus gleichem Grunde darf sie keine eigentlich für immer geltende Lehrvorschriften anerkennen, weil solches mit ihrem Streben nach Wahrheit im Widerspruch stehen würde \*\*).“

Schon Mosheim sagt in seinem allgemeinen Kirchenrecht der Protestanten: „Df-

---

\*) Gabler über die Gränzen der Kirchengewalt.

\*\*\*) Rosenmüller sagt in seiner Schrift: Warum nennen wir uns Protestanten? Leipzig, 1790:

„Der Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Kirche besteht nicht sowohl darin, daß wir sogenannte symbolische Bücher haben, wodurch wir uns von Katholiken unterscheiden, als vielmehr in einigen allgemeinen Grundsätzen, welche in der vorhin erwähnten Protestation enthalten sind, und die uns stets heilig und

fenbar sollte durch die Augsburgerische Confession kein symbolisch Buch in dem Verstande entworfen werden, daß solches, außer der Bibel, zur beständigen Richtschnur des Glaubens dienen sollte; sondern man wollte zeigen, daß man alle in der Bibel gegründete Lehren des Christenthums, zu welchen sich auch die Katholiken bekannten, völlig beybehalte, und zugleich zu erkennen gäbe, in welchen Stücken und aus welchen Gründen man von den Grundsätzen der katholischen Kirche abweiche. Da nun in dem Religionsfrieden die Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit verabredet war, so war derselben die vollkommenste Freyheit, ihr eigenes Religionswesen zu bestimmen, sowohl in Absicht der Lehren, als der Gebräuche, zugestanden. Eben daher brauchten auch die Protestanten keine völlig gleichförmige Einrichtungen zu treffen, sondern konnten die genauere Bestimmung jedem Staate oder Lande nach seiner Convenienz überlassen. So verschieden nun die Meinungen über die neue Ordnung der Dinge und die Entwürfe zur genauen Organisation der

---

unverleztlich seyn müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Protestanten zu seyn; da wir hingegen diesen Namen führen könnten, wenn wir auch gar keine, oder auch andere symbolische Bücher hätten, als wir jetzt haben. Denn unsere Vorfahren hatten noch keine öffentliche Bekenntnisschrift, da sie protestirten, indem die Augsburgerische Confession, als die erste und vornehmste symbolische Schrift der evangelischen Kirche bekanntermahen erst ein Jahr nach dieser Protestation, 1530, übergeben worden ist."

Kirche waren, so waren und blieben doch in Ansehung der Lehre die Protestanten darin durchgängig einstimmig, daß die christliche Religion von menschlichem Ansehen und willkührlichen Geboten ganz unabhängig sey, und allein nach dem richtig verstandenen und richtig angewandten Inhalte der Bibel gelehrt werden müsse.“

Der wahre Protestant also erkennt keine andere untrügliche Regel und Richtschnur, als die heilige Schrift; an diese aber ist er als Protestant gebunden. Er protestirt gegen jede Zumuthung, die christlichen Glaubenslehren gerade so zu fassen und zu erklären, wie sie von einigen alten und neuen Kirchenlehrern erklärt worden sind, und er behauptet es, als unveräußerliches Recht, in der heiligen Schrift selbst gewissenhaft und sorgfältig zu forschen und zu prüfen. Wenn nun Luthers Schriften oder die sogenannten symbolischen Bücher als bleibende Glaubensnorm aufgedrungen werden sollen: so zerstört man den Geist des Protestantismus. Niemand ist infallibel, als Gott. Ihm stehen und fallen wir. Wer, nach Petrus, ihn fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm, und von dem hat der Staat, so wie jeder einzelne Mitbürger, nichts zu fürchten. Und das ist die Hauptsache jeder christlichen und auch der protestantischen Kirchenverfassung, worüber der Staat wachen muß, daß die Menschen angewiesen werden, Gott zu fürchten und Recht

zu thun. *Extra ecclesiam datur salus*, behaupteten die Protestanten gegen die Katholiken. Also muß auch der tolerante Satz zugegeben werden: *Extra ecclesiam et extra libros symbolicos protestantium datur salus*.

Die Vorrede und der Schluß der Augsburgerischen Konfession sagen deutlich und bestimmt aus, was eben behauptet worden ist: daß die Protestanten sich in ihrer Bekenntnißschrift das Recht vorbehalten haben, ihren Lehrbegriff nach veränderter Ueberzeugung selbst wieder zu verändern. Und Luther, der fühne Vertheidiger der Glaubensfreyheit, sagt selbst: „Wiewohl wir solches nicht als streng Gebot können gehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Decretales aufwerfen, sondern nur, wie Historie und Geschichte, dazu als ein Zeugniß und Bekenntniß unsers Glaubens \*).“

Was die Vorfahren erstritten, das heilige und theure auf uns vererbte Eigenthum, sichert uns unsere Regierung aufs neue, da sie es noch nie angetastet hat. Wehe aber denen, die Kameele verschlucken und Mücken säugen! Wehe denen, die für Glaubensfreye Ketten schmieden und in der christlich-protestantischen Freyheit Gefahr für den Staat wittern wollen, und von Umstürzung der Religion sprechen, wenn gewisse

---

\*) E. Altenb. Ausgabe seiner Werke Bd. IV. S. 390.

Formeln ihr altes Ansehen verlieren! Sie sind keine Anbeter Gottes im Geiste und in der Wahrheit, sie strafen frech den Heiligen Lügen, für dessen Ansehen sie zu wachen und zu eifern vorgeben. —

Richter.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

### III.

#### Briefe aus der Kalmückensteppe.

##### Dritter Brief.

Sarepta, den 1sten April.

Schon blühen Arbusen, Melonen und Weinstöcke; schon ist die Wolga mit Barken bedeckt, die, mit Kaufmannsgütern, aus dem nördlichen Rußland nach Süden hinabschiffen; schon freuen sich die benachbarten Kalmücken des wiederkehrenden Frühlings, und ich harre noch immer in dieser Koloniestadt aus — Geldmangel.

Es war im vorigen Novembermonat, als der Graf von Nowosilzoff, dieser Freund und Beförderer aller wissenschaftlichen Unternehmungen (dem ich einige Wochen vorher in Moskau, zur Zeit der Kaiserkrönung, mein kalmückisches Projekt vorgelegt hatte), mir in einem sehr gütigen Briefe

schreiben ließ: der Monarch billige meine Reise, und habe befohlen, mir dazu aus dem Kabinete 500 Rubel auszahlen zu lassen. Ohne dies Geld abzuwarten, machte ich mich im Januar auf den Weg; sobald es da ist, brech ich auf. Die Zeit, die ich hier zubringe, ist indessen nicht verloren — ich benutze jeden müßigen Augenblick, den mein biederer Freund Meiz der Erweiterung meiner kalmückischen Sprachkenntnisse widmen kann; ich schwatze täglich mit einem kalmückischen Knaben in seiner Muttersprache, oder laß mir kalmückische Wörter diktiren, die ich zu einem Vokabular zusammentrage. Zur Erholung durchstreife ich die umliegenden Gegenden, und besuche auch wohl einige nahliegende Kalmückenhütten.

Auf diesen Streifereyen begleitet mich gewöhnlich einer oder der andere von den Gliedern des Brüderhauses: unter diesen vorzugsweise entweder Herr Jähling oder Herr Loos — jener Weber und Dilettant der Naturgeschichte — dieser Schneider und Kalmückenfreund. Dießmal mag uns der erste, nächstens der andere umher führen.

Ein schlängelnder Fußsteig führte uns, unweit der Stadt, auf den Hügelrücken. In einer beträchtlichen, rings umher vom Horizont eingefassten, Vertiefung fanden wir mächtige Baumstämme, die noch älter sind als die sareptische Niederlassung — der quellreiche Boden hat sie hervor gebracht. Die Sareptaner haben diesen Platz

durch Fruchtbäume und Weinstöcke verschönert. Die umliegende Gegend ist der Lieblingsspaziergang der saxeptischen Botaniker.

Ein Paar Werst weiter erblicken wir, an einem Hügel gelehnt, das Dörfchen Schönbrunn. Es besteht aus fünf gut eingerichteten Gebäuden, deren Bewohner sich vom Tabacksbau nähren. Quellen, die aus den Hügeln hervorrieseln und, in natürlichen Cisternen geschmolzener, Schnee, wässern die dortigen Tabacksgärten. Ein angränzendes, aus der Hand der Natur hervorgegangenes, Gebüsch kann für einen Steppenhain gelten. Schade, daß die Einwohner von Schönbrunn zu sehr auf ihren Erwerb bedacht sind, um etwas auf die Verschönerung dieser Naturanlage zu wenden!

Am Fuß des Hügelß geht der Weg nach dem saxeptischen Brunnen. Wir ließen den Fahrweg unterwärts und näherten uns auf der pfadlosen Steppenfläche der Brunnengegend. Mein Führer ist mit einer Flinte bewaffnet — er schießt nach Krähen und Adlern, trifft aber nicht immer. Bewundern sie indessen seine Dreistigkeit, womit er die größten Schlangen bekämpft. Eine ungeheure Kupferschlange lenkte in großen Krümmungen von unserm Wege. „Sieh dort jene Schlange!“ rief ihm ein dritter Begleiter zu. Schnell, wie ein Vogel, war der furchtlose Jähling hinter der Schlange und drückte sie mit dem einen Fuß zur Erde; er mußte sie zwar wieder fahren lassen,

weil sie mit dem freyen Obertheile sich um das Bein ihres Feindes schlang und ihre Zähne in seinem Stiefel zurückließ, warf sich aber zum zweytenmal auf das fliehende Thier, faßte es darauf unterhalb des Kopfes mit der Hand, und schnürte ihm endlich, mit unserm Beystande, vermittelst eines Bindfadens die Kehle zu. Die Todesart wurde deshalb gewählt, weil die Schlange für das sareptische Naturalienkabinet bestimmt wurde. Während des Todeskampfes wandte sich die Schlange in mancherley Krümmungen um Jählings Arm, bis sie nach ein Paar Minuten verschied. Sie wurde darauf wie ein Bündel Stricke zusammen genommen, und neben der Schießtasche aufgehängt. Ihre Größe betrug beynah drey Arschinen; man zählte an ihr gegen dreyhundert Ringe. Wir wolten uns aber von den sareptischen Reptilien zum Gesundheitsbrunnen wenden.

Dieser Brunnen, an welchem sich die nördliche Gränze der sareptischen Kolonie endigt, hat eine sehr reizende Lage. (S. Nomadische Streifereyen Theil 1. S. 33 — 34.) Es schien, als ob dieser Brunnen die Sareptaner für die Verheerung entschädigen wollte, die sie von Pugatscheff erlitten hatten, weil sie dies Geschenk der Natur gleich nach ihrer Flucht entdeckten. Mit dieser Entdeckung hatte es folgende Bewandniß. Der damalige Arzt (Wier) gerieth hier, während eines Krankenbesuchs, in einen Sumpf, aus welchem er sich und

sein Pferd mit Mühe herausarbeitete. Dieser Zufall nöthigte ihn, einige Augenblicke an der nämlichen Stelle zu verweilen: — er wurde ein Paar Stücke Bittersalz gewahr, ließ in der Folge graben und fand wirklich mehrere mineralische Quellen.

Der Ruf dieser Quellen verbreitete sich in der umliegenden Gegend, und die Anzahl der Brunnengäste mehrte sich von Jahr zu Jahr. Anfangs mußte man das Brunnenwasser unter freyem Himmel trinken, indem man es aus einer Vertiefung hervorzog. Die Hauptquelle ist jetzt durch eine hölzerne Einfassung (innerhalb eines langen, aus Schilfrohr geflochtenen Gebäudes, das für die Brunnengäste mit Bänken versehen ist) von den andern weniger heilsamen Quellen abgefondert.

#### Vierter Brief.

Den 1sten August.

Noch einmal von meinen alten sareptischen Freunden, ehe ich Sie mit meinen neuen kalmückischen bekannt mache, und zwar diesmal eine kurze Geschichte von der hiesigen Kolonie, so weit man mich mündlich damit bekannt gemacht hat.

Diese Kolonie verdankt ihren Ursprung dem ehrwürdigen Christenthumseifer der Brüdergemeine. Durch den glücklichen Erfolg ihrer religiösen Unternehmungen in andern Himmelsstrichen aufgemuntert, strebten die unirten Brüder

nach einer Niederlassung im südöstlichen Rußland, um von hier aus ihre Religionswahrheiten unter die benachbarten Heiden auszubreiten. Die russische Regierung unterstützte sie in diesem Wunsche, indem sie eine fremde Religionsparthey selbst aufforderte, sich in der astrachanschen Steppe niederzulassen.

Das Jahr darauf (1765) wurden von dem Brüderdirektorium fünf Mitglieder zur Ausführung dieses Plans gewählt. Daniel Heinrich Fick begab sich mit seinen Gefährten zuerst nach St. Petersburg, um für sich und seine Brüder Vollmachten auszuwirken, und von dort nach Zarizyn, wo sie im August anlangten. Nach kurzem Suchen fanden sie den bequemsten Ort zu dieser Niederlassung, vier und zwanzig Werst weit von dem Ausflusse der Sarpa.

Ein Flächenraum von acht Werst in die Länge und fünf in die Breite (welchen die russische Regierung den neuen Kolonisten, nach dreißig Frey Jahren, zu fünf und zwanzig Kopelen jährlich die Dessätine überließ,) wurde von Landmessern aufgenommen. Man bestimmte zugleich den Umfang der Stadt. Man ließ aus Zarizyn und Astrachan Baumaterialien herbeschaffen, um noch vor Anbruch des Winters das erste Wohngebäude beziehen zu können.

Kaum war der Bau angefangen, als die Brüder auf ihre Sicherheit denken mußten. Die um-

herziehenden Kalmücken, ohne für sich den künftigen Nutzen von dem neuen Pflanzorte zu ahnen, wollten die angekommenen Deutschen, wenn nicht vertilgen, wenigstens doch ausplündern. Die Brüder erhielten zu ihrem Schutze Kosaken, mit Kanonen, aus Zarizyn.

Das Brüderdirektorium hatte indessen einen Aufruf an die Glieder der Union ergehen lassen. Diesem Aufruf folgten ungefähr vierzig Personen beyderley Geschlechts. Sie vereinigten sich, im zweyten Jahre der Stiftung, mit den zuerst abgeschickten Brüdern in dem neu angelegten Sarepta.

Noch war aber nur ein einziges Gebäude in Sarepta bewohnbar. Die bestellten Häuser waren durch Mangel an Baumaterialien unvollendet. Zum Schutz gegen die Winterkälte errichtete man unterirdische Erdhütten. Im folgenden Jahre erhob sich indessen eine Wohnung nach der andern auf der nackten Steppe.

Für die Wohnungen war nun gesorgt; man dachte jetzt an den Erwerb. Der größte Theil der neuen Ankömmlinge bestand aus Ackerleuten. Man fing an, das Land zu bearbeiten. Man säete mancherley Getreidearten, aber fand, daß die Dürre den Fleiß unbelohnt ließ. Da von zehn auf einander folgenden Erndten bloß zwey erträglich ausgefallen waren, so entschloß man sich, den Ackerbau in dieser Gegend ganz einzustellen, und machte aus Ackerleuten Fabrikanten. So sahen die Brüder

erst spät ein, daß der größte Landstrich, den sie zum Eigenthum bekommen hatten, keinen andern Nutzen für sie haben würde, als die Zelthütten ihrer Nachbarn von ihren Wohnungen zu entfernen.

Weil die Felder nichts einbrachten, legte man sich um so eifriger auf den Gartenbau und pflanzte Weinstöcke und Taback. Geringer Ersatz für fehlgeschlagene Hoffnungen.

Im fünften Jahre der neuen Kolonie (1770) ereignete sich die bekannte Flucht der Kalmücken. Der größte Theil der kalmückischen Horden befand sich jenseit der Wolga und wartete bloß auf das Zufrieren des Stroms, um, mit Hülfe der diesseits Gebliebenen, die Kolonistenstadt auszuplündern und deren Einwohner nach China mit fortzuführen. Winterstürme und treibende Eisschollen verhinderten indessen die Ueberfahrt, und Sarepta wurde dadurch gerettet.

Ein neues Ungewitter sammelte sich vom Jaik über Sarepta. Semelian Pugatscheff zog (1771) bey Kasan über die Wolga — wandte sich nach der astrachanschen Gegend und näherte sich der sareptischen Kolonie.

Die Sareptaner mußten fliehen. Sie kauften und mietheten so viel Barken, als nur zu haben waren, um ihre Frauen und Kinder zu Wasser fortzuschaffen, während sie ihre Heerden zu Lande nach Astrachan vorausschickten. Sachen von

Werth vergrub man im Keller des Gasthauses; aber kalmückische Kundschafter hatten alle Schritte der Einwohner von den Bergen beobachtet, und unterließen nicht, den bemerkten Schlupswinkel den Rebellen anzuzeigen.

Während Pugatscheffs Rotte die sareptischen Wohnungen ausplünderte, setzten die zuletzt ausgewanderten Sareptaner ihren Weg nach Astrachan, nicht ohne Gefahr, fort. Die Kosaken an der Wolga waren heimliche Anhänger der Rebellen. In der Meinung, Pugatscheffs Truppen anrücken zu sehen, zogen sie mit Brod und Salz den Sareptanern entgegen, und äußerten ihren Unwillen, sich getäuscht zu sehen, durch Hindernisse, wodurch sie ihre Flucht erschwerten.

In Sarepta hatte Pugatscheff drey Stunden lang plündern lassen. Seine Anhänger, mit der Beute zufrieden, die sie dort fanden, ließen die Häuser unbeschädigt; um so ärger hausten die nachsetzenden Freunde. Tische und Schränke, Fenster, Thüren und Defen wurden zerschmettert. Die nackten, besudelten Wände blieben allein übrig.

Nachdem Pugatscheff vierzig Werst von Sarepta, in der Gegend von Tschornoiar, auß Haupt geschlagen war und man wieder ohne Gefahr von Astrachan nach Sarepta reisen konnte, schickte die sareptische Gemeine einen ihrer jetzigen Vorsteher, Herrn Lorez, ab, um die angerichtete Verwüstung zu untersuchen. Da man in Astrachan den Scha-

den übertrieben hatte, fand er glücklicherweise alles unter seiner Erwartung. Ohne den Verlust an Silberzeug, Meubeln und andern beweglichen Gütern in Anschlag zu bringen, schätzte er die öffentliche Einbuße auf 65000 Rubel.

Die Wohlthaten der Regierung, welche, ohne andere Unterstützungen zu rechnen, zu den dreißig festgesetzten Freyjahren noch zehne hinzusetzte — die Mildthätigkeit auswärtiger Brüder und Freunde, und der Fleiß der Einwohner, haben alle Spuren voriger Unglücksfälle verlöscht. Durch eine besondere Vergünstigung unsers vorigen Kaisers (welcher von der Treue und Redlichkeit seiner Sareptaner so sehr überzeugt war, daß er sie allein von der geschärften, wiewohl damals nothwendigen, Büchercensur befreyte — so daß Bücher, die sie aus dem Auslande erhielten, gar nicht untersucht werden durften) wurde Sarepta zum Range einer Stadt erhoben.

Bergmann.

---

## IV.

Probe aus einem noch ungedruckten Familiengemälde: „Die Mennoniten.“

Akt 1. Dritter Auftritt.

Die Amtsräthin und Ida.

Ida. Guten Morgen, liebe Mutter! Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich kam. Der Vater rief mich; allein ich war mitten in der Arie, und wollte sie gern erst zu Ende singen.

Amtsräthin. Ach! meine Tochter, wir sind verloren; unglaublich schien es mir.

Ida. Schon lange fürchtete ich alles!

Amtsräthin. Jetzt hab' ich es selbst aus Deines Vaters Munde.

Ida. Mir hat er es schon seit zwey Jahren auseinandergesetzt; nur Furcht hielt ihn ab, auch Ihnen dies zu sagen.

Amtsräthin. Und ich glaubte bloß, er wolle mich durch seine Anspielungen in Furcht setzen. Doch ich möchte mir selbst Vorwürfe machen: wie konnte ich ihm diese Feinheit zutrauen! Der Aufsatz, mein Kind, kleidet Dir allerliebft.

Ida. Hab' ich ihn mir nicht ein wenig zu tief aufgesetzt? Auch die Farbe des Bandes scheint mir nicht modern genug; es sollte eigentlich Couleur d'Hortensia seyn. Der Vater, denken Sie

nur, fragte heute schon, wie viel dieser Aufsatz wieder koste?

Amtråthin. Und machte gewiß sein mürrisches Alltagsgesicht dazu? Auch ich hatte einen schönen Auftritt mit ihm. Jetzt, da ich ihm einige unbedeutende Aufträge gebe, die höchstens fünfhundert Thaler betragen, erzählt er mir, daß er zu Grunde gerichtet sey; spricht, denke Dir's, meine Tochter! von Auspfindung, Einkerkern; ich wäre bald auf der Stelle in Ohnmacht gefallen.

Ida. Sie sehen also, leider! daß meine Blanka Recht hatte, da sie es mir freundschaftlich entdeckte, es selbst von ihrem Vater, dem Justizkommissarius, gehört zu haben: daß unsere Vermögensumstände völlig zerrüttet wären, der Vater dem Banquerotte nicht entgehen könnte. O! Blanka ist doch eine edle freundschaftliche Seele, daß Sie mir schnell eine Parthie zu machen rieth! Und nun, theuerste Mutter! ist also mein Entwurf nicht das sicherste Rettungsmittel?

Amtråthin. Er hat etwas Rebutantes; gesetzt auch, daß Klaas zur protestantischen Kirche überginge.

Ida. Daran zweifle ich keinen Augenblick. Er denkt hierüber, ich habe die Seite berührt, so gut, so aufgeklärt. Es ist ein wohlhabender, schöner junger Mann, der mich reichlich ernähren, Sie aus ihrer Verlegenheit reißen kann. Freylich

fehlt ihm Gewandtheit und Welt, aber eine kluge Frau, die er liebt, und ein gebildeter Umgang, so ist er in wenig Monaten bey seinem gesunden Verstande selbst ein gebildeter Mann.

Amts-räthin. Du sprichst ja mit solcher Wärme, als ob Du wirklich Neigung für ihn fühltest!

Ida. In der That, liebe Mutter! ganz gleichgültig ist er mir nicht, besonders jetzt, da wir an Hülfe denken müssen, Marie kalt gegen ihn, er auf sie eifersüchtig zu werden anfängt, jetzt ist es Zeit für meine Pläne.

Amts-räthin. Ich habe ganz andere Aus-sichten in Betreff Deiner gehabt. Meine mütterliche Zärtlichkeit bestimmte Dir eine glänzende Laufbahn; daher sorgte ich für Deine Geistes-bildung, für Deine standesmäßige Erziehung. Du kannst vielleicht noch eine brillante Parthie machen; und kommt jetzt das Anlehn bey Peters zu Stande, so mußt Du Deinen Plan aufgeben.

Ida. O! Peters wird sich gewiß auf nichts einlassen, dafür stehe ich gut.

Amts-räthin. Nun, denn mag es seyn. Aber, Madame Klaas, das klingt abscheulich; einen Titel muß er sich kaufen, wenigstens Hof-rath; darauf mußt Du bestehen.

Ida. Da kommt Peters über den Hof; ich eile ins Kabinet.

(geht ab.)

## Vierter Auftritt.

Die Amtsräthin, nachher Peters.

Amtsräthin. Ob ich ein Buch nehme?  
Nein, lieber das Strickzeug; denn Arbeit hat für ihn Interesse, besticht ihn gleich beym ersten Eintritt (aufstehend). Willkommen! lieber alter Freund!

Peters. Gott gebe Ihnen einen guten Tag!  
Der Herr Liebste hat mich rufen lassen.

Amtsräthin. Bitten, bloß freundschaftlich bitten. Er wird sogleich hier seyn. Setzen Sie sich doch. (Bende setzen sich.) Mein Mann ist in einer sehr unangenehmen Verlegenheit.

Peters. Bedaure.

Amtsräthin. Der Krieg hat sehr traurige Folgen veranlaßt, das Glück vieler guten Familien zerstört, viele redliche Hausväter in Verlegenheit gesetzt.

Peters. Ja wohl! und wer so, wie wir, noch leidlich davon gekommen ist, muß die göttliche Wohlthat mit dankbarer Nührung erkennen.

Amtsräthin (etwas verlegen). Wir sind freylich so etwas leidlich davon gekommen; aber man hat mit vielen Menschen zu thun, da bleiben Zahlungen auß, und man will auch nicht hart seyn.

Peters. Recht! man muß schonen und Nachsicht haben, jedem helfen, daß er im Wohlstand bleibe oder dazu gelange.

Amtsräthin. Recht, würdiger Mann! mir so ganz aus meiner Seele gesprochen. Ich sagte gleich meinem Mann: unserm Vater Peters, dem wollen wir uns entdecken, der wird uns gewiß rathen und helfen.

Peters. Rathen gewiß, treulich und von ganzem Herzen.

Amtsräthin. Auch helfen, gewiß! Ihr frommes christliches Herz ist Bürge. Sie helfen! Geben Sie mir die Hand; nicht wahr? Sie helfen?

Peters (die Hand zurückziehend). Behüte! wie kann ich löschen, ehe ich weiß wie und wo es brennt?

Amtsräthin. Ja! es brennt, ich will Ihr Bild fortsetzen. Der Hauseigenthümer weiß sich nicht zu helfen, die Flamme hat den Giebel ergriffen; ein entschlossener Freund, der es wagt hinauf zu steigen, kann das Feuer sehr leicht noch löschen. Und wollen Sie nicht dieser entschlossene treue Freund seyn? — Sie schweigen?

Peters. Das ist so meine Weise, so lange eine Sache bedenklich und nicht klar ist. Was soll ich denn eigentlich thun?

Amtsräthin. Mein Mann ist im Gedränge, bloß durch die Zeitumstände; 10000 Thaler —

Peters. Ein schönes Geld!

Amtsräthin. Wenn Sie es nicht vorrätzig haben, so ist Ihre Bürgschaft hinreichend.

Peter s. Kann nicht dienen.

Amtsräthin. Wie? So spricht der Freund meines Vaters, den er wie seinen Bruder liebte? Sie wollen mich in diesem Augenblicke der Noth verlassen?

Peter s. Gott verläßt niemanden, der auf ihn vertraut.

Amtsräthin. Sie bleiben also bey ihrer Weigerung? könnten so hartherzig seyn?

Peter s. Erlauben Sie; was Sie Hartherzigkeit nennen, ist vielleicht Christenpflicht. Denn 10000 Thaler sind ein schönes Geld. Ob ich Ihnen ganz damit helfe, bleibt ungewiß; aber daß ich alsdann zehn meiner Mitschriften, deren jedem mit 1000 Thaler geholfen seyn würde, wenn ich das Geld weggegeben hätte, nicht zu helfen im Stande seyn würde, sehen Sie, das ist gewiß.

Amtsräthin. O! ich weiß, es ist Argwohn; sagen Sie es nur dreist heraus: Sie trauen uns nicht. So handelte mein Vater nicht; ich weiß, daß er Ihnen zuweilen half.

Peter s. Das lohne ihm Gott! es war ein trefflicher Mann: schlicht und recht.

Amtsräthin. Und weshalb ist Ihnen seine Tochter nicht so viel werth, als er es war?

Peter s. Sie fragen, und Gott gebe, daß ich zu einer guten Stunde spreche. Bey Ihrem seligen Vater, da gab es keine Meubles von Mahogany, keine große Spiegel, keine Flotenuhren;

es wurden eben so wenig fremde Leckerbissen, als kbstlicher Hausrath, allerley Putz und fremde Weine verschrieben. Wenn er mich, ich ihn einlud; wir kamen zu einander mit Freuden. Da gab es kein großes Gelage; unsere drey Schüsseln, aber saft- und kraftvoll. Wir tranken unser Bier, an Festtagen auch wohl Pontak, nicht aus geschliffenen feinen englischen Gläsern, sondern aus silbernen Bechern, die nicht so zerbrechlich waren als Gluck und Glas. Wenn er zu mir sagte: Nachbar, ich bedarf 10000 Thaler, so fragte ich: zu welcher Stunde? ging, wenn ich es nicht hatte, zu Klaasens Vater und meinen ubrigen Freunden, brachte es ihm zur bestimmten Zeit, erhielt es zur bestimmten Zeit wieder; und wenn ich in Nothen war, ging ich zu ihm und er that mir gleichmaßig.

Amtsrathin (mit einiger Rührung). Und doch ziehen Sie sich von den Seinen jetzt kalt und gefühllos zurück?

Peters. Nicht doch! wer hat das gesagt?

Amtsrathin. Sie wollen mir also helfen?

Peters. Darf ich reden, wie ich denke?

Amtsrathin. Sprechen Sie, und ich will denken, mein Vater stände vor mir.

Peters (mit einem Blick gen Himmel). Gib mir Kraft! — Das Glück dieser Welt besteht nicht in Geräusch, nicht in eitlen Taud, nicht in verwerflicher Pracht. Nein! es besteht einzig im innern

Frieden und des Gewissens Reinigkeit. Ich weiß, Sie sind verschuldet, Ihre ganze Lage ist zerrütet; aber vertrauen Sie sich mir, und ich will Sie retten.

Amtsrätthin. Edler, großmüthiger Mann! Peters. Geruhig, um Ihres Vaters willen will ich Sie retten. Entdecken Sie mir unverholen Ihre Lage, ich will mich mit Ihren Gläubigern einigen. Wer Ihnen zur Verschwendung Vorschub gethan hat, der mag verlieren; denn er hat genug von Ihnen gewonnen. Aber keine Wittwe, keine Waise, kein Dürftiger soll über Sie eine Thräne weinen; wo dergleichen Gläubiger nicht durch das Gesetz hinreichend gedeckt sind, da decke ich sie mit dem Meinigen. Verkaufen Sie alles; bleibt nichts übrig, so gebe ich Ihnen Vorschuß. Ihr Mann pachtet ein kleines Gütchen, Sie werden eine gute Hausmutter, entsagen aller Thorheit, entwöhnen Ihre Jungfer Tochter von dieser Welt Eitelkeit, lassen Ihren Sohn nicht bloß Verse machen, sondern etwas Vernünftiges lernen, und gehen alsdann mit ruhigem Gewissen in die Grube.

Amtsrätthin. Und das wäre alles?

Peters. Alles.

Amtsrätthin. Und weiter sind Sie zu nichts entschlossen?

Peters. Zu nichts.

## Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, Johann, hernach Flauricours.

Johann. Der französische Officier wünscht aufzuwarten.

Amtråthin. Der Mensch kömmt äußerst ungelegen, doch — (nach einer Pause, worin sie Peters betrachtet hat, der sich entfernen will) Viel Ehre, wird mir angenehm seyn. (Johann geht ab.)

Peters. Ey! ey! warum sagen Sie die Unwahrheit?

Flauricours (mit einer Flinte in der Hand). Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu sagen; (sich zu Peters wendend.) Auch Sie hier, lieber guter alter Papa?

Peters. Zu dienen. Aber was soll die Flinte hier; sie ist doch wohl nicht geladen?

Flauricours. Zum Henker! ich werde doch wohl nicht mit einer ungeladenen Flinte auf die Jagd gehen? Ich habe ein wenig das Gehölz durchstrichen, aber nichts, auch nichts geschossen.

Peters. So hätten Sie die Flinte vor dem Dorfe loschießen sollen; schrauben Sie jetzt den Stein ab.

Flauricours. Wozu das?

Peters. Ich bitte.

Flauricours. Nun denn, hier ist er. (Er giebt ihm den Stein.)

Peterß. Und nun, es könnte doch noch Schaden geschehen. Erlauben Sie, (nimmt das Gewehr und trägt es in eine Ecke des Zimmers; zur Amtsräthin.) Ich werde den Herrn Liebsten nicht abwarten können; bitte deshalb, ihm meine Erklärung zu berichten.

Amtsräthin. Vielleicht ändern Sie doch Ihren Entschluß. Besinnen Sie sich noch, lieber Alter!

Peterß. Mit nichten. Ein Mann, ein Mann! ein Wort, ein Wort! Gott befohlen.  
(geht ab.)

Flauricours. Adieu, lieber alter Papa! und Ihrem schönen Mariechen von meinethwegen einen schönen guten Morgen; (zur Amtsräthin.) Und Ihre liebenswürdige Tochter, Madame! die ist wohl noch im Bette?

Amtsräthin. Was denken Sie?

### Sechster Auftritt.

Die Vorigen und Jda.

Flauricours. Ah, sieh da! schon Ihre Toilette vollendet? Aber Sie dürfen keine Toilette machen; Sie sind immer schön und reizend.

Amtsräthin. Schmeichler!

Jda. Man hört, daß Sie ein Franzose sind.

Flauricours. Das heißt hier doch wohl so viel, als ein Freund der Wahrheit? Doch ich vergesse mich, mein Besuch in der Frühstunde ist

Ihnen vielleicht ungelegen. Ich bitte Sie, legen Sie sich keinen Zwang auf, ich kann gehen.

Ida. Sie sind uns jederzeit willkommen.

Flauricours. Ich bin sehr glücklich, wenn ich das bin.

Amts-räthin. Jetzt sind Sie doppelt willkommen; denn nach einem Besuche von Peters bedarf man ein wenig Erholung.

Ida. Der gute Alte ist ein wenig langweilig.

Flauricours. Das mag er seyn, aber er ist doch auch ein respektabler Mann. Ich wünsche, wenn ich einst so alt werde, als er es ist, auch so gut zu werden, als er.

Ida. Ihr Volk kam als Feind zu uns; aber die Herzlichkeit, die Wärme, der Sinn fürs Gute, den viele ihrer Landsleute verrathen, macht uns zu Ihren Freunden.

Flauricours. Ich bin Ihnen für dies Kompliment verbunden; aber es thut mir wehe, wenn Sie einen Augenblick zweifeln, daß jeder Franzose, daß ich, was Peters an mir that, nicht ewig dankbar erkennen sollte. Der Wilde schätzt den Werth der Dankbarkeit.

Amts-räthin. Sie schätzen vielleicht zu hoch, was bloßer Eigennutz war.

Flauricours. Wie, Madame, Eigennutz? Dieses aus einem weiblichen Munde ist doppelt hart.

Ida. Aber wenn es doch vielleicht so wäre?

Flauricours. Wie, auch Sie? Eigennutz? Ich bitte Sie, wie ist das möglich? Erwägen Sie, es wird plötzlich Friede. Wir marschiren zurück, unser Regiment hält vor Peters Landhause still, um dort einiges zu requiriren. Er sieht mich, am Nervenfieber erkrankt, auf dem Wagen liegen, tritt näher, um mir Erfrischungen zu geben. Umsonst sagt der Oberst, der es sieht: „der junge Mann ist ein Raub des Todes, er wird den heutigen Abend nicht erleben. Schade um den Jüngling, er ist der einzige Sohn einer guten frommen Mutter.“ Schon diese Worte rühren den redlichen Greis; er ersucht den Obersten, mich zurückzulassen, verspricht, für meine Genesung zu sorgen. Der Oberst schwankt, unentschlossen. Peters denkt nicht daran, daß er durch seine Gegenwart, seine Verwendungen seinen augenblicklichen Verlust verringern könnte; er läuft, ruft den Arzt des Regiments; dieser gesteht ein, daß schon die Bewegung beym Nervenfieber mir höchst nachtheilig sey, und man läßt mich zurück.

Amtsrätthin. Und es wird weniger requirirt.

Flauricours. Madame! Sie durchbohren mir das Herz! Warum erfüllte der Edle nach dem Abmarsche so treulich sein Wort? Warum sorgte er für Arzt und Pflege? Warum behandelte er mich wie ein zärtlicher Vater seinen Sohn?

Amtråthin. Er wußte, daß Sie zu einer Familie gehören, die Vermögen besitzt, — rechnete vielleicht auf reichliche Belohnung.

Flauricours (mit Heftigkeit). Wie? soll ich Sie denn nicht überzeugen? Belohnung! Berriethen denn auch das Sehnen nach niedrigem Gewinn jene Freudenthränen des Alten, als ich wieder zur Besinnung kam und ihn fragte, wo ich sey? Psui! Madame! glauben Sie, eine solche Thräne kann Gold nie entlocken und nie belohnen. Und selbst das Anerbieten, mir einen katholischen Geistlichen holen zu lassen — der Mann, der bey seinen widersprechenden Religionsgrundsätzen mir dieß Anerbieten thun konnte, o! das muß gewiß ein edler Mann seyn. Und als ich, von seiner und seiner edlen Tochter Herzlichkeit durchdrungen, ausrief: o! daß meine alte Mutter einst Zeugin Eures Edelmutheß wäre, und Ihr die Zeugen ihrer Thränen und ihres Dankgebetes seyn könn- tet; Marie die Hand des Greises ergriff und mit Rührung sagte: „wie glücklich macht uns Gott, daß er uns würdig hält, Beystand unsers Nächsten zu seyn!“ — o! diese himmlischen Gefühle, sie lassen sich nicht verkennen! —

Ida. Ja! es sind gute Leute: selbst das Betragen gegen den alten Kosaken —

Flauricours. Recht! diesen alten Graubart, den er vom Schlachtfelde aufnimmt, bey unserer Ankunft verbirgt, verbinden und heilen

läßt, und noch pflegt. — Verzeihen Sie, meine Damen, ich habe Sie zu lange von mir selbst unterhalten; dieser alte Kosak hat für mich auch ein eigenes Interesse, er ist ein wahrer Naturmensch.

Ida. Nur ein wenig roh.

Flauricours. Freylich! aber die Politur giebt nicht allein den Werth, sondern sie veranlaßt bloß den großen Haufen, diesen Werth auch bey dem ersten Blicke anzuerkennen.

Amts-räth in. Sie sind heute so ernsthaft.

Ida. In der That.

Flauricours. Meinen Sie das, meine Damen? Ich bin Ihnen herzlich für diese Nachricht verbunden; denn ich habe selbst gemerkt, eine kleine Dosis Ernst dürfte mir sehr nützlich seyn. Doch ich hoffe, es soll sich alles finden, bin ich nur erst zehn oder zwanzig Jahre älter.

### Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, der Amtsrath.

Amtsrath. Ganz gehorsamster Diener! Wie freut es mich, Dieselben so wohl aufzufinden. Es ist auch keine Spur der Krankheit mehr. Ich freue mich unendlich.

Flauricours. O! ich bin für Ihre gütige Theilnahme recht sehr verbunden. Ich bin auf

der Jagd gewesen; gehen Sie auch zuweilen auf die Jagd?

Amts-rath. Es ist zu fatiguirend für mich.

Flauricours. Und gerade deshalb ist sie mir angenehm. Denn Anstrengung und ermüdende Bewegung, die müssen einem Soldaten zur Gewohnheit werden.

Amts-rath. Aber ich bitte tausendmal um Verzeihung, man hat Ihnen noch nichts offerirt.

Ida. Einige Konfitüren, ein Glas Liqueur?

Amts-räthin. Etwas kalte Küche?

Amts-rath. Ein Glas Ungarwein? Ich habe ja alles im Hause vorrätzig, und gebe es gern.

Flauricours. Sehr verbunden. Es ist Zeit: ich muß fort, ich muß nach Hause. (Zu Ida.) Besuchen Sie nicht bald meine liebe kleine Wirthin? —

Ida. Wahrscheinlich noch heute; vielleicht diesen Vormittag.

Flauricours. Vortrefflich! ich werde Sie anmelden. Meß Dames mein Herr!

(Er macht eine Verbeugung zum Weggehen.)

Amts-räthin. Sie vergessen Ihre Flinte.

Flauricours. Wo Henker habe ich die gelassen?

Ida (sie ihm reichend). Da ist sie.

Flauricours (ihr die Hand küßend). Nun werde ich gewiß Glück haben, da ich meine Waffen aus so schöner Hand empfangen.

Amtsrath. Ja, ja! Sie sehen nun da so recht aus, wie auf dem Kupferstich Venus und — wie Henker hieß doch der Jäger, den das wilde Schwein auffraß?

Amtsräthin. Adonis.

Amtsrath. Ja! was wollt' ich doch sagen? wie Venus und Adonis.

Flauricours. Ja! Venus, das möchte wohl seyn. Aber (auflachend) ich Adonis? Sie setzen mich durch diesen Vergleich in ein solches Schrecken, daß ich davon laufen muß. Meine Dames, ich küsse Ihnen die Hände, und (zu Ida) meiner schönen artigen Wirthin melde ich Ihren Besuch.

Amtsrath. Darf ich nicht heute ganz ergebenst bitten, zum Mittage eine Suppe bey mir vorlieb zu nehmen?

Amtsräthin. Wir erwarten Sie gewiß.

Amtsrath. Wir haben kleine Pasteten, Hechte mit einer Sardellensauce, einen Rehbraten.

Flauricours. Zu viel Güte, herzlichen Dank für Einladung und Küchenzettel. Leben Sie wohl. (geht ab.)

Amtsrath. Was das für ein flüchtiger Mensch ist! Nun hat er nicht einmal vernünftig zugesagt, ob er kommen wird oder nicht; und da muß man auf ihn warten, verliert den Appetit und das liebe Essen versteht sich.

## Achter Auftritt.

Die Vorigen, außer Flauricours.

Ida. Eine solche Lebhaftigkeit, eine solche Gewandtheit findet man doch bey keinem Deutschen.

Amts Rath. Ja, ja! es ist ein allerliebster, feiner, höflicher und artiger Mensch.

Amts rät hin. Nun, daß er in Gegenwart anderer Damen immer Mariechen lobt, sie nicht anders als schön, allerliebste nennt, das finde ich doch eben so artig auch nicht.

Amts Rath. Nun, es ist doch aber die reine Wahrheit, sie ist doch ein recht hübsches Mädchen.

Amts rät hin. O ja! roth und weiß, fleischigt und rund.

Ida. Ein recht nettes Landmädchen.

Amts Rath. Wie die liebe Gesundheit selbst. Aber — was wollte ich sagen; was meint denn Herr Nachbar Peters?

Amts rät hin. Nun! der meint es recht gut. Sie sollen sich für banquerot erklären; alsdann will er aus Erbarmen Ihnen einen kleinen Vorschuß machen, damit Sie nicht verhungern, damit Sie eine Pacht übernehmen können, vielleicht gar ihm seine Rube abpachten können.

Amts Rath. Wie? das hat er sich unterstanden?

Amts rät hin. Er hat's, und Sie werden doch wohl seinen Rath mit Dank annehmen?

Jda. Alles verkaufen; so in eine Bauerhütte kriechen?

Amtsrath. Donner und Wetter! züchtigen will ich den Grobian, rächen will ich mich, das will ich! Ein Billet will ich ihm schreiben, das soll er mir nicht unter den Spiegel stecken.

Amtsräthin. Ruhig! Man könnte sich wohl noch auf eine bessere Weise rächen.

Amtsrath. Wie, mein Schatz? Sagen Sie doch?

Amtsräthin. Was meinst Du, meine Jda?

Jda. Klaas ist doch ein wohlhabender junger Mann.

Amtsrath. O! sein Vater wußte zu sparen; zwanzig-, dreißig-, ja dreißigtausend Thaler hat er gewiß. Könnte er den Vorschuß vielleicht machen?

Jda. Das würde er als Schwiegersohn ohne Bedenken thun.

Amtsrath. Wie? was? als Schwiegersohn? Nein, Jda! Du bist eines Amtsraths Tochter; eine solche Parthie schickt sich nicht.

Amtsräthin. Er geht zur reformirten Kirche über.

Jda. Kauft sich einen Titel.

Amtsrath. Einen Titel? Nun, hat er Dir das alles schon versprochen?

Amtsräthin. Er läßt Mariechen sitzen; wir lachen alsdann den alten Peters tüchtig aus,

und zuletzt — Sie wissen, unser Venno, als er klein war, stand sich mit Mariechen recht gut; und daher geben wir es zuletzt recht großmüthig zu, daß er Mariechen heyrathet, und lachen herzlich, wenn das Vermögen des alten Peters noch an uns kommt.

Amtsrath. Ja! lachen wollen wir herzlich; aber wie ist das alles anzufangen? Ich verstehe Euch nicht.

Ida. Marie und Klaas müssen zuerst entzweyt werden, und dieß ist eine Kleinigkeit; denn Klaas ist bereits eifersüchtig.

Amtsrathin. Eifersüchtig bereits? Das ist vortrefflich! und nun muß man alles aufbieten, Mariens guten Ruf zu untergraben.

Amtsrath. Ihren guten Ruf untergraben? Marie ist so gut, so unschuldig. Das ist nicht möglich!

Amtsrathin. Das verstehen Sie nicht; für uns Damen ist dies eine Kleinigkeit.

Ida. Und sind ein Paar Verliebte entzweyt, fühlt der eine Theil sich gekränkt und beleidigt, fühlt er eine gewisse Leere des Herzens, so wirft er sich gern in die Arme dessen, der ihm Theilnahme beweist oder heuchelt.

Amtsrath. Das verstehe ich zwar nicht; aber es läßt sich doch gut hören, und ich würde mich freuen, wenn es auf's Reine wäre.

Ida. Nur Ihre Einwilligung, lieber Vater!

und ich führe in Kurzem alles zum Ziel. Denn der arglose, unbefangene Klaas und die einfache Marie, wenn ich diese nicht überlisten, sie nicht nach meinem Willen lenken sollte —

Amts-rath. O, Du Herzenskind! so habe ich doch die Pension für Dich nicht umsonst bezahlt!

---

## V.

Ueber Buß- und Strafpredigten,  
nebst einer Probe vom Jahre 1709 und  
1710.

Zur Zeit unserer lieben Vorfahren, als Herren und Damen noch nicht in die Kirche gingen, um das Nachsummen der Musik vom gestrigen Ball zum Schweigen zu bringen, und durch Anhörung einer schönen Kirchenmusik oder einer schönen Rede die Langeweile zu verscheuchen; als man in der Kirche sich noch der Gottheit näher glaubte, und das Herz alsdann auch jedem guten Gefühl offen stand; da betrachtete man auch die Geistlichen nicht als bloße Kirchendiener, die durch ihr Amt und ihre Besoldung verpflichtet wären, jeden Sonn- und Festtag einen moralischen, allenfalls auch

eregetischen, Vortrag zu halten. Man dachte sich die Geistlichen vielmehr als Männer, die durch Nachdenken über die Pflichten und Verhältnisse des Menschen mit allem, was gut und nützlich sey, genau bekannt und von dem Eifer durchdrungen wären, jeden ihrer Nebenmenschen als Lehrer, Freunde und erfahrene Rathgeber den Weg zu leiten, der hienieden durch Bewußtseyn erfüllter Pflicht zur Zufriedenheit und Gewissensruhe, und hiedurch zu jenem Glücke jenseits des Grabes führen müsse, welches nur der Redliche und Gute mit Gewißheit zu erwarten berechtigt ist. Bey dem allgemeinen Zutrauen, das man in den Geistlichen setzte, und der allgemeinen Hochachtung, die sich der wahrhaft fromme Mann erwarb, der durch Lehre und Beyspiel wirkte, besaß dieser auch einen herrlichen und sehr weiten Wirkungskreis; mit Ernst und Freymüthigkeit vermochte er den Zeitumständen gemäß zu ermahnen, zu warnen und zu rathen, frey von Menschenfurcht bey Hohen und Niedern Laster und Thorheit zu rügen; und zehn Geistliche, in einem Zeitpunkte, auf einer Akademie von den nämlichen Lehrern gebildet, gaben in dem Lande, worin sie angestellt waren, bey der Gleichheit ihrer Grundsätze und ihrer Verfahrungsweise, durch ihren Unterricht und ihre Kanzelvorträge einem großen Theil der Einwohner eine gemeinschaftliche Richtung, und beförderten hiedurch Gleichheit der Denkungsart und

Gemeingeist, der, leider! unsern Tagen gebricht. Gerade die Offenheit, womit sie auf nichts Rücksicht nahmen, erwarb solchen Männern Vertrauen und Achtung, und was der Große heutiges Tages höchst selten durch ein Pasquill oder eine Karrikatur erfährt, die doch, weil sie verhöhrend, verspottend und übertrieben sind, ihn aufreizen und erzürnen, ohne ihn zu belehren und zu bessern, — das erfuhr er damals nicht selten von einem Manne, der es ihm, von seiner Pflicht dazu gezwungen, als von der Gottheit dazu berufen, dringend ans Herz legte. War dies Herz nicht ganz verhärtet, so konnte der Eindruck auch nicht ganz verloren gehen; und selbst bey dem Verhärteten mußte die Publicität, womit dies geschah, einige Schaam, Besorgniß und Schüchternheit erregen. In welchem hohen Grade und auf welche Art Ermahnungen dieser Art Statt fanden, und wie nützlich sie aus den angezeigten Gründen oft werden könnten, und nicht selten auch wirklich wurden, — dies scheint in unsern Tagen vergessen zu seyn. Und deshalb, — wäre es auch nur zur Schilderung der Sitten und der Verfahrungsweise unserer Vorfahren, — wage ich zur Probe ein Paar Stellen aus zwey Bußpredigten anzuführen, die der Doktor und Professor der Gottesgelahrtheit und Direktor des Collegii Fridericiani Heinrich Lysius, ein wegen seiner Frömmigkeit, seiner Unschuld und Einfachheit der Sitten allgemein verehrter Mann,

hier zu Königsberg hielt. Er dedicirte die erste dieser Predigten, welche durch die, damals zu Königsberg herrschende, Pest veranlaßt wurde, den damaligen vier preussischen Ministern, und führt zugleich die Gründe an, die ihn zu dieser Zueignung bewogen. Hierunter finden sich auch nachstehende:

„Dahero bin auch die Sünden dieser Stadt, so viel mir dieselbe bewußt gewesen, und in einer Predigt geschehen können, durchgegangen, einem jeden zur Prüfung, wie viel er derselben schuldig. Wenn ich hiebei Ihrer, Gnädige Herren, vergessen hätte, so hätten sie Ursache gehabt, mich ins Angesicht zu speyen, und aus dem 22 Kap. Matth. v. 16. mich zu überführen, daß ich den Weg Gottes nicht recht lehrte, weil ich Menschen fürchtete, und das Ansehen der Menschen achtete. Nun aber Gott, der mich zu seinem Knecht erwählt hat, und mich bishero nach seiner Verheißung vor Menschenfurcht bewahret hat; so bin ich sogar ohne Sorge, ob sollten Ew. Excellenzen wegen des nach dem Wort Gottes Geredeten einige Ungnade gegen mich fassen, daß ich vielmehr hoffe, Gott werde mein Gebet erhören, und Ihnen Gnade geben, daß sie zum guten Exempel der Stadt und Land zuerst anfangen mögen, Buße zu thun von allen Sünden, deren Sie ihr Gewissen für Gott beschuldiget. Und da ihre, nach Art aller großen Herren, Fehler Stadt und Land nicht verborgen seyn könn-

nen, weil großer Leute Tugend und Laster allen in die Augen scheinen: Sie sich nicht entsehen mögen, dieselbe zu bekennen, so es und so viel es zur Ehre Gottes geschehen kann, mit Worten, insonderheit aber durch Veränderung des Wandels. Denn dadurch werden Sie zur Buße und Befehrung dieser Stadt mehr kontribuiren können, als alle Prediger mit ihren Bußpredigten.“

Lysius griff aber nicht bloß die Vornehmen an, wie dies auch wohl heutiges Tages, wenn gleich nicht so öffentlich, aus Haß und Neid zu geschehen pflegt, sondern schonte auch keines andern Standes, am wenigsten die Geistlichkeit, zu der er selbst gehörte. Ueber die letztere äußert er sich in seiner Bußpredigt von 1710 also:

„Denn siehet man die Stände nach einander, und fähet an bey dem Lehrstand, und würde fragen: Ist es auch deiner Bosheit Schuld, du Lehr-Stand, ihr Lehrer und Prediger, ihr Doktores und Professores, ihr Präceptores und Schulmeister, ist es auch euer Bosheit Schuld, daß ihr, oder das Land, so gestäupet werdet? So würden wohl vielleicht wenige gefunden werden, die da nicht sollten, der gemeinen Leyer nach, dahin sagen: Ich weiß, daß ich ein Sünder bin, und solches aus den zehu Geboten, die habe ich nicht gehalten. Aber, wird man sie fragen: Mein lieber Prediger, mein lieber Professor, mein lieber Präceptor, was ist denn deine Bosheit? Was ist dein Ungehorsam?

warum wirst du also gestäupet? Was ist das, womit du deinen Gott beleidigt hast? Da würde sich gewiß allerdings verrathen, daß die allerwenigsten ihre Bosheit erkennen.“

„Daß dasselbige also sey, zeigt offenbar ihre Bosheit, indem sie nicht leiden können, daß ihnen ihre Bosheit fürgehalten werde, sondern ohngeachtet sie des Herrn Gericht über sich fühlen, es dennoch auch von denselben heiße: Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht; du stäupest sie, aber sie bessern sich nicht, wollen sich nicht bekehren, und doch dabey ungestraft und ungelehrt seyn. Denn welcher Stand will sich mehr davon frey sprechen, daß er nicht schuldig sey an diesen Sünden des Landes, als eben der Stand der Lehrer und Prediger, welche zwar frey in den Tag hinein rufen: es ist deiner, des Hofes, der Regenten, der Richter Bosheit Schuld, es ist deiner, der Bauern, der Bürger, der Edelleute Schuld! Aber keiner davon sagen will: Es ist meiner Bosheit Schuld! Keiner davon erkennen will den elenden und verderbten Zustand des Lehrstandes, welcher nichts desto weniger, offenbar thum geworden ist, wie der Herr Christus von dem Salz der Erden saget, daß es nichts werden solle; und dahero recht die Quelle worden ist aller Bosheit und alles Ungehorsams, welcher in die Welt eingedrungen ist.“

„Lasset uns derowegen wahrnehmen, wie künftig sich dieser Stand werde halten, und was er

von seiner Bosheit, Hochmuth, Geiz und übrigen Sünden ablegen werde.“

Und in eben diesem derben, strafenden Tone fährt er fort.

„Ach! daß Galgen möchten aufgerichtet werden können für die Kirchen, und darinne gehenkt werden alle Pestilenz der Gottseeligkeit, die mit ihrem ärgerlichen Leben und Wandel widersprechen Allem, was sie, aus dem Worte Gottes gestohlen, herschwätzen.“

„Ach! daß Galgen möchten können gebauet werden für alle hohe und andere Schulen, und darinne gehenket werden alle Scandala der Jugend, und die Götzendiener des Molochs, die die Jugend nicht Gott dem Herrn, sondern dem Teufel und der Welt, in Hoffart, Ehrgeiz, Ehrgefälligkeit und andern Schanden und Lastern zuführen und aufopfern.“

„Ach! daß Galgen möchten aufgerichtet werden können für alle Raths- und Gerichts-Häuser, und darinne gehenket möchten werden alle ungerechte, passionirte, faule und sorglose Richter, sammt allen bösen Advokaten und Zungendreschern, die wider besser Wissen und Gewissen eine böse Sache vertheidigen und das Recht verdrehen helfen.“

„Ach! daß bey Börse, Waage, Speicher möchten Galgen aufgerichtet, und darinn alle gehenket werden können, die durch verbotene Künste sich zu bereichern suchen, und ihren Nächsten unterdrücken.“

„Möchte den Tag erleben, daß solche Pestilenzen dem Herrn an der Sonne, wie jene 2 Buch Mos. 25, 4. gehenket werden, so wollte aus solchem Tage mehr Nutzen und Frucht zur Abwendung der Pest hoffen, als aus allen bußlosen Bußtagen.“

Man wird diesen Ton selbst für das damalige Zeitalter vielleicht zu verb finden; und darüber mag sich denn der ehrliche Lysius mit nachstehender, aus der Zueignungsschrift entlehnten, Stelle verantworten:

„Anderer mögen wohl mehrere Moderation vorgeben, und einwenden, wie die Sache an und für sich selbst wohl gut seyn möchte, aber nicht guter Manier vorgetragen wäre. Man könne auch wohl die Wahrheit mit einiger Höflichkeit verdeckt sagen, daß man nicht so grob heraus plumpe, als man meint, daß ich thue. Aber, gnädige Herren, fordert wohl ein Schneider vom Schuster, daß dieser seine Stiche und Rath auf jenes Manier machen solle? Mit welchem Recht kann man denn von mir, als einem Theologo, dem nichts unanständlicher ist, als nach der Welt gesonnen zu seyn, prätendiren, ich solle meine Reden auf Advocaten-Weise einrichten, des Johannis rauhen Rock ablegen, und die in der Könige Häuser gewohnte weiche Kleider anziehen. Predige uns sanft, sagen die bösen Zuhörer, und die falschen Propheten thun es. Ps. 30, 10. Aber in eben dem Vers

sieht man, daß sanfte Predigen sey Täuscherey predigen. Welcher Medicus nennt des Patienten Krankheit mit einem andern Namen, als sie in der Medicin ordentlich genannt wird? Warum soll man denn die in der Schrift gebrauchte Namen der Seelenkrankheit so verkehren, daß die Leute nicht einmal verstehen, was man ihnen von Gottes Wort sagt? Was werden sie thun, wenn man's ihnen noch in vielen Komplimenten einwickelte? Ich habe in keines Herrn Haus jemals gesehen, daß er seine goldene und silberne Gefäße hätte überzinnen lassen. Warum sollte man das goldene Wort Gottes mit Heuchelei bemakeln? Schlecht und recht behüte mich mein Gott. Ich will lieber der Propheten und Apostel weise Einfalt, als der Welt thörichte Klugheit lernen!“

Ob nun durch dergleichen Predigten einiger Nutzen gestiftet worden sey, dieß wage ich nicht bestimmt zu entscheiden. Bekannt aber ist's, daß Ambrosius zu Mailand, als er dem Kaiser Theodosius, der zur Befriedigung seiner Rache, weil die Einwohner von Thessalonich sich gröblich vergangen hatten, einige Tausend derselben, hierunter aber auch viele Unschuldige, niederhauen ließ, den Eintritt in die Kirche versagte, den Kaiser hiedurch zum Nachdenken und zu öffentlichem Beweiße der Reue bewegte. Dieses und mehrere Beyspiele von allgemein geachteten Geistlichen, die durch ihre Lehren und Ermahnungen gute Zwecke erreichten,

sind allgemein bekannt. Und so möchte denn auch wohl noch in jenen Zeiten, wo man noch Besu-  
 chung der Kirche für Pflicht hielt, wovon niemand  
 sich durch Amtsgeschäfte oder Erholungen losge-  
 sprochen glaubte, ein Kanzelredner, der die allge-  
 meine Achtung besaß, auch durch ähnliche Straf-  
 predigten Gutes bewirkt haben. Wenigstens wurde  
 sein Vortrag eine Zeitlang Gegenstand des Ge-  
 sprächs. Mancher schalt auf ihn, indeß ihn  
 wieder andere vertheidigten. Mancher fühlte sich  
 getroffen, und es ward wenigstens dadurch Auf-  
 merksamkeit auf sich selbst, auch wohl zuweilen das  
 eingeschlaferte Gewissen rege gemacht. Ob in  
 unsern Zeiten, worin man oft Wollust und Ver-  
 führung Temperamentsünden, Betrug bloß Ei-  
 gennutz, Abweichung von strenger Gerechtigkeit  
 Humanität, gewissenlose Faulheit und Vernach-  
 lässigung seines Berufs Schwäche nennt; ob in  
 unsern Zeiten, wo man offenbare Laster gern über-  
 tüncht und verkleinert, so menschenfreundlich ge-  
 gen Diebe und Betrüger ist, daß man dadurch  
 nicht selten gegen alle ehrliche Leute höchst inhuman  
 wird: ob in diesen Zeiten es nicht auch höchst  
 zweckmäßig wäre, statt der schönen Einkleidung  
 moralischer Vorträge, die oft der höchste Zweck des  
 Predigers scheint, daran zu denken, dem Strom,  
 der aus den Ufern getreten ist, entgegenzudäm-  
 men? Ob es nicht rathsam wäre, den Zuhörern  
 zuweilen aus Herz zu reden, die Folgen der Mode-

thorheiten und Modelaster unverschleiert darzustellen? und ob nicht auch vielleicht dadurch hin und wieder derjenige, den bey manchen zierlichen Kanzelvorträgen, wegen des wenigen Inhalts der schönen wohlklingenden Rede, die Neigung zum Schlafe anwandelt, sobald der Vortrag treffend wäre und zu Herzen ginge, die hiedurch rege gemachte Aufmerksamkeit zu weiterm Beobachten und Selbstprüfen leiten würde? und ob es nicht Pflicht sey, daß Prediger, denen noch immer die Gelegenheit nicht benommen ist, durch Lehre, Umgang und Beyspiel auf eine Menge von Menschen zu wirken, nicht ernstlich daran denken sollten, ohne Menschenfurcht dem Verderben zu steuern, vor Selbstsucht, Trägheit, Weichlichkeit, Schwelgeren und wie die Götzen des Tages mehr heißen, ernstlich zu warnen, nicht bloß im Allgemeinen das Laster als häßlich, die Tugend als reizend zu schildern, sondern sich mehr auf das Specielle einzulassen und die Sache mit ihrem wahren Namen zu nennen? — darüber mögen verdienstvolle Geistliche, welche die Würde ihres Berufs fühlen, die Menschen und den Geist ihres Zeitalters kennen, selbst urtheilen, dafern dieser hingeworfene Wink nicht unter ihrer Aufmerksamkeit ist.

L. v. Baczko.

---

## VI.

## Die Entstehung Groß-Nowgorods.

Aus dem Russischen.

Nach der großen Sündfluth, als das bewohnbare, nahegelegene Land unter Noahs drey Söhne getheilt ward, siedelten sich einige von Japhets Nachkommen an den Ufern des schwarzen Meeres an, wo sie nachher in großer Menge, unter dem Namen Scythen, wohnten. Nachdem sich hier ihre Zahl so sehr gemehrt hatte, daß, wegen Mangel an Unterkommen, Streit und Uneinigkeit unter ihnen entstand, entschloß sich einer ihrer Stammherren, Slaven, mit seinem Bruder und allen seinen Verwandten, seinen Geburtsort zu verlassen, um eine andere, zum Anbau bequeme, Gegend zu suchen. Um das Jahr der Welt 3085, und 2415 Jahre vor Christo, trat er seine Wanderung nach Norden an und irrte vierzehn Jahre umher, bis er sich endlich mit seinen Gefährten in einer schönen, von vielen Seen durchschnittenen, Ebene niederließ. Hier bauten sie am Flusse Mutnoi, da, wo sich derselbe aus einem See ergoß, eine Stadt und nannten sie nach dem Namen ihres Stammherrn Slavensk, und den See nach dem Namen seiner Schwester Ilmer, woraus endlich Ilmen entstanden ist; sich selbst aber legten sie von der Zeit an den Namen Slavianen (Славяне) bey. Dieses

geschah im Jahre der Welt 3099, vor Christo 2401 Jahre.

Wolchow, der älteste Sohn des Slaven, beschäftigte sich mit der Zauberey und wohnte dieserhalb von seinen Brüdern und Verwandten abgesondert an einem entlegenen Orte, von wo aus er die ganze Gegend durch seine Zauberkünste in Furcht setzte. Endlich kam er, zum Glück und zur Beruhigung der Einwohner, in dem Flusse Nutnoi um, welcher seit dieser Zeit den Namen Wolchow führt. Nach dem Tode Slavens lebten seine Nachkommen in Liebe und Eintracht, und so war es ihnen leicht, ihre Eroberungen in Osten und Westen auszubreiten; diese erstreckten sich sogar bis an den Lenny- und Donaustrom. Hier stifteten sie Kolonien, und genossen so einen Zeitraum von 313 Jahren hindurch das Glück der ungestörtesten Ruhe und eines blühenden Wohlstandes. Eine verheerende Seuche tödtete im Jahre der Welt 3412 fast alle Einwohner von Slavensk, einen kleinen Theil derselben ausgenommen, der, von den übrigen abgesondert, an einem gesunderen Orte lebte. Zweyhundert und vierzig Jahre lang stand nun Slavensk wüste und verödet, bis nach dieser Zeit eine kleine Anzahl Slavianischer, von der Donau heraufziehender, Völker die verödete Stadt wieder bezog; allein kaum hatten diese sich niedergelassen, als ihre stärkern Feinde die Stadt bis auf den Grund zer-

störten und die Einwohner derselben gefangen nahmen und tödteten. So wurde die große und berühmte Stadt im Norden vernichtet.

Den Slavianen an der Donau hingegen war ein glücklicheres Loos gefallen, als ihren Vorältern. Sie breiteten ihre Eroberungen in allen Gegenden aus. Sie setzten ihren Zug mit dem besten Erfolge fort und kamen auf diese Weise, im Jahre 1710 vor unserer Zeitrechnung, mit Schätzen beladen, nach dem zerstörten Slavensk. Zum Andenken an ihre Vorfahren und zur Erinnerung ihrer Siege, begannen sie die von ihnen so geliebte Stadt Groß-Slavensk, welche 138 Jahre in Ruinen und Asche gelegen hatte, zu erbauen, und nannten sie die neue Stadt, oder Neustadt (Новгородъ). Und zwar wählten sie hiezu einen Ort, eine Werst unterhalb der Ruinen der alten Stadt am Wolchow, welche sie Slavenskisches Ende (Славенской конецъ) nannten. Die Ruinen der alten Stadt Slavensk sieht man noch heute, gegenüber dem Jürgewschen Kloster, auf einem Platze, welcher die große Stadt (Тородище) heißt. Diese neuen Bewohner Novgorods waren, so wie ihre Vorfahren, ein kriegerisches, unbefiegbares Volk. Durch ihren Ruhm, der sie immer mehr zu großen Thaten und Unternehmungen ermunterte, vergrößerten sie nicht nur allein bald ihr Gebiet, indem sie glückliche Kriege führten, sondern ließen sich auch von zahlreichen Völkerschaften Tribut zahlen,

so daß ihre Hauptstadt in den letzten Zeiten eine Macht von hunderttausend Mann tapferer Truppen ins Feld stellen konnte, und die benachbarten Völker, verwundert über die Macht und die Fortschritte der unbefiegbaren Slavianen ausriefen: Wer kann wider Gott und Groß-Nowgorod!

— i.

## VII.

### Lebensregeln für eine Residenz.

„Es gehört mit zu dem respektablen Vonton des Jahrhunderts, öffentlich das mit Hohngelächter anzufallen, was man heimlich glaubt und glauben muß.“

Lavaters physiognomische Fragmente.

Verne, dich zu verstellen; dies ist die nothwendigste Eigenschaft des Mannes, welcher mit Glück und Beyfall seine Rolle auf der Bühne der Welt spielen will.

Unterdrücke jede deiner Empfindungen, und sey in deinem Herzen gefühllos für des Bruders Freuden und Leiden.

Gewöhne dein Gesicht zur Maske der Theilnahme; hüte dich aber auch nur einen einzigen Schritt weiter zu gehn.

Leihe jedem willig dein Ohr, aber verschweige auch ja alles, selbst dann, wenn du durch Mit-

theilung deinem Freund den größten Nutzen schaffen, ihn vom Verderben retten kannst; denn Erfahrung lehrt, daß wohlgemeinter Rath entweder den Stolz des Freundes beleidigte, oder als Verläumdung betrachtet wurde.

Versprich nichts, als was du gewiß erfüllen kannst, und dann sey pünktlich; rechne aber nie auf das, was andere verheißen, wenn du gleich die stärksten Proben ihrer Gewissenhaftigkeit hast.

Vertraue niemanden etwas, sondern verschließe deine Geheimnisse in deinem Busen, und halte den Menschen, welcher dir auf deinem Wege begegnet, für das, was er ist, — für schlecht.

Urtheile nie über eine Sache oder einen Mann; verläugne deine Gefühle; rede nur Gutes, wenn man lobt; aber wenn man tadelte, so schweige, und bemühe dich im letzten Fall, wenn du nicht umhin kannst deine Meinung zu sagen, entweder zweydeutig oder unwissend zu seyn.

Rechtschaffenheit ist eine fingirte Münze, wie die englischen Pfunde Sterling; man braucht selbige nur um etwas anzuzeigen, was da seyn könnte, sobald man ihrer aber bedarf, so wird uns etwas anders dafür untergeschoben.

Dulde gelassen, wenn dich Leiden treffen, aber sey zu stolz, um zu klagen; denn dem Guten machst du unangenehme Stunden, und der Schurke freut sich deines Schmerzes.

Eben so wenig prahle, wenn dir's wohlgeht;

weil sonst Neider sich bemühen werden, dir dein kleines Glück zu untergraben.

Suche jedermann Verbindlichkeiten aufzulegen; verlange aber nie, daß man dir dasselbe thue, weil du dich erstlich getäuscht finden wirst, und zweitens den andern berechtigst, von dir etwas zu fordern, und du kannst versichert seyn, daß jener die feinste Gefälligkeit als ein Kapital von einem protestirten Wechsel betrachtet.

Lasse nie den Einfältigen zu stark deine Ueberlegenheit fühlen, wenn du nicht willst, daß er dich hasse; aber dem Klügern scheine weiser zu seyn, als du es wirklich bist, damit er dich nicht verachte.

Weibertreue ist Phantom; sie gedeiht (aber auch nur) bisweilen in der abgezogensten Einsamkeit; denn sie gleicht einer unbekanntem schönen Blumenflur, welche, vom Manne entdeckt, gewiß von ihm sogleich als Feld gepflügt, und freywillig bis zur Ohnmacht niedergepflügt wird.

---

## VIII.

## T h e a t e r.

Vorstellungen der russischen Bühne zu St.  
Petersburg.

1. Die zwey Grenadiere. 2. Der Prinz als Schornsteinfeger und der Schornsteinfeger als Prinz \*).

Zwey Stücke, die zwar nicht zu den Repräsentanten des russischen Theaters gehören, aber doch zu den gangbaren Vorstellungen, also eine kurze Anzeige verdienen.

1. Das Lustspiel: die zwey Grenadiere, Original oder nicht, das ist uns unbekannt, da wir es im Druck nicht vor uns haben, ist sichtbar nach neuem französisch-deutschen Schnitt gemacht und ziemlich treu. Das Ganze beruht auf einer Mistifikation und Berwechselung, die zu manchen komischen Scenen Gelegenheit giebt. Mit der Wahrscheinlichkeit wird aber freyer dabey umgegangen, als es selbst die neusten französischen Dramatisten je gewagt haben. Durchgeführt ist das Sujet etwas schwach, und nicht ganz genutzt; doch Verdienst ist nicht zu verkennen. Schade, daß

---

\*) Das russische Кназ ist hier durch Prinz gegeben, weil Fürst noch unpassender schien.

auch hier, nach der bösen Sitte der meisten russischen dramatischen Schriftsteller, die Angemessenheit so wenig beobachtet worden und die russische Welt in einem russischen Stück zur Hälfte fehlt. Die Beweise folgen. Ein Bürger (Schenkwrth), und ein Gutsverwalter und sein Pathe, treten in stark antedatirter deutscher Philisterkleidung auf. Nur selten findet sich in neusten Zeiten hier und da ein Bürger \*) in ausländischer Kleidung, aber keinesweges in dieser. In Rußland giebt es auch keine so gemeine Gutsverwalter, im Kostum eines deutschen Schulzen, noch weniger ihre Pathen. Drey russische Soldaten, und nebenbey die Polizey, treten in Uniformen auf, die nach Farbe, Schnitt und Bewaffnung nie in Rußland existirten, und doch werden Regiment und Standort der beyden Grenadiere genannt. Der Name des Regiments ist zwar, so viel wir uns erinnern, erdichtet; allein damit ist der Sache nicht geholfen, denn er ist den gewöhnlichen Regimentsnamen völlig analog, und wer kennt sie alle? Durfte man keine jetzt laufende Uniformen nehmen, so konnte man sie aus Katharinens Zeiten wählen. Die Personen haben, nach französischer Art, immer die Hüte auf dem Kopf. Man weiß, daß in alten Zeiten die franzö-

---

\*) Bürger, Meschtschanin, will im Russischen gar wenig sagen, selbst in den Hauptstädten; es ist ein ganz gemeiner Bürger. Der bessere läßt sich schon in den Kaufmannsstand einschreiben.

fischen Pairs sich vor ihrem König bedecken durften, und daß der Franzose noch bis jetzt mit seinem Hut etwas frey umgeht. Dies widerstrebt aber den russischen Sitten. Ganz gegen sie wird auch mit dem Polizeyofficier sehr cavalierement verfahren. Und woher kommt auf dem Lande gleich das starke Polizeykommando? Die Mädchen des Schenkwrth's sind, das Häubchen ausgeschlossen, wie ein Paar niedliche französische Grisetten kostumirt, dabey aber ganz national in ihren Gesinnungen. Sie sprechen, zum Beweis, unter sich von nichts als Bräutigams, so etwas im asiatischen (stillharrenden) Styl; eine Eigenheit der Mädchen in Rußland, beynah bis fast in die höheren Stände. Man lache nicht! Woran denken wohl überall die Mädchen, als an Männer? Allein sie sprechen in andern europäischen Ländern weniger, und auf andere Art davon. Auch ein Lotteriegewinnst kommt vor, und es giebt in Rußland keine Geldlotterien. — Bey solchen Unangemessenheiten muß ein Stück offenbar alles Portraitmäßige und Eingreifende verlieren, besonders ein Lustspiel. Aber wie, wenn es eine Art Uebersetzung wäre? Dann müßte man es entweder gar nicht oder ganz russificiren! Die Namen sind, wie oft, anspielend, aber doch erträglich. — Gespielt wurde das Stück recht brav; nur hatten die beyden Grenadiere, neben der Steifigkeit des Dienstes, noch etwas Steifigkeit der Handlung angenommen.

2. Die Operette: Der Prinz als Schornsteinfeger u., ein nicht ganz neues Produkt, dem wir einen bessern Titel wünschten, gründet sich auf eine Verkleidung, und hat, einige, nicht immer vermeidbare, aber mäßig zu brauchende, Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, die Anlage zu manchen recht komischen Situationen. Dieser Anlage ist indessen nicht aller mögliche Vortheil abgewonnen worden. Unangemessenheiten sind auch hier, doch in minderm Maaße, zu treffen. Rußland hat bekanntlich wohl ausländische, aber keine russischen Schornsteinfeger, in französischer Savogarden- oder deutscher Schlottfegertracht. Dieser da ist aber als ächter Russe aufgestellt. — Die Darstellung war nicht durchweg gut. Die Schauspielerinnen hätten sich wohl auf einem Liebhabertheater können hören lassen. Der Sekretär war bedientenhast, und der Kammerdiener zu gemeinbedientisch. Vor allen Dingen verdarb aber die totale und centrale Hanswürstenhaftigkeit des Schornsteinfegers, des nicht unbeliebten Herrn \*\*, alles Gut-Komische im Stück. Der Mann hat sich das Gemeinste zum Vorbild genommen, und ein hervorprellendes und brüllendes Stakkato der Stimme angewöhnt, das, selten gebraucht, vielleicht gut wäre, auf die Länge aber zur Qual wird. Nicht, als ob nicht selbst der Gebildete zuweilen dabey lachte! Was belacht der Mensch nicht? Aber das ist eine Lache, deren

man sich hernach schämt! Hoch, wie Saul, eine Kopfgröße über ganz Israel, ragte dagegen Herr Samoiloſ hervor. Gute Stimme, geſchmackvoller Vortrag, freyes angemessenes Spiel, Feinheit, zeichneten ihn aus. In den Rußalken und ähnlichen Opern heben sich seine Verdienste weniger; das Koſtum, die fatale Person, die er als Fürst zwischen ein Paar herausgehobenen Buffons spielt, und vielleicht auch geringeres Talent für das Heroische, mögen die Ursachen seyn. Uebrigens ist diese Operette schon ziemlich abgetragen und das Haus war daher nur mäßig voll. Wir haben sie schon vor Jahren auf einem Provinzialtheater gesehen, und müssen gestehn, Musik, Theater und Herrn Samoiloſ abgerechnet, nicht gar viel schlechter.

---

## IX.

### Barocken.

---

Die Ehe nach den ersten vier Wochen.

Frau. Der Rausch der ersten Tage kehrt noch nicht wieder!

Mann. Die erste Regel der Natur ist, sich so selten als möglich zu berauschen.

Revers des gestickten Taschenbuchs von  
1790.

Er. Sieh' — da dies Du mir schenktest, gleich ich der knospenden Rose.

Sie. Und mit grünenden Mirthen umschlang ich Dich.

Er. Jetzt sind Rosen und Mirthen im Welken.  
 Sie. Drum gewöhne Dich zum warnenden  
 Revers, und sey froh, daß Dein Weib nur Stief-  
 mütterchen ist.

Die einzige Treue.

A. Treue giebt es in dieser Welt nicht; gab  
 es nie!

B. Für Geld existirt sie. —

A. Für Geld? Treue? — ! ?

B. In der Flasche, so lange sie zu bezahlen ist.

Das treffende Bild.

A. Wodurch ward die Ehe getrennt, fest wie  
 Colliseen?

B. Sieh' den Holzerspalter: Was Natur  
 und Jahrzehnde durch Wachsthum zusammen  
 schufen, trennt er im Augenblicke — sie — durch  
 den größern Keil! — weil das übrige sich dann  
 von selbst ergeben muß.

L i e b e.

Weiberliebe ist wie die aufgegangene Sonne,  
 für — jedermann, der noch genußfähig ist.

— 8.

## X.

## Anekdoten und Miscellen.

Ein englischer Officier nahm es sehr übel auf, daß ihn vor Gericht der Sachwalter seiner Gegenpartey in seinem Vortrage einen Soldaten nannte, und fiel ihm mit der Bemerkung in die Rede: er sey kein Soldat, sondern ein Officier. Bescheiden hörte der Sachwalter diese Erinnerung an, fuhr dann ruhig in seinem Vortrage fort und vermied sorgfältig das in Anspruch genommene Wort, brauchte aber dafür desto häufiger die Phrase: Gegenwärtiger Officier, der durchaus kein Soldat ist.

---

Im Aprilhefte der neuen Berlinischen Monatschrift spricht Nicolai über das Campesche Wörterbuch und über die seltsame Sprachfegerey und geschmacklose Wörterfabrik, die Herr Campe etablirt hat. Anstatt Gruppe erhalten wir durch Herren Campe eine Druffel. Im Niederdeutschen heißt Druve eine Traube, davon das Diminutiv, Druffel, ein Träublein und alle gleich Träubchen zusammenhängende Früchte bedeutet. Aus dieser Druffel fabricirt Herr Campe das Zeitwort dru ffeln für gruppiren, und führt folgende selbstgemachte Redensarten an: „Kasensplätze mit einigen Baumdruffeln.“ Das heißt also ganz fein: Plätze mit Baumträublein! „schön gedruffelte Baumklumpen.“ Fast possierlich: Schön geträubelte Klumpen! Da ferner nach Hrn. Campe für antik allemal alt gesagt werden soll, ungeachtet eine alte Kuh und eine antike Kuh doch etwas verschieden sind, und das Wort Gruppe von den italienischen Wörtern Gruppo

und Gruppo herstammt, welche einen Knoten, einen Haufen bedeuten; so schlägt Nicolai im Scherz vor, anstatt: „die antike Gruppe des Laokoon und seiner Söhne ist schön gruppiert,“ zu sagen: das alte Häufchen des Laokoon und seiner Söhne ist schön geknüttelt. Und im Ernst, es klingt eben so verständlich, zierlich und edel, als wenn man nach Herrn Campe sagt: die alte Druffel des Laokoon ist schön gedruffelt.

---

In einer Gesellschaft zu Paris bekam ein junger Mann aus der Provinz mit seinem Mitspieler über einen zugeschossenen Louis'd'or Streit, und wurde darüber arg und laut geneckt. An einem andern Tische ward jemand aufmerksam und fragte, was es gäbe? Ein schalkhafter Calembourist antwortete: c'est un louis qu'on cave (concave) et un homme qu'on vexe (convexe).

---

Ein reicher Landmann in Derbyshire, Peter Cambel, ließ seinem im Jahre 1616 gemachten Testamente die Klausel anhängen: „Mein Sohn Roger soll mein Eigenthum zu Derby haben; jedoch mit der Bedingung, daß, wenn ihn einß seiner Geschwister mit der Tabackspfeife treffen sollte, und dem Exekutor des Testaments rechtskräftiger Beweis davon gegeben werden kann, besagte Güter sofort unter die andern Geschwister vertheilt werden sollen.“

---

### V e r b e s s e r u n g .

Im letzten Stück S. 311 muß es Das russische Theater, statt: Russisches Theater in St. Petersburg, heißen.

---

# K u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat Oktober.

---

I.

G e d i c h t e.

---

1.

M e i n W u n s c h \*).

Noch einmal möcht' ich, eh' in der Heimath Schooß  
Der Ruhe sanft umfangender Arm mich hält,  
Noch einmal möcht' ich in der Menschheit  
Rauschend hinwogenden Strom mich stürzen!

Wohl ist es seel'ge Bonn', in der Lieben Kreis  
Am trauten Heerd' ihn draußen hintoben sehn,  
Wie man Schneeflocken, unbekümmert,  
Draußen sich kreuzen und spielen zusieht.

---

\*) Aehnlichen Gang nimmt ein Gedicht bey Matthiſſon, das dem Verfasser vor Augen schwebte.

Doch dem, des Faden Lachesis lange noch  
Zur Hälfte nicht entsponnen, wär's Schand' und  
Schmach,

Mit kaltem Pflagma drinnen lauschen  
Auf der entnervenden Weichheit Polster.

Wohl seel'ge Wonn' ist's, unter dem Schattendach  
Des trauten Hüttchens, wo uns die Freundschaft und  
Die Liebe Rosen streut, der Tage  
Jeden in friedlicher Ruh' zu leben.

Doch höher ist die Wonne des Seemanns, der  
Den Todentdräu'nden Fluthen zum Port entfloß, —  
Der, nach der Trübsal' und der Freuden  
Wechselndem Gang', in der Seinen Arm sinkt.

Und, o! was wiegt des Rückblicks Erlabung auf,  
Wenn einst, in heimlich-stiller Entzogenheit,  
Genoss'ner Freuden und bestand'ner  
Drangsale Bilder den Geist umschweben!

Drum möcht' ich, ehe dort in der Heimath Schooß  
Der Ruhe sanftumfängender Arm mich hält,  
Noch einmal wieder in der Menschheit  
Rauschend-hinwogenden Strom mich stürzen;

Dann würd' ich, wenn mein schirmender Genius  
Mich sicher durch die drohenden Klippen führt,  
Des Wiedersehens und der Ruhe  
Freuden im doppelten Maaße schmecken.

## An C. Asinius Pollio.

Horazens erste Ode des zweiten Buchs \*).

Die seit Metell, dem Consul, aufloderte —  
 Der Bürgerfehde Flamme, des Wehes Quelle,  
 Die Lasterfcenen und Fortuna's  
 Spiel, der Gewaltigen Rom's Verschwörung,

Und jenen Stahl, vom Blute geröthet, das  
 Nach Rache schreit, besingst Du: — ein kühnes Werk  
 Ist, das Du wagst; Du trittst auf Feuer,  
 Trüg'risch verborgen vom Aschedunkel.

Auf Deiner Muse, laß von der Trauerbühn'  
 Sie feyern, daß Du sorgst für des Landes Wohl;  
 Nicht lang' — und zu dem hohen Werke  
 Kehrst Du auf Cekrops Cothurn, voll Ruhmes.

Laut nennt, der sonder Hoffnung verdammt war, dann  
 Dich seinen Retter, seinen Berather nennt  
 Der Kreis der Väter Dich, o Glorie!  
 Schön, wie Dein ew'ger Triumphes-Lorbeer!

Schon jetzt betäubt des Schlachthornes Feldgebrüll  
 Des Hörchers Ohr, schon rast die Drommete wild,  
 Schon schreckt der Waffenblitz das scheue  
 Ross und des Reißigen droh'nden Wuthblick.

---

\*) Die Uebersetzung fertigte der Verfasser vor etwa acht Jahren als Anhang einer lateinischen Abhandlung, in der er seine, von andern Erklärern abweichende, Ansicht dieser Ode weitläufig auseinandersetzte.

Schon, dünkt mir, hör' ich schallen den Siegestruf  
Der großen Führer, glorreich mit Staub bedeckt:

„Ha \*)! nun fröhnt unterjocht der Erdkreis,  
Fröhnt uns — nur Catons, des Trohers, Sinn  
nicht!“

Entwichen war, voll Ingrimms und Rachbegier,  
Aus ihrem Lande Juno mit Afrika's

Beschirmern — ach! der Sieger Enkel  
Gab sie Jugurtha zum Todesopfer!

Ha! welch Gefild, mit Römerblut fett gedüngt,  
Bethürmt mit Gräbern, zeugt nicht die Bürgerkrieg'  
Hesperia's und ihres Sturzes

Donnergekrach, hin zum Meeres, tosend?

Wo ist der Meereswirbel und wo der Strom,  
Wo nicht die Todesfehden einst wütheten?

Wo ist das Meer, das nicht vom Dauner-  
Blute gefärbet, und wo die Stätte? —

Doch schweig', o Muse, stimme von neuem nicht  
Kühn in des Ceers klagenden Wehgesang.

Komm, singe mit mir in Dionens  
Heiliger Grotte von Lieb' und Wonne.

Dr. Frähn.

---

\*) Ich vermuthe nämlich, man müsse statt et lesen: en.

## II.

Reflexionen über die „Kirchenordnung für die Protestanten im russischen Reich; entworfen und herausgegeben von Georg Friedrich Sahlfeldt.“

(Fortsetzung.)

Das Herkömmliche schlug Christum ans Kreuz, sagt Tertullian. Wer steif auf Menschenwerk besteht, wenn es das Ansehn von Jahrhunderten oder einer Korporation für sich hat, hindert und stört das ewige Werk Gottes, dessen Plan alle umfaßt, dessen Gesetz alle, auch die verschiedensten, Meinungen zu vereinigen und in sich aufzunehmen weiß. Wer geistiges Leben vom Buchstaben erwartet, gleicht dem Wahnsinnigen, der die Todten beschwört, sein Leben zu verlängern; wer durch Formeln sein Heil sucht, nenne nicht mehr den Namen Christus, sondern suche bey Fetischmachern, was ihm Noth thut. Gott wohnt nicht in Garizim und Zion; Christus ist nicht draußen. Das Geistige hat kein Kleid, wiewohl der Mensch, um seiner Schwäche willen, es bekleidet; es fügt sich in alle Formen, weil es frey ist; es erscheint einem jeden, nach seiner Fähigkeit zu sehen, für sein Auge, wie für seine Bedürfnisse. Darum soll man die Religion nicht modeln, ihr weder den Stempel des Staats, noch irgend einer Sekte auf-

drücken. Hobbes lehrt die Staaten etwas Widerrechtliches und Verderbliches, wenn er fordert, die Kirche mit dem Staate zu verschmelzen, ihre Glaubens- und Sittenlehre zu fixiren, und sich zu Erklärern der heiligen Schriften der Christen aufzuwerfen. Die weise Staatsverfassung, statt das heilige Menschheitsrecht, seines Glaubens zu leben, anzutasten, sichert es vielmehr gegen jeden Eingriff. Selbst Irrthümer und Vorurtheile greift die Beschützerin der Rechte nur dann an, wenn die Rechte anderer dadurch gekränkt werden. Auf das Aeußere der Religion hat der Staat die Pflicht, unmittelbar zu wirken, so daß ihr Geist befördert werde; er soll die Hindernisse wegräumen, die ihr im Wege stehen, und Veranstaltungen zur Belehrung treffen. So wird die Religion befördert, und bleibt doch frey; so repräsentirt der Staat die Rechte der Unterthanen, indem er ihr heiligstes Recht, Gewissensfreyheit, heilig hält; den Nährstand schützend, befördert er das Sinnenwohl aller; den Lehrstand befördernd, achtet er die Pflichten der Menschheit.

Delicta majorum immeritus lues,  
Romane, donec templa refeceris.

*Hor. III. od. 6.*

Aber weder die Kirche, noch eine geistliche Corporation, noch auch ein Staatsoberhaupt, kann Systeme zum Glauben und Lehren vorschreiben, oder eine Auslegung, als die einzig wahre, für alle

Menschen und alle Zeiten praktisch festsetzen. Wie kann man befehlen, etwas für heilig zu halten? Oder, hält man sich zu dem moralisch verbunden, wovon man nicht überzeugt ist? Darum zeigt sich eben darin die Weisheit des Staats, daß er Männer anstellt, durch deren Belehrungen Wahrheiten mitgetheilt und zur Ueberzeugung gebracht werden können. Hierauf beruht, und hierin besteht die Freyheit der Religion und der Kirche, und namentlich unserer protestantischen. Weit ist diese Freyheit von Freygeisterey und Indifferentismus entfernt. Der protestantische Religionslehrer soll Lehrer einer moralischen Religion seyn; er soll den Tempel des Heiligthums durch seine Lehren öffnen, damit das Licht der Wahrheit den Erdkreis bestrahle. Alles, was er zur Beförderung der moralischen Religion für dienlich hält, spricht er frey aus, und läßt sich für keinen Preis verpflichten, etwas zu lehren, was ihm dieser Religion zuwider zu seyn scheint. Nur wo Gewissensfreyheit ist, kann Gewissenhaftigkeit seyn; wer den reinen moralischen Glauben in seiner Seele trägt, kann nie bis zur Gewissenlosigkeit des Indifferentismus hinabsinken. Das Wachen über Symbole und Formelwesen hat noch nie etwas genützt, und kann nichts nützen. Hierarchie bringt Pharisaismus, aber nie ächte Religiosität hervor, und Lehr- und Gewissenszwang mit seinem Gefolge von Kundschaft-

tern, geheimen Angebern und Exekutionen, ist der Ruhe jedes Staats gefährlich. Protestantische Lehrer und Gemeinen, ohne hierarchische Zwingherren, haben einen Centralpunkt, um den sie sich alle vereinigen, Gewissenhaftigkeit, und einen gemeinschaftlichen Brennpunkt, wo sie alle Licht in der Finsterniß und Wärme im Froste des Lebens erwarten, — die heilige Schrift.

### Liturgie.

Wenn uneingeschränkte Gewissens- und Lehrfreiheit den Protestanten zum Protestanten macht; wenn der Religionslehrer, als der Führer seiner Gemeinde, bey seinen Belehrungen bloß durch sein Gewissen, und durch das Bedürfniß seiner Gemeinde, in Absicht der Materie und der Form seiner Vorträge, gebunden ist: so ist ihm doch ein für allemal die Quelle angewiesen, aus der er schöpfen, der Weg bestimmt gezeigt, auf dem er seine Gemeinde zu ihrer Menschenwürde und Bestimmung führen soll, — die positive moralische Religion Jesu. Ich behaupte nicht, daß man den Unterschied zwischen Theologie und Religion aufheben oder wohl gar eine Systemtheologie in die Kirche und auf die Kanzel bringen soll. Aber das behaupte ich, daß die christliche Religion positiv und dogmatisch ist, und daß sie eben dadurch mit eigenthümlicher Kraft Glauben und Handeln zur glücklichsten Wirksamkeit vereinigt; daß sie

eben so gefaßt und gelehrt allen alles, Geist und Leben ist. Sie ist uns als eine göttliche Offenbarung gegeben und leitet ihre Moral aus der Religion her; aber, da dies aus ethischen Gründen geschieht, so ist sie darum, weil sie positiv ist, nicht bloß für den großen Haufen, der nicht selbst denken kann, sondern für jedermann. (Dies glaube ich zur nähern Bestimmung des in der Kirchenordnung an mehreren Stellen Gesagten nothwendig bemerken zu müssen.)

Der protestantische Religionslehrer entdeckt in der Außenwelt mit ihrer Zweckmäßigkeit einen verschlungenen Zug, worin er das Daseyn einer geistigen Natur liest; in seinem Gewissen findet er eine heilige Schrift, die ihm den Sinn jenes Zuges entwickelt und erklärt. Seine Vernunft erkennt das Göttliche in ihm, als das Allerheiligste, als das adytum des Tempels außer ihm, der mit heiligen Hieroglyphen beschrieben da steht, als das neue Testament, in aller Herzen geschrieben, das erst die Bildersprache des alten erklärt. Aber die Rechte der Vernunft erkennend und behauptend, muß der protestantische Lehrer gewisse Urkunden und heilige Schriften seiner Religion annehmen. Er muß die Bibel als heilige Schrift behandeln, d. h. er muß annehmen, daß der Geist in ihr heilig sey. Ob er gleich in dieselbe keine Lehren hineinragen noch herausdeuteln darf: so soll er doch, und zwar eben deswegen nach den Regeln der Kritik und

Hermeneutik ihren Sinn erforschen, wie bey jedem andern Buche, sie aber immer als heilige Schrift behandeln, und Stellen von ihm ungewissen Sinne einen moralischen Sinn unterlegen und sie zur Beförderung der Moralität benutzen. So erst wird der Religionslehrer wahrer Volkslehrer, indem er das sucht und auf das dringt, dessen Kenntniß allen und jeden Bedürfniß ist. Positive Religion, die eine göttliche Autorität einmal schon für sich hat, begründet die Religiosität des Volks, und in ihr vereinigt sich auch seine Moralität, wie es die Geschichte der ältesten Staaten und die Erfahrung noch heute lehrt. Die Prediger einer bloß reinen Vernunftmoral wirken wenig auf das Volk, weil solche Predigten zu wenig Interesse bey ihm erregen. Wie weit besser ist die christliche Religion und Moral, welche die Forderungen der Vernunft mit den Grundtrieben der menschlichen Natur, und mit den stärksten menschlichen Gefühlen in die genaueste Verbindung setzt! Beziehung auf Vollkommenheit und Glückseligkeit, oder des Interesse, ist und bleibt doch der allmächtige Elater im Menschen. Mag es immerhin wahr seyn, daß solche Beziehungen eigentlich nur Legalität erzeugen. Wenn der Mensch in einem wohlgeordneten Staat nur einmal so weit kommt, daß Gesetzmäßigkeit ihm zur Gewohnheit wird: so ist schon ein wichtiger Schritt zur Moralität geschehen. Ordnung im Außern ist nie ohne Ordnung im Innern. Die

Rigoristen mögen sich hüten, daß sie den Purismus bey der Volksbildung ja nicht so weit treiben, daß, was der Mensch seyn soll, nicht zu schnell auf die wirklichen Menschen überzutragen \*). Der weise Religionslehrer wird wissen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen, die nackte Wahrheit von ihrer Hülle und von den Lehtropfen zu unterscheiden; das Statutarische der Religion, die Gebräuche, Ritus und Formeln als Mittel zum Wesentlichen anzusehen und anzuwenden. Er wird wissen, daß er kein Priester im jüdischen und heidnischen Sinn, auch kein Liturg seyn soll, dessen Geschäft im Ceremonienmachen besteht; aber er wird nicht vergessen, daß er nicht sich und seinem Verstande, sondern andern und ihrem Verstande predigen soll, und nicht dazu angestellt ist, seine, sondern des Volks Bedürfnisse zu befriedigen. Alles Gute muß von innen hervortreten, und jede Erziehung entwickelt und vervollkommnet nur, was schon da ist. Trüge nicht jeder Mensch in seiner Brust ein Heiligthum, gäbe es nicht Maximen des Heilighaltens überhaupt: so wäre alle Bemühung, die Menschen für das Moralischgute zu gewinnen und Religion in sie zu pflanzen, eitel und umsonst. Aber dies Heiligthum, diese Maximen des Heilighaltens, kann der Lehrer bey jedem Menschen voraussetzen, und seiner Lehrweis-

\*) Vorzüglich gründlich sind diese Gedanken in Niemeyers Briefen an christliche Religionslehrer, dritte Sammlung, S. 65 u. f. w. vorgetragen.

heit kommt es zu, von diesen Maximen und von diesem Sinne für das Gute auszugehen, und unter den mannichfaltigen Wegen, die zum menschlichen Herzen führen, die zu wählen, die er hier für die besten hält. Vergißt er aber, daß es sinnliche Vorstellungen sind, wovon der gewöhnliche Mensch ausgeht, will er tumultuarisch alle Hülsen und Lehtropen wegwerfen, und für niemand und in keinem Falle eine andere, als die reine Gesetzgebung der praktischen Vernunft anerkennen; so verfehlt er gewiß den Zweck seines Wirkens, und er handelt nicht im Geiste Jesu, der es nicht unter seiner Würde hielt, in demüthiger Knechtsgestalt zu wandeln, und sich seiner göttlichen Hoheit zum Besten der Kleinen und Unmündigen zu entäußern.

— Nicht jede Wahrheit ist für jeden Kopf; die Bedürfnisse des Herzens sind nicht bey allen dieselben, und wer dem Hungrigen den Hunger, dem Durstigen den Durst und den Nahrungsmitteln, nach denen sie verlangt, den Wohlgeschmack ableugnen will, weil er gerade nicht diese Bedürfnisse fühlt, und sie nicht auf diese Art befriedigen möchte, der empöret das Gefühl dessen, dem er gerade der barmherzige Samariter seyn sollte.

— Das Volk hat doch auch eine Stimme, nicht bloß die Lehrer, und es wäre grausam, nicht darauf zu achten, und seine Wünsche und Bedürfnisse, die von so vielen gelehrten Theologen und gebildeten Nichttheologen

unterstützt und vertheidigt werden, unbefriedigt zu lassen. S. 36.

Wiewohl die Allerhöchst bestätigte Liturgie und die neue vorliegende Kirchenordnung an mehreren Stellen auf diese wahre Pastoralweisheit hinweist: so möchte doch eine nähere und öftere Hinweisung auf diese Pflicht der Religionslehrer und auf diese Bedürfnisse des Volks, als welches auf allen möglichen Wegen zum Reiche Gottes geführt werden soll, jetzt mehr, als je, nöthig und nützlich seyn. Von dem ächt-christlichen Geiste müsse jeder Volkslehrer durchdrungen seyn, daß jeder Mensch ein Recht auf Wahrheit habe, daß aber auch Vorurtheile, wenn sie nichts praktisch Böses enthalten, nicht auf einmal umgestoßen werden dürfen, weil sie mit den Maximen des Heilighaltens zusammenhängen und zum Behikel der Wahrheit gebraucht werden können. Der protestantische Religionslehrer, der auf Gewissens- und Lehrfreyheit, als ihm unveräußerlich, besteht, verhelpe auch seinen Zuhörern zur innern Freyheit durch zweckmäßige Belehrung. Er stürze mit den Waffen der Wahrheit jedes Religionsvorurtheil um, das sich mit dem reinmoralischen Glauben nicht verträgt; aber er sehe auch zu, daß er niemand der Kleinen verachte. Indem er in jedem Menschen den Repräsentanten der Gottheit erkennt, und die Menschheit in ihm ehrt, suche er nicht das Seine, sondern Gottes Sache, und das Beste der Brüder zu befördern!

Damit nun die Volkslehrer in der protestantischen Kirche bey ihren öffentlichen Vorträgen und übrigen Amtshandlungen von diesem Geiste geleitet werden, und in diesem Sinne handeln mögen, dazu können gereinigte, stehende Liturgieen, wenn sie nur nicht ausschließende gesetzliche Kraft erhalten, vortrefflich und wirksam dienen. Sie bewahren die Lehrer vor gewaltsamen Sprüngen und Verstößen gegen die herrschende Denkart, die allmählig gebildet werden soll, wie es dem Geiste einer vernünftigen Reformation und der menschlichen Natur angemessen ist. „So läßt die Knospe,“ sagt der vortreffliche Schwarz, „die Hülle nicht eher fallen, bis sie entbehrlich geworden ist, wenn etwas Edleres, wenn die Blüthe kraftvoll da steht.“ Stehende gereinigte Liturgieen setzen den Lehrer in den Stand, so viel, als bey einer gemischten Gesellschaft möglich, allen alles zu werden, im Geiste und in der Idee des Christenthums Stetigkeit und Einheit zu beobachten, und in der Einkleidung und Sprache zweckmäßige Abänderungen zu gebrauchen. Bey der so verschiedenen Aufklärung der Glieder einer Gemeinde ist es unmöglich, aller Bedürfnisse für Kopf und Herz gleichmäßig zu befriedigen, und keine noch so vollkommene Liturgie wird vermögend seyn, dem äußern Gottesdienste und den Kirchenbesuchen alle die wieder zu gewinnen, die sich davon entfernt haben. Die Verehrer des rationalistischen, allge-

meinen Christenthums werden immer andere Bedürfnisse und Forderungen haben, als die des positiven Christenthums; der Stufen auf der Leiter der moralischen und religiösen Kultur sind so unzählbar viel, daß die Ursachen der Vernachlässigung der öffentlichen Gottesverehrung sich nie alle werden heben lassen. Es ist immer gut, wenn man das Ideal einer reinen liturgischen Verfassung aufstellt; aber man hüte sich, in der Praxis durch eine sublimirte Liturgie seine Gemeinde über ihre Gefühle und Bedürfnisse zu erheben. Will die Obrigkeit, und namentlich das Landesconsistorium, den Volksbedürfnissen durch liturgische Einrichtungen zu Hülfe kommen: so muß schlechterdings dem Lehrer der Gemeinde viel überlassen werden. Man überläßt ihm ja das Wichtigste, den Vortrag der Glaubens- und Sittenlehre, und so viele Wege, wie er auf seine Zuhörer öffentlich und ins Geheim wirken kann; warum will man es seiner Einsicht und Gewissenhaftigkeit nicht überlassen, wie er einzelne Handlungen seiner Amtsführung einrichten, und diese und jene Verbesserung vorbereiten und herbeiführen will? Sollen denn die Vorgesetzten zu dem Prediger nicht Zutrauen äußern? Oder, giebt es denn kein Mittel, zu erfahren, wie nützlich oder unnützlich er sein Amt führt? Ist etwa der Prediger der Einzige, den man mit sanftmüthigem Geiste nicht zurechtweisen kann, wenn er fehlt? — Eine gewisse Einheit und Stetigkeit, wie schon

behauptet, muß seyn; es müssen gewisse Ordnungen seyn, ohne die keine kirchliche Gesellschaft bestehen kann; aber sie müssen nie zu ewigen und unabänderlichen Gesezen werden, sie können nicht allenthalben dieselben seyn, und der Lehrer einer einzelnen Gemeinde kann es für nöthig finden, gerade bey dieser Gemeinde, gerade jetzt eine Abänderung zu machen. Der Buchstabe, auch der besten Liturgie, tödtet. So lange der Lehrer nur in dem Geiste der vorgeschriebenen Liturgie handelt, kann man ihm keinen Vorwurf des Ungehorsams gegen seine Obrigkeit, oder einer unnützen Neuerungs-sucht machen. Wenn daher nach S. 27., den in der Kirchenordnung aufgestellten Principien gemäß, die näheren liturgischen Bestimmungen für die verschiedenen Sprengel gegeben werden sollen; so ist höchlich zu wünschen, daß nicht einzelnen Predigern, und somit auch einzelnen Gemeinden, Fesseln angelegt werden mögen. Denn nur wenige auserwählte Märtyrer möchten, Fesseln tragend und vom Kreuze gedrückt, mit frehem Sinn ihre Gemeinde hinführen zum aufgestellten Ziel, das nur durch freye Bewegung und Kraftäußerung errungen werden kann. Macht die Kirchenordnung S. 40 und 41. es den Predigern mit Recht zur heiligen Pflicht, so viel irgend von ihnen abhängt, den öffentlichen Gottesdienst bey den Gemeinden zu befördern; so schließt diese Forderung auch das Recht und die Befugniß des Predigers

in sich, mit Einsicht und Gewissenhaftigkeit alle Mittel zu dieser Absicht aufzusuchen und zu gebrauchen, und oft scheint dem Entfernten klein und unbedeutend, was, in der Nähe betrachtet, groß und wichtig ist. Und gewiß, die öffentliche Gottesverehrung verdient es durch ihren Einfluß auf sittliche Besserung, durch ihren innigen Zusammenhang mit der Gottesverehrung im Geiste, daß man keinen Beytrag zur Beförderung derselben abweisen, und keine Bemühung, auch ohne speciellen Befehl, dazu mitzuwirken, als Ungehorsam gegen die Obrigkeit und Abweichung von der vorgeschriebenen Amtspflicht behandeln und tadeln sollte. Jedem Volkslehrer, der sich mit den Kenntnissen der Edleren seiner Zeitgenossen bereichert, aber mit der Denkart des größten Haufens vertraut ist, muß es einleuchten, daß ohne Heilighaltung der öffentlichen Gottesverehrung eine schreckliche Volksverwilderung einreißen würde, die ihrer Natur nach jeder Staatsverfassung gefährlich werden müßte, und daß man dem Kultus nicht genug innere und äußere Würde und Zweckmäßigkeit geben kann, um dadurch wahre Religiosität zu befördern. Denn alle kirchliche Observanzen und Ritus leiten hin auf moralisch = religiöse Ideen, die, sinnlich dargestellt, das Herz mit Religion ergreifen. Wichtiger noch erscheint der äußere Gottesdienst, wenn man ihn nicht bloß als Mittel, sondern auch selbst als Zweck ansieht. Und sobald das objektive Daseyn

Gottes kein Urding ist, wie denn auch die ganze heilige Schrift die Objektivität voraussetzt: so sind wir Gott auch öffentliche Beweise unserer Ehrfurcht schuldig, ohne eben anzunehmen, daß er Hofdienste von uns verlange. Von dieser Seite hat auch bis auf die neueren Zeiten die christliche Kirche den öffentlichen Gottesdienst angesehen und beyde Ansichten mit einander verbunden. Dabey bleibt es denn immer wahr, daß der äußere Kultus ein Mittel zur sittlichen Vervollkommnung seyn soll. Christliche Religionslehrer müssen um so mehr jede Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes, nicht bloß der bestehenden Liturgik, sondern auch nach eigener Einsicht der Lokalität gemäß, vorbereiten und herbeyführen, da selbst Jesus einen so hohen Werth darauf gelegt hat. Früh und regelmäsig verrichtete er denselben, wo ihn alle Juden verrichteten, im Tempel. Er fand sich, ungeachtet seiner superieuren Einsichten, mit der versammelten Menge bey den bestimmten Religionsfesten ein; er aß das Passahlamm und wohnte den Ritus bey, deren geistigen Sinn die Menge nicht ahnete. Er achtete in den Menschen die Maximen des Heilighaltens als ein Kleinod und bauete auf ihnen das Heiligthum der Menschheit auf. So muß auch jeder Religionslehrer, wenn er wahrer Menschenfreund und Volkslehrer seyn will, sich nicht nur in den eigentlichen Lehrvorträgen an das Volk anschmiegen, sondern auch

alles Bestehende, sey es auch nur an diesem Orte, in diesen Verhältnissen und dieser Zeit, so viel wie möglich, mit praktischen und moralischen Maximen versehen. Es ist ein wahres Uebel für die Gemeinen, wenn man immer etwas Neues wissen will, und doch nichts Schicklicheres zu geben weiß; daß man den Menschen aus seiner Sphäre herausreißen will, und wenn er sich nicht sogleich nach dem gemachten Ideale modeln läßt, ihn, es sey nun mit christlich orthodoxer oder rationalistischer Wuth, mißhandelt, um seine Menschheit zu veredeln und zu beseligen, nachdem man sie moralisch in ihm getödtet hat. Die Art und Weise, wie sich bey dem gemeinen Manne Gedanken und Empfindungen gebildet und entwickelt haben, ist von der unsrigen so weit verschieden, daß auch die geschärfte Denkkraft, der anhaltendste Beobachtungsgeist nicht immer die äußern Erscheinungen auf den wahren Entstehungsgrund zurückführen kann. Heißt es nun nicht mit Recht ein Mergerniß, Skandal, einen moralischgefährlichen Anstoß geben, wenn Menschen, die in ihrer Art zu denken und zu empfinden, über den gemeinen Haufen weit hervorragen, ihre Verbesserungsvorschläge denen zum Bedürfniß machen wollen, die kein Bedürfniß dazu fühlen und keinen Sinn dafür haben. Wie viele aufgeklärte Prediger bleiben daher, aus Furcht, zu verwunden, statt zu heilen, — niederzureißen, statt

zu bauen, lieber beym Alten, sofern nur die Moralität, um derentwillen doch alle Neuerungen gemacht werden sollen, dadurch nicht gefährdet wird. Ich will für jetzt nur bey den sogenannten konsekrirten Formeln des Seegens, Vaterunsers u. s. w. stehen bleiben. Eine Kirchengesellschaft besteht nicht aus lauter τελειοι, Vollkommeneren, die sich über manches Statutarische erheben können und sollen; zu solchen soll der Religionslehrer die übrigen hinanziehen, und dies kann er nicht anders, als, indem er sie da ergreift, wo sie stehen, und der Natur gemäß von Stufe zu Stufe leitet. Die Wirkungsart der Formeln auf Erweckung der Religiosität, steht mit dem Einflusse der Legalität auf Moralität in einem verwandten Verhältnisse. Mögen immerhin gewisse Formeln dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen seyn oder scheinen; ist man denn berechtigt, sich für stark zu halten, wenn man sich an Kleinigkeiten ärgert? Oder ist der wahrer Philosoph, der an seine Brust, vor aller Welt Augen, schlägt und laut spricht: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht an das Kreuzschlagen und an die mosaische Seegensformel glaube; auch danke ich dir dafür, daß ich nicht, wie jener einfältige Priester: Vater unser! sondern: Unser Vater! sagen kann?“ Ich weiß es auch, daß der mosaische oder aharonitische Seegensspruch in verschiedenen Aegenden und in verschiedenen Kirchen sehr variirt hat und noch variirt;

weiß es auch, daß das Vaterunser keine Zauberformel ist, weder wenn unser, noch wenn Vater voransteht; ich weiß es auch, daß das Kreuz nicht selig macht, wiewohl ich es nicht so unästhetisch finde, als einige; aber ich behaupte auch, und die Erfahrung aufmerksamer Lehrer wird mir beystimmen, daß von dunkeln Gefühlen — was soll man machen, wenn fürs erste weiter nichts da ist? — auch Gutes hervorgehen kann; daß geheiligte Formeln manche religiöse Gedanken zurückrufen, den Geist zur Feyerlichkeit stimmen und Andacht erwecken. Eine weise Obrigkeit befehle nur nicht, diese oder jene Formel abzuschaffen, eine andere einzuführen, die doch auch nur Formel ist, und bey der man sich nach langer Gewöhnung auch nichts mehr denkt, und bey der man vielleicht nie Etwas gefühlt hat. Religion aber will gefühlt seyn. Eine gute Liturgie quintessensirt und sublimirt überhaupt nicht, am wenigsten bey Formeln, die, sie mögen seyn, welche sie wollen, bey einigen immer nichts, bey andern aber immer sehr viel sind. Es sey dem Lehrer erlaubt, das Vaterunser einmal oder auch zweymal zu beten, den Segen mit ausgestreckten oder gefalteten Händen zu sprechen und die Kollekte zu psalmodiren oder herzusagen. Ist nur der Lehrer gegen Anklagen und Verläumdungen geschützt: so wird er mit willigem Ohr für die Wahrheit und mit freudigem Geiste, bey der Nutzbarkeit seines Amtes, seine Gemeinde

immer weiter zur christlichen Vollkommenheit zu führen sich bestreben. Da der Zeitgeist so allmächtig alle mit sich fortreißt: so wird er ja auch nicht allein still stehen wollen — und können. Der rechtschaffene Mann will nur das schwache, schwankende Rohr nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht durch zu gewaltsamen Anhauch seines Geistes nicht auslöschen.

Aber ähnlich ist die Aengstlichkeit, worin gewissenhafte Prediger versetzt werden, wenn man ihnen durch stehende Liturgieen, die für eine ganze Provinz gegeben sind, verbietet, ihres Orts unvermerkt Verbesserungen vorzunehmen, die nicht in der allgemeinen Liturgie stehen, doch aber ihrem Geiste und Inhalte nicht zuwider sind. Personen, Umstände und Bedürfnisse sind in jeder einzelnen Gemeinde verschieden; beynahе jeder Ort unterscheidet sich von dem andern durch seine eigenthümliche Denkart, die aus einem Gewebe mannichfaltiger Vorstellungen besteht, die an jedem Orte besonders im Umlaufe sind, so daß ich nicht wüßte, daß, außer einem gemeinschaftlichen Gesangbuche, irgend welche Formeln und Einrichtungen in den verschiedenen Gemeinden dieselben seyn müßten. Wird dieser Umstand vergessen, so werden alle unsere Bemühungen, durch allgemeine liturgische Verbesserungen zu nützen, ohne Erfolg bleiben. Die Prediger halten ja nicht einerley Predigten; warum sollen sie denn gegen die Regel:

Allen Alles (cum grano salis)! eine formelle Einheit bey ihren übrigen Funktionen beobachten? oder allemal vorher von ihren Obern, die bey dem besten Willen und dem besten Auge doch nicht, wie, wären sie in der Nähe, sehen können, Rath einholen? Die weisen Obern würden ja doch auch weiter nichts sagen können, als: Rede, wie sich ziemet, nach der heilsamen Lehre: Solches rede und ermahne und strafe mit ganzem Ernst. Laß dich niemand verachten. Tit. 2.

Mechanismus in den eigentlichen Amtsgeschäften des Volksherrers taugt überall nichts, und die beste, wie die schlechteste Maschine bleibt immer Maschine. Durch strenge Befehle, sich an eine neue Liturgie zu halten, sey sie auch die möglichstbeste, wird nichts gewonnen; es tritt nur ein neuer Mechanismus an die Stelle des alten. Wie ist der Staat zu bedauern, der Lehrer anstellt, zu denen er kein Zutrauen haben kann, die ihr ganzes Leben hindurch Buchstaben zusammensetzen müssen, weil sie den Geist des Gegenstandes noch nicht auffassen können. Und, o! der armen Gemeine, deren Hirt und Führer selbst bey denen kein Zutrauen besitzt, die ihm ihre Pflege übertrugen, den man immer leiten und gängeln, der von weitem her immer Weisung erhalten muß, wo gute Weide für die Hungrigen und ein labender Bach für die Lechzenden ist! Und ein Geschäft, woben das Herz zum Herzen reden soll, wird immer schlecht getrie-

ben, wenn Mißtrauen herrscht und der Wirkungskreis ohne freye Aussicht von dornichten Necken und hohen Wällen beschränkt ist, über welche der Sprung den eifrigen und gewissenhaften Lehrer in den bürgerlichen Tod stürzt. Eine nützliche und ächtprotestantische Liturgie muß nur ein Musterbuch der besten Formulare zur Auswahl und Nachbildung für die Lehrer enthalten. Die Fehler Einzelner, die von dieser Freyheit zuweilen nicht den besten Gebrauch zu machen wußten, können doch unmöglich der Maasstab seyn, nach welchem man den Wirkungskreis des Predigers bestimmen will? Luther selbst verpönte gewisse Lehrformulare bloß um der einfältigen Pfarrherren willen? Und in unserm Vaterlande, wo wir uns schon längst manches Guten erfreuten, das anderen fehlte, kann die Kirche, wenn auch nicht immer mit vorzüglichen, doch mit brauchbaren und einsichtsvollen Männern, wenn man sie sucht, gewiß versehen werden. Und, die Wahrheit laut und frey zu sagen: Alle Kirchenordnungen und Vorschriften können, ihrer Natur nach, bloß das Mechanische und Aeußerliche des Predigamtes und Kirchenwesens betreffen. Aber es kommt hier doch alles auf Geschicklichkeit, Klugheit und Gewissenhaftigkeit, es kommt auf den Geist an. Derjenige Lehrer erfüllt noch lange nicht seine Pflichten, der nichts gegen den Buchstaben des Gesetzes thut; er kann dabey noch immer

ein „unnützer Knecht“ seyn, weil seine Amtsführung in soweit nur negativ gut ist. Das Positive, ob der Lehrer wirklich Gutes thue, gehört eigentlich vor den Richterstuhl des Allwissenden. Ueber das Negative mögen Obrigkeiten und Konsistorien die nöthige Aufsicht haben. Für das Positive soll und kann der Staat nur dadurch sorgen, daß die Zahl der einsichtsvollen und rechtschaffenen Lehrer immer größer werde. Werden keine andere, als solche Lehrer angestellt: so ist es hinlänglich, wenn weise und sachkundige Vorgesetzte ihnen in schwierigen Fällen nicht mit Befehlen, als welche nur auf das Negative gehen können, sondern liebevoll mit Rathschlägen und eigener Erfahrung zu Hülfe kommen. Giebt es im Lehrstand hier und da einen, der mehr bedarf: so gebe man ihm, was ihm mangelt und stärke den Schwachen. Quilibet praesumitur bonus. Dies möge, so zu sagen, die christlich-juristische Maxime seyn, nach der Vorgesetzte mit ihren untergeordneten Predigern stets und überall verfahren! Alsdann werden keine, alles mit Drohungen motivirende, Machtsprüche die schüchternen und besorglichen Gemüther einiger Lehrer schrecken und beengen. Alsdann werden wohlmeinende, aber zu rasche, Männer von einer übereilenden Aufklärungssucht zurückgehalten werden. So lassen sich dann auch nach und nach manche Mißbräuche und mancher Uebelstand heben, und manches Beste-

hende nicht nur unschädlich, sondern auch nützlich machen.

Ich mache hiervon Anwendung auf einiges, was in der neuen Kirchenordnung abzustellen geboten ist.

§. 53. wird gesagt: „die allgemeine Beichte, weil sie moralischen Mißbrauch veranlaßt, ist abzustellen.“

Wie verschieden sind doch hierüber die Meinungen unter den vorurtheilfreysten Denkern! Nachdem man die, Jahrhunderte bestandene, Privatbeichte, nach dem Wunsche aufgeklärter Layen und Theologen, abgeschafft hat, sind seit einiger Zeit wieder einige, nicht gemeine, Denker mit Empfehlung derselben, als einer guten Gelegenheit zur Bereicherung und Aufklärung der Religionsbegriffe der Konfittenten, aufgetreten. Es ließe sich freylich darüber viel sagen, ob der Beichtstuhl dazu eine schicklichere Gelegenheit gebe, als die Kanzel und Hausbesuche. Bey großen Gemeinen läßt es sich überhaupt nicht thun. Und jede Sache hat — nicht zwey, sondern mehrere Seiten, von denen sie sich ansehen läßt und angesehen werden muß, wenn man sich richtige Vorstellungen davon machen will. Das Beichten selbst, worüber schon Luther mehrmals bittere Anmerkungen machte, in sofern es ein Rest des Pabstthums ist, muß bloß als Vorbereitung zum Abendmahl angesehen und dazu benutzt werden. In sofern muß sie allgemein

seyn, wenn sie Nutzen stiften und auf ein Bundesmahl zweckmäßig vorbereiten soll. Ob nun aber die zur Feyer des Abendmahls Versammelten selbst und laut eine gemeinschaftliche Beichtformel hersagen, oder der Prediger ihnen dieselbe vorsprechen, oder ob die bisher sogenannte Beichte bloß in einer Anrede des Predigers bestehen soll? Diese Frage läßt sich unmöglich allgemein beantworten, und die Allerhöchst bestätigte Liturgie von 1805 drückt sich auch hier, wie durchgängig, mit vieler Weisheit und Kondescendenz aus. Billig müßte jede Art der Vorbereitung zum Abendmahl erlaubt und den Gemeinen und ihren Predigern frey gestellt seyn, wenn nur der Zweck der Stiftung nicht verfehlt wird. Und dies zu bestimmen, ist eben so äußerst schwierig, wegen der verschiedenen Ansichten, Wünsche und Bedürfnisse. Man verlangt zu viel von dem Lehrer, wenn man sagt, er sey eben dazu da, die richtige Ansicht zu geben, die Wünsche zu läutern und offenbar schädlichen oder doch gefährlichen Bedürfnissen vorzubeugen. Alles sehr wahr, und welcher Religionslehrer sieht dies nicht als heilige Pflicht an und arbeitet in diesem Geiste? Aber hic Rhodus, hic — — — Der Lehrer allein kann nicht alles ausrichten, er kann oft nur sehr wenig. Seine Stimme verhallt oft in der Wüste. Viele feindliche Kräfte wirken ihm entgegen. Innerhalb und außerhalb der Mauern wird viel gesündigt! — Daß aber das Bestehende

und Heiliggehaltene der Moralität und ächten Religiosität nicht entgegen wirkt, daß der Glaube an Zauberformeln vernichtet werde: dazu kann und soll der Lehrer auch bey der wichtigen Abendmahlsfeyer, wie überall, wirken; hierüber können und sollen die Obern den Schwachen, wenn es irgendwo einen solchen giebt, belehren. Mir sind viele Fälle vorgekommen, wo ich einen schwachen Kranken der Beichte überheben wollte, und gewöhnlich die Antwort erhielt: „Ich will beichten.“ Aehnliche Erfahrungen werden die meisten, wo nicht alle, meiner Amtsbrüder gemacht haben. Man belehre auf der Kanzel, vor dem Altare, und wo sich die Gelegenheit dazu ergreifen läßt, und überlasse es den Umständen und der Zeit — vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag — wie sich die Knospe der Aufklärung und Humanität entwickeln, in welchem Farbenspiel sich ihre Blüthe zeigen werde. Der Staat bereite den Boden zur Saat vor, der Lehrstand säe guten Saamen zu rechter Zeit; und diese lernt er aus keinem Kalender, sondern, wenn er, wie Jesus lehrt, das Haupt emporhebt und sich umschaut nach den Zeichen des Himmels und der Erde. Die Erndtezeit hat sich Gott allein vorbehalten. Ich beziehe mich auch hier auf das, was ich über die nöthige Schonung der Schwachen und über die große Verschiedenheit der Ansichten gesagt habe, die sich zwischen dem philosophisch = gebildeten Verstande und der bey weitem

größern Anzahl der weniger Gebildeten befindet. Besonders sind die Landleute, dieser achtungswerthe Stand, zu schonen. Die meisten ahnen es nicht einmal, daß den Gelehrten ihre Art, Gott äußerlich zu verehren, auffallend, unschicklich oder wohl gar schädlich scheinen könne. Sie beugen sich vor dem Herrn ihrer Schicksale in den Staub, sagen laut ihre Reue und ihre Vorsätze, ohne eben zu glauben, daß Gott dies alles sonst nicht wissen könne. Sie nehmen die Versicherung der Vergebung der Sünden an, nicht wähnend, der Prediger könne Sünden vergeben, sondern überzeugt, Gott werde dem sich Bessernden vergeben. Dahin zweckt auch jede Belehrung des Predigers ab. Wohl dem Staate, wenn es andern bey anderer Bildung frey steht, sich auf ihre Art zu erbauen; wenn weder dem Starken, schwach zu werden, noch dem Schwachen, stark zu seyn, geboten wird. Bis die Menschen zu der reinen Vernunftgesetzgebung gereift seyn werden, darf man die psychologische Bemerkung des Dichters nicht übersehen:

Segnius irritant animos demissa per aurem  
 Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus; et quae  
 Ipse sibi tradit spectatos.

*Hor. A. P. v. 180.*

Wenn S. 498. der neuen Kirchenordnung gesagt wird: der Pfarrer soll einem Eingepfarrten, der gefährlich krank oder vor Alter schwach ist, auf dessen Verlangen, nur mit Vorwissen und Er-

laubniß des Arztes, das Abendmahl außerhalb der Kirche reichen; so bin ich weit entfernt, dem Mißbrauche, der mit der Krankenkommunion, die an sich gar nicht Kommunion ist, getrieben wird, das Wort zu reden. Aber erstlich setzt dieser Befehl, auch auf die Landgemeinde angewendet, voraus, daß überall und in einer solchen Nähe, daß sie ein armer Landmann erreichen kann, Aerzte sind, welches doch nicht immer der Fall ist; und dann wäre es auch wohl bedenklich, — ich spreche immer von den Schwachen — jedem Arzte einen solchen Einfluß auf die Urtheile über die moralische Nützlichkeit oder Unnützlichkeit des Abendmahls zuzugestehen. Der gemeine Mann trauet so schon in der Regel vielen aus den weltlichen Klassen nicht die vorzüglichste Anhänglichkeit an äußere Religion und, was bey ihm innigst damit zusammenhängt, an Religion überhaupt, zu. Abschlägige Antworten würden von rechtschaffenen Aerzten oft aus guten medicinischen Gründen, von einigen aber auch aus persönlicher Nichtachtung des Kultus erfolgen. Anfangs würde dies dem gemeinen Mann nur unangenehm seyn und ihn gegen den freymüthigen Arzt aufbringen, aus Mangel an Einsicht der Ursachen; am Ende aber könnte und würde es nachtheilig auf seine Urtheile über das Abendmahl, und somit über die ächte Religiosität selbst wirken. In Herzens- und Glaubenssachen traut er denn doch seinem Lehrer mehr zu,

als andern. Und diesem muß es auch die Obrigkeit zutrauen, und kann es von ihm fordern, daß er dem groben Mißbrauche der Privatkommunion mit Schonung, aber doch mit Charakterfestigkeit vorbeuge. Gewiß wird kein Prediger, besonders auf dem Lande, bey großen und ausgedehnten Gemeinden, die Anhänglichkeit an diese für die meisten pure Ceremonie unterstützen, da Krankenbesuche zu den der Gesundheit des Körpers schädlichsten und abmattendsten Arbeiten gehören. Mit Vorliebe treibt gewiß keiner dies Geschäft. Welch ein Aufenthalt für einen gebildeten Mann, in einer sämützigen, von tausend verschiedenartigen Dünsten angefüllten Stube! Welche herzerreißende Scenen am Krankenbette, umringt vom Tode und Todesgestalten! Wie viel Entschlossenheit und Menschenliebe ist nöthig, um bey ansteckenden Seuchen im Pflichtgefühl hinzugehen, wohin die schwache Stimme des Verlassenen ruft! Man überlasse es dem Prediger, seine Gemeinde auch über die Krankenbesuche zu belehren, und die liebe Obrigkeit mache es ihm nur nicht zum Verbrechen, wenn er nach Gewissen zuweilen das Ansuchen einiger Gemeinieglieder abschlägt. Zuweilen würde der gewissenhafteste Prediger die Krankenkommunion verweigern, wenn er nicht befürchtete, bey etwaniger Klage über ihn, in unangenehme Verwickelungen zu gerathen und von der Obrigkeit in Ansprache genommen zu werden.

Uebrigens ist, wenigstens bey unserm Letten, in der Regel nicht zu befürchten, daß der Besuch des Predigers nachtheilig auf seinen Körperzustand wirken werde. Die sehnliche Erfüllung seines Wunsches, verbunden mit seinem, oft beneidenswerthen, Stoicismus und der Gemüthsruhe seiner Freunde, bewirkt oft, durch das Vermögen des Gemüths, über den Körper, was kein physisches Heilmittel vermocht hätte. Also man traue nur der Einsicht und Gewissenhaftigkeit des Predigers etwas zu, und schütze ihn gegen unnütze Klagen: so werden die Krankenkommunionen nicht schaden und immer seltener werden. —

Der 485ste §. verbietet die Nothtaufe, weil dadurch Unordnung in den Kirchenbüchern entstehe.

Der Prediger kann überall nichts weiter thun, als lehren. Die Obrigkeit kann aus Machtfülle befehlen; sie wird aber nicht des Hohenpriesters Kaiphas Grundsatz haben, welcher meinte, „es wäre gut, daß ein Mensch würde umgebracht für das Volk“ (Joh. 18, 14.); zumal wenn es noch sehr problematisch ist, ob es dem ganzen Volke zum geistigen Leben gedeihe, wenn man ein geheiligtes Vorurtheil, das durch, dem Aufgeklärten unbekannt, Fäden mit den Maximen des Heilighaltens zusammenhängt, durch einen Machtspruch vernichten wollte. Jesus zerstörte gerade des Teufels Reich, indem er den Teufel austrieb. Er lehnte alle Beweise für seine gött-

liche Sendung durch Zeichen und Wunder ab, indem er das Zeichen Jonas gab. Warum eine arme — und steckt sie in Aberglauben, desto ärmere — Wöchnerin beunruhigen? sie, die der Ruhe des Geistes und Körpers so bedürftig ist? Wer möchte wohl das Herz der Mutter, das bey dem Anblick des eben mit Schmerzen geborenen, und schon dem Todesengel in die Arme sinkenden Kindes brechen will, zur Ehre seiner Wahrheit, um den einzigen Trost, nach dem sie jetzt dürstet, grausam berauben? Man kann sie ja darüber zu einer andern Zeit belehren, und dem etwa schädlichen Einflusse des Beyspiels einer gestatteten Nothtaufe auf das Volk, auf tausend Wegen vorbeugen. Daß in einer jeden Gemeine immer noch hier und da sich das zeigt, was der Aufgeklärte Aberglaube nennt, wird ja wohl niemanden auffallen, wenn er bedenkt, daß nach so viel Lehrbüchern der reinen Moral doch noch keine reine Tugend erschienen ist; daß das Menschengeschlecht schon so viele tausendmal und oft so gründlich, schriftlich und mündlich, über die wichtigsten Gegenstände der bürgerlichen Verfassung belehrt worden ist, und doch die vollkommene Verfassung noch immer gesucht wird. Wissen, was wahr und gut ist, ist des Verstandes Ehre; ihm nachstreben, ist der Adel des Herzens. Jenes zu lehren, zu diesem zu ermuntern, ist des Lehrstandes Beruf und Pflicht.

Mit wie vieler Schonung und menschenfreundlicher Weisheit sagt die Allerhöchst bestätigte liturgische Verordnung S. 46.: „Obschon bey der Entstehung der sogenannten Nothtaufe unrichtige Begriffe zum Grunde lagen: so wird sie doch, in sofern sie zur Beruhigung der Aeltern dient, nicht geradezu verboten; aber die Prediger haben darauf hin zu arbeiten, daß ihre Gemeinen richtigere Ansichten von der Taufe erhalten u. s. w.“ Hierzu sagt jeder gewissenhafte Prediger von Herzen Amen! —

Der Aberglaube berührt mit der Scheitel den Himmel, und streckt seine Wurzeln in des Schattenreichs tiefste Tiefe hinunter. Wenn er nicht mit der Wurzel ausgerottet werden kann: so hilft das Abhauen der Zweige, das unter der Scheere Halten, auch das Verstutzen der Wurzeläste nichts, oder nur zum Schein. Er reproducirt sich in tausend neuen Gestaltungen, treibt nur desto tiefere Wurzeln nach innen, wenn man ihn nicht frey sich entwickeln läßt. Darum beobachte man seine Erscheinungen; die Arten seiner Aeußerungen, warne die Nachbarn vor der Ansteckung seiner giftigen Ausflüsse, damit sie ihren Boden und sich wahren, und suche den Boden, auf dem der verderbliche Baum entsprossen ist, aus dem er seine Nahrung zieht, allmählig und gründlich zu verbessern.

Die heidnischen Lappländer wuschen sich und

ihren Kindern die christliche Taufe, die sie nicht abwehren konnten, wieder ab, und wahrlich! so lange sie glauben, daß Unglück, Krankheit und schneller Tod von den Geistern der heidnischen rechtgläubigen Vorfahren ihnen heraufgeschickt werden, wird keine Taufe in kirchlich-christlicher Form und kein Verbot ihre eigene herkömmliche Taufe um ihr Ansehen bringen können. Ein lehrreiches Beyspiel! Die Resultate ergeben sich von selbst. —

An diesen drey berührten Gegenständen mag es genug seyn, um zu zeigen, daß — wie ich oben behauptete — bey dem Kirchenordnungs-Entwurf die allgemeine liturgische Verordnung allerdings zum Grunde gelegt ist, und daß die Principien derselben auch dem Verfasser des Entwurfs leitende Ideen gewesen sind; aber wer wird auch nicht finden, daß in dem Kirchenordnungs-Entwurf viele, in der Liturgie nicht befindliche, positive Vorschriften gegeben, und Lehrern und Gemeinen in den Normen Fesseln angelegt sind, die mit der protestantischen Gewissensfreiheit, wie sie uns Alexander, der Menschenfreund, vor drey Jahren bestätigte, nicht bestehen zu können scheinen. In der Allerhöchst bestätigten allgemeinen liturgischen Norm S. 4. wird ausdrücklich gesagt: „daß die dort aufgestellten Ansichten und Principien für jeden Gegenstand des Kultus zum Grunde gelegt werden

sollen.“ In dem Geiste also, nicht nach dem Buchstaben jener Verordnung, nicht unter dem Gesetze gefangen, sondern in christlicher Freyheit sollen Lehrer und Gemeinen handeln, sich fortbilden, und zu jeder Zeit und unter allen Umständen nur ihres Glaubens leben, damit sie durch eigene Kraft, von der göttlichen Kraft der Wahrheit unterstützt, zu dem männlichen Alter der Vollkommnern gelangen.

Richter.

(Der Beschluß folgt).

---

## III.

## Iwan Maseppa \*).

Frey nach Golikow bearbeitet \*\*).

Iwan Maseppa, in Wolhynien um das Jahr 1645 aus einer geringen Schlächtizfamilie geboren, an Johann Kasimirs Hofe als Edelknabe erzogen, entwickelte früh schon große Talente und niedrige Neigungen. In einer Jesuitenschule machte er Fortschritte in der lateinischen Sprache und Rhetorik, — unter Hofintriguen, in den Künsten der Arglist und Heucheleiy.

Eine ehrlose Handlung riß ihn aus seinen Verhältnissen im Vaterlande, um ihm einen glänzenderen Wirkungskreis in der Ferne darzubieten. Unser Held fängt an und endigt mit Schande.

Maseppa hatte sich nämlich die Gunst eines polnischen Magnaten verschafft, und vergalt ihm

\*) Nach dem Russischen muß dieser Name Maseppa, und nicht, wie bisher, Maseppa geschrieben werden.

\*\*\*) Der Verfasser hat, als halber Uebersetzer, diesen Aufsatz aus dem funfzehnten Theile der Supplementbände zur Geschichte Peters des Großen von Golikow (dessen Werk dreyßig Bände füllt) gezogen, wo gegen dreyhundert Seiten diesem Gegenstande gewidmet sind. Der Leser wird hier, bis auf den Vorfang, lauter neue Sachen antreffen, welche die Geschichte des größten Regenten Rußlands auch in pragmatischer Rücksicht bereichern, den künftigen Bearbeitern nützlich und für die Lektüre (bey aller Rohheit vernachlässigter Darstellung) nicht ohne Interesse seyn dürften.

diese, indem er die Tochter desselben ihrem Bräutigam abtrünnig machte und sie dem väterlichen Hause entführte \*). Der Treulose wurde eingeholt — gezeißelt — auf ein wildes Pferd befestigt und so seinem Schicksal überlassen. Das befreyte, nach seiner vaterländischen Gegend zurückeilende, Thier wurde am Dnepr von Kosaken aufgefangen, und der zerschlagene, mit Blut bedeckte, von Hunger und Durst erschöpfte Maseppa losgebunden, zu sich gebracht, gestärkt und geheilt. Er nahm dort, vier und zwanzig bis fünf und zwanzig Jahr alt, Kosakendienste.

Maseppa wußte jetzt seinen neuen Gefährten die Meinung beyzubringen, daß er zur griechischen Kirche gehöre, da er sich doch niemals im Herzen von der katholischen entfernt hat. Kühnheit und Muth bey kriegerischen Unternehmungen, erwarben ihm die Achtung seiner Vorgesetzten.

Noch war der unruhige Peter Doroschenko Kosakenhetman. Demjan Mnogogreschny, welcher die russische Regierung zuerst auf die treulosen Absichten dieses Kosakenheß aufmerksam machte, ward dafür von Alexei Michailowitsch

---

\*) Voltaire behauptet dies von der Gattin des Magnaten. Da indessen die Polen weniger auf ihrer Weiber, als ihrer Töchter Ehre eifersüchtig zu seyn pflegen, und Theophan, der Erzbischof, unserer Meinung ist; so macht die Größe der väterlichen Ahndung die Nachricht einheimischer (russischer) Schriftsteller wahrscheinlicher.

(1669) auf dieser Seite des Dnepr als Gegenhetman eingesetzt; ihm folgte (1672) Iwan Samoilowitsch. Doroschenko wußte sich indessen auf der andern Seite, mit Hülfe der Tataren und Türken, gegen die Angriffe der Gegenparthey zu behaupten, und dies durch Plünderungen zu beweisen. Einer seiner eifrigsten Anhänger war Masappa, den er auch als Abgeordneten nach Perejaslaw sandte (wo der andere Hetman Samoilowitsch, um Frieden und Ruhe wieder herzustellen, die Starschinen und Obersten versammelt hatte), dem Scheine nach, den Plänen des Samoilowitsch beizutreten, in der That aber bloß um durch Ränke und Vorspiegelungen die Verathschlagungen in die Länge zu ziehen, damit sein Oberhaupt Zeit gewinnen möchte, im nächsten Sommer einen neuen Versuch zu machen, um, unter türkischem Schutze, die Gegenparthie niederzudrücken. Diese Absicht Doroschenko's mißlang jedoch, und Samoilowitsch wurde nun zum Hetman der russischen und polnischen (durch den Dnepr geschiedenen) Ukraine ausgerufen. Doroschenko sandte darauf seinen Masappa als Botschafter zum Sultan. Allein die Kosaken nahmen diesen Abgeordneten gefangen und schafften ihn, nebst den bey ihm gefundenen Brieffschaften, nach der russischen Residenz. Hier war es Zeit, eine andere Rolle zu spielen. Masappa änderte daher sein politisches System, und Samoilowitsch selbst verwandte sich

für seine Befreyung, die denn auch im Jahr 1679 erfolgte \*).

Maseppa gewann sehr bald das Vertrauen seines neuen Chefs und Wohlthäters in einem hohen Grade. Sein Talent, die Gemüther der Menschen, mit denen er umging, zu fesseln und sie sich unterwürfig zu machen — seine Verstellungskunst — sein scheinbarer Eifer für die griechische Kirche und den Staatsdienst — seine Geschicklichkeit im Schönschreiben \*\*) — seine Gewandtheit und die Kunst, sich in allen Lagen zu schicken, zeichneten ihn so sehr bey dem Hetman aus, daß er anfangs

\*) In einem Zaarischen Rescripte vom 12ten August dieses Jahres an den Koschowi Utaman Serka, wird Maseppa ein Kosak des Doroschenko genannt, und erhält die Erlaubniß, mit Frau und Kindern auf seinen Besitzungen zu wohnen. Also (folgt Golikow) war er bisher ein gemeiner Kosak — hatte Frau und Kinder. Das erste konnte indessen in dem Zaarischen Rescript ein bloßer Verkleinerungstitel seyn, weil er einem Rebellen gedient hatte. Das andere verschaffte ihm vielleicht das Recht, selbst verheirathet, auf Besitzungen zu leben — die er sich doch wohl noch erwerben mußte. Außer jener Zaarischen Schrift haben wir keinen Grund, ihm Frau und Kinder beizulegen. Wir kennen seine Mutter als Nektissin des Petscherschen Jungfrauenklosters unter dem Namen Maria Magdalena, seine leibliche Schwester Alexandra Stepanowna, die zweymal verheirathet war; das erstemal an den Starschin Obidovskij, das anderemal an den Unterstarschin Jan Woinarowskij, und deren Sohn Iwan, der 1701 bey Pleskow endigte. So umständlich schreiben die Chroniken von Maseppa's Verwandten, und nichts von seiner Frau und seinen Kindern.

\*\*) Maseppa's, im Archiv des Kollegiums der auswärtigen Angelegenheiten zu Moskau aufbewahrten, Briefe und Unterschriften geben davon einen deutlichen Beweis.

als Sekretär in der Hetmanskanzley und bald darauf als Esotnik bey der Armee angestellt wurde. In Kurzem stieg er von Stufe zu Stufe. Als Generalsgehülfe erscheint er in einer Staatschrift vom Jahre 1682, in welchem Posten er, am Hofe des Zaaren Feodor Alexejewitsch, im Bojarenrathe seinem neuen Vaterlande wichtige Freyheiten und Privilegien auswirkte. Sein Benehmen bey dieser Gelegenheit verschaffte ihm die Gunst des damaligen ersten Bojaren Wasily Wasiljewitsch Galizyn \*).

Als man vier Jahre darauf (1686) mit Polen den Frieden unterhandelte, wurde Maseppa, als General = Jesaul, vom Hetman mit dessen Sohn Grijorij Iwanowitsch nach Rußland gesandt, um die russische Regierung auf die polnischen Ränke aufmerksam zu machen. Im nächsten Jahre (1687) kam er von neuem als Hetmanischer Bevollmächtigter nach Moskau, um den Operationsplan zum bevorstehenden türkischen Feldzuge mit zu entwerfen.

Das Vertrauen, welches Ssamoilowitsch dem Maseppa bey dieser und bey andern Gelegenheiten

---

\*) Wir schließen dies aus einem Briefe Maseppa's (vom 1ten Januar 1683) an diesen Bojaren. Uebrigens erfahren wir aus der dem Maseppa ertheilten Instruktion, daß damals zwischen Rußland, der Pforte und Oestreich Friede geschlossen wurde, in welchem Rußland den Dnepr zur Gränze erhielt, indem die jenseitige Ukraine (mit Ausnahme der Stadt Kiew) theils Polen und Oestreich, theils auch der Türken gehören sollte.

bewies, diente nur dazu, den Ehrgeiz des letztern noch mehr zu entflammen. Sein Ziel war die Hetmanswürde. Das Mittel dazu fand sich in dem nächsten Türkenkriege.

Sophia hatte die Leitung dieses Krieges ihrem Günstlinge Golizyn vertraut. Dieser kehrte ohne Ruhm und Schande mit einer, weniger durch den Feind, als durch die schlechte Jahreszeit, geschwächten Armee nach den russischen Gränzen zurück. Maseppa, schon früher dem Fürsten Golizyn als Mann von Talenten, jetzt als Krieger bekannt, benutzte den günstigen Eindruck bey dem Obergeneral, um den nachtheiligen Ausgang jenes kostspieligen Feldzugs den bösen Absichten des Hetmans bezumessen, indem er ihn als Verräther darstellte. „Auf Ssamoilowitsch's Befehl,“ hieß es, „wäre die Steppe angezündet worden, um dadurch die Pferde ihres Unterhaltes zu berauben und die Armee zur Rückkehr zu zwingen.“

Es war Maseppa's Werk (wie die kleinrussische Chronik meldet), daß der Hetman (am 23sten July 1688) von den Kosakenstarschinen und Obersten verhaftet, abgesetzt und als Staatsverbrecher dem kommandirenden General ausgeliefert wurde. Golizyn, erfreut über diesen Vorwand, um seine militärischen Schwächen zu verhüllen, verwandte sich, aus Dankbarkeit, bey den Kosakenhäuptern für den General = Jesaul,

und verschaffte ihm die Hetmanswürde; worin die Regierung ihn auch bestätigte.

Der neue Hetman begann damit, daß er seines Vorgängers Sohn, Grihorij, der eben gegen die Tataren zu Felde lag, durch ein Kommando gefangen nehmen und nach Sewsk transportiren ließ, wo man ihm den Prozeß machte und als Verräther enthauptete; der Vater wurde mit dem zweyten Sohne, Jakow, nach Sibirien verbannt.

Der folgende krimmische Feldzug (von 1689) hatte indessen keinen bessern Ausgang, als der vorige. Masepa besorgte nicht ohne Ursache, daß die späteren Unglücksfälle den Ssamoilowitsch rechtfertigen könnten, und glaubte dem vorzubeugen, indem er sich nach geendigtem Feldzuge nach Moskau begab, wo er sich (nach der kleinreußischen Chronik) bey dem arglosen Zaaren Peter Alexejewitsch durch den Schein der Redlichkeit und Treue einzuschmeicheln und durch, zum Theil auf Wahrheit gestützte, Gründe den noch unerfahrenen Monarchen zu überzeugen wußte: daß der mißlungene Feldzug bloß der Schuld des Oberanführers beyzumessen wäre. Das Glück seines neuen Wohlthäters, Golizyn, war ihm daher eben so wenig theuer, als ihm das Wohl des vorigen am Herzen lag.

Masepa, der die neuen Minister des jungen Fürsten gewonnen hatte, benutzte ihre gute Meinung von seinen Verdiensten, um die Hetmansmacht

in der Ukraine weiter auszudehnen, als es bisher von irgend einem seiner Vorgänger geschehen war. Indessen konnte er es doch nicht verhindern, daß seine Freundschaft für die Jesuiten und seine Parteylichkeit für den polnischen Adel ihn verdächtig machten. Auch wurde der russische Hof darauf aufmerksam gemacht; doch ohne Erfolg. Masseppe erlangte sogar die Freyheit, seine Angeber aufzusuchen und vor Gericht zu stellen, — wie dies aus seiner noch vorhandenen Dankadresse (vom 14ten April 1691) zu ersehen ist.

Während den beyden folgenden asowschen Feldzügen (von 1695 und 1696) stieg der verschlagene Hetman immer höher in der Gunst des Monarchen, dessen kriegerische Pläne er kühn und gewandt beförderte. Daß ihn Peter der Erste achtete, beweist die Auszeichnung mit dem Andreaborden, den er gleich bey der Stiftung desselben erhielt \*). Auch ernannte ihn der Zaar bald darauf zum wirklichen Geheimenrath, und nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, indem er an den geheimen Berathschlagungen Theil nehmen durfte, und seine Macht als Chef der Truppen, wie der Gerichtsbarkeit, sich über beyde Ufer des Dneprß erstreckte. Die Briefe

---

\*) Der erste Ritter dieses Ordens war Graf Fedor Alerejewitsch Golowin, der zweyte Masseppe, der dritte Peter Boriskowitsch Scheremetjew, der vierte der Monarch selbst, der fünfte Knjäs Menschikow.

des Monarchen und Maseppa's Dankschreiben zeigen, wie sehr man auf seine Bitten Rücksicht nahm. So bestätigte ihm Peter der Erste (den 17ten August 1700) alle alten Rechte und Privilegien, welche Kleinreußen von den polnischen Königen erhalten hatte; verstattete ihm (den 26sten September 1701) die Aufrechthaltung der Lehranstalten nach alten Verfügungen; bewilligte, auf seine Verwendung (1702), den Starodubshen Truppen das Vorrecht: zollfrey Hanf, Pottasche und Pech in Archangel abzusetzen. Noch beschenkte ihn der Monarch (1703) mit ansehnlichen Besitzungen in den Sewskischen und Nylskischen Kreisen \*), ohne der bedeutenden Geschenke zu erwähnen, die er bey verschiedenen Gelegenheiten als Belohnung erhielt.

Peter der Erste war so weit entfernt, des Hetmans Treue zu bezweifeln, daß er ihm, im Laufe des schwedischen Kriegs, nicht bloß verschiedene wichtige Geschäfte übertrug, sondern auch den in der Ausführung derselben bewiesenen Eifer durch den römischen Fürstentitel zu belohnen dachte, und deshalb am römischen Hofe unterhandeln ließ. Maseppa spricht von seinem Dienst-eifer in allen Briefen. So unter andern in einem Schreiben vom 16ten Januar 1704, worin er

---

\*) Im Sewskischen Kreise allein belief sich die Volksmenge, die ihm durch die Zaarische Freygebigkeit zuviel, auf zwanzigtausend Seelen.

seine Bemühungen schildert, die Kosaken für das Saarische Interesse zu gewinnen. „Ich vermisse aber,“ sagt er darin, „selbst bey denen, die mir zunächst sind, Aufrichtigkeit, Treue und ernstlichen Willen, Ew. Saar. Maj. unterworfen zu bleiben.“ —

Zu den Pflichtvergessenen rechnete er unter andern die Kosakenobersten Iskra und Miklasschewsky. Den letzteren suchte er schon in einem früheren Schreiben (vom 26sten April 1703) bey dem Monarchen anzuschwärzen, indem er ihm Schuld gab, mit dem lithauischen Hetman in pflichtwidrigen Verbindungen zu stehen.

Er erwähnt weiter in jenem Briefe, wie viel Mühe es ihm koste, die Treulosen zu ihrer Pflicht zurückzubringen, indem er ihnen die Folgen von der Berrätherey der Hetmans Wigowsky und Brjuchowsky, bey den früheren Empörungen des kleinreußischen Volks, vergebens vorhalte — und äußert dabey zugleich seinen Unwillen über die schändlichen Leute, die seine Treue bey dem Monarchen verdächtig machen wollten, wie z. B. der in Moskau ansässige Wilensky Belosar, der ihn zu einem Freunde der Aufrührer Palai und Ssamuß und zum Anhänger der Partey Sapiha's mache. Er schließt endlich mit folgenden Worten: „So bitte ich denn auf das allerunterthänigste meinen allergnädigsten Herrn und Saaren, für meine treuen und eifrigen, Ew. Saar.

Maj. wohlbewußten, vom Anfange meines Aufenthalts bey den Saporogern bis jetzt geleisteten Dienste, dergleichen verläumderischen Reden kein Gehör zu geben und nicht zu gestatten, daß durch solche ehrenrührige Worte mein Leben um nichts vor der Zeit verkürzt werde, auch daß Ew. Zaar. Maj. mir schriftlich befehlen wollen, wie ich mit Palai und Ssamuß zu verfahren habe, wenn diese inskünftige nach ihrer Gewohnheit fortfahren dürften, an mich zu berichten, und ob ich mich höflich gegen sie betragen und mit ihnen Briefe wechseln, oder sie von der Gnade Ew. Zaar. Maj. und von mir als Hetman entfernen und gar nicht zulassen soll?“

Beweist nicht der bloße Inhalt dieses Schreibens, daß man schon damals Maseppa's Treue in Zweifel zog? Wir behalten uns indessen die genauere Auseinandersetzung der Beweisgründe weiter unten vor, weil wir erst die beyden Männer Palai und Ssamuß kennen lernen müssen, und dies um so mehr, da auch sie Maseppa's Charakter beleuchten helfen.

Seit Hetman Chmelnyzky's Zeit gehorchte der jenseit des Dnepr's gelegene Theil der Ukraine, den Zeitumständen gemäß, abwechselnd Polen und Russen. Im Jahre 1690 ernannte König Johann Sobiesky einen gewissen Ssamuß, der sich als Kosakenchef im Kriege hervorgethan hatte, zum Kosakenhetman in der polnischen Ukraine, und

bestimmte ihm die Stadt Winiza zur Residenz. Esamuß versammelte eine Menge Landstreicher, theilte sie in Korps und überfiel damit türkische Streifparteyen, denen er nicht selten Beute und Gefangene abnahm. Die russischen Gefangenen schickte er nach Rußland, die polnischen nach Polen zurück, ohne ihnen den Theil von der gemachten Beute zu entziehen, worauf sie Ansprüche machen konnten. Esamuß fühlte sich durch das Lob des russischen und polnischen Monarchen geschmeichelt.

Von den Streifkorps des Hetmans Esamuß zeichnete sich dasjenige vorzüglich aus, welches der Kosakenoberste Semen Palai von Chwastow anführte. Immer glücklich in Streifzügen, kam er mit mehr Beute zurück, und übertraf die übrigen Kosakenhäupter an Reichthum, so wie an Ruhm. Die ausgebrochenen polnischen Unruhen zeigten diesem Obersten neue Aussichten zur Beute, die er auf Kosten der schwedisch = polnischen Partey nicht unbenuzt ließ. Das aufgehende Ansehn Palai's verdunkelte das untergehende von Esamuß, der zwar den Hetmantitel behielt, aber die Macht seinem Nebenbuhler Palai überließ. Maseppa wußte den Obersten Palai durch Schmeicheleyen so sehr zu gewinnen, daß ihn der reiche Parteygänger als Oberhaupt anerkannte, und hiedurch auch den Esamuß verleitete, die Hetmanischen Insignien an ihn abzutreten, und

so die Hetmanschaft dießseit des Dneprß mit der jenseitigen zu verbinden.

Was half indessen dem Eigennützigem Palai's Macht, so lange ihm dessen Reichthümer mangelten? Um auch diese in seine Gewalt zu bekommen, denunciirte er Palai und Esamuß (besonders aber den ersteren, als den reichsten) beym Zaaren und sandte den unglücklichen Palai unter Wache nach Moskau, — wobey er seine Schätze behielt \*).

Der Erzbischof Theophan Prokopowitsch, der den Masepa von Person kannte, macht folgende Schilderung von ihm: „Er liebte die Polen eben so sehr, als er die Russen haßte, so wohlwollend und freygebig er sich auch gegen diese benahm. Scharffsinnig, zog er Folgerungen aus dem Betragen und den Worten der Leute. Er ergründete die geheimsten Neigungen, ohne sich dabey bloß zu geben. Ward er um Rath gefragt und zur Antwort aufgefordert, so mußte man ihn für den treuherzigsten Menschen halten. Die an ihn gesandten Boten des Monarchen belohnte er verschwenderisch, zumal wenn er sie brauchen konnte;

---

\*) Palai wurde den 25ten July 1705 nach Moskau, und von da nach Sibirien geschickt. Palai's Unschuld ergiebt sich aus dessen Freylassung, nach der enthüllten Verrätherey des Masepa, — aus dessen wiedererlangten Oberstenstelle von Schwastow und den Geschenken, womit Peter der Erste seine Begnadigung begleitete. Nach den Golikowschen Supplementen (Bd. 15. S. 26. Vergl. Bd. 8. S. 225) beschenkte ihn der Monarch mit reichen Kleidern, einem Kommando'stabe, einem Säbel und andern Sachen.

er bewirthete sie, bis sie betrunken wurden — und stellte sich selbst auch betrunken, indem er im verstellten Rausche sein Herz den Gästen zu öffnen schien, um seinen Unwillen gegen alle ränkevolle Menschen Luft zu machen, und die Tugend der Redlichkeit zu preisen.“

Dieser Denkart gemäß, wandte er alles an, um den Schutz und die Freundschaft der Zaarischen Günstlinge zu erlangen, und mit solchem Erfolge, daß sie ihm unter einander wetteifernd ihre Dienste anboten und seine Wünsche befriedigten. Maseppa's größte Freunde am Hofe waren der Graf Golowkin und Baron Schafirov. Wir erfahren dies aus mehreren im Reichskollegium aufbewahrten Briefen, von welchen wir einzelne vielleicht weiter unten folgen lassen. Und so gelang es diesem ränkevollen Geist, im ununterbrochenen Genuß einer zwanzigjährigen Huld des Monarchen, bis zum sechzigsten \*) Jahre seines Alters, jedem Schatten von Verdacht bey diesem zu entgehn.

Maseppa's verrätherischer Plan mußte schon zu Anfange des schwedischen Kriegs, ehe noch (nach Theophan) Karl der Zwölfte Lesinsky auf den polnischen Thron erhob, seine Reise erhalten haben. Er schloß sich in der Folge an Lesinsky's

---

\*) Ausländische — ja selbst einheimische Geschichtschreiber lassen ihn in einem Alter von vier und achtzig Jahren zu den Schweden übergehen, Wir folgen dem Erzbischofe Theophan.

Anhänger, vorzüglich aber an die Fürstin Dulzkoi \*), die Mutter der Wischnewezyky und Verwandtin von Augusts Nebenbuhler, und gelobte, aus allen Kräften die schwedischen Maaßregeln zu befördern, Kleinreußen an Polen zu bringen, wenn er für sich selbst die Hetmanwürde diesseit und jenseit des Dneprß — die unabhängige Herrschaft des Sewerschen Fürstenthums und die Hand der Fürstin Dulzkoi zur Belohnung erhielt. Lefinsky und Karl machten keine Schwierigkeit, große Forderungen gegen größere Versprechungen zu bewilligen. Dennoch hielt er es, ungeachtet seiner schmeichelhaften Ausichten, der Klugheit gemäß, im Fall eines unglücklichen Erfolgs, seine Schätze jenseit des Dneprß in Sicherheit zu bringen. Er schaffte einen großen Theil davon nach Bjelaja Zerkowj, wo er rings umher die ihm gehörigen Landsitze befestigte und ihre Bertheidigung seinen Kreaturen vertraute. Um hierdurch keinen Verdacht zu erregen, füllte er seine heuchlerischen Briefe mit neuen Versicherungen von Pflichteifer und Treue. „Wie bin ich wohl vermögend (schreibt er vom 2ten Januar 1706 an den Zaaren, der ihm einen Arzt geschickt hatte, seine verstellte Krankheit zu heilen) alle Wohlthaten Ew. Zaar. Maj. zu vergelten? Da ich aber nicht im

---

\*) Nach dem Russischen müßte man Dulskaja sagen. Der deutsche Leser mag zwischen der männlichen und weiblichen Benennung wählen.

Stande bin, nach Gebühr dafür zu danken, so achte ich es für Pflicht, bis ans Ende meines Lebens und bis zur Erschöpfung meiner Kräfte für Ew. Zaar. Maj. gnädigsten Fürsorge, durch meine treuen, unwandelbaren Dienste aufs unterthänigste solches zu vergelten — in welchen mir Gott der Herr, der Herzensforscher, helfen mag — mit welchen ich auch diesmal vor dem glorreichen Thron Ew. Zaar. Maj. mich niederwerfend die hochgebietende Rechte Ew. Zaar. glorreichen Maj. mit tiefster Demuth im Geiste küsse.“

Während er den Zaaren so in seiner Demuth bestürmte, suchte er nun eben so hinterlistig die Ukraine zu gewinnen. Er stellte sich, ein eifriger Anhänger der griechischen Kirche zu seyn — ließ griechische Kirchen von Stein erbauen, die er mit reichlichen Stiftungen begabte, und flößte dann dem gemeinen Manne, besonders den Saporogern, Widerwillen gegen den Monarchen ein, indem er vorgab: es sey des Zaaren Absicht, die Landesgesetze zu verändern, und aus den Kosaken Soldaten zu machen. Während er durch verläumderische Vorstellungen beym Volke den Geist des Aufruhrs verbreitete, that er auf der andern Seite, was er konnte, den Zaaren zu Schritten zu bewegen, die seine Lasterungen rechtfertigten. Er schilderte ihm die Kosaken mit den schwärzesten Farben, erinnerte ihn an ihre Zügellosigkeit, an ihre Beraubung der Kaufleute, die unter dem Schutz

der Pforte standen (wofür kurz vorher der Zaar 100,000 Rubel gezahlt hatte), und endigte mit dem Rathe: die Saporoger Essetschi als ein verrätherisches Nest aufzuheben und das ganze Korps zu vernichten.

Der saporogische Koschewoi Utaman (Lagerhaupt) Kostjã, Maseppa's Vertrauter, konnte von seinem größten Feinde nicht ärger gemißhandelt werden, als es von diesem hinterlistigen Heuchler geschah. Maseppa hatte Befehl bekommen, den aufrührerischen Bulawin und dessen Rotte aufzuheben, und gab vor, dieses Geschäft dem eben genannten Koschewoi Utaman übertragen zu haben. „Nach erhaltenem Befehle,“ schreibt er an den Grafen Golowkin (am 24sten Februar 1708), schickte mir der erzböse Feind Kostjã Erpressen, und was er mir durch diese von sich und seinen Niedersaporoger-Truppen, so wie von dem Aufrührer Bulawin meldet, übersende ich hiemit, um es durch Ew. Erlaucht Hände zur Kunde unseres allergnädigsten Herrn und Zaaren gelangen zu lassen. Wie glatt und gleißnerisch sich auch dieser Koschewoi = Hund ausdrücken mag, so ist sein Inneres doch voll Gift und Haß, welches er wohl zu verstecken sucht; aber so lange er Koschewoi bleibt, darf man nichts von den Essetschi erwarten. Alle seine Anhänger sind eben solche feindlichgesünnte Rebellen, wie er selbst.“

Mit ähnlichen Wendungen wiederholt dies

Maseppa in einem Bericht an den Zaaren (vom 15ten März), so gewiß es auch war (und in der Folge an den Tag kam), daß der Hetman selbst den Meuterer Bulawin in Schutz nahm \*).

So verschlagen auch Maseppa seine Absichten zu verbergen wußte, so konnte er doch nicht vermeiden, daß nicht zuweilen das Gerücht davon selbst am Hofe immer lauter wurde. Er wußte aber eben so schlau den Verdacht einzuschläfern und den Zaaren zu beruhigen. „Der Stolnik Kantakufin,“ schreibt er am 29sten April an den Grafen Golowkin, „meldet mir, daß der an den Schwedenkönig und Lesinsky abgeordnete türkische Gesandte, bey seiner Rückkehr, dem Seraskier lügenhafterweise — hinterbracht: von beyden vernommen zu haben, daß sie in Rußland selbst mehrere Freunde und Anhänger hätten und daß ich, Hetman, mit der Ukraine, auf ihrer Seite wäre, und wofern die Pforte der Horde Succurs leisten wollte, so dürfte ich ebenfalls nicht ermangeln, mit den Kosaken zu Hülfe zu kommen; der Stolnik ist indessen der Meinung, daß dieser Gesandte dergleichen Verläumdungen bloß auf Anstiften meines Erzfeindes, des Seraskiers, verbreitet habe ic. Ich

---

\*) Dies erfahren wir unter andern aus dem Zarischen Manifeste wegen Maseppa's Entweichung, in welchem ausdrücklich erwähnt wird, daß durch seine geheime Machinationen der Bulawinsche Aufstand unterhalten worden wäre und Bulawin selbst bey den Kosaken Schutz gefunden hätte.

danke aber meinem Gott, der mich meiner Sünden wegen mit allerley Trübsal und Herzeleid gezüchtigt hat, die in meiner äußersten Schwachheit und meinem hinfalligen Alter meine Kräfte übersteigen, und nicht ruhig dieses zeitliche und kurze Leben zu Ende bringen lassen, sondern vor der Zeit \*) mich zum Grabe drängen. Ach! hätte ich doch niemals den unglücklichen und beschwerlichen Hetmansposten angetreten; wobey ich nichts habe als Quaal und Leiden und unaufhörliche Trübsale, und im Innern von Bekannten und Scheinbrüdern, außerhalb von Fremden, angegriffen, verfolgt und gedrängt werde, allen aber zur Last und verhaßt bin, und alles dieses wegen der Treue und Redlichkeit, die ich unbefleckt gegen Ew. Zaar. Maj. bewahret habe und bis zu meinem letzten Athemzuge zu bewahren bereit und verbunden bin. Gebe Gott, daß ich für solche Geduld im Leiden demaleinst auch die Stimme zu hören bekomme: Du frommer und getreuer Knecht! aber noch sind meine Trübsale nicht geendigt.“

Er erwähnt in demselben Brief einer, seiner Treue nachtheiligen, Aeußerung des Hetmans Ssinjawsky, und fährt darauf weiter fort: „Ew. Erlaucht mögen hieraus selbst auf meinen Gram

---

\*) Dies hätte doch wohl ein Vierundachtzigjähriger schwerlich sagen dürfen!

und Kummer schließen, die mir Herz und Eingeweide zerreißen und mit unheilbaren Wunden meine Seele verletzen, indem sich von allen Seiten Blutigel in Menge mir anhängen. Ich ersuche daher Ew. Erlaucht, wie meinen wahrhaften Wohlthäter, Mitleiden mit ihrem Nächsten zu haben, mit dem man ärger umgegangen ist, als mit einem unter Räuber Gerathenen, und sich meiner zu erbarmen und mich in meinen Trübsalen mit ersehntem Troste zu erfreuen, damit ich nicht vor der Zeit mein Ende finde.“

Mit solchen ränkevollen Wendungen wußte Maseppa die Wolken zu zerstreuen, die sich über ihm sammelten. Zaar und Minister argwöhnten so wenig, was in seiner Seele vorging, daß sie seine anscheinenden Klagen mit Trostbriefen beantworteten.

Diese Verstellungskünste zeigen sich indessen in ihrem abscheulichsten Lichte in der Anklagesache von Kotschubei und Jökra, die wir jetzt, nach Aktenstücken aus dem Reichskollegium, den Lesern zur Uebersicht vorlegen wollen. Der Verlauf dieser Sache hat zu sehr das Interesse der Neuheit, als daß wir besorgen dürften, wegen einer ausführlichen Darstellung derselben getadelt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## IV.

## S a m e n k ö r n e r .

Zwente Sammlung \*);

dem Bürger, dem Fürsten, dem Men-  
schen.

Freyheit ist euer ewiger Ruf, ihr Bürger, ihr Völker! Ihr habt sie Tausende von Jahren auf tausend verschiedenen Wegen gesucht, stürmend um ihretwillen euch in die Gluthen tausendfacher Zerstörungen gestürzt; — und doch, Unglückliche, wie einst Pilatus, klagend, als ob ihre Lösung unmöglich wäre, die Frage that: was ist Wahrheit? so steht auch ihr nun am Ende aller eurer stürmischen Irrungen noch immer ungewiß und verzweifelnd da, und fragt: was ist Freyheit?

---

Und doch ist sie gelöst, diese Frage, schon längst hätte sie sich jedem enträthelt, hätte sich nur jeder Bürger als Mensch, als Einzelner fragen wollen, was Freyheit für ihn sey? — Was anders könnte sie dem Einzelnen, als Menschen, seyn, als: Möglichkeit, nach eigenem Willen zu handeln. Der eigene Wille aber ist nur ein Kind unserer Gefühle und Begriffe, durch sich allein nicht bestimmbar, harmonisch nur durch das Höchste unsers eigenen Ichs, durch Vernunft

---

\*) S. Ruthenia 1807, Bd. 3, S. 3.

und Verstand. Sie nur machen den Willen übereinstimmend mit sich und der Außenwelt; denn im äußersten Falle lehren sie selbst den Tod verachten. Daher muß ein verständiger Wille, oder ein starker, fester Wille unter den Gesetzen eines vollkommen geläuterten Verstandes ewig frey seyn; und Männlichkeit, Enthusiasmus und hohe innere Beharrlichkeit des Willens und der Denkart — wenngleich sich in der äußern Form zu verändern, der Verstand oft gebietet — verbunden mit vollkommen durchgebildeter Aufklärung, muß das Palladium der Freyheit des Einzelnen wie ganzer Völker und Welttheile seyn. Kürzer noch läßt sich das Nöthigste dem Zeitalter sagen: Nur wo die männlichen Tugenden mit hoher Weisheit vereint herrschen, da ist Freyheit, ununterdrückbare Freyheit.

---

Die männlichen Tugenden sollen nicht allein herrschen. Aber wehe! wo die weiblichen über die männlichen herrschen wollen. Und wo die Sinnlichkeit, die Verachtung des Idealschen, herrscht, da ist die Freyheit verloren; denn sie ist ja selbst etwas Idealisches.

---

Da kann keine Freyheit für mich herrschen, wo andere mit mir thun können, was sie wollen. Da aber andere, selbst mit gesetzverspottender Macht,

dann mit mir nicht thun können, was sie wollen, wenn ich männlich selbst den Tod nicht scheue: so hat der bürgerliche Despotismus dann wenigstens seine Kraft, die Furcht, verloren. Der schrecklichste Despotismus war daher der hierarchische, wo auch der Tod nicht von aller Furcht befreyte. Wider ihn gab es nur ein Mittel: das der Aufklärung, oder der Vollkommenheiten des Geistes, wider jenen der Seele. Wider alle beyde, wider einen vereinten Despotismus, der sich etwa bereiten könnte, nur — vollkommne Ausbildung des ganzen Menschen, Weisheit (die etwas höheres ist als Aufklärung) mit großer, tugendhafter, thätiger Seele!

---

Diese moralische Freyheit und die wahre bürgerliche Freyheit ganzer Nationen sind und waren immer beysammen; diese kann wahrhaft einzig aus jener geboren werden. Aber die moralische Freyheit der Einzelnen war um so größer, je mehr die bürgerliche Freyheit des Ganzen abnahm. Daher der Stoicismus; denn die Christusreligion stieg mit dem Fall dieser. Was die Freyheit im Außern verliert, gewinnt sie im Innern; wie sie an Extension abnimmt, wächst sie an Intension. Die Freyheit der Neuern aber strebt, Intension mit Extension zu vereinigen.

---

Bürgerliche Freyheit herrscht überhaupt nur in dem Staate, wo jeder thun kann, was gerecht ist, aber auch nur thun kann, was gerecht, d. h. was vernünftig ist, was mit der Menschheit übereinstimmt. Nicht also die Beobachtung der positiven Gesetze eines Staates machen seine Freyheit aus; vielmehr, daß die Gesetze der Weisheit, die höchste Vernunft, menschliche Vollkommenheit in ihm herrschen und die Gesetze geben. — Wie wenig befriedigt Montesquieu's Erklärung der Freyheit: (*Esprit de Loix* L. XI. Ch. 3.) *La liberté est le droit de faire tout ce que les Loix permettent.* Findet nicht diese Freyheit in allen Staaten, auch den despotischen, statt, wo der Wille des Regenten Gesetz ist? Kann die wahre Freyheit wo anders ihren Wohnsitz haben, als wo auch jene Gesetze des Staats mit den mir selbst gegebenen, den Gesetzen meiner Vernunft, oder eben, besser noch, den Gesetzen der allgemeinen höchsten Vernunft, mit denen der Weisheit übereinstimmen?

---

Vollkommene bürgerliche Freyheit herrscht aber nur da, wo jeder Einzelne seine Kräfte der ganzen menschlichen Gesellschaft harmonisch entwickeln darf und kann.

---

Die bürgerliche Freyheit kann, wie alles, durch vollkommenen tiefsten Gegensatz nur den höchsten

Werth erhalten. In den neuern Staaten lebt und webt schon darum nicht der stärkste Sinn für diese Freyheit, weil wir keine völligen bürgerlichen Sklaven haben. Die Alten aber waren um so lebhafter für die bürgerliche Freyheit besorgt, da jeder Freye auch, — z. B. als Gefangener durch Krieg, oder auf andere Weise — zum bürgerlichen Sklaven werden konnte.

---

So nahm die Virtus der Alten (Montesquieu's vertu politique) an Kraft zu; aber auf andere Weise sollten wir sie in unsern Staaten erzeugen, beleben, verstärken.

---

Montesquieu (Esp. d. L. l. III. Ch. 5.) hat Recht: diese Vaterlandstugend, — denn das ist ihm jene doch, — ist nicht die Triebkraft (ressort) der Monarchie; aber das Volk sollte sie als die Hemmungskraft der Uebermacht ansehen und daher durch Jugenderziehung um so mehr einpflanzen, je weniger sie durch die Erziehung des Mannes im Staate befördert wird. Sie giebt selbst nur der Ehre (Montesquieu's Princip der Monarchie) ihren innern Adel; sonst ist sie nur Spiel, Eitelkeit, Verächtlichkeit oder auch Nasenswürdigkeit. Sie allein schafft die falsche Ehre um — zur wahren Ehre.

---

Montesquieu gesteht selbst (Liv. V. Ch. 8.): wenn in der Aristokratie die Virtus herrsche, gendesse sie fast des Glückes der Volksregierung, d. h. doch wohl, man ist hier frey, wenn sie auch unter dem Volke herrscht, man scheint hier frey, wenn sie unter den Aristokraten nur selbst herrscht. Aber warum gälte nicht auch das Gleiche von der Monarchie? — Ueberhaupt ist man unter jeder Regierungsform, ja wär' es unter dem Despotismus — frey, wenn die Virtus im ganzen Staate herrscht, unterm Despotismus herrschen könnte; man scheint es um so mehr, je mehr sie unter den Regierenden herrscht. Doch ist auch dieser Schein keinesweges verächtlich. Es ist schon ein sehr Großes gewonnen, wenn man bürgerlich frey scheint; die moralische Freyheit und das Selbstvertrauen breitet sich aus: der Grund aller Freyheit. — Und in einem andern Sinn ist man wirklich immer da frey, wo man frey scheint.

---

Aber dennoch fragen wir, mit verstärkter Stimme, nach der vollkommensten Regierungsform! Uns kann die Unbestimmtheit nicht gnügen, mit der man für verschiedene Länder verschiedene für vollkommen hält, sobald wir den Menschen überhaupt im Fortschreiten zur Vollendung betrachten, im Streben zur höchsten Vollkommenheit möglichst gefördert zu sehn wünschen. Zwar ist es wahr, daß für kleine abgesonderte Staaten die republi-

kanische Regierungsform die angemessenste sey; aber ist diese Abgesondertheit nicht selbst eine Unvollkommenheit? Ist das jezige Streben Europa's nach größern Staaten- und Welttheilsverbindungen, nicht die Bahn zur Verbrüderung und Vollendung der Menschheit?

---

In wunderbarer Parallele steht die Staatsform vor allem mit der Religion. Vielgestaltiger Polytheismus herrschte nur in Republiken, in Demokratien ein mehr demokratischer; in Staaten, die sich zur Monarchie hinneigten, einfacherer. Bedarfs der Erinnerung an einzelne Völker? Und hätte sich nicht, wie die Religion durch Monothetismus, auch in gleichem Verhältnisse die Staatsform durch die edlere Monarchie der Neuern offenbar vervollkommnet? Wir überlassen es der vergleichenden Selbstbetrachtung; es verdient ihrer.

---

Doch sahen wir nicht schon die ewige, oft zwecklose, Unruhe, — das endlose Schwanken des Gleichgewichts (die Πολυπραγμοσυνη) der Republiken, die Grabesruhe des Despotismus, die Ruhe der stillen Zufriedenheit mit Thätigkeit nach einem Zweck in der Monarchie? Wählt!

---

Aber der vollkommene Monarch müßte auch schon darum streben, möglichst gottähnlich zu

wirken, möglichst unsichtbar, gleich der Gottheit, seine Eigenmacht, seinen eigenen Willen in das Getriebe freyer Handlungen der Staatsglieder eingreifen zu lassen. Allliebend zeig' er sich gleichsam nur in der Vollführung des öffentlichen Willens, der öffentlichen Meinung. Vermag er auch wider sie?

---

Montesquieu sagt (Esprit d. L. I. III. Ch. 10.): „über die Gesetze der Religion hat der Despot keine Macht, weil auch er ihnen unterworfen ist.“ Die Religion ist in dieser Hinsicht aber nichts weiter, als die öffentliche Lehre, der öffentliche Glaube, die öffentliche Meinung. Ward irgend etwas öffentliche Lehre, öffentliche Meinung, sey's religiöser, sey's weltlicher Art, da ist selbst der Despoten Furienmacht gehemmt; — könnt ihr das Edelste dazu erheben, dann habt ihr die Welt befreyt. Hier euer Verdienst, ihr Weiseren, Edleren unter den Schriftstellern, wenn ihr eure Lehren auf die ewigen allgemeinen Stützen der Menschheit fußt, der männlichen Jugend, dem Recht, der weisen Vernunft!

---

So ist der Stand der Gelehrten vielleicht überhaupt der Volkstribun der Monarchie. Sie rufen das Veto der öffentlichen Meinung lauter aus, — sollen es. Das Unterpfeiler ihrer Sakrosanktität aber ist eben jene Aufklärung und

Bildung des Volks, die sie selbst als Diener und Priester der Wahrheit noch vermehren.

Ja, alle, die nach Weisheit streben, bilden den einen unschädlichen, auch unauflösbaren *Status in statu*, sind Bürger des allgemeinen Reichs der Weisen. Diese unsichtbare Vereinigung, indem alle, wie durch eine geheime Verabredung, nur das Verständige wollen und thun, ist die einzige wahre, alles im Stillen regierende, geheime Gesellschaft, der Orden der Freymänner; und es giebt keine andere, die nicht Spielerey wäre, oder Schwärmerey, oder Staatsverbrechen. Sie aber ist ohne Schürze, ohne Band, ohne Ordensabgeordnete überall verbunden, einverstanden; — wie in geheimer Zwiesprache, weil sie den Ungeweihten, d. i. den Unverständigen ewig unverständlich bleibt, unterreden sich ihre Glieder von einem Pol zum andern, einander stärkend, unterstützend, Brüder ohne es zu wissen. Diese Vereinigung ist unbezwingbar; sie hat Zauberkraft! Ihr edlen Fürsten, Ihr wahrhaft großen Väter Eurer Völker, Ihr könnt nie von ihr fürchten, nur Euch über ihre Fortschritte freuen; denn sie selbst liebt, dient, unterstützt Euch. Diese Weisheit, mit ganzer Seele Euch ergeben, ist gleichsam die Gattin Eures bürgerlichen Staates, die helfende, dienende, ordende, anspruchslose Hausfrau, und der

männliche Staat ist dann nur wahrhaft glücklich, wenn er mit ihr vermählt lebt. — Es giebt in jener Gesellschaft aber auch verschiedene Grade für die Vollkommeneren; und die Vollkommensten, sie, die Meister vom Stuhl, sind die Regenten der Geister der Menschen, nicht bloß der gegenwärtigen, sondern auch der Geschlechter zukünftiger Jahrhunderte. Der Verstand nur und die Tugend sind ihre Ordensregel.

Ludwig Purgold.

(Der Beschluß folgt).

## V.

Noch etwas über die Aufbewahrung alter Gemälde.

Sie haben Recht: man muß nichts zur Hälfte thun. Freylich, als ich Ihnen den Firniß aus den Propyläen empfahl, hätte ich, was dem Gebrauche desselben bey schmutzigen Gemälden vorgehen muß, das Reinigungsmittel angeben sollen. Ein Gemälde kann entweder durch vieljährigen Staub oder Fliegenschmuz, der sich festgesetzt hat, oder durch Ubertünchung mit Del, Eyweiß, oder verderblichen und vergelbenden Firniß verunreinigt seyn. In allen diesen Fällen nehme man

Braunweinspiritus, mische diesem, etwa zum vierten Theil, Terpentinspiritus zu, beneze damit, wohl umgeschüttelt, so viel rohe Baumwolle, als man zwischen den Fingern halten kann, und reibe die schmutzige Stelle. Daß dieses stärker oder schwächer, und überhaupt mit äußerster Vorsicht und Aufmerksamkeit geschehen müsse, damit man nicht den Farben zu nahe trete, darf ich wohl nicht erinnern. Die dadurch schmutzig gewordene Baumwolle werfe man fort, und gehe nicht zu sparsam damit um. Es giebt Gattungen von Firniß, z. B. den Kopalfirniß, die dieser Reinigungsmethode lange widerstehen werden. Durch Geduld und mehrmalige Versuche wird endlich die Auflösung sich bewirken lassen. Ich empfehle hiebey nochmals die Ausstellung solcher Gemälde an die frische Luft, welche zur Reinigung nicht wenig be trägt.

Finden sich aber Stellen in dem Gemälde, die ausgesprungen sind, und überhaupt einer Ausbesserung bedürfen, so glaube man nicht, daß man solche dem ersten dem besten anvertrauen könne. Es gehört eine eigene, durch lange Erfahrung erworbene Kunst zum Restauriren der Gemälde. Man muß nicht nur die Farben zu mischen, sondern auch den zur Stelle gehörigen Ton zu treffen und zu beurtheilen verstehn, um wie viel die frischen Farben sich nach einigen Jahren verändern werden; man muß auch die Manier des alten

Meisters sich anzueignen wissen. Ich habe Gemälde gesehen, die der verstorbene Prof. Schulz, der einzige in Berlin, den Sulzer in seiner Theorie der schönen Künste zum Restauriren schadhafter Gemälde zu empfehlen wagte, ausgebeffert hatte, und die nach einigen Jahren an den ausgebefferten Stellen dennoch nachgedunkelt und fleckig geworden waren. Geschieht dies am grünen Holz; was will am durren werden? Hat man also keinen solchen geschickten Mann in der Nähe, so lasse man lieber die schadhaften Stellen unausgebeffert. Besonders pflegen sich Stümper am Gewölke zu versündigen, was sie gemeinhin dunkler machen, und dadurch einen Effekt hervorzubringen meinen. Sie irren auch nicht; aber der Effekt ist von der widrigen Art.

W o c k.

## VI.

Bemerkungen über ein ländliches Gedicht von  
Thieme, „Finnland“ betitelt \*).

Unlängst erschien von Herrn Schulinspektor A. Thieme in Wiburg, bey Gelegenheit des öffentlichen Examens der Kreis Schulen in Wiburg und Kerholm, ein ländliches Gedicht von ungefähr 600 Versen, betitelt „Finnland.“ Wäre der Verfasser, der sich übrigens selbst in diesen Blättern schon auf das rühmlichste gezeigt hat, auch noch ganz unbekannt; er würde sich durch diese einzige Arbeit als einen neuen Genius der Poesie und Beredsamkeit ankündigen. Mit wahrhaft genialischem Schwunge erhebt sich der Flug seiner Phantasie in Finnlands Gefilden; immer sinnend und malend, alles mit den stärksten Gefühlen ergreifend, was ein dichterischer Geist in einer Landschaft malenden Poesie nur aufzufassen und darzustellen im Stande ist. Wie ein Waldstrom, jetzt stürmend, und wiederum bald angenehm rieselnd, sich dahin ergießt; so fließt der Strom seiner Rede. Uns dünkt, der Verfasser verdiene nicht nur Achtung und Bewunderung, sondern auch schon

---

\*) Diese uns von einer unbekanntten Hand zugekommenen Bemerkungen haben wir um so weniger aufzunehmen Bedenken getragen, als in ihnen ein vorurtheilsfreier, rein patriotischer Geist spricht — auch wir selbst ihnen im Allgemeinen beypflichten müssen, ohne die darin besprochene Gelegenheitschrift näher zu kennen. A.

deshalb die Krone, da er der erste ist, welcher zeigt, wie auch Finnland poetisch = erhaben besungen werden könne.

Das ganze Gedicht zerfällt in eine immer wechselnde Thesiß und Antithesiß. In der ersteren wird der Schatten, in der andern das Licht des Gemåldeß dargereicht:

„Flieh', o Muse, dies Land! Nicht Kokosinseln des  
Südmeers  
Duften Dir hier; wild klagt tosender Brandung  
Gehul. — —  
— Siehe der Sonnball stimmt wolkig und höhrend  
herab  
Auf Deukalions Kiesel, für harte Geschlechter gestreut  
rings,  
Und in der Dede allein wandelt das fühlende  
Herz. —“

So hebt der Sänger an, vielleicht die Stimme des Vorurtheils, oder das erste Gefühl, das sich dem Fremdlinge in diesem Lande aufdrängen könnte, aussprechend. Dagegen erwiedert gleich in der Antithese der Dichter:

„Rein! — mit Mamura gekränzt und honigathmen-  
der Haide  
Reicht mir die maserne Harf', in der Mondnacht  
tönet wie Quellfall  
Wainámöinen der Greis! Sie tönet, — es fliehen  
die Nebel,  
Und rings jubeln die Felsen, das todte Gesilde in  
Brautschmuck.“

Sechszehn darauf folgende Verse enthalten wiederum einen scheinbaren Vorwurf des Landes und eines rauheren Klima's; doch zwey und vierzig folgende abermals alles wirklich Gute, was die freundliche Mutter Natur auch diesem Lande so frengelig und mild aus ihrem Füllhorn spendete. Der Dichter würde mißverstanden werden, wenn etwa der Patriot des Landes nur die eine Stimme vernehmend, die andere nicht gehörig beachten wollte. S. 8 heißt es:

„Blühen nicht auch ganz nahe die weit hin duftenden Kräuter  
 Und schmerzstillende Wurzeln zum Nutzen der Menschengeschlechter? —  
 Zwischen isländischem Moos vorschleift, rothstrotzend,  
 die Erdbeer,  
 Preisel- und Schell- und Steinbeer, schwärzlich die  
 Beere der Haide,  
 Und zum purpernen Punsch, zu Mus und allerley  
 Backwerk,  
 Wie auch zum Sommergetränk zitronensaftige Klufwa. — —  
 O, wer zählet sie auf, die Labung der siedenden  
 Schnitter?  
 Zählet sie alle die Blüthen der üppigkeimenden Krautwelt,  
 Rosige Kufuksblumen, azurne Bergisameinnichtwäldchen, —  
 Bis zur blauäugigen Blüthe des völkerbekleidenden  
 Flachshalms,  
 Und zu der mystischen Pflanze, gebrochen beym nächtlichen Koko u. s. w.“

Um Geschmack an Dichtungen dieser Art zu finden, wird frenlich nicht nur vorhergegangene Bildung, wie z. B. das Studium einer Bossischen Louise u. dgl., sondern auch ein reiner und offener Sinn für die edleren Naturfreuden vorausgesetzt. Aber der Kenner wird an dem jungen großherzigen Dichter nicht nur seine mannigfach eingesammelten Kenntnisse, selbst von den Minutissimis des Landes, die er überall so passend und schön zu verweben wußte, bewundern, sondern er wird auch seiner ächt=altklassischen Gediegenheit, so wie wir die unschuldige Einfalt etwa noch im Homer und Ossian finden, — Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es wäre also eben so unbillig, über einzelne, nicht ganz modern zarte, Ausdrücke ein Anathema aussprechen zu wollen, als wenn man dem Vater Homer seinen „göttlichen Saubirten“ verkehern wollte.

Wahrhaft erhaben und dennoch richtig gezeichnet ist das Gemälde vom Wasserfall bey Imatra, wozu sich der Dichter den Weg bahnt, wenn er singt: (S. 10.)

„Heil auch den freundlichen See'n, den blauen Augen  
des Landes,  
Hellaußspiegelnd durch dunkelnde Wälder und hinsen-  
umbordet.  
Kühlung weh'n sie im Sommer und wehren die Seuche  
der Schwüle  
Alle, vor allen die Königin Saima mit waldigen In-  
seln. — —

Sey mir gegrüßet auch du, der Kraft Bild, don-  
 nernder Woorstrom,  
 Schneegenähret am Pol; dir selbst aufreißend dein  
 Felsthor,  
 Stürzest du hin durch moosige Wüsten, ein schreckli-  
 cher Sturmpehl. — —  
 Zehet abtaumelnd von Hange zu Hange, von zackigen  
 Felsen  
 Aufgestachelt zur Wuth, hin stürzt er in kühlende  
 Hainnacht u. s. w.“

Und am Schlusse des Gemäldes wird der  
 Geist vermählt mit der Natur, wenn es heißt:

„Horch, was spricht sie, die herzlose Fluth, zum  
 Herzen des Menschen?  
 Hallt Dir's im Ohre der Seele? Es sträubt sich die  
 flatternde Locke,  
 Nieder will stürzen der Geist mit, empört doch reißt  
 es ihn aufwärts.  
 Siehe, so bricht sich das Leben, es kreuzet in Wir-  
 beln der Wille,  
 Siedet unbändiger Blut, erschöpft sich in eitlem  
 Loben.  
 Aber im Fluge der Zeit — ihm stellet das waltende  
 Schicksal  
 Ruhig entgegen die fessige Brust; dran rädert das  
 Herz sich.  
 Aber es plazen die Blasen; durch dämmernde Nebel  
 zum Himmel  
 Steigt er empor, verklärt mit Regenbogen der  
 Seele,  
 Sinkt dann und strömet in sanftere Wellen, befrucht-  
 tend die Ufer.“

Darauf folgen vielleicht die originellsten und kraftvollsten Gemälde, die uns je die Dichtkunst lieferte, von nordischen Bären und Wölfen: (S. 11 u. 12.)

„Doch, dort latschet der Bär, der Wüsten grausestes  
Scheusal,

Mißgestaltet und rauh, mürrisch, aus felsigem  
Schrund;

Stachlichte Zähn' ihm knirschen im Rachen. Mit  
blutigem Scheelblick

Schleicht er von Strauche zu Strauch, froh des  
umnebelnden Dunsts,

Trochend den trüglichen Mooren mit breit ausgreifen-  
den Taten;

Eisengeduld ihm stählt härter im Winter sein  
Herz. — —

Wann ihn aus dumpfigem Schlaf das pikensbewaffnete  
Dorfvolk

Scheuchte, steht er und saugt, lauernd, an schleimiger  
Klau,

Und am Ohre sich zaust er, als woll' er waschen den  
Schädel. — —

Doch vor allen nur wild, wie der Tod und wie  
Gräber gefräßig,

Allerley Wolfsbrut; Graß, im grimmen Trupp,  
Wenn sie anreizet im brünstigen Jänner Geblöcke der  
Lämmlein. —

Oder hinschleichen sie, scheu, hinter den friedlichen  
Stall,

Stürzend ans Euter der Kuh, es abreißend dem wimmernden  
Saugkalb.

Wohl auch geätzt von des Grab's fauligem Leichengeruch

Wühlen im Kirchhof tief sie, Entschlafene schleppend  
im Sarghemd

Gräßlich über den Zaun, Nachkost hungriger  
Brut.

Doch kaum scheucht sie Dein Peitschengeknall und flir-  
rende Ketten.“

Es dürfte wohl kaum bemerkt werden, daß der Dichter nicht hat sagen wollen: „In Finnland geht es gar arg zu, die Euter der Kühe und die Leichen in der Erde werden gewöhnlich von den Wölfen gefressen.“ Nein, wer nur irgend einen Begriff von einem Gedicht und einige naturhistorische Kenntnisse hat, dem wird nicht nur die Gränze zwischen poetischer Hyperbel und Wirklichkeit von selbst leicht in die Augen fallen; sondern er wird auch wissen, daß der Wolf eben so gut, wie der Schakal, nicht allzutief in die Erde gesenkte Leichname allerdings herauswühlen kann, und auch wirklich bisweilen herauswühlt. Uebrigens gilt dies von den Wölfen in allen Ländern und Gegenden; auch wird gerade in dieser Stelle kein Gemälde von Finnland, sondern nur von den Wölfen gegeben.

Wie sehr der Dichter mit Satz und Gegensatz abwechselt, und, um liebliche Mannigfaltigkeit zu erwecken, bald nimmt, bald giebt — und bald malt mit Gewittersturm =, bald wiederum mit Sonnenschein = Farbe, davon giebt jedes Blatt mehrere Belege. (S. 14.)

## Thesis.

„Alles dünket mir rings düsternen Traumes Gestalt.  
Streng, wie der winternde Frost, erscheint mir das  
menschliche Leben;

Stockend in jeglichem Puls, welkend die Blüthen  
des Süd's.“

## Antithesis.

„Nein, blödsüchtigem Aug' nur erscheinet Ruine der  
Winter,

Und es zieht nur ein ernsterer Geist durch verstum-  
mende Welt hin. — —

Purpurne Flüsse, wie feuerabfunkelnde Bänder der  
Wahrheit,

Strömen herab, umfassend der Erde ernstes Gewand  
nur u. s. w.“

Es hat diese Art des Vortrages ihr Gutes und ihr Unangenehmes. Würde man lieber die umgekehrte Methode einschlagen, und dem Leser zuerst die Licht- und dann die Schattenseite zum Besten geben, so muß man erwägen, daß der letzte Eindruck psychologisch immer der bleibendere ist, und überdies auch das zuletzt Aufgestellte gewöhnlich als das endliche Resultat des Verfassers selbst betrachtet werden kann. Die vorzüglichere und vom Verfasser befolgte Methode hat aber den Nachtheil, daß, mittelst eines düstern Einganges in die poetische Welt, ein leicht zu befangendes Gemüth präoekupirt werden kann, und zwar also, das man das Werk zusamt seinem Urheber verdammt, und entweder nicht einmal weiter fortliest,

oder doch für alles darauf folgende Gute keinen offenen und unbefangenen Sinn mehr mitbringt, indem man alles nun durch eine trübe Brille anschaut.

Im Verfolge geht der Dichter vom Naturgemälde zu den Menschen über. Wir dürfen aber wegen Begränzttheit des Raums nur noch eine kurze Stelle von der These und Antithese hier ausheben: (S. 18.)

### Thesis.

„Rein doch! ich lass' Dich nicht! — in nimmerbesungenen Felsen

Suchst Du dies schmutzige Volk, rauherer Brust,  
als ihr Stein?

Sieh', im hyperboreischen Kleinwuchs, ein krüppliches Menschthier,

Ungestaltne Gestalt, lebende Mumie nur. — —

Starr, wie der Eiszapf, scheinest der Sinn des böotischen Schwerkopfs;

Raupiges Einerley, kriechet sein Leben dahin.

Hu! mich schaudert der Hütten; den Ritzen entwirbelt der Rauchschwall.

Fels ist der Stubengrund nur, nackt drauf schnarchet das Kind

Zwischen Gefeder und Schweinen und allerley blättrigem Kuhmist;

Und den Balken enttröpft nächtlich der Tarrakan,  
Oder die blutige Wanze. Mit hottentottischen Lumpen  
Sitzen so alle umhüllt, kraftlos, wie Schatten, und stumm,

Oder grinzen, verzerrt vor Finster, zur Sonne durch's Kriechloch.“

## Antithesis.

„Wohl auf der Stirn, forterbend im Säugling, ruhet  
 der Kummer,  
 Und der Hüttenrauch lockt in die Augen wohl bitteren  
 Thränquell;  
 Aber auch Redlichkeit blickt, es blickt auch Ergebung  
 vom Antlitz. —  
 Sieh! es fehlet dem Vieh im unendlichen Winter an  
 Futter —  
 Und in Schwaden verfault ihr Korn, daß sie enden  
 die Frohnzeit,  
 Also daß hungrig sie nagen die innere Rinde des  
 Birkbaums.  
 Aber noch gaslich in Armuth, sammeln sie Beeren  
 des Waldthals  
 Und von der einzigen Kuh Milch, freundlich sie bie-  
 tend dem Wanderer. —  
 Schön wohl nicht können sie seyn, doch heimlich ein-  
 ladend, die Hüttlein,  
 Und wer menschliches fremd sich nicht fühlt und Lieb'  
 in der Brust hegt,  
 Findet ein gasliches Volk in patriarchalischer Einfalt.  
 Horch! da schnurren die Räder voll seidenartigen  
 Flachs'es;  
 Singend, bey nächtlicher Spul' abhaspeln die Bliese  
 der Lämmer  
 Weiblein, nicht unfundig des Webens, zur Hülle  
 armsel'ger  
 Schiffer! Mädchen wohl schaukeln den hölzernen Sprin-  
 gel der Wiege,  
 Und es verlieset andächtig die Bibel der Vater beym  
 Spanlicht,  
 (Denn schriftkundig sind all'), die andern flechten  
 die Basteln,

Stricken das maschige Netz und und bänd'gen das  
 störrige Krummholz,  
 Andre noch schnitzen sich aller-ey Küchengeräthe vom  
 Birkstamm;  
 Aber es schmettern die Halme der Tenne unsträfliche  
 Drescher. —  
 Heil Dir, Du glückliches Volk! noch trägst Du, im  
 rußigen Kleide,  
 Tief in der bäurischen Brust die reinen Sitten der  
 Unschuld,  
 Wie frischfallender Waldschnee. — Noch schmückt Euch  
 heilige Einfalt.  
 Wie in die Flocken des Winters sich länger verhüllet  
 ihr May hier;  
 Also ihr Geist auch, eh' er sich hebet im Frühlings-  
 gefühl auf.  
 Horch! und Drafel reden die späthin lebenden Tan-  
 nen,  
 Daß bald heller es wird und die Rind' im sibirischen  
 Eis springt. — —  
 Gern vermengst Du den göttlichen Geist mit der  
 Scholle des Po!lands,  
 Welcher doch ewig und frey Elemente und Zeiten ver-  
 höhnt.  
 Glaube mir, wahrlich, das Herz, das da schaut in  
 den schäumenden Boogstrom,  
 Fühlet Liebe und Gott, wie das Herz am Ufer der  
 Elbe.  
 Wohl in den Sand tief rauschet der Sarg; doch  
 haben auf Felsen  
 Fest sie gegründet den Glauben an den, vor dem in  
 das Moos hin  
 Sinket ihr Rute, — der ihr Lamm einhüllet in wär-  
 mende Wolle,

Wie in Schnee ihre Glur, und der nicht unfreund-  
lich, ein Guts Herr,  
Höhnet die Bitten der Angst: an ihn, an ihn; Ju-  
mala, Gott. —

Vielleicht sind diese wenigen Bruchstücke hinrei-  
chend, auf dies wahrhaft schöne Gemälde Sinn-  
lands die Freunde der Dichtkunst aufmerksam zu  
machen. Zu wünschen wäre freylich, daß der  
Herr Verfasser in seinen Naturmalereyen über-  
haupt künftighin nur noch mehrere Parthien für  
das Herz, die menschlichen Verhältnisse betreffend,  
anzubringen suchte. Ein tieferes Studium der Phi-  
losophie, und insbesondere der praktischen Welt-  
und Menschenkunde, werden ihm dieses Ziel zu  
erreichen leicht machen.

---

## VII.

## Eine alberne Supplik.

Zu welchen seltsamen Mißdeutungen oft die weisesten Maaßregeln kriegsführender Mächte Veranlassung geben, möge folgende Supplik beweisen, die vor Kurzem einem Minister in allem Ernst überreicht wurde.

„Ew. Excellenz werden die Gnade haben sich zu erinnern, daß ich bereits zu verschiedenen Diensten untauglich befunden worden, theils wegen meiner wenigen Kenntnisse, die ich mir, Gott sey Dank, erworben, theils wegen meiner löblichen Begierde, schnell reich zu werden. Da sich nun jetzt eine treffliche Gelegenheit darbietet, das letztere auf eine ehrenvolle und meinem Vaterlande zugleich sehr nützliche Weise zu erlangen, so zweifle ich keinesweges, Ew. Excellenz werden mein Gesuch zu Dero patriotischem Herzen nehmen. Ich bitte nämlich, mir sobald als möglich einen Kaperbrief ausfertigen zu lassen. Ich habe zwar kein Schiff, bin auch kein Seemann; allein ich bitte auch nur um einen Landkaperbrief. Meine Freunde haben mich zwar überreden wollen, solche würden nicht ausgetheilt; sie sind aber sicher in einem groben Irrthum. Denn wenn ich den Zweck der Kaperbriefe überhaupt betrachte, so ist derselbe offenbar zwiefach oder dreyfach. Einmal soll verhütet werden, dem Feinde Kontrebande

zuzuführen; zwentens soll dadurch überhaupt dem Gegner so viel Schaden, als möglich, zugefügt werden. Der dritte Zweck ist vielleicht, geschickte verwegene Matrosen zu bilden. Nummer Eins und Zwen läßt sich eben sowohl durch Landkaperen erreichen. Die Landstraße ist so gut, als das Fahrwasser; Kontrebande wird per Ar wie per mare geführt, und Schaden kann man, Gott sey Dank, auf dem Lande auch reichlich stiften. Selbst wenn man einwenden wollte, daß die Landkaperen für Inseln, z. B. für England, unschädlich bliebe, so muß ja doch alles, was auf eine Insel übergeschifft werden soll, vorher am Lande sich befinden, folglich wird ein ehrlicher Landkaper beständig vollauf zu thun haben, und den Herren Zollbeamten manche Mühe ersparen. Matrosen wird er freylich nicht bilden, hingegen verwegene Kerls genug, die nachher gleichfalls zum Dienste des Vaterlandes die Muskete tragen, und besonders bey dem beliebten Plündern den ausgezeichnetsten Beystand leisten können.“

„Meine Freunde, die ein wenig dumm sind, führen mir zwar zu Gemüthe, daß ich auf diese Weise nichts mehr und nichts weniger, als ein Straßenräuber werden wolle; allein dazu lache ich. Auf den Namen kommt es hier an, und nicht auf die Sache; worauf der Krieg seinen Stempel setzt, das wird ehrlich, es sey übrigens,

was es wolle. Ich bitte mir ein Patent als Landkaper aus, und nicht als Straßenräuber. Werden doch Seekaper auch nicht Seeräuber genannt. Kurz, ich bleibe dabei, es wäre eine gewaltige Inkonsequenz aller Regierungen, wenn sie die Seekaperen durch Patente honorirten und die Landkaperen nicht auf gleiche Weise begünstigten.“

„Da ich nun überzeugt bin, daß unsere respectable Regierung sich keiner Inkonsequenz schuldig machen wird, so wiederhole ich auf das demüthigste mein Gesuch um ein Privilegium, auf dem Lande eben so gut zu rauben und zu plündern, wie ein anderer auf der See. Ich darf kühn versichern, daß ich alle erforderlichen Eigenschaften eines braven Landkapers besitze. Ich führe eine tüchtige Faust, ein gepanzertes Herz. Ich mache mir den Henker daraus, ob ich einem armen Fuhrmann — der mit dem Kriege so wenig zu thun hat, als mein Urgroßvater — seinen letzten Bissen Brod wegnehme, wenn er nur ein feindlicher Unterthan ist; denn ich verstehe meinen Horaz auch: quicquid delirant reges plectuntur Achivi. Kurz, niemand soll sich darüber zu beschweren haben, daß ich dem feindlichen Handel nicht Schaden genug zufügte. Zugleich bitte ich aber auch um Bestimmung einer guten Marktstadt, wo ich meine Beute unter öffentlicher Autorität verkaufen kann.“

„Mein Beyspiel wird sonder Zweifel Nachfolger erwecken, und in Kurzem wird der Staat eine vortreffliche Pflanzschule von Landkapern erhalten. In der zuversichtlichen Erwartung der baldigen Ausfertigung meiner Patente, verharre ich u. s. w.“

v. Rozebue.

---

## VIII.

# T h e a t e r.

---

### K ö n i g s b e r g e r B ü h n e.

(Briefauszug.)

Unser neues Schauspielhaus, kaum erbaut und eingerichtet, liegt, wie Sie längst wissen werden, in der Asche. Vergebens — da eine Brandstiftung außer allem Zweifel ist — hat man bis jetzt dem Thäter nachgespürt: ein raffinirter Bösewicht, der den Erfolg seiner Schandthat eben so sicher zu berechnen, als sich selbst zu verhehlen wußte. Denn nach einem Pulverknall, den die Anwohnenden und Vorübergehenden kurz zuvor vernommen hatten, brach das Feuer mit solcher Gewalt von unten sowohl, als aus dem Dache heraus, daß, in weniger als einer halben Stunde, das ganze Haus mit der ansehnlichen Theaterbibliothek, Partiturensammlung und Garderobe in Flammen stand. Es ist ein Jammer, ein Werk der Künste so schnell vernichtet zu sehen. Besonders ist der Verlust der trefflichen Scenenmalereyen, noch mehr aber der Verlust aller Handzeichnungen und Entwürfe, welche der brave Künstler, Professor Breyßig, sein Leben lang verfertigt, zum Theil auch auf seinen Reisen in Deutschland und Italien gesammelt hatte, zu bedauern. Gut, daß das alte

Schauspielhaus noch zu keinem andern Behuf umgeändert war. Thaliens und Melpomenens Söhne und Töchter haben daher bis zum Wiederaufbau, womit vielleicht schon dieses Jahr der Anfang wird gemacht werden, dorthin flüchten können.

Was nun das Personale dieser Gesellschaft betrifft, so ist seit einiger Zeit der Ab- und Zugang so häufig gewesen, daß sich eben jetzt nicht viel Rühmlisches davon sagen läßt. Doch ist Herr Schwarz, der sich bey uns zu einem sehr vorzüglichen Schauspieler gebildet hatte, aus Stuttgart wieder zurückgekehrt; und es ist von diesem einsichtsvollen Künstler, als Regisseur, alles Gute zu erwarten. Auch hat sich Herr Federsen, der im Ernsthaften und Heroischen besonders viel leistet, und von Organ und Körperbau darin unterstützt wird, nach einiger Jahre Abwesenheit wieder bey uns eingefunden. Dagegen haben wir in leichten und naiven Rollen eine sehr schätzenswerthe Schauspielerin in Mad. Kühne unlängst verloren. Noch verdienen erwähnt zu werden: Herr Strödel, der die komischen und ernsthaften Alten meisterhaft darstellt; Herr Weiße, der durch seine angenehme Tenorstimme in den Opern gefällt, sonst vorzüglich den Chevalier spielt und im Niedrigkomischen viele Stärke besitzt, außerdem auch ein Mann von ausgezeichneten gelehrten und Sprachkenntnissen ist; Herr Weinböfer, dem es weder an Kenntnissen, noch Routine, wohl

aber an Gewandtheit und Mannigfaltigkeit der Darstellung fehlt; und Herr Büttner, ein junger Mann von Anlagen und Fleiß, der sich, so wie die Herren Larz, Blum, Musewius und Gossler, unter der jetzigen trefflichen Anleitung auszubilden verspricht.

Unter dem weiblichen Personale weiß ich Ihnen nur Mad. Wolchowski in Mütterrollen, vornehmlich den komischen, mit Ruhm zu nennen. Aber zwey noch junge Mädchen, Amalia Steinberg und Guttermann, besitzen ausgezeichnete Talente und lassen etwas Vorzügliches in der Kunst erwarten.

Sie sehen, daß hier so manches Fach noch so gut wie unbesezt ist, und daß wir weder Liebhaber, noch Liebhaberinnen, noch in Tragödien und heroischen Schauspielen Weiber von Hoheit und Würde haben. Sollte, wie es heißt, die ältere Mlle. Bessel wiederkehren, deren einnehmende Gestalt, schönes Sprachorgan und melodischer Gesang den Wunsch ihrer Wiederkehr rechtfertigen: so würde so manchem Mangel abgeholfen seyn.

---

## Theaternachrichten aus Riga.

Der Schauspieldirektor Meyrer hat abermals in einer gedruckten Anzeige dem hiesigen Publikum bekannt gemacht, daß er seine Laufbahn als bisheriger Schauspieldirektor mit dem 15ten Februar 1809 endigen werde. Wir sind also gewissermaßen berechtigt, zu glauben, Riga werde sein vieljähriges Vergnügen für die Zukunft entbehren müssen. Es haben sich zwar mehrere Personen zur Uebernahme des Theaters gemeldet, allein Meyrers Forderungen haben bisher alle etwannigen Unternehmer zurückgeschreckt. Es ist dabey zu beklagen, daß viele gute Menschen — Veteranen, die in einer langen Reihe von Jahren ihre Kräfte dem Vergnügen des hiesigen Publikums opferten, so plötzlich außer Brod gesetzt — und wohl gar noch genöthigt werden, die Stadt, in der sie ergrauten, mit dem Rücken anzusehen. Die Dankbarkeit des Direktors gegen diejenigen, die ihm das, was er nun Sein nennen kann, mit erwerben halfen, hätte es wohl erheischt, mit zuerst für das Unterkommen mehrerer vom Publikum geschätzter Individuen zu sorgen, statt daß Herr Meyrer immerfort verkündet: „Ich endige meine theatralische Laufbahn!“ — Das weiß nun das rigasche Publikum seit einem halben Jahre; aber die armen Schauspieler wissen noch nicht, wer ihnen künftig Brod geben wird. Wir erinnern uns bey dieser Gelegenheit eines edlen Zugs des ehemaligen Schauspieldirektors Schröder in Hamburg. Auch er machte bey einer ähnlichen Veranlassung, jedoch nur seinen Schauspielern, bekannt, daß er die Direktion niederlegen und sich in den Ruhestand zurückziehn würde; allein er fügte zugleich, mit wahrer Humanität, hinzu: „Die Gesellschaft

möchte nun das Theater übernehmen, er wolle ihr die Garderobe und den übrigen Apparat für ein Billiges überlassen.“ Die nämliche Gesellschaft existirt noch in Hamburg und seegnet Schröb-  
 dern; stilles Lob aber ärndtete der Edle von der ganzen Stadt dafür, daß er über die Sorge für seine Ruhe nicht der Sorge für das Vergnügen des Publikums vergaß. Hätte das nicht eben so auch der Fall zwischen Herrn Meyrer und seiner Gesellschaft seyn können? — Schon verlieren wir durch diese Berechnung unsere erste Sängerin, Mlle. Brückl, deren schönes Talent, verbunden mit dem seltensten Fleiß und unverkennbarem Eifer, den Beyfall und die Zufriedenheit des Publikums zu erhalten, uns lange noch erinnerlich seyn wird. Sie ist für das Kaiserl. deutsche Hoftheater in St. Petersburg, mit dreystausend Rubel Gehalt und einer jährlichen Benefice, engagirt. Mad. Dymann wollte, nebst ihrem Gatten, schon im verflossenen August die hiesige Bühne verlassen; indessen bleiben beyde noch bis zum Schluß des Theaterjahrs, und gehen dann nach dem Auslande. Die Brückl und die Dymann — wenn auch wirklich ein neuer Unternehmer sich fände — sind nicht sobald ersetzt; schon dies allein würde jetzt jeden, der das hiesige Theater zu übernehmen Lust hätte, davon zurückschrecken. Es läßt sich daher fast für gewiß annehmen, daß wir eine Zeitlang wohl ganz ohne Schauspiel seyn werden. Zwar soll der Schauspieler Arresto, der sich seit einigen Wochen hier aufhält, mit dem Direktor Meyrer in Unterhandlungen stehn; allein welchen geschwinden Ersatz kann er wohl für die Abgehenden bieten? und wie will er die Lücken schnell genug — und auch gehörigst füllen? Auf alle Fälle würde es nur immer ein Flickwerk seyn, das

vielleicht anfänglich Nachsicht erhalten, auf die Länge aber nicht Stich halten dürfte. Uebrigens muß die Zeit lehren, was aus dem Chaos wird. Wir wollen deshalb harren — und hoffen.

Von neuen Stücken, die hier seit Kurzem einstudirt und gegeben wurden, hat das Intermezzo, oder: der Landjunker zum erstenmal in der Residenz, von Kotzebue \*), am meisten gefallen; dahingegen ein anderes Schauspiel, die Minengräber, fast gar keinen Beyfall gefunden. Die Oper: der Spiegel von Arkadien, gehört ebenfalls unter die letzten Theaterneuigkeiten. Man sieht, die Direktion ist darauf bedacht, ihr Werk mit Beyfall zu enden. Finis coronat opus.

Herr Arresto, früher Mitglied und Direktor des deutschen Theaters zu St. Petersburg, zuletzt bey dem Theater in Reval engagirt — spielt während seines hiesigen Aufenthalts Gastrollen. Dahin gehörten unter andern Fritz im Kind der Liebe, und der Ritter Bayard. Daß er ein gewandter, routinirter Akteur ist, der die Bretter genau kennt, auf welchen er steht, und daß er einen gewissen Kunsttact inne habe, wird niemand läugnen wollen. — Künftig indeß ein Mehreres über sein Spiel, und vielleicht auch über den Inhalt und die Darstellung der vorhin erwähnten neuen Stücke.

Nachschrift des Red. Jede Sache hat zwey Seiten. Wir glauben daher, daß sich manches gegen die hier aufgestellte Ansicht des Herrn Einsenders, von der Aufkündigung der rigaschen Theaterdirektion, sagen ließe. Indesß finden wir vor der Hand keinen Veruf dazu. In der Ueber-

\*) Eine Probe aus diesem, noch ungedruckten, Lustspiel lieferte bereits das Julyheft der Ruthenia. A.

zeugung, daß über einen öffentlichen Gegenstand es jedem im Publiko abzustimmen erlaubt sey, haben wir dem vorstehenden Aufsatz die geforderte Aufnahme nicht verweigern können. Jede bescheidene Widerlegung soll hier jedoch eben so ihren Platz finden. A.

---

## IX.

Anekdote unserer Zeit, in der so viel über Humanität gesprochen und geschrieben wird.

(Eingesandt.)

In K—s—g leben zwey Brüder, Namens L—de, beydes Kaufleute, die aber die Handlung niedergelegt haben. Der eine ein reicher Mann, der andere durch Unglücksfälle zurückgekommen, und gegenwärtig Mäkler.

Der letztere hat außerdem das Unglück, eine taubstumme Tochter zu haben, die in dem Taubstummen-Institut zu Berlin erzogen wird, und ein Beweis der glücklichen Bildung des Instituts ist. Diese sendet zu Weihnachten verschiedene, von ihr verfertigte, weibliche Arbeiten zum Geschenk ihren Aeltern. Umstände verzögern die Antwort derselben, und nun schreibt sie folgenden Brief an den Vater:

„Mein lieber, guter Vater! Es wundert mich, daß ich so lange keine Nachricht von Ihnen erhalten habe. Haben Sie meinen Brief und die kleinen Arbeiten zu Weihnachten richtig erhalten? Es würde mich recht freuen, wenn

Sie mir bald schreiben und melden wollten, daß Sie sie bekommen haben. Möchten Sie selbige gütig aufgenommen haben, und mit meiner Arbeit zufrieden seyn! Ich grüße und küsse meine gute Mutter und Geschwister, und bin Ihre gehorsame Tochter.“

Der Brief unter der Adresse: An den Kaufmann Herrn L—de, wird bey dem andern Bruder abgegeben. Er eröffnet ihn und — — schickt ihn an die Behörde? — O nein. Er schreibt auf den Brief:

„Der Kaufmann J. D. L—de kennt die Korrespondentin nicht. Es befindet sich hier zwar noch ein Mäkler, Namens J. L—de; mit demselben steht aber ersterer in keiner Konnexion, daher folgt der Brief zurück.“

Über die Brüderschaft! — die doppelte! — durchs Blut — und durch die = = Verbindung! —

### An die Leser der Ruthenia.

In Erwiederung mehrerer an die Redaktion ergangenen Anfragen, hat man die Leser der Ruthenia vorläufig benachrichtigen wollen: daß diese seither mit Beyfall gelesene Zeitschrift auch im künftigen Jahre ununterbrochen fort dauern wird — worüber nächstens eine bestimmtere Anzeige erfolgen soll.

# Intelligenzblatt

der

Ruthenia, oder St. Petersb. Monatschrift.

---

Monat Oktober, 1808.

---

Anmerk. Dieß Intelligenzblatt steht jedem ohne Unterschied, gegen die Gebühr, offen. Es werden darin alle und jede Nachrichten und Bekanntmachungen, gegen baare Erlegung der Druckkosten, aufgenommen. Nur hat man sich deshalb jedesmal geradezu an die Dffizin der Herren Steffenhagen und Sohn in Mitau, zu wenden, indem die Redaktion der Ruthenia sich mit dem Intelligenzblatt durchaus nicht befassen kann.

---

Anzeige, die nordischen Miscellen betreffend.

Durch frühere Lieferung der neuesten Ereignisse der Zeitbegebenheiten, durch Hinweglassung aller unnützen Zeitungsnachrichten, die nur dazu dienen, wöchentlich drey Blätter anzufüllen, durch Auswahl interessanter Aufsätze haben diese Blätter seit zwey Jahren den Beyfall des Publikums erhalten; sie werden ihn auch im kommenden Jahre verdienen. Dieß zu bewirken, wird der Herausgeber, da er bis dahin mehr Zeit und Muße gewinnt, noch ein satyrisches Extra-Blatt, als Beylage zu den Miscellen, unter dem Titel:

der politische Maulaffe, wöchentlich einmal liefern, daß für Leser von bon sens gewiß von großer Unterhaltung seyn dürfte, da ein berühmter hiesiger Schriftsteller Theil daran nimmt.

Auf beyde Blätter abonnirt man nun für das Jahr 1809, sowohl für hiesige als auswärtige Gegenden, bey dem kaiserl. Gouvernements-Postamte in Riga, so wie man sich zu St. Petersburg und Moskau bey den dortigen Zeitungs-Expeditionen, und in Mitau bey dem Gouvernements-Postamte zu melden hat.

Der Preis für portofreye Lieferung, wöchentlich zweymal durch die gewöhnliche Post, ist jährlich für ein Exemplar auf feinem Papier zwanzig Rubel Silber oder funfzehn Thlr. Albertus, auf ordinärem Papier zwanzig Rubel B. A. Wer den politischen Maulaffen allein verlangt, zahlt jährlich acht Rubel Silber oder sechs Thlr. Alb. Bis Ende Oktober müssen alle Bestellungen gemacht werden.

Riga, den 23sten September 1808.

Kaffka.

---

In dem, jetzt erschienenen, Nordischen Almanach von Albers, für das Jahr 1809, sind, bey der Entfernung des Verfassers vom Druckort, folgende Druckfehler stehen geblieben, die man hier, zur Verbesserung, anzeigt.

- S. 11 Z. 4 v. u. lies: zeitiger nemlich, statt: zeitiger, nemlich durch ic.  
 = 14 = 3 v. v. = brachte, st. brachten.  
 = 16 = 6 = = = zuzuschreiben, st. zuzuschreibender.  
 = 17 = 12 = = = den Magnaten, st. dem Magnaten.  
 = 19 = 6 v. u. = bewähren, st. bewahren.  
 = 25 = 9 = = = Vietinghoff, st. Witinghof.  
 = 27 = 3 = = = der Fürsten, st. des Fürsten.  
 = 34 = 6 = = = Pfandsumme, st. Pfandsummen.  
 = 41 = 3 v. v. = fein, st. keine.  
 = 47 = 11 v. u. = erlangte, st. verlangte.  
 = 50 = 7 = = = direkte, st. die Decrete.  
 = 51 = 11 = = = überrascht, st. überrasch.  
 = 63 = 4 v. v. = über der, st. über die.  
 = 66 = 11 v. u. = einweisen, st. einweihen.  
 = 67 = 7 = = = seitwärts, st. seewärts.  
 = 68 = 2 = = = Kerklau, st. Kecklau.  
 = 70 in der Schlußzeile l. jenen, st. jene.  
 = 74 Z. 8 v. u. lies: entdeckte, st. entdeckte.  
 = 133 = 1 = = = heimischen, st. himmlischen.

S. 189 Z. 3 v. o. muß die ganze Zeile in Absicht der Interpunktion folgendermaßen geändert werden:

die, mächtig waltend über den Gestirnen, &c.

S. 190 Z. 6. v. u. lies: Nie, statt: Wie.

Zu dem, diesem Almanach vorangefügten, Kalender:

In der Genealogie des N. R. S. beym Großfürsten Nicolai Pawlowitz, statt: geb. d. 25ten Juny 1796 — lese man: 1793.

Ferner: auf derselben Seite, beym Großf. Michael Pawlowitz, muß es statt 1793 — 1796 heißen. Unter den Staatsfesten, am Schluß, statt: Sr. Kaiserl. Hoheit, lies: Sr. Kaiserl. Majestät.

Dies, übrigens mit aller Eleganz ausgestattete und mit vielen feinen Kupfern gezierte, Taschenbuch ist in der unterzeichneten Verlagshandlung, wie in allen übrigen hiesigen Buchhandlungen, zu haben. Riga, im September 1808.

W. C. A. Müllersche Buchhandlung.

---

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat November.

---

## I.

### Herbstlied,

nach Michael Behm, einem preussischen Dichter  
aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Phöbus jaget seine Pferde  
Nach dem wilden Skorpion,  
Und entreißt der Mutter Erde  
Ihre Laub- und Blumenkron,  
Und zerstört in Flur und Wald  
Der Verliebten Aufenthalt.

Für das zephyrliche Rosen  
Hört man jezo weit und breit  
Stürme durch die Felder tosen;  
Seinen Flockensaamen streut  
Winter über Berg und Thal,  
Gleich dem Meersand', ohne Zahl.

Lerch' und Fink sucht Felsenklüfte,  
Schwalbe kehrt in Sümpfen ein;  
Die Kaninchen lieben Gräfte,  
Hirsch und Eber dicken Hain;  
Und, von hohem Schnee bedeckt,  
Hat die Pflanze sich versteckt.

Wann die Weste von uns fliehen  
Und die Flur ihr Grün vermiszt,  
Sollt' ich nicht zu Phyllis fliehen,  
Die mir mehr, als Frühling ist?  
In der Liebe holdem Arm  
Ruht sich's auch im Winter warm.

---

## II.

Rinaldo,

ein episches Gedicht.

## Erster Gesang.

Den Krieg besing' ich, der zum Heldenziele  
 Sich Menschenwohl und Schutz der Unschuld macht;  
 Und ihn, der aus dem Taumel der Gefühle,  
 Nicht ohne höhern Wink, zum Kampf erwacht,  
 Des Frevlers Gegenmacht wird ihm zum Spiele:  
 Umsonst ist der auf neuen Trug bedacht.  
 Des falschen Zaubers Kraft wird abgewendet,  
 Und lorbeerreich der Siegeslauf geendet.

Doch wer verleiht die Anmuth dem Gesange,  
 Sie, die allein des Sängers Scheitel schmückt?  
 Wer paaret mit der Saiten hellem Klange  
 Den namenlosen Reiz, der uns entzückt?  
 Sophronia, Du, deren Rosenwange  
 Die Grazien mit stetem Lenz beglückt,  
 Sieh', Himmlische! voll Huld auf mich hernieder;  
 Dein Lächeln nur erhöht den Werth der Lieder.

Schon seh' ich Wald und Flur von Waffen glänzen,  
 Und höre der Drommeten Kriegesklang;  
 Schon frönt der Ruhm mit seinen Siegeskränzen  
 Die Helden, die den Rhodanus entlang  
 Bis an den Saum des fernen Himmels gränzen,  
 Im Busen hohen Muth und Thatendrang.  
 Der kühne Feind entflieht, und läßt im Weichen  
 Die Felder überschwemmt mit seinen Leichen.

Berwegner Stolz; vermehrt des Hasses Triebe;  
 Bedrückung bahnt der Ruhmbegierde Pfad;  
 Empörtes Rachgefühl, verletzte Liebe,  
 Verleihen Kraft, entflammen uns zur That.  
 Der kühne Schritt, der ungeschehen bliebe,  
 Geschieht allein auf ihren kühnen Rath;  
 Sie lohnen bald mit einer Myrtenkrone,  
 Bald mit dem Lorbeerkranz, bald mit dem Throne.

Doch gleich dem Blitz wird nie ein Plan vollführt,  
 Den mancher Jahre Sonnenschein gereist;  
 Was hilft's, ob Euch Alcidents Muth regieret,  
 Wenn sich Gefahr mit jedem Siege häuft?  
 Dies Schloß, auf hohen Felsen aufgeführt,  
 Troßt jeder Macht, die sich entgegensieft.  
 Vergebens stürmen die erboßten Rotten;  
 Die Felsenburg scheint ihrer nur zu spotten.

Wie ist so groß die Rache, wie so bitter,  
 Wenn sie, vom Schlaf erwacht, Tyrannen droht!  
 Vereint durch sie, schwur Volk und Fürst und Ritter  
 Alints, dem Barbar, zehnfachen Tod.  
 Umsonst, daß er, aus Furcht vor dem Gewitter,  
 Geheuchelten Tribut und Frieden bot:  
 Unmöglich war es ihm, sie zu berücken;  
 Sie kannten schon die gleißnerischen Tücken.

Kein Frevel ward verübt, kein Raub begangen,  
 Die Unschuld nie gefällt durch List und Trug;  
 Es war Alints verruchtes Unterfangen.  
 Sein weites Reich bot ihm nicht Opfer genug;  
 Bis zu dem fernesten Gebiete drangen  
 Die unheilbaren Wunden, die er schlug.  
 Was Heeresmacht, was Arglist nicht erreichen,  
 Muß angeborener Zaubergabe weichen.

Er war es, der die reichsten Schätze raubte,  
 Die China und Arabien gebracht;  
 Der jedem Heer und jedes Volkes Haupte  
 Die Stirne bot, von Frevel angefacht.  
 Verloren war die Unschuld, die ihm glaubte;  
 Sie sank dahin, ein Opfer seiner Macht:  
 Umschlungen von des Kummers welken Armen,  
 Fand sie nicht Trost, nicht Mitleid, nicht Erbarmen.

O, Muse, nenne mir der Helden Namen,  
 Die gegen ihn zum ädlen Wassenstreit,  
 Durch ein Panier vereint, zusammenkamen,  
 Die Menschheit zu vertheidigen bereit!  
 Ist würdiger die Gottheit nachzuahmen?  
 Dreyimal beglückt, wer dieser Pflicht sich weihet!  
 Wohlauf, mein Lied! den Lorbeerkranz von Helden  
 Mit Saitenklang der Nachwelt noch zu melden.

Gavino war der Führer dieser Schaaren;  
 Erfahrung gab und Weisheit ihm den Rang  
 Vor allen Rittern, die versammelt waren.  
 Der Ottomannen Arm hielt Jahre lang  
 Sein Muth zurück. Auf seinen Silberhaaren  
 Siegprrangt ein Helm, den Eichenlaub umschlang;  
 Die Heldenfaust an seines Schwerdtes Hefte,  
 Fühlt er das Feuer noch der Jugendkräfte.

Wie, wenn der West das Schneegewölk verjaget,  
 Der Lenz herauf in jugendlicher Pracht  
 Am überglänzten Himmelsbogen taget,  
 Der Winter weicht, der Waldgesang erwacht:  
 So war Rinaldo. In's Schlachtgetümmel waget  
 Er sich, wie in den Kampf, wo Amor lacht;  
 Achilles schien er Euch mit Schild und Lanze,  
 Adonis Euch im schlauverwundnen Tanze.

Schon früh entriß er sich der Mutter Pflege,  
 Und zog zum Streit in ferne Lande mit;  
 Als Knabe schon liebt' er die Jagdgebähe,  
 Die selten nur ein irrer Fuß betritt.  
 Oft sah man ihn auf grauenvollem Wege,  
 Wo furchtlos er auf Abentheuer ritt,  
 Begierig, einen Riesen aufzufinden  
 Und ritterlich im Kampf zu überwinden.

Auf diesen folgt Dress, ein wackerer Streiter,  
 Dem graues Alter schon den Nacken beugt;  
 In Mavors Kunst ein ächter Eingeweihter,  
 Der an Erfahrung nur Gavinen weicht;  
 Wo die Drommete tönt, Rinalds Begleiter,  
 Dem er an Muth, nicht an Gewandtheit, gleicht.  
 Nach ihm Berbin, der aus dem Zuge lenket,  
 Und seinen Plan voll Klugheit überdenket.

Wer pranget dort im schwarzen Waffenkleide,  
 Mit einem rothen Kreuz im runden Schild?  
 Sein Helm und Panzer glühen von Geschmelde,  
 Das alles rings umher mit Schimmer füllt.  
 Tanfredo ist es, der zu seiner Freude  
 Den Durst nach lorbeerreichen Thaten stillt.  
 Dicht hinter ihm sieht man, von zween Knappen  
 Geführt, den Rabikan, Tanfredo's Knappen.

Ihm schließet sich, der an des Ruhmes Schwelle  
 Noch nie gewelt, der tapfre Debri an;  
 Sein Roß, bedeckt mit einem Tigerfelle,  
 Bäumt sich vor Stolz und eilt der Schaar voran.  
 Der Staub des Kampfes wird zusehens helle,  
 Wo Debri's Arm den Feind erreichen kann.  
 Sein adler Name zählt so viele Ahnen,  
 Als Thaten ihm den Pfad des Ruhmes bahnen.

Ribeira, aus dem Reich der Hesperiden —  
 Sein Reigerbusch gießt Schrecken vor ihm her —  
 Ist aus dem Arm der jungen Braut geschieden.  
 Der trägen Ruhe Last ward ihm zu schwer,  
 Er zürnete dem allzulangen Frieden;  
 Krieg war sein Spiel mit Armbrust oder Speer.  
 Sein Andalusier läßt kaum sich halten,  
 Beißt in den Zaum und will die Erde spalten.

Ihm folget Rostubald, vom ädlen Blute  
 Der Heldenschaar, die Ferrau gezeugt;  
 Sein Antlitz glüht von jugendlichem Muthe,  
 Und hat vor keinem Gegner sich gebeugt.  
 Dann Guido, der von Kämpfen ungern ruhte,  
 Und mit des Adlers Bier ins Schlachtfeld flucht.  
 Wie ein Juwel in Phöbus goldnem Strahle,  
 Erscheinet er in hellgeschliffnem Stahle.

Noch viele andre Namen könnt' ich nennen:  
 Denn diesen Helden folgen andre nach.  
 Wer sollte nicht den tapfern Germund kennen,  
 Der schon mit Glück so manche Lanze brach?  
 Wer nicht von gleicher Streitbegier entbrennen,  
 Nennt er Alfons, dem Roland selbst erlag?  
 Zu Lissabon, im Kampf mit wilden Stieren,  
 Sah' man ihn stets sich mit dem Lorbeer zieren.

Geduld! Sie nahen sich, Euch zu befreien,  
 Euch, die Milt in seinen Mauern hält!  
 Nicht ungestraft soll der Barbar Euch dräuen:  
 Schon blinkt der Stahl, der ihn zu Boden fällt.  
 Dann dürft Ihr Euch des Lebens wieder freuen,  
 Und sein Genuß wird nicht durch Gram vergällt;  
 Der Zukunft Schooß gebiert Euch neue Wonne,  
 Schön dünkt Euch Hain und Flur, Euch lacht die Sonne.

Unglückliche! Fern von der Liebe Freuden  
 Verweint Ihr Eure Tage hier in Schmerz,  
 Und kennet keinen Trost, der Eure Leiden  
 In Frohsinn wandelt und in leichten Scherz!  
 Ach, wie ist jeglicher doch zu beneiden,  
 Der eine Heimath findet für sein Herz  
 Und, von geliebtem Arm in sicherer Hütte  
 Umgeschlossen, lebt nach frommer Väter Sitte!

Doch hier, ein Raub von ungezählten Leiden,  
 Durchtrauert Ihr die heitre Frühlingsnacht,  
 Einst im Genuß harmloser Jugendfreuden  
 Im theuern Vaterlande zugebracht.  
 Alint scheint sich an Eurem Schmerz zu weiden,  
 Nie war des Mitleids Trieb in ihm erwacht;  
 Und welche nicht zum Opfer ihm sich weihte,  
 Ward seiner grämlichen Verfolgung Beute.

Wie dem Piloten, der dem Kap entflohen,  
 Wenn nun das Meer, geebnet, um ihn schweigt,  
 Und kein gehoffter Wind den Himmelsbogen,  
 So weit sein kummervolles Auge reicht,  
 Mit düstern Wolkenschleier überzogen,  
 Und sich kein Ziel der trägen Reise zeigt:  
 So schleichen unter Thränen Euch die Tage,  
 Und keiner schließt, Ihr Aermsten, Eure Klage.

Wie plötzlich dann der Himmel sich verhüllet,  
 In jeder Woge neues Leben webt,  
 Ein frischer Wind die raschen Seegel füllet,  
 Und schäumend durch die Fluth die Barke strebt;  
 So wird, wo nie der Kummer sich gestillet,  
 Der Harem jetzt mit neuem Muth belebt:  
 Die Augen, die der Freyheit Raub beweinen,  
 Sehn mit Gawino Rettung jetzt erscheinen.

Zum Angriff wird der Krieger Schaar vertheilet:  
 Der einen Hälfte zieht Gavin voran,  
 Die andere, die noch im Lager weilet,  
 Führt, kampfbegünstigend, Rinaldo an;  
 Und jeder Trupp, der in das Treffen eilet,  
 Sieht an der Spitze einen Rittersmann.  
 So vorwärts schreitend, scheint der Glanz der Waffen  
 Den Frevelmuth Alintens zu erschlaffen.

Doch rüstet er mit Eifer sich zum Streite,  
 Von Bosheit mehr, als Tapferkeit, entbrannt;  
 Sein Heer, ermuntert durch versprochne Beute,  
 Strömt wild herbey, den Mordstahl in der Hand:  
 Der eilt auf diese, der auf jene Seite,  
 Wo er am nöthigsten die Schutzwehr fand,  
 Und brennt vor Durst, sich Schätze zu erwerben,  
 Wo nicht, im Blut des Christenvolks zu sterben.

Befestigt werden Thürme, Mauern, Wälle,  
 Verborgne Hinterhalte angelegt,  
 Durchspähet und gesichert jede Stelle,  
 Die zum Verrath ein günstig Mittel hegt;  
 Ein Ort ersehnt, wohin auf alle Fälle  
 Man die geraubten Königsschätze trägt;  
 Und neuen Vorrath von Gewehr und Waffen  
 Bemühet jeder sich herbeizuschaffen.

Indeß man so zur Schlacht auf beyden Seiten  
 Sich rüstet, hört man rascher Pferde Trab.  
 Bald zeigt, in Staub gehüllet, sich von weiten  
 In blankem Stahl ein Ritter und ein Knapp;  
 Sie wenden sich, zum Lager hin zu reiten,  
 Und steigen vor dem Zelt Gavino's ab.  
 Es nahen sich die Ritter, voll Verlangen,  
 Den Unbekannten bey sich zu empfangen.

Noch deckte das Bisir Gesicht und Mienen,  
 Doch edel war die Stellung, war der Gang;  
 Verborg er gleich noch seinen Blick vor ihnen,  
 So schien er doch von hoher Helden Rang,  
 Und ganz des Mannes Achtung zu verdienen,  
 Der viele in Turnier und Schlacht bezwang.  
 Um ihn versammelt hielten, voll Erwarten,  
 Die Ritter, die den Forscherblick nicht sparten.

Sie steigen wieder ab von ihren Rossen,  
 Und lagern sich, hier auf den sanften Pflaum  
 Des blumenvollen Grases hingegossen,  
 Dort, angelehnt am schattenreichen Baum,  
 Die Schilde neben sich sammt den Geschossen.  
 In sich verloren, wie in süßen Traum,  
 Und harrend, daß der Fremde sich enthülle,  
 Bewahren sie des wachen Schlummers Stille.

Nachdem er seinen Helm zurückgeschlagen  
 Und in dem bunten Kreis umhergesehn,  
 Bestürmet jeder ihn mit seinen Fragen,  
 Und sucht in Aug' und Stirn ihn zu erspähn.  
 Doch er scheint innern Gram bey sich zu tragen  
 Und nicht der Neugier Wünsche zu verstehn;  
 Ein Ach! scheint seine Brust zu unterdrücken,  
 Und Kummer malet sich in seinen Blicken.

„Vernehmt,“ so spricht er endlich, „die Geschichte  
 Astolpho's, den Mintens Raub bewog,  
 Daß er, mit vollem Schmerz im Angesichte,  
 Des Frevlers Reich zu stürzen, zu Euch flog;  
 Zu ew'gem Kriege gegen ihn verpflichte  
 Sie jeden, den er so, wie mich, betrog.  
 Vernehmt mich, und es grabe meine Rede  
 In Eure Brust Begier nach Kampf und Fehde!

Ihr Ritter, Rache hat mich hergeführt,  
 Der Rache Ziel, mein Todfeind, ist Allint;  
 Kein Flehn hat ihn, kein Thränenblick gerührt,  
 Vielleicht, daß ihn Gewalt noch überwind't.  
 Der Strafe ihn zu weihn, die ihm gebühret,  
 Ich seh's, das ist der Plan, auf den Ihr sinnt:  
 Wohlan! mit Euch vereint, ihn zu verderben,  
 Sey unsre Rache — Sieg, und Trost sey — Sterben!

Der Himmel schenkte mir ein Glück hienieden —  
 Für diesen Erdenball vielleicht zu groß —  
 Ein Weib, voll Lieb' und Treu', ward mir beschieden,  
 Die Perle aller Frauen; — Welch ein Loos!  
 Wie lebt' ich doch so selig, so zufrieden,  
 Als nie ein Fürst gelebt, in ihrem Schooß!  
 Denn nach der Pflicht und Sorge meines Thrones  
 Erfreut' ich mich des schönsten Minnelohnes.

In Poitou, zum Wohnsitz mir erkohren,  
 Verträumt' ich meiner Liebe goldnen Traum,  
 Und, inniglich in ihren Reiz verloren,  
 Empfund ich selbst des Lebens Bürde kaum;  
 Auch schien zum Glück mir alles hier erkohren,  
 Das Thal, der Bach, die Blumenflur, der Baum.  
 Ich irrt' umher, begleitet von Elmiren,  
 Und irrte froh in diesen Lustreviren.

Allint zerstörte mir des Lebens Freude.  
 Ich fochte für das Kreuz im heiligen Land',  
 Als mir — wie traf die Nachricht mich! — der Heide  
 (Noch weiß ich nicht, war er von Lust entbrannt,  
 War er's vielleicht von Mißgunst oder Neide)  
 Mein ganzes Glück, Elmiren, mir entwandt.  
 Zufrieden mit dem selbstgewählten Lohne,  
 Ließ er die mir seitdem verhasste Krone.“

Hier unterbrach der Schmerz Astolyho's Worte,  
 Und seinem Aug' entfloß ein Thränenbach.  
 Von Mitgefühl, das jede Brust durchbohrte,  
 Ward Ritterspflicht und Nachbegierde wach.  
 Gavino führt ihn zu des Zeltes Pforte,  
 Und alle drängten ungesüßlich sich nach;  
 So drängen sich empörte Meereswellen,  
 Wettseifernd, Fels und Klippe zu zerschellen.

Ins Herz Beruhigung und Trost zu gießen,  
 Beginnt Gavin: „Erheitert, Herzog, Euch!  
 Alint soll dreifach jeden Frevel büßen,  
 Den er verübt in mein' und Eurem Reich.  
 Doch müßt Ihr erst der Ruhe noch genießen;  
 Dann greifen wir nach Wehr und Waffen gleich,  
 Und stürmen dem Barbar die stolze Feste,  
 Und stürzen ihn von seinem Felsenneste.“

Eh' Phöbus erster Strahl den Tag entzündet  
 Und jugendlich Aurorens Antlitz lacht,  
 Wann Schlummer noch des Feindes Auge bindet,  
 Ist unser Heer vom Hörnerschall erwacht,  
 Der kriegerisch den nahen Kampf verkündet:  
 Und alles eilt bewaffnet in die Schlacht.“  
 Er spricht's, und in Astolyho's trübe Blicke  
 Kehrt sichtbarlich der Hoffnung Blut zurücke.

„Fern sey's, daß ich dem Heldeneifer wehre!“  
 Versetzt Astolyh. „Doch ob zu eilen gleich  
 Mir selbst Elmirens sehnsuchtsvolle Zähre  
 Gebietet, rath' ich, edler Ritter, Euch,  
 Erwartet erst die Ankunft meiner Heere:  
 Vereinte Macht führt sicherer den Streich.  
 Den Wüterich dem Schattenreich zu weihen,  
 Folgt mir ein tapftrer Haufe von Getreuen.“

Schon senket sich mit schwärzlichem Gefieder  
 Die stille Sommernacht auf Thal und Hain,  
 Des Lebens Sorgen endigend, hernieder  
 Und wiegt, bey Lunens silberhellem Schein,  
 Die von des Tages Last erschlafften Glieder  
 Der Sterblichen in sanften Schlummer ein.  
 Der Zauber hat, Rinald, auch Dich umflossen,  
 Und Dir im Traum die Zukunft aufgeschlossen.

Die ganze Scene scheint um ihn verschwunden;  
 Der Held glaubt sich in einen Hain versetzt,  
 Den schöner nicht die Phantasie erfunden:  
 Den blumenreichen Saum des Rasens neht  
 Ein Bach, mäandrisch durch den Park gewunden;  
 Natur, oft kümmerlich durch Kunst ersetzt,  
 Prangt hier im holden Schmuck der Frühlingsrosen,  
 Mit welchen schmeichelnd die Zephyre kosen.

Indem er frohbestürzt zur Seite siehet,  
 Erblickt er eine Löwin in dem Wald,  
 Die, furchterfüllt, mit Heulen vor ihm fliehet,  
 Daß rund umher die Wildniß widerhallt.  
 Vergebens, daß sein Auge sich bemühet,  
 Sie zu erfassen, wo ihr Brüllen schallt;  
 Kaum sieht er sie, so ist sie schon verschwunden:  
 So schnell hat sie den Weg durchs Holz gefunden.

Doch reizet ihn ein mächtiges Verlangen,  
 Der deutungsvollen Löwin nachzuspahn,  
 Und ihre Spur, die ihm so schnell entgangen,  
 Bevor die Sonne sinkt, noch zu ersahn.  
 Bald irrt er frey, von Bäumen bald umfangan,  
 Und muß sich oft durch Gänge windend drehn.  
 Noch weiß er diesen Trieb nicht zu erklären;  
 Doch nichts kann seinem flücht'gen Schritte wehren.

Zulezt, nach langer Müß' und vielem Zagen,  
 Entdeckt er durchs Laub den falben Leu,  
 Und als bereits ihm Kraft und Muth versagen,  
 Lehrt Ahnung ihn, daß er am Ziele sey.  
 Denn über die begrünteten Wipfel ragen  
 Die Zinnen einer gothischen Abtey;  
 Und inn're Stimme scheint ihm zu verkünden,  
 Hier werd' er Aufschluß und Belehrung finden.

Und sieh', ein ungewohnter Strahlenschimmer,  
 Als käm' er aus dem dritten Himmel, bricht,  
 Gleich einem Strom, durch die bemosten Trümmer:  
 Maria schwebt vor ihm, im Wolkenlicht;  
 Holdseliger erschien sie Menschen nimmer.  
 Der Ritter staunt und wagt sich weiter nicht.  
 Die Gottheit scheint in ihrem Blick zu lodern,  
 Und Ehrfurcht und Vertraun zugleich zu fodern.

Mit sanfter Huld zieht aus den blonden Haaren,  
 Von einem zarten Schleier leicht umwebt,  
 Wo Rosenknospen sich mit Myrthen paaren,  
 Die Heilige, die näher vor ihm schwebt,  
 Ein Myrthenreis, am Helm es zu bewahren.  
 Von neuem Muth fühlt sich Rinald belebt.  
 „Nimm diesen Lohn,“ spricht sie, „der ewig grünet!  
 Du hast ihn längst von meiner Hand verdienet.

Ziel hast Du für den wahren Gott gestritten,  
 Aus Gallien der Mauren Macht gebannt;  
 Bist stets mit dem Panier vorangeschritten,  
 Wo Dir Gefahr und Tod entgegenstand;  
 Hast für das Wohl der Kirche viel gelitten;  
 Erobern half Dein Arm das heil'ge Land.  
 Auch jetzt erhebe Dich zu neuen Kämpfen,  
 Mintens frechen Uebermuth zu dämpfen.

Doch fliehe ja der Wollust eitle Schätze,  
 Sie, die dem Lauf ruhmvoller Thaten wehrt  
 Und, Deinen Fuß in trügerische Reize  
 Verstrickend, Dir der Seele Frieden stört.  
 Der lockenden Bethörung Reiz ersetze  
 Die Tugend Dir; sie ist des Opfers werth.  
 Rauh ist der Pfad und steil, der zu ihr leitet;  
 Doch Wonne wird dem Pilger dort bereitet.“

Sie sprach's, und gleich entschwand Gesicht und Helle:  
 Betroffen sah' der Ritter sich, wie vor,  
 In sein Gezelt versetzt mit Blihes = Schnelle,  
 Als sich der Traum in Wirklichkeit verlor.  
 „Was war das?“ denkt er; „hier an dieser Stelle  
 Solch ein Gesicht? betrog mich Aug' und Ohr?“  
 So sinnt er. Doch allmählig, mit den Sternen,  
 Beginnet sich der Zweifel zu entfernen.

Raphael Ignatius Bock.

---

## III.

## Die Zukunft.

Wenn ein reflektirender Kopf die Begebenheiten der letzten Jahrzehnde in ihrer ganzen schauervollen Reihe vor seinem Geiste vorübergehen läßt; so ist ihm zu Muth, wie einem Menschen, der, was ihm vielleicht einmal im Traum erschien, jetzt in entsetzlicher Wirklichkeit vor sich sieht: eine Welt Gespenster, die ihr Wesen für sich, ganz nach ihren Gesetzen, unbekümmert um ihn, den Wirklichlebenden, treiben; außer daß wohl einmal eine der blassen Schattengestalten vor ihm stille steht, und mit der Frage: Wie kommst Du unter uns? den letzten Blutstropfen, der sich noch in seinen Adern regte, zu kaltem Eise erstarrt. — — —

— — — — —  
 — — — — —  
 — — — — —  
 der aufstrebende Geist in eine enge, unzerbrechliche Hülle, wie die Uebel der Welt in die Büchse Pandoreus, gebannt. — Wo ist — denn was frommt es, mit kraftloser, unnützer Klage sich selbst und seine Mitgenossen zu ermüden? — wo ist der Epimetheus, der den Deckel lüfte und der Verschlössenen Raum gebe, die azurnen Flügel zu entfalten und sich zum Wohnsitz der Götter, ihrer Wohnung, empor zu schwingen?

Wir leben in diesem Zeitalter; es ist unmöglich, daß die wahre Geschichte, in der berührenden

Nähe der Ereignisse, die ewige Nothwendigkeit der uns umgebenden Erscheinungen enthülle. Sie will ein höheres Ziel, wohin ein höherer Geist das regellose Getümmel treibe, und dieses Ziel ist dem Zeitgenossen verborgen. Denn sieht er sich nicht von denselben Schranken befangen, die jene umgeben? Gehört nicht er selbst mit zu den Wesen, die die Zeit, die dunkle unerkannte Gegenwart, welche nur durch die Zukunft, wenn sie schon Vergangenheit ist, rückwärts erhellt wird, mit dem eisernen Arme zwingt und mächtig?

Die Zukunft anticipiren, den Schleyer, der die furchtbare Göttin umhüllet, öffnen und in das düstere, den Göttern selbst verschlossene, geheimnißvolle Fatum den kühnen, sterblichen Blick hineindrängen — welcher Erdengeborne vermag das? Und wenn es ihm gelänge, würde er nicht mit dem starren Entsetzen, das den frevelnden Entweiher der heiligen Mysterien von nun auf ewig, und doch mit ihm nicht zu theuer erkauft, umlagert, selbst das Streben verlieren, das jedem andern Undenkbare auszusprechen?

Und doch kann der Mann, dem der Geist zur Frage wurde, dem Drange, der brennenden Blut nicht entsagen, die dunkle Hieroglyphe, die ihm zur Antwort wurde, zu entziffern. Und ist denn die Zeit etwas anderes, als die Tochter der Ewigkeit? und die Ewigkeit etwas, als die Geburt der Vernunft? Die Vernunft muß zu dem Un-

vernünftigen, die Philosophie zu dem Erfcheinenden den Schlüssel enthalten, oder sie ist ihres hohen Namens nicht werth.

Zwar die Philosophie zerhaut den unauflösbaren Knoten mit einem Streiche; sie vernichtet ihn mit einem einzigen ihrer Orakelsprüche: „Ihr klagt über Unglück? Ihr sollt eben nicht unglücklich seyn, denn Unglück ist die wahre Unsitlichkeit.“ — Aber der Unphilosophie nöthigt dieser Ausspruch, der allerdings unverständlich ist, wie alles Vernünftige, nur ein mitleidsvolles Lächeln ab, und den gutmüthigen Lebemann erfüllt er mit einem geheimen Schauer. Und dieser Schauer ist wahrlich nicht ohne seine Ursache. Denn was will jener Ausspruch anders sagen, als: „Erkenne, daß Dein ganzes Genußsystem ein Unding, daß die angenehmen Empfindungen, um derenwillen Du lebst, und einzig zu leben wünschest, der Gipfel der Thorheit und der Thierheit sehen. Entreiß Deinen Geist, dich selbst, der Materie. So sind Dir Macht und Reichthum, Ehre und Lust, Dein Körper, die ganze Erde, das ganze erscheinende Universum — Nichts, und Du bist im Mangel, im Schmerz, in Sklaverey, im Tode, ein Freyer; das heißt, Du bist glücklich.“ — Das ist eine harte Lehre; wer kann sie tragen, wer vermag sie nur zu fassen?

Es geht aus dieser Lehre freylich mit fürchterlicher Klarheit hervor, wie die Uebel, unter

denen das Zeitalter wimmert, einzig seine selbstständige Verschuldung, nicht willkürlich, oder absichtlich von einem höhern Wesen, einem Schöpfer oder Weltregierer, damit verbundene Strafe sey. Verschuldung und Strafe sind absolut Eins, und diese Einheit vermag kein Gott zu vernichten. Hättet ihr nicht die Materie zu eurem Gößen, und euch selbst zu Sklaven des Gelüstes gemacht; hättet ihr nicht den Trieb für das Angenehme, als das Höchste, als das Einzige in euch, zu seiner furchtbaren Schärfe ausgebildet, wäre dadurch nicht der Sinn für jedes Edle und Erhabene, für Entsamung und Ertragung, in euch erstickt, und fast gänzlich vernichtet: so würdet ihr euch ja über den Zustand, da ihr nun zur Erduldung durch äußere Gewalt — und eure Feigheit gezwungen seyd, nicht so unmaßig gebelrden. Ihr hättet im Genuße nie Glück gesucht, seine Versagung wäre euch also kein Unglück, wäre keine Strafe.

Was die Philosophie, die ewige Offenbarung der Gottheit, in Löhnen verkündet, die für das Zeitalter so schreckend sind, als die Donner, unter denen die Vosaunenstimme vom Berge Sinai dem zagenden Israel erscholl, das zerlegt die Geschichte, die göttliche Offenbarung in der Zeit, in verschiedene Momente, Epochen genannt \*).

---

\*) Zur Zeit ist in der Geschichte, wie sie bisher geschrieben wurde, noch wenig Redens von solchen Epochen.

Alle diese Epochen sind, wo der Mensch, der von dem Urwesen abgefallene Geist, gegeben ist, nothwendig, weil seine Rückkehr zur Gottheit nothwendig ist. Sie sind da, um das gesammte Menschengeschlecht, aus dem sich nur einzelne Glückliche durch sich selbst emporringen, zu dieser Annäherung zu zwingen. Eine dieser Epochen ist vor der Thür. Es scheint, nachdem die Kultur des Genußtriebes ihr höchstes Ziel erreicht, sey es die Zeit, sie in ihr Nichts zurückzuschleudern. Von selbst, durch einen freien Entschluß der gesammten Menschheit oder eines hinreichenden Theils, um auf das Ganze zu wirken, ist dies offenbar nicht zu hoffen; denn wo ein solcher Entschluß möglich wäre, da hätte man schon dem Zeitgeist entsagt. Sie kann also nur unter einer Totalumwälzung eintreten, gegen die alle vorigen Völkerrevolutionen als eine Kleinigkeit verschwinden, weil es auf Vernichtung einer mit der gesammten Menschenmasse identificirten Gesinnung ankommt. Eine allgemeine, sich über den ganzen Kontinent nach und nach erstreckende, Verheerung und Zerstörung scheint hiezu das einzige Mittel zu seyn, weil unter ihr alle Güter der Erde und ihr Werth allein verschwinden können. Die Zeichen der Zeit scheinen anzudeuten, der Moment sey gekommen, er sey schon da; denn es ist wohl sehr klar, daß das, was bisher geworden ist, nicht der Sinn der gewaltsamen Gährung seyn konnte, die in ein

großes Volk trat, und dieses Volk fast über das ganze Europa, mit — noch schonender — Kriegsfackel jagte. Ganz andere Stürme sind zu erwarten, wo ein ganz anderer Erfolg erreicht werden soll. Denn dieser Erfolg ist nicht ein Etwas, was Menschenhorden oder ihre Anführer sich dachten. Der Weltgeist faßte jene, wie diese, mit ihren kleinlichen Absichten, mit ihren ärmlichen Zwecken, mit ihren Leidenschaften, mit ihrer Apathie, mit ihrer Geisteskraft und Geistesarmuth, und trieb beide als blinde Sklaven vor sich her, etwas zu bewirken, von dem sie keinen Begriff, das zu erreichen sie gar nicht den Willen hatten. — So Etwas, meine ich, muß zum Grunde liegen, um die Geschichte dieser Zeit zu fassen; oder die Geschichte wird ein lächerliches, verächtliches Marionettenspiel. Wie läßt sich ein solcher Gedanke ertragen?

Uebrigens muß es hier erlaubt seyn, zu meinen. Wenn ich gleich glaube, zu wissen, daß eine solche Epoche eintreten muß: so hat dieses Wissen doch nichts mit einer gegebenen Zeit zu thun. Sie kommt, wenn die Menschheit reif dazu ist; ob sie das gerade jetzt sey, erfordert eine Berechnung, die die Kräfte eines Sterblichen übersteigt.

Ich weiß, daß Aeußerungen, wie die gegenwärtige, fast Aller Stimmen gegen sich vereinigen; daß sie, da sie mit scheinbarer Kälte vorgetragen

worden, als das Produkt eines menschenfeindlichen Charakters erscheinen, der den Uebrigen ihr Glück beneidet, weil er selbst keines fand, und vermuthlich keines verdiente. Ich weiß, daß ein Zeitalter, welches immer nur Glück, Glück ruft, daß es als Verdienst predigt, auch andere zum Glück zu zwingen, (welch ein ungeheurer Widerspruch!) und Weichheit des Charakters, die für eigene Leiden immer eine Thräne, für die Leiden anderer immer einen Seufzer, wohl gar, wo es keine große Aufopferung kostet, eine kleine, freudlich etwas magere Mülse bereit hat, für die höchste Tugend anerkennt, indeß es jede Ungerechtigkeit, durch die es seine Zwecke erreichen zu können meint, unbedenklich übt — daß ein solches Zeitalter sich gegen eine Lehre, die es nicht fassen kann, und gegen den, der sie ausspricht, (als wäre er ihr Urheber!) empört, und ihm Herz und Gefühle, und mit ihm alle Güte des Charakters abspriht. — Das ist ja aber eben eure Verschuldung, arme Verblendete, daß ihr Herz und Gefühle und Charaktergüte — wie ihr es nennt, eigentlich ist es Geisteschwäche, — einzig auszubilden strebt, sie euern Kindern anerzieht, und so ein schwächliches Geschlecht ein immer noch schwächeres hinter sich zurückläßt. — Soll ich dies noch beweisen?

Der Zug, der unser Zeitalter charakterisirt, ist die Selbstsucht, der zur Fertigkeit gewordene Hang

des Individuellen. Sich selbst zum Mittelpunkt der Welt, wenn's möglich wäre, des ganzen Universums zu konstituiren, ist seine natürliche Tendenz. Diese Isolirung des Individuum, — es liegt wenig daran, ob es noch einige andere Individuen, die der Zufall (durch Geburt, Verbindung, Besitz 2c., als Kinder, Gatten, Freunde, Sklaven 2c.) mit ihm in nähere Berührung brachte, die daher auf seinen Zustand in jedem Moment wesentlich einwirken, mehr oder weniger in seine Sphäre zieht, — der Egoismus ist die Wurzel aller Immoralität; denn er steht dem Weltbürgerfinn (Kosmopolitismus) diametral entgegen, der diesen Egoismus geradehin negirt und unsern Handlungen, unserm Streben nur in sofern einigen Werth gestattet, als sie das Ganze der Menschengattung, den sichtbaren Repräsentanten der Vernunft, zum Ziele haben. Die Belege hiezu sind schwerlich anzuführen nöthig. Sie zeigen sich allenthalben in dem unabänderlichen Streben, unsern eigenen (individuellen) Willen zur Norm für alle um uns zu erheben, und ihnen anzufinnen, daß sie, mit Vergessung ihrer selbst, bloß uns zum Mittelpunkte ihrer Gesinnung machen sollen; daher der Despotismus in der häuslichen Gesellschaft, gegen Gatten, Kinder, Dienende; in der laut ausgesprochenen Maxime, unser Glück und die Mittel dazu auf allen nur denkbaren Wegen zu verfolgen und zu sichern; daher der Betrug = der

Bucher- und Schleichhandelgeist; in der Kultur des Genußtriebes, durch Reizung und Befriedigung des Sinnentriebes sich das möglich angenehmste Daseyn zu verschaffen u. s. w. Wie sehr durch das alles die Gerechtsame der andern zu Gunsten des Individuum beeinträchtigt werden, fällt zu deutlich in die Augen, als daß es der Mühe werth wäre, ein Wort darüber zu verlieren.

Da das Streben zur Individualität der Sittlichkeit entgegensteht, so ist es natürlich, daß bey der Ausbildung der in der menschlichen Erscheinung liegenden Reime hauptsächlich die gepflegt werden, die der Immoralität Vorschub leisten. Die männliche Gesinnung, die einzige, die zur Tugend führt, oder selbst schon Tugend ist, sich der Entsamung, dem Schmerze, frey zu unterwerfen, und diese Unterwerfung auch andern anzusehen, wird, als Thorheit im ersten, im zweyten Fall als Gefühllosigkeit gestempelt, verworfen, und alles strebt dahin, diese niedrige Gesinnung auch in der Nachkommenschaft zu verewigen. Empfindsamkeit ist das einzige Schöne, das einzige Gute, und es ist nur der Inkonsequenz, die mit der Unwissenheit immer gleichen Schritt hält, zuzuschreiben, wenn nicht die Natur, weil sie dem Menschen so viele Uebel auflegt, und die Gottheit, wenn sie alle diese Uebel nicht vernichtet, laut — denn leise geschieht es durch jede Klage — verurtheilt werden. Wie sollte auch nicht ein senti-

mentales Geschlecht durch den Gedanken empört werden, alle Leiden der Erde durch einen Wink heben zu können, und diesen Wink gleichwohl nicht zu geben! Zum Glücke, oder vielmehr zu seinem Unglücke, denkt das Zeitalter nicht; denn es würde durch diese einzige Betrachtung allein schon zu der unmittelbaren Folgerung, Leiden sey kein Uebel, gezwungen, und dadurch das ganze Genußsystem von Grund aus umgeworfen werden. — Man möchte auch noch fragen, wie diese Menschen sich wohl das künftige Leben denken, wohin sie von allen ihren Genüssen und Bestrebungen doch, durchaus nichts herübernehmen können? Aber wie sollte eine Idee, die sie gewaltsam von der Erde zum Himmel hinaufriffe, in Wesen reifen, die in den leidigen Kreis irdischer Gegenwart auf immer gebannt sind? Der Gedanke des Todes, der edelste und erhabenste für jeden, der in ihm den höchsten Befreyer erkennt, wird als widrig, als unerträglich, für den Moment aufgespart, wo er selbst in der schreckenden Wirklichkeit erscheint, das heißt, wo er überflüssig ist.

Zur Vertilgung der herrschenden Kultur, der Selbstsucht und Weichlichkeit, vermag die Philosophie nichts; denn jene läugnet dieser die ersten Principien geradezu ab. Leben, Leben der Erde, Leben des Genusses, bey äußerer Decenz: das ist die Norm und der ganze Inhalt ihrer Lehre, wenn diese Entreißung vom Sinnenreize, Freyheit,

Schmerz und Tod prediget. Frühe, eh' noch die Vernunft erwacht, ist schon die zarte, wachsende Generation durch eine Erziehung, wie sie ein solches System liefern muß, vergiftet. In der ungemainen Zärtlichkeit gegen ihr eigenes Blut, dessen Glück sie auf ihre Weise sichern will, führt sie das Kind zum Genuß an, läßt es im Genuß aufwachsen, und lernen, den Werth des Lebens, wie die Aeltern, nur nach schmackender Behaglichkeit zu schätzen. Wenn ja zu Einem unter Tausenden ein höherer Geist als Lehrer hinzutritt, und in die junge, weiche Seele den Samen der Philosophie in einzelnen Körnern verstohlen eindrückt; so ist doch das Ganze seiner Umgebungen damit im grellsten Widerspruch, und das Kind mußte anfangen, seine Aeltern zu verachten, wenn diese Samenkörner trieben und sproßten. Selbst bey denen, welchen eine solche Zwitterbildung zu Theil wurde, und die mit ihr in das Leben hinausgehen, wird, wenn sie aus der belebenden Nähe jenes Wesens entfernt sind, der zarte Keim, durch das stete Anprellen gegen die ewige Gemeinheit um sie her, die mehrste Zeit zerknickt. — Von der Philosophie ist also keine Rettung zu erwarten.

Etwa von der Religion? — Aber von einer Sache, der das Zeitalter das Heilige abgestreift hat, und mit der es nur noch durch einzelne Reste eines gedankenlosen Kultus locker zusammenhängt, laßt mich lieber ganz schweigen!

Es ist nicht abzusehen, in welcher einen tiefen Abgrund von Unsittlichkeit die Menschengattung bey einer solchen Art von Kultur versunken wäre, könnte sich diese, durch äußeres Elend ungestört, in ihrer ganzen Länge und Breite ruhig ausdehnen. Eben darum hat die Natur, wider ihren Willen, den Krieg auf die Erde gepflanzt, diesen gewaltigen Giganten, der, wenn irgend Einer, mit dem Haupte an den Himmel, mit der Fußsohle an die Hölle streift, der kalt und starr, wie sein Eisen, Geschlechter an Geschlechter zerdrückt, die Wohnsitze des Luxus, wie die ärmliche Hütte der Dürftigkeit, in Trümmer zertritt, und den Götzen des Zeitalters, Metall und Metallwerth, verschlingt. Sagt Er nicht die Weichlichen hinaus in die durch ihn verödete Natur, die dem Lüsterlichen nichts, als ihre Dornen bietet? Führt Er nicht seine Heere durch Entfagung und Ungemach zum schmerzlichen Kampf und zum Tode? Wohin sein Fuß getreten ist, läßt er etwas zurück, als Todtengewebe und rauchende Aschenhaufen? Wohin sein Hauch reicht, bläset er nicht mit mächtigem Odem das Spinnengewebe des zeitigen Glücks herab, und zersezt es? Und selbst da, wohin er nicht reicht, fodert er nicht aus der Ferne seinen Tribut in einem Maasse, der den Begütertesten am Ende erschöpft, und überall Armuth und Eigenthums-mangel erzeugt? — Nur durch ihn flieht die schwelgende Luxurie, und ein nacktes, nach Stil-

lung der ersten Bedürfnisse ringendes Geschlecht bietet einem neuen Zeitgeiste zu einer andern Bildung den Boden dar \*). So ist die Möglichkeit gegeben, neue Sparter zu sehen, die, jeden Genuß, den nicht die Natur nothwendig machte, verachtend, sich von Kindheit auf dem Tode weiheten, und Schmerzerduldung unter zerfleischenden Ruthenstreichen im Tempel, vor den thränenlosen Augen der Mütter, methodisch lernten. — Und würden selbst neue Cherokeeen, die, ihre Nahrung bloß augenblicklich suchend, stets zum Kriege gerüstet wären und, gefangen, ruhig zu dem Pfahle gingen, wo sie die ganze lange Zeit über, da die Kunst jede peinigende Erfindung an ihnen erschöpft, ihr Todeslied sängen, sich der Zahl der Feinde, die sie auf gleiche Weise geopfert, rühmten, und der Ohnmacht, ihnen nur Ein Nechzen abzwingen zu können, spottend, den siegerischen Geist aufgaben

---

\*) In diesem Sinn wollt' ich verstanden seyn, wenn ich in einem früheren Aufsätze (Ruthenia 1807. 3ter Bd. S. 145) von dem Kriege, als einem Mittel zur Veredlung der Menschheit, redete. Der in der Gegenwart Befangene sieht freylich bloß in ihm den offenen Raum für das Blut und Raub und thierische Lust dürstende, gemeine Soldatengesindel in seinem ekelhaften Rausche, und die Vernichtung der Decenz; — viel mehr ist es eben nicht — auch außer diesem Rausche. Von einem höheren Gesichtspunkte aus bleibt beydes, als vorübergehendes, vor der Hand unvermeidliches Uebel, das immer zugleich auch Strafe ist, mit Recht unbeachtet. Es rührt den Philosophen eben nicht sonderlich, wenn sich einmal die decente Immoralität an der decentlosen gewaltsam zerreiht.

— — Welch ein Geschlecht, ihr Götter, könnte die Erde füllen, wenn unter solchen wahrhaft freyen Wesen Philosophen ihrer eigenen Nation wandelten, und den edlen starken Geist in das Heilige einer höheren Weisheitslehre und Religion führten!

Es bedarf wohl schwerlich der ausdrücklichen Erwähnung, daß in älteren Zeiten der Krieg schon mehrmal das Mittel war, dessen sich die Natur bediente, um ein in Weichlichkeit versunkenes Zeitalter von der Erde zu vertilgen. So segten die Germanier, ein kühnes, rüstiges, mit jedem Luxus unbekanntes Geschlecht, den stinkenden Schlamm des in Fäulniß aufgelöseten Leichnams der alten Roma von der Oberfläche unsers Globus hinweg; so zerstörten die rauhen Dsmannen das oströmische Reich mit seiner Kultur und seinen Verbrechen. Und wenn gegenwärtig vielleicht keine Attila's mehr zu erwarten sind, die in der bloßen Lust der Vernichtung mit ihren wilden Horden kraftlose Geschlechter ausrotteten: so hat ein neues Beyispiel bewiesen, daß die Natur in den Mitteln, Vertilgungskriege zu erzeugen, bey weitem noch nicht unfruchtbar geworden sey.

Aber wenn die große Absicht der Natur, aus der Asche des Alten das Neue in höherer Schönheit hervorzurufen, nicht anders erreicht werden kann, als durch Zerstörung: warum wählt sie nicht lieber dazu neue Revolutionen des Erdkör-

pers selbst, um die Schuld, eine Geißel der Gottheit zu seyn, den Menschen zu ersparen? — Ob sie das thun werde, wissen wir nicht. Es liegt zwar in dem Organismus des gesammten Welten-systems die Tendenz, sich einander feindselig zu bekriegen, deutlich vor. Durch sie ist die Bestimmung der Erde, wie aller andern Planeten, sich einmal, im Laufe der Zeit, an ihrer Herrscherin, der Sonne, und mit ihr an andern Sonnensphären zu zerschellen, vernehmlich genug ausgedrückt. Aber eines Theils erhalten wir bey einer solchen Aussicht weit mehr, als wir suchen, eine totale Vernichtung der Erde, als eines von unserer Gattung bewohnbaren Körpers, und mit ihr die vollkommene Ausrottung des ganzen Menschengeschlechts; andern Theils verlegt der astronomische Kalkül, so weit er hier zu führen bis jetzt möglich ist, dieses wahre Weltende in eine Ferne von so vielen Millionen Jahrtausenden, daß es sehr einleuchtend wird, es könne bey milderer Veränderungen, die in nahen Perioden nöthig scheinen, auf den Weltorganismus nicht gerechnet werden. — Die Geschichte unserer Erde allein aber ist zu jung, als daß sich aus ihr ein Leitfaden ergebe, an den sich die Zukunft knüpfen ließe. In den Resten einer unbekanntem Vorwelt liegt freylich der Beweis, daß unsere Kugel vormals eine ganz andere Gestalt gehabt, daß sie andere, größere Gattungen organisirter Wesen, wahrscheinlich auch

eine höhere Menschenspecies beherbergt habe; wie dieses letztere sowohl aus der Analogie, als aus der Unbegreiflichkeit, wie das Göttliche in ein Geschlecht, das durch sich selbst sich immer nur zu verthieren strebt, anders als durch Tradition verpflanzt werden können, geschlossen werden muß. Dieses höhere Geschlecht wird, nachdem es den Samen der Künste und Wissenschaften auf der Erde ausgestreut, durch eine oder mehrere allgemeine Revolutionen auf der Oberfläche des Erdkörpers, mit den erstern verschwunden seyn \*). Es scheint aber, als wenn die Erde jetzt sich zu sehr verändert habe, als daß ähnliche Umwälzungen von ihr wieder zu erwarten wären. Was die vulkanischen Eruptionen betrifft, auf die man vielleicht noch in dieser Hinsicht zu zählen versucht werden möchte, so liegen ihre Heerde zu einzeln, zu zerstreut, als daß von ihnen auf ein allgemeines, der Erde eingepflanztes, Princip geschlossen werden könnte. — Am Ende ist es auch der Natur völlig gleichgültig, ob sie durch das Leblose, das keiner Schuld fähig ist, oder durch die Schuld der Menschheit, bey der es wenig daran liegt, daß der unmoralische Sinn, wenn er einmal entschieden da ist, in Handlung übergehe oder nicht, ihre Zwecke erreiche.

---

\*) So muthmaßt Schelling in seiner „Philosophie und Religion.“

Was die Natur in der innern Nothwendigkeit ihres Wesens erzeugt, was die Menschheit in ihrem höchsten Interesse fordert, was der Heilige vor seinem Antlitz duldet, — wolle Du dich dagegen nicht auflehnen, Sterblicher! Deine Kraft gegen die Allgewalt ist ohnehin nur ein Punkt gegen den unermesslichen Raum, wenn dir auch Vermessenheit genug wäre, ihr in den mächtigen Arm zu greifen. Dir bleibt kein anderes Verdienst, als dich mit stummer Resignation zu unterwerfen, weil du doch nicht lernen wirst, dich auf den hohen Standpunkt zu schwingen, von dem aus das dir Gehässige, als deiner Wünsche allein werth, sichtbar wird. Kannst du dich aber schlechthin nicht von der engbegrenzten Gegenwart losreißen: so nimm den leidigen Trost, daß du und deine Kinder — das noch nicht Geborene erreicht ja deine Empfindsamkeit nicht — vielleicht noch eure Gebeine ungestört zur Ruhe des Grabes niederlegen könnt, ehe das Ungewitter in seiner ganzen Furchtbarkeit sich entwickelt.

Dr. Bernhard Rosgarten.

---

## IV.

## Samenförner ic.

(Beschluß.)

Nicht die gleiche Vertheilung der Güter Platons, nicht der Aecker Lykurgs, nicht Almosen und Armenanstalten der neuern Europäer beglücken den Staat und bringen wahre Gleichheit, d. i. gleiches Glück unter die Armen und Reichen, und Gleichgewicht im Staate hervor; nur die gleiche, oder vielmehr verhältnißmäßige Vertheilung der Hülfquellen. Nur der ist arm, dessen Hülfquellen nicht mit seinen Bedürfnissen im Verhältniß stehen. Eröffnung der Hülfquellen aber beruht auf der Beförderung der Industrie oder der geistreichen, erfinderischen Betriebsamkeit, auf gleiche Weise unter allen Ständen, noch mehr aber darauf, daß jedem Stande durch gleiche väterliche Sorge von der Regierung zukomme, was ihm seiner Natur nach gebührt, oder daß sein Princip, (nach Montesquieu's Bedeutung) seine Triebkraft im Staate beachtet werde.

---

Dem gleichwie Montesquieu so richtig als folgenreich für die drey Hauptregierungsformen jene drey berühmten Principe aufstellte, die politische Tugend, die Ehre und die Furcht; so lassen

sich vielleicht auch für die drey Hauptstände des Staats, den Nähr-, Wehr- und Lehrstand ähnliche Triebkräfte auffinden. Es verdient hier unser Untersuchung.

Es kann nur diese drey ächten Triebkräfte oder Antreibungen zur Thätigkeit für den einzelnen Menschen, wie für ganze Stände geben: Hoffnung äußerer Ehre oder Staatschre, Hoffnung innerer, menschlicher Ehre oder Achtung, und Hoffnung des Erwerbs; jene beyden übersinnlicher, diese sinnlicher Art. Denn Furcht ist mehr noch Mutter der Unthätigkeit, als der Thätigkeit.

1) Der Nährstand: der Landmann, der Handwerker, der Kaufmann.

Wo man diesen Stand durch Ehre, höhere Ehrenzeichen zur Thätigkeit zu reizen sucht, vermag man nichts, oder man zieht ihn von seiner wahren Natur, von seiner wahren nützlichen Thätigkeit ab. Voll reellern Sinnes, so meint er, lacht er ihrer, oder er brüstet sich unthätig. Sich selbst will er die Ehre schaffen — die Ehre des Reichthums.

Hochgeehrte Männer dieses Standes dachten wohl immer daran, ihre Geschäfte niederzulegen, oder sie durch andere führen zu lassen.

Achtung widerspricht dem Egoistischen, das mit dem Erwerb verbunden ist und verbunden seyn muß, wenn diese große Anzahl an das Sinn-

liche nur geknüpfter Menschen, die der Staat von diesem Stande braucht, thätig seyn soll. Die Glieder dieses Standes müssen für das Ganze nützlich, Leben verbreitend, wohlthätig seyn; aber sie brauchen es nicht eben seyn zu wollen. Sie sindgen immerhin nur auf ihren eigenen größten Vortheil bedacht seyn; das Gute, das Heil für das Allgemeine, den Staat, kommt dann von selbst.

Achtung gebührt nur dem einzelnen Gliede dieses Standes als Menschen, eben in sofern er etwa nicht egoistisch ist; der Kaufmann, der Fabrikant verliert das aber eben in Hinsicht seiner Thätigkeit als Kaufmann u. s. w., was er als Mensch gewinnt.

Weder die Ehre also, noch die Achtung können das Princip dieses Standes seyn; nur die Hoffnung des Erwerbs, großer Gewinns und eines ruhigen, ungestörten Besizes des Erworbenen; kurz — die Freyheit des Erwerbs. Nur diese kann den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel eines Staats emporheben.

2) Der Wehrstand: der Krieger, — Soldat und Officier.

Mit Erwerb, mit Hoffnung des Erwerbs, oder wirklichem Genuß von Reichthümern kann der Krieger nicht wahrhaft gereizt werden zu einer Thätigkeit, dem Zwecke seines Standes angemessen. Dies knüpft ihn ja an das Leben, und er soll ihm

entsagen lernen; dies, sobald man ihn etwa mit der Beute reizt, macht ihn zum Räuber, nicht zum Edeln, der sein Leben für das Wohl des Staats aufzuopfern bereit ist. — Der Genuß verweichlicht ihn. Stets geschah's in Staaten, wo Reichthümer und Genuß den Kriegern zum Lohne wurden; oder sie wurden habfüchtig, statt voll edles Gefühl nach Ruhm und Ehre.

Achtung kann ebenfalls nur dem Einzelnen als Menschen werden. Sie ist im Widerspruche mit dem Blutvergießen, mit den Neußerungen einer zerstörenden Kraft, die ihm eigen ist. — Der furchtbare Held konnte bey der Großthat ohne Schonung des Menschenblutes unsere Achtung nicht gewinnen, während der Staat ihn gleichwohl hoch belohnen muß. Was der Krieger als Mensch an Achtung gewinnt, das muß er oft an seiner Furchtbarkeit, an seiner großen Wirkung verlieren.

Das Reizmittel dieses Standes, seine einzige motivirende Kraft kann also weder etwas Sinnliches seyn, das er aufopfern lernen soll, noch diese Achtung; — nur jene andere Art des Uebersinnlichen. Nur die hohe äußere Ehre und die Hoffnung glänzenden Nachruhms kann ihn belohnen.

Wo aber in einem Staate der Kriegerstand seine Ehre verliert, oder wo sie dadurch nur sehr verringert wird, daß sie auch den andern Stän-

den in gleichem Maaße, nämlich ebenfalls bis zu ihrem höchsten Grade mitgetheilt wird, da ist die Kraft und die Thätigkeit dieses Standes gelähmt oder vernichtet.

Die höchsten Orden und Ehrenzeichen werden daher diesem Stande mit Recht zu Theil; mit Recht kleidet sich der Regent als Krieger, nicht als Gelehrter, noch als Kaufmann; mit Recht stehen die Feldherren an Ehre dem Thron am nächsten.

3) Der Lehrstand: der Gelehrte, der bürgerliche Staatsdiener. Der Gelehrte soll allein ganz Mensch seyn, und nur dann auch ist er der höchste Gelehrte, wenn er ganz Mensch ist; uneigennützig, für Wahrheit, Tugend, das Glück der Menschheit sinnend und wirkend, ohne hohe Ansprüche im äußern Leben, frey vom höhern persönlichen Ehrgeiz. — Ihm ward ein schönes Loos, ohne innere Entzweyung! Aber er muß entsagen lernen den höchsten Sinnenfreuden, entsagen lernen der höchsten äußern Ehre.

Gelehrte, die sich Erwerb zum Hauptziele setzen, können nicht mehr die Wahrheit, die Bildung und Beglückung ihres Volks oder Staats und der Menschheit zum Ziele haben. Sey's, daß sie thätig sind; dem Zeitgeiste, den kleinlichen, oft niedrigen Lüste des Publikums schmeichelnd, können sie nie Unsterbliches, ewig Verdienstliches leisten. — Gelehrte, die nach der höchsten äußern

Ehre geizen, irren voll innres Wahns und Verderbs von dem wahren Zwecke und der würdigen Thätigkeit ihres edlen Standes ab.

Also Achtung nur um des Verdienstes willen, und um des Wahren, Guten und Schönen willen in Thun und Werken, kann das Princip dieses Standes seyn.

Um aber diese zu verschaffen, muß man das Mittlere von jenen beyden Ständen damit zu verbinden suchen. Der Gelehrte ist in jedem Sinne der wahre Mittelstand. Sein Wesen erfordert Wohlstand und auch äußere, mäßige Ehre. Armuth ist, wie äußere Verachtung oder Geringschätzung, seiner Thätigkeit und den edlen Verdiensten, die er erreichen kann, gleich hinderlich.

Doch, der Gelehrte muß vor allem um der Wahrheit, Kunst und Tugend willen, um seiner Verdienste willen als Erzieher des Staats, seines Volks, der Menschheit, geachtet und geschätzt werden. Wo aber in einem Staate Wahrheit und Kunst und die menschlichen Tugenden für das allgemeine Wohl selbst nicht geachtet werden, da ist allgemeiner Verderb.

Der gelehrte Stand muß die Einzelnen jener andern beyden Stände, besonders als öffentliche Lehrer, Prediger, Schriftsteller, wieder zu Menschen zu erziehen suchen, ihre Standesthätigkeit mildern, ihren menschlichen Sinn würgen.

O, Euch Gelehrten, Euch galt die hohe Rede: Ihr seyd das Salz der Erde! Bedenkt! Wenn aber das Salz nicht mehr salzt, womit soll man denn salzen?

Es ließe sich nach den verschiedenen Beziehungen dieser Principe der Stände und ihrer Natur, die man oft schon dunkel fühlte, bey reichhaltiger Vergleichung der Geschichte und des Zustandes aller Völker, ein Geist der Stände ausarbeiten, ähnlich Montesquieu's Geist der Gesetze und vielleicht nicht weniger wichtig. — Daß doch dieß Samenkorn aufgehn, daß es wuchern möchte!

---

Man wird in allen Angelegenheiten und Ständen und Geschäften des Staats, in bürgerlichen und militärischen, in allen Dingen überhaupt nur dann auf das Höchste gekommen seyn, wenn man vollkommen gelernt haben wird, die freye lebendige Thätigkeit des Einzelnen mit der Nothwendigkeit, dem ungestörten, festen Gang des Ganzen zu verbinden, der Genialität freyes Spiel zu lassen, ohne daß es der Regelmäßigkeit des Ganzen schade. So handelt die Natur, so ist die Weltregierung.

Im Kriegswesen wird man dann nur das Höchste erreicht haben, wenn der einzelne Officier, auch der Subalternofficier, selbst der einzelne Soldat, immer weniger maschinemäßig handelt und doch das Ganze nicht stört,

nur befördert und vervollkommnet. Wodurch anders ragt jetzt der französische Soldat und die jetzige französische Kriegsbart in Europa empor? Doch, ihr Zeitgenossen, bewundert weniger, ahmt weniger nach, zu übertreffen ringt mit allen Kräften — nach dem Geist und Charakter der Nationen. Denn wahrlich, wie viel ist noch übrig!

---

Aber nichts fast haben schon so viele der vorzüglichsten Lehren und Ermahnungen, nichts die Schätze der Weisheit, die Klagen und Vorwürfe der Verständigsten und Kräftigsten, damit es besser werde, daß das Gute ausgeführt werde in den Staaten und Völkern, unter uns bewirkt, genützt, verbessert, weil sie immer nur zeigten, was das Ganze thun und seyn müsse, statt belebend und erwärmend zu zeigen, was der Einzelne für das Ganze seyn könne und solle, auf und durch den doch der Schriftsteller allein zu wirken vermag. Wohlan, es ist Pflicht, dieß wenigstens nicht ganz zu versäumen.

---

Doch ein großer Schriftsteller der Deutschen (der Weltmann und der Dichter S. 313) ruft uns zu: „Das Böse wird uns leicht — das Gute schwer — sehr schwer gemacht. — — Der Spruch steht im großen Buche des menschlichen Lebens; und der erste, der mit den Menschen

viel zu thun hatte, dachte ihn, wenn er ihn auch nicht niederschrieb.“ Und wär' er denn wirklich wahr? O daß wir es läugnen könnten! Aber so müssen wir doch wenigstens erklären, woher es kommen mag; — oder wär' es nicht Menschenhaß, ihn direkt aus verderbter Anlage des Menschen herzuleiten? Es ist keine leicht zu beantwortende Frage. Indes vielleicht haben wir die Aufgabe gelöst, wenn wir bemerken, daß das Gute ja nichts anders ist, als das Allgemein=Nützliche, das Böse hingegen das Individuell=Nützliche. Nun sind wir Menschen aber alle doch, der Natur der Sache nach, zuerst Individua, ehe wir uns als Glieder eines Ganzen, der menschlichen Gesellschaft und des Weltalls anzuschauen vermögen. Und wer dürfte sich, alles so betrachtet, noch wundern, daß wir, was uns näher ist, bey weitem mehr befördern, als das, was uns nur entfernter, und daher auch bey weitem nicht so deutlich vor Augen liegt?

---

Wer daher unter Menschen das Gute und Große bewirken will, für den giebt es nur eine Lehre der Weisheit; aber sie ist untrüglich: Sinne, es so einzurichten, daß deinen Mitarbeitern, den Menschen, das Allgemein=Nützliche als Individuell=Nützliches erscheine, oder — wisse das Interesse der Einzelnen mit dem Ganzen der guten Sache

zu vereinen. Denn wenn ihr die Tugend zum Privatinteresse der Menschen zu machen gewußt habt, dann lebt ihr — zwar nicht in der vollkommenen Welt, aber doch als wäre sie vollkommen.

---

Wollt ihr aber den Satz wissen, der Moral und Politik ausföhnt, und eint die Fürsten und Häupter der Staaten, wie alle einzelnen Menschen, der den Frieden über die Zwietracht der Tugendgesetze und des widerkämpfenden Lebens bringt? zwischen Despotis'm und knechtischer Unterwerfung den Pfad der Harmonie, und rings die Bahn zum Höchsten zeigt? Er lautet, und ruft es dem Herrscher wie dem Sklaven im äußern Leben zu: „Handle wie Gott handelt,“ d. h. leite und erziehe und regiere die Menschen und das Gedränge ihres Wesens um dich her, ohne daß du ihre Freyheit antastest, ohne daß du hervortretest und ihr Regierer scheinst, daß jeder selbst eigen Gebieter einer Welt zu seyn sich dünke und seine eigene große Aufgabe allmächtig zu lösen, indeß er doch nur, das Werkzeug deiner weisen Hand, zu deinem großen edlen Plane heimlich wirkt; wie die Borsehung der Gottheit, still, unsichtbar über die freyen Menschen waltend, sie geleitet!

---

Wer sieht da auch nicht, daß hier von feinen unedlen Mitteln im geringsten die Rede

seyn könne; — daß aber der Gebrauch unedler Mittel, um zu seinem Zweck, seinem vorgestellten Glücke zu gelangen, auch nur von einer Schwäche des Geistes der Menschen zeuge; daß die Menschen nur aus Mangel des Scharffsinns in Entdeckung solcher zum Zweck oder zum eigenen Vortheil führender Mittel, die zugleich edel sind, das Böse thun, oder aus Mangel des Scharffsinns in Erkennung des wahren menschlichen Glückes und der wahren Freyheit; daß sie geisteschwach und zu blöde sind, Gott zu erkennen und nachzuahmen, und — — Vergebung ihnen denn!

Ludwig Purgold.

---

## V.

## Bemerkungen über die Kirchenordnung &amp;c.

(Fortsetzung.)

Von den Rechten und Pflichten der Kirchenbeamten und von der protestantischen Kirchenregierung.

Das Schicksal des protestantischen Lehrstandes hat sich in allen Ländern auffallend geändert, und wer weiß, was noch alles kommen kann? Es war von jeher und überall verschieden, je nachdem man mehr oder weniger geläuterte Grundsätze über seine absolute Würde und Nothwendigkeit hatte. Die Zeiten sind vorbey, wo das Volk in dem Religionslehrer einen Priester, eine Mittelsperson zwischen dem Menschen und der Gottheit sah. Geschwunden ist das überirdische Ansehen der Geistlichkeit, welches ein Ueberrest der hierarchischen Verfassung war. Nur wenige haben richtige Begriffe von der innern, bloß aus der Bestimmung dieses Standes herzuleitenden Würde — Beredlung der Menschheit durch Religiosität. Es ist für den rechtschaffenen Religionslehrer, der im ächten Geiste seines Amtes handelt, oft sehr niederschlagend, wenn er sich die Grundsätze denkt, von denen die Menschen in der Beurtheilung der Nutzbarkeit und des Werthes seines Amtes — von Würde ist hier gar nicht die Rede — auszugehen pflegen. Einigen ist er ein bloßer Popanz für das

gemeinste Volk; und man schreyt wohl gar über ihn, als über einen gefährlichen Aufklärer, wenn er es unter seiner Würde hält, dafür angesehen zu werden. Andere halten ihn für einen Theil des weltlichen Arms, um dem wilden Menschenthier Zaum und Gebiß anzulegen, es mit vorigen Fesseln zu bedrohen, und mit den schimärischen Skorpionen des Gewissens zu geißeln, wenn es etwa die Schranken durchbrechen wollte, welche die schändlichsten Rücksichten ihm gesetzt haben. Und viele Weise nach dem Fleisch halten ihn wohl gar für einen Querkopf, der in allem Uebrigen gescheidt sey, und nur in dem einen Punkte, daß Religion etwas sey, und der Mensch ihrer bedürfe, in die Klasse der Wahnsinnigen gehöre. Diese Ansicht scheint mir fast noch ehrenvoller, als wenn einige ihn für einen Schlaufkopf halten, der bloß um des Lohnes willen ein Geschäft treibe, wobey es ihm gewiß — denn gewissen Leuten ist alles gewiß — nach Cicero's Vorgang gehe, augur augurem cum videt. Hier ist eine äußerst unangenehme Alternative. Wird der Lehrstand nach den Ansichten der ersten Klasse für nöthig gehalten, und besoldet: so ruht ein Schimpf auf dem Brod. Erscheint er aber der andern Klasse als unnöthig und unnütz: so ist er ein onus, und seine Unterhaltung die unnütze Ausgabe, die man zu machen hat, und die zu beschneiden jedem rechtlichen Manne erlaubt ist. Stehen nun die Sachen so, — und ich

glaube, wer mit sehenden Augen sieht, weiß es, daß sie so stehen — so wird der aufgeklärte Menschenfreund gewiß die Nothwendigkeit einschen, daß der Staat der Kirche kräftigen Schutz angedeihen lasse, und den Lehrstand vor Entehrung und Unterdrückung bewahre. In wie vielen protestantischen Ländern ist er nicht schon in seinem Ansehn und in bürgerlicher Achtung, durch die Nichtfürsorge der Staaten, zu der tiefsten Erbärmlichkeit herabgesunken? Während sich die übrigen Klassen der Staatsbürger zu einem höhern Grade von Wohlstand und Ansehen emporgeschwungen haben, kann der Prediger sich oft kaum eine Lage verschaffen, die mit der eines Handwerkers zu vergleichen wäre. Wo soll da der freye Sinn, der rücksichtslose Muth, der rastlose Eifer herkommen? Eigenschaften, die doch dem Prediger so sehr nöthig sind. Woher die Mittel, in seiner Bildung mit den übrigen Ständen gleichen Schritt zu halten, wenn auch nicht ihnen vorzueilen? Woher die Achtung bey dem Volke, das einen andern Maaßstab, als der Gebildete hat? In dem Maaße aber, als der Lehrstand in seiner Bildung und in seinen Verhältnissen gegen die übrigen zurückbleibt und verliert, in demselben Maaße leidet auch seine Einwirkung und Nutzbarkeit. Als einem Stande in der bürgerlichen Gesellschaft, gebührt dem Stande der Religionslehrer ein gewisses Ansehen und Achtung, wenn er Nutzen stiften soll. Ist sein hierar-

chisches Ansehn mit dem veränderten Geiste der Zeit mit Recht verschwunden, und bleibt er doch nach reinen Begriffen ein wichtiger Stand im Staate; so muß man ihm durchaus die Achtung geben und erhalten, die er zu seiner vielseitigen Nutzbarkeit nöthig hat. Es ist längst abgekommene Mönchs-moral, wenn man sagt, der Geistliche müsse sein demüthig seyn und sein Kreuz tragen. Ich rede hier gar nicht von Beförderung der Eitelkeit und falscher Ehrbegierde; diese Fehler hat auch der Mönch sehr oft in seinem härenem Hemde und der Bettler mit seinem Bettelsack. Wer heut zu Tage ein guter öffentlicher Religionslehrer seyn soll, kann nicht mehr nebenbey Zimmer- oder Webermeister seyn, um sein Brod zu verdienen. Und mit einem Worte: so gut wie andere Menschen Menschen bleiben, und nach ihrer Art über den Predigerstand urtheilen: so bleibt auch der bescheidenste Prediger Mensch, und das Verdienst, mit seltenen Ausnahmen, verkümmert, wo es nicht geachtet und belohnt wird. Der Mann, der sein Vermögen und seine Zeit zur Vorbereitung auf sein Amt aufopferte, der mit Anstrengung seiner Geistes- und Körperkräfte im Dienste anderer lebt, der verpflichtet ist, sich oft in Todesgefahr zu begeben, kann doch wohl von dem gerechten Staate verlangen, daß seine Besoldung seinen Aufopferungen und Anstrengungen angemessen sey, daß Nahrungsorgen sein Herz nicht zerreißen;

daß er, dem Grade seiner Bildung gemäß, gewisse erlaubte Bedürfnisse befriedigen, sich die Mittel zu seiner ferneren Fortbildung verschaffen, im wahren Sinne liberal seyn und als Hausvater und Versorger der Seinigen jeden Abend, und auch am letzten seines Lebens, sein Haupt ruhig niederlegen könne? Der Prediger muß sein Amt zunächst als Angelegenheit seines Herzens, als Sache der Menschheit, und nicht um des Lohnes willen betreiben. Er muß seinen Geist nicht dem Körper frohnen lassen. Er muß sein Amt zunächst als Mittel erwählen, dadurch zu nützen, und kann es dann auch als Mittel ansehen, um zu leben. Und sein Amt hat mit den Wolken des Mißmuths und Unwillens nur allzuoft zu kämpfen! Wer hat mehr Gelegenheit, das physische und moralische Elend in seinen verschiedenen Gestalten zu sehen, wer findet mehr Hindernisse seiner Wirksamkeit von innen und außen, wer wird mehr verkannt, als er? Also diese Sicherheit, daß der Staat ihn achtet und schützt; dieses Gefühl, daß er mit den nothwendigen Bedürfnissen für sich und die Seinigen nicht zu kämpfen hat, diese Heiterkeit des Gemüths, die aus freyer rücksichtsloser Wirksamkeit entspringt, sey immer des Religionslehrers hoher Lohn, seine starke Aufmunterung, so viel seinen Nebenmenschen zu nützen, als es seine Verhältnisse und Kräfte erlauben!

Dankbar gegen den wohlthätigen religiösen

Geist der Vorfahren und die bisherige Denkungsart der Gemeinen muß man es laut bekennen, daß der geistliche Stand in unserm Vaterlande sich immer eines hinlänglichen Grades von Wohlstand und davon mit abhängender bürgerlicher Achtung erfreuet hat. Aber dieß kann alles gar bald anders werden, und es ist nicht einzusehen, warum es gerade bey uns immer so bleiben sollte, wie es gewesen ist, wofern der Staat den nachtheiligen Folgen so vieler zusammen wirkender Umstände nicht vorbeugt. Ein großer Theil des bisherigen Wohlstandes der Prediger beruhte mehr auf der Freygebigkeit der Gemeine, als auf dem Feldbau, der bey einigen Stellen sehr schlecht ist. Die Geringschätzung der öffentlichen Religion bey einigen, die vermehrten Bedürfnisse bey allen, machen es gerade jetzt mehr, als je, wünschenswerth, daß alles, was die Vorfahren widmeten und vergönneten, als unantastbares Eigenthum des Predigers in Schutz genommen werde. Zur Ehre unseres guten Vaterlandes muß man es sagen, daß ein guter Geist auch hierin bisher gewaltet hat und noch waltet; allein die Zeit kann kommen, da man vom strengen Rechte mehr, als von Freygebigkeit und Güte wird zu erwarten haben. Diese Zeit könnte leicht Kriecherey, Schmeicheley und, vom Mangel erzeugte, niedrige Denkungsart herben führen, und den schwarzen Mantel von der Richtung des goldnen

Regen bringenden Windes abhängig machen. So will denn auch der Kirchenordnungs-Entwurf dem Prediger nichts Neues geben, sondern das Alte ihm dadurch erhalten, daß nach §. 323. die Kirchenvorsteher seine gesetzmäßige Besoldung in ihre Aufsicht und in ihren Schutz nehmen sollen. Dadurch wird der Prediger vor vielen heimlichen Mitteln bewahrt, zu denen er, von Noth gedrungen, leicht seine Zuflucht nehmen könnte; dadurch wird er in den Stand gesetzt, sich ganz seinem Amte zu widmen, und neben den Pflichten des öffentlichen Lehrers, auch die des Hausvaters und Bürgers zu erfüllen. Wenn aber §. 880. verlangt: 1) bey entstehenden Vakanz, durch bessere Eintheilung der Eingepfarrten, die kleineren, mit geringem Einkommen versehenen, Pfarren so zu verbessern, daß, so viel möglich, ihr Einkommen dem Werthe von zweyhundert und funfzig Tschetwert Roggen entspricht: so möchten hierbey unüberwindliche Schwierigkeiten eintreten, und sehr leicht die schreyendsten Ungerechtigkeiten vorkommen können. Viele sogenannte gute Pastorate haben an bestimmbarren Revenüen nicht mehr, als für die geringen verlangt wird, und das Uebrige besteht alles in freywilligen Gaben, die von der Gutherzigkeit und Liebe der Gemeine zum Prediger abhängen, und in manchen Jahren größtentheils wegfalzen können. Mancher Prediger, der eine schlechte Feldökonomie und geringes Kirchenkorn hat, würde

sich bey seiner großen Gemeine schlechter befinden, als der Prediger einer kleinen Gemeine, wenn man ihm einen Theil seiner Accidentien und freywilligen Gaben entzöge, ohne ihm eine andere Quelle im vermehrten Feldbau, oder in bestimmten Abgaben der Gemeine zu eröffnen. Und wo Land hernehmen? und wen zu größern Beyträgen rechtmäßig verpflichten? Zu wünschen ist es allerdings, daß jeder Prediger so gesetzt werde, daß er auch bey der kleinsten Stelle, bey einer guten Haushaltung, anständig mit den Seinigen leben kann, und er, in Absicht seiner unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, nicht mehr von der Laune und den zufälligen Gaben seiner Gemeine abhängig ist; aber nur in sehr wenigen Fällen werden geringe Pfarren durch Schmälerungen der größern sich verbessern lassen. Gleiche Schwierigkeiten möchten eintreten, wenn nach §. 193. Tochterkirchen in Pfarrkirchen verwandelt werden sollen. Es ist wahr, daß der Prediger einer gar zu ausgedehnten Gemeine bey dem thätigsten Amtseifer nicht zu vielseitig und stark einwirken kann, als bey einem geringern Umfange derselben. Allein in der Regel ist alles schon so berechnet, daß die Einnahme von der Nebenkirche zur verhältnißmäßigen Besoldung des Predigers unumgänglich nöthig ist, so daß also nicht nur neue Fonds für die zur Pfarrkirche zu erhebende Nebenkirche, sondern auch eine Zulage für den Prediger, der sie vorher auch mit seinem

Amte versehen hat, erfordert würde. Es setzt eine große Wohlhabenheit der Gemeinde voraus, wenn man von ihr eine solche beträchtliche Abgabe erwarten will, als durchaus nöthig wäre, wenn der Prediger, der Zeit und den Wünschen der neuen Kirchenordnung gemäß, bey Zertheilung der Gemeinde und Entziehung einer Nebenkirche anständig leben und die ihm, als solchem, als Gelehrten und Hausvater nothwendigen Hülfsmittel nicht entzogen werden sollen. Nicht überall, wie schon gesagt, ist der Ackerbau der vornehmste Theil der Besoldung, sondern oft hängt gerade davon, daß seine Gemeinde — zu seiner großen Beschwerde — ausgedehnt ist, und viele, jeder einen kleinen Beytrag, den theils die Wohlthätigkeit, theils der Wohlstand bestimmt, zur Subsistenz des Predigers liefern, seine größere Einnahme ab. Auch ist nicht zu vergessen, daß die Lage einiger Gemeinden von der Art ist, daß, wenn man zu einer kleineren Pfarre die nächstgelegenen Güter aufnehmen wollte, dem Prediger der großen Gemeinde zwar die Einnahme beträchtlich vermindert, seine gehaltenen Beschwerden aber um nichts erleichtert würden.

Es leuchtet aus allem, was der Herr Verfasser über den Schutz, den der Prediger genießen, und über die sorgenfreye Lage, worin er sich befinden soll, sagt, deutlich hervor, daß es ihm darum ernstlich zu thun ist, daß der Prediger ganz seinem

Ämte leben, und ohne beschränkende und entehrende Rücksichten frey wirken soll. Dahin gehört auch, daß nach S. 330 — 332. die Rekrutenstellung von den Kirchenvorstehern bewerkstelligt, und verhältnißmäßige Strafe über ungehorsame Bauern, auf Beschwerde des Predigers, da, wo kein Gericht existirt, verhängt werden soll. Es ist der Wirksamkeit des Predigers nachtheilig, wenn er in zu viel polizenliche Geschäfte verwickelt wird; es schadet nicht nur seiner Ruhe und seinen Einkünften, sondern auch der Moralität der Bauern selbst, wenn er, um seines Amtes willen, oft lieber zu nachsichtig, als zu streng erscheint. Und wo würden nicht wohlwollende Gutsbesitzer dem Prediger, der seine Pflichten treu erfüllt, gern diese Last abnehmen wollen, und welcher Prediger würde nicht dieses mit Dank erkennen, zumal da es ja von seiner Beurtheilung abhängt, wann und worüber er klagen will? Doch mögen, nach dem menschenfreundlichen Wunsche des Herrn Verfassers, dem Prediger auch viele Lasten abgenommen und viele Vortheile vergönnt werden; wie schwer und in einigen Fällen physisch und moralisch unmöglich ist vieles, was die neue Kirchenordnung von ihm fordert! Ich spreche hier vornehmlich von dem Prediger bey einer großen Landgemeinde.

Der Prediger steht jetzt schon in mannichfaltigen Beziehungen auf viele Behörden. Ohne von

den eigentlichen Amtspflichten zu reden, die mehr noch das Gesetz im Innern, als das äußere Gesetz vorschreibt; ohne seiner Verhältnisse als Hausvater und Wirth, als Gelehrter, der in seinen Kenntnissen mit seinen Zeitgenossen fortschreiten soll, ohne seiner Familie und Kinder, die von ihm auch Unterricht und Erziehung erwarten, zu gedenken, hat er vielerley, was theils in näherer, theil entfernterer Beziehung auf sein Amt steht, zu beobachten und zu berichten. Ich will nicht tadeln, was ist und vielleicht jetzt nicht anders seyn kann; aber wahr ist es, daß wenn das Formenwesen vermehrt wird, und dem Prediger immer mehrere Berichterstattungen und Geschäfte, die eigentlich vor eine Landpolizey gehören, aufgeladen werden; so leidet unausbleiblich das Amt des Seelsorgers und Lehrers. Ich erwähne hier noch gar nichts von den Kollisionen, worin der Prediger mit seiner Gemeine geräth, die ihm Liebe und Zutrauen, zwey Stücke, ohne die er nicht auf Nutzbarkeit seines Amtes rechnen kann, rauben. Ich gebe hier nur zu bedenken, ob, wenn der Prediger mit Geschäften überladen ist, die geistliche Behörde so leicht von Vernachlässigung seiner heiligen Amtspflichten unterrichtet werden kann, als von der Verabsäumung außerwesentlicher, ihm aber mit Strenge und Drohungen übertragener Geschäfte und Berichte? Wie wenige Prediger haben wohl schon über ihre eigentliche Amtsführung Verweise

erhalten? Denn diese beruht nicht auf dem Buchstaben, sondern auf dem Geist. Fast alle Verweise betreffen das Formelwesen, irgend einen Verstoß gegen den Buchstaben einer Vorschrift, irgend einen unterlassenen Bericht, irgend einen Fehler im vorgeschriebenen Mechanismus, nicht den Lehrer der Religion, sondern den Verwalter eines Theils der Polizey. Sobald dem Prediger solche außeramtliche Geschäfte von der Obrigkeit einmal übertragen sind, können seine vorgesetzten Behörden auch nicht anders verfahren. Darum sollte man sich hüten, dem Prediger außeramtliche Geschäfte zur Rechtspflicht zu machen; man sollte nie vergessen, daß Prediger nicht Maschinen eines Handwerks, sondern Männer eines geistvollen Amtes sind; daß, wer mehr fordert, als man leisten kann, Versuchung zur Heuchelei, Betrügerei aus moralischer Schlechtigkeit giebt, und das Lehramt, mehr als jedes andere, Befreyung von allem Sklavischen fordert, und Liberalität sein Hauptcharakter seyn soll. Der Sklave sucht Ausflüchte, um seinen Herrn zu betrügen; er tummelt sich den ganzen Tag, und verrichtet doch nur wenig.

Was an dem Kirchenordnungs-Entwurf gut und allgemein anwendbar ist, auszuziehen, und das Vortreffliche mit dem gebührenden Lobe auszuzeichnen, ist nicht der Zweck einer öffentlichen Beurtheilung eines solchen Buchs; sondern, dem

Wunsche des Herrn Verfassers gemäß, soll das, was jedem nach seiner Individualität und Lokalität unanwendbar scheint, angezeigt werden.

Wenn S. 502 — 505. verlangt wird, daß der Prediger Personen, die nach zurückgelegtem funfzehnten Jahre in ihrer Muttersprache noch nicht fertig lesen können, nicht das Abendmahl reichen, sondern solches dem Propst anzeigen soll, der die Ursache untersucht und deßhalb dem Konsistorium berichtet; so setzt dieß erstlich auf dem Lande Schulen in verhältnißmäßiger Anzahl voraus, die doch noch nicht überall sind, und dann müßten doch mehrere Jahre hingehen, ehe man diesen Befehl befolgen könnte, weil sonst eine skandalöse Stockung im Kultus durchaus entstehen müßte. So wie die Sachen jetzt stehen, zumal bey den Letten, läßt sich der Gedanke nicht denken, daß der Prediger alle diese Fälle anzeigen, und noch weniger der Propst darüber Untersuchungen anstellen könnte. Es ist auch unmöglich, nach S. 509. den Namen und Stand der Kommunikanten ins Kirchenbuch zu verzeichnen, wenn man den Prediger bey einer großen Landgemeinde nicht ganz niederdrücken, und ihm die, seinem Amte so köstliche, Zeit, und die ihm, wie jedem Menschen, so nöthige Erholung nicht ganz rauben will. Bey den Letten in Kurland könnte dieß auch zu nichts nützen, da oft mehrere in einem Gesinde gleichen Namen haben, und die Dienstleute eines Wirths

an einigen Orten alle Jahr, an andern in drey Jahren u. s. w. die Wohnung verändern, und auch außer dieser gewöhnlichen Wechselung, sobald durch Todesfälle oder andere Ursachen einem Wirth ein Gehorchender fehlt, immer eine Versezung Statt finden muß. Unmöglich ist es, daß der Prediger auch solche Wechselungen und Versezungen in sein Kirchenbuch eintragen kann. — Der Prediger soll nach §. 525. über ihm nicht angezeigte Todesfälle und Beerdigungen dem Propst Anzeige machen; sonst wird er, in der Regel, auf drey Monate suspendirt. Der Prediger soll §. 526. für gesetzmäßige Beerdigung der Verstorbenen sorgen, und sich nach deren Krankheit und Todesart erkundigen; er soll, §. 527., bey einer gewaltsamen Todesart der kompetenten Polizen schleunigste Anzeige machen, und vor erfolgter Untersuchung die Beerdigung nicht gestatten; er soll, §. 530., alle Umstände eines in seiner Gemeine Verstorbenen, Tag und Stunde, die Art der Krankheit und des Todes in das Kirchenbuch eintragen, und sich davon überzeugen, daß der Verstorbene wirklich derselbe sey, für den er angegeben war; er soll, §. 532., die Hinterlassenen, wenn sie unter Vormundschaft zu setzen sind, sogleich der kompetenten Behörde anzeigen; er soll, §. 378 u. 534., dafür sorgen, daß niemand vor eingetretener Fäulniß als todt begraben werde, und diejenigen, welche dagegen handeln,

sogleich den Vorstehern anzeigen, und Personen, welche an ansteckenden Krankheiten gestorben sind, können, S. 330., nur dann, wenn er sich von der Gewißheit des Todes überzeugt hat, früher begraben werden. Wer kann es läugnen, daß gute Polizen und Ordnung hierdurch bezweckt werde. Aber bey Gott! es ist auf dem Lande bey großen Gemeinen, in Kurland, wo keine Dörfer sind, dem Prediger in den meisten Fällen unmöglich, diesen an sich heilsamen Vorschriften Gnüge zu leisten. Der Prediger erfährt nicht alles; er kann sich unmöglich überall selbst hinverfügen, ohne seinem Amte zu schaden und der unglücklichste und geplagteste Mensch zu seyn; nicht jede Predigerwohnung liegt am Postwege, daß er sogleich berichten könnte, und sollte er für sein Geld einen Boten mit Berichterstattungen jedesmal dahin, wo es gehörrig, absenden; so würde das in manchen ungesunden Jahren eine drückende Ausgabe seyn. Die wahre Krankheit und Todesart könnte der Prediger bloß durch Anzeige eines Arztes erfahren, da der gemeine Mann dies nicht selbst anzugeben weiß, und der Prediger sich persönlich eben so wenig von der Krankheit, als dem wirklichen Tode der Verstorbenen überzeugen kann. Es ist unmöglich, daß der Prediger, wosfern nicht anderweitige Maaßregeln genommen werden, von allen, die auf Feldkapellen begraben werden, Nachricht erhalten kann, wenn er auch als Ankläger seiner

Gemeine auftreten wollte. Die Obrigkeit muß durchaus auf das Pflichtgefühl und die Rechtfertigkeit der Gutsbesitzer rechnen, und kann Maaßregeln nehmen, daß die gesetzmäßigen Anordnungen beobachtet werden, ohne von dem Prediger alles zu verlangen, was er nicht erfüllen kann, und worüber, wenn er es durchaus wollte, er sehr heilige Pflichten verabsäumen müßte.

Der Prediger soll, nach §. 547 — 551., zwey Exemplare Kirchenbücher halten; er soll, §. 554., ein eigenes Buch halten, worin er einen Auszug des wesentlichen Inhalts jeder ihm zugesandten Publikation, auch die Cirkuläre und Befehle, welche an ihn, als Pfarrer, gelangen, nach ihrem wesentlichen Inhalt einzutragen hat; er soll, §. 562., alle merkwürdigen Vorfälle, Seuchen u. s. w. umständlich und der strengsten Wahrheit gemäß anzeigen und, §. 563., ein genaues alphabetisches Verzeichniß aller Eingepfarrten vorrätzig haben, und davon jährlich einen Auszug an den Propst einsenden. — Auch diese Vorschriften gehören zu einer vollkommenen Ordnung. Aber ist der Prediger derjenige, der dies alles leisten kann? Kann er sich bey der bestehenden Ordnung der Dinge, die doch nur nach und nach anders werden kann, bey dem besten Willen in den Stand setzen, alle jene Notizen, die er in seine Bücher eintragen und an seine Behörde berichten soll, schnell und sicher erhalten? Soll er sich alle solche Notizen ein-

Klagen? er, der Mann des Friedens, im ewigen Kriege seyn? Soll er verantwortlich seyn, wenn er nicht berichtet, was ihm nicht berichtet worden ist, und wovon er, bey einer großen Gemeine, oft gar nichts erfährt? Auf bloßes Sagen und Reden einiger Menschen kann er sich doch auch nicht verlassen; er würde oft zum elenden Schwärzer herabsinken und sich die traurigsten Verfolgungen von Seiten der fälschlich Angeklagten, und die strengste Ahndung seiner Borgesezten zuziehen. Zu Weiterem kann billigerweise der Prediger nicht verpflichtet werden, als aufzuzeichnen und zu berichten, was und wenn es ihm angezeigt ist. Für die von anderen begangenen Fehler kann er nicht verantwortlich gemacht werden. Was aber das genaue alphabetische Verzeichniß betrifft: so müßte es der Prediger alljährlich ganz abschreiben, vorzüglich aus eben den Ursachen, die bey S. 509. angeführt worden sind.

Man denke sich die Menge aller dieser und anderer mechanischer und polizeylicher Geschäfte eines Landpredigers, die zu den vielen, die ihm schon vorgeschrieben sind, hinzukommen; man denke sich die Lage unseres Landes, den Mangel an allen hierzu erforderlichen Voranstalten; man denke sich die schwere Verantwortlichkeit des Predigers bey jedem Fehler — und man wird es dem Manne, der heiligere Pflichten seines Amtes kennt, und dessen Wille mit der unverschuldeten Unmög-

lichkeit im ernstestn Kampfe unterliegt, ach! man wird es ihm vergeben müssen, wenn der unmoralische Gedanke mit Fieberschauer in ihm aufsteigt: „ich muß nur dafür sorgen, daß ich immer gut Buch halte, muß die Sache nicht zu streng nehmen, weil ja *ultra posse nemo obligatur*; ich muß auf meine Selbstbildung Verzicht thun, und mit meiner Heiterkeit den erhebenden Gedanken aufgeben, daß ich Lehrer und Seelsorger seyn soll.“

Wie selten werden nun vollends die Männer seyn, die bey so vielen mechanischen Nebengeschäften sich doch noch in allen den Kenntnissen, welche S. 718 und 729. schon von einem jungen Theologen gefordert werden, fortbilden möchten. In sofern der Prediger nicht bloß als Volkslehrer und Kirchenbeamter, sondern auch als Gelehrter zu betrachten ist, hat der Kreis seiner Thätigkeit keine Gränzen, weil die theologischen Wissenschaften mit andern Fächern des Wissens so viele Berührungspunkte haben. Philosophie, Exegetik und Kirchengeschichte sind wohl für einen Kandidaten der Theologie Haupt- und unerläßliche Kenntnisse. Und wie weitschichtig sind diese Fächer und von wie vielen verwandten Wissenschaften holen sie ihr Licht, ihre Nahrung und Ergänzung! Wenn außer diesen, *ad melius esse*, auch noch, wie der Herr Verfasser verlangt, Kenntniß der Physik, Chemie, Statistik u. s. w. hinzukommt; so hätte man in jedem Prediger auch

einen Gelehrten. Man hüte sich, das Ziel weder zu nahe, noch zu weit zu stecken. Der Prediger muß mehr als gemeine Kenntnisse haben; aber es kommt bey ihm mehr auf die Beschaffenheit seiner Kenntnisse, als auf die Menge der Gegenstände an. Die Erkenntniß kann weitläufig und doch sehr armselig seyn. Er hat sein bestimmtes Ziel; seine Hauptwissenschaft bleibt immer Theologie, auf die er alle seine übrigen Kenntnisse beziehen, mit der er seine übrigen Studien in Verbindung setzen soll. Der schweift gefährlich von der Bahn ab, die zum Ziele führt, der unter einem Gelehrten nicht einen gründlichen Denker, sondern einen seichten Vielwiffer versteht; der nicht seinen Zweck bey allen seinen Studien vor Augen hat und Weisheit in der Wahl der Mittel beobachtet. Ein Ideal muß seyn, aber nicht eins von einem Gelehrten schlechtthin, sondern von einem Gelehrten, als Religionslehrer. Und wer es sich ernstlich angelegen seyn läßt, alle die mit seinem Berufe, als Theologe und Prediger, in Verbindung stehenden Kenntnisse sich, so viel Fähigkeit und Umstände erlauben, zu eignen zu machen; wer es sich bewußt ist, daß gerade seine Berufsgeschäfte einer Bervollkommnung ins Unendliche fähig sind, und sich durchaus nicht nach gewissen bestimmten Regeln üben lassen: der wird gewiß jede Stunde, die ihm von seinen Amtsgeschäften übrig bleibt, durch die zweckmäßigste

Thätigkeit auszufüllen wissen. Es ist überhaupt ein sehr falsches Vorurtheil, als ob der Prediger viel Zeit von seinen Amtsgeschäften übrig behalte. Ich will es einmal zugeben, daß der Prediger bey einer großen Gemeine, wenn er sich als bloßen Beamten ansieht, und als solcher verfährt, noch Zeit übrig behalten könnte; so ist es gerade bey ihm vorzüglich der Fall, daß nicht die Menge der Geschäfte, sondern die Gewissenhaftigkeit und Art, wie er sie betreibt, ihm viel zu thun giebt. Und was sind denn Amtsgeschäfte des Predigers? Denken sich die meisten vorlauten Beurtheiler etwas Nichtiges dabey? Nur einige Theile seiner Amtsführung lassen sich namhaft machen und bestimmen; nur über den formalen Kirchendienst kann die Obrigkeit Aufsicht führen. Alles, was zur moralisch-religiösen Bildung der Gemeine gehört, nicht bloß öffentliche Vorträge, Verwaltung des Kultus und Krankenbesuche gehören dazu, sondern auch vertrauliche Gespräche, Belehrungen und Raththeilungen insgeheim und zu Hause, wodurch man oft weit mehr für Tugend und Glückseligkeit wirkt, als in der Kirche. Es ist dem am Herzen nicht ganz verwahrloseten gemeinen Mann so natürlich und wohlthuend, wenn er seine Zweifel, Bedenklichkeiten und Bekümmernisse bey seinem Prediger ausschütten kann, und viele gehen belehrter und beruhigter aus des Predigers Wohnung, als aus der Kirche. Solche,

jedem Rechtschaffenen heilige, Amtsgeschäfte fallen bey großen Gemeinen oft vor, und es läßt sich, die Anschreibungen und den Konfirmandenunterricht abgerechnet, wo dies seyn kann und durchaus seyn muß — kein Tag besonders dazu bestimmen. Daß solche Unterredungen eine große Störung in den Geschäften, daß diese vom Gewissen und von der Liebe verlangte Hingebung an die Raths- und Lehrbedürftigen, den Prediger nicht nur auf Stunden, sondern Tage lang von seinen Studien abziehen, daß er sich nicht so ganz leicht wieder zum abstrakten Denken und zu seinen unterbrochenen Geschäften sammeln kann, wird jeder Sachkundige wohl einsehen. Manche mögen wohl denken: wozu dies? „Der Prediger verrichte nur sein Kirchenamt und kümmere sich um nichts.“ Aber das ist eben die große Frage: was alles in den Amtskreis des Predigers gehöre? Er soll Theilnahme an den Schicksalen und Bedürfnissen aller seiner Gemeiniglieder beweisen; er soll ihr Vertrauen zu heiligen Zwecken benutzen; er soll sich durch die kleinen Seelen nicht irren lassen, die seine Absichten verkennen, und seine Popularität wohl gar unedlen und eigennützigigen Beweggründen zuschreiben, sondern bey guten und bösen Gerüchten, daheim, wie in der Kirche, dahin arbeiten, „daß das Reich Gottes komme, und sein Wille geschehe.“

Auf alles dies sollte man bey einer Kirchenordnung gewissenhafte Rücksicht nehmen, den Predi-

gern Zutrauen zeigen, ohne welches man nie seine Zwecke erreichen kann. Man sollte sich überzeugen, daß nur dadurch freye nützliche Wirksamkeit befördert und williger Gehorsam erzeugt wird, wenn die Oberbehörde den Endpunkt, von dem alle Fäden auslaufen, in starker und sicherer Hand hält, und, unter genauer Leitung und Aufsicht, die einzelnen Theile der Ausführung der Eigenmächtigkeit der Beamten überlassen werden.

Richter.

(Der Beschluß folgt).

---

## VI.

## Ist der Deutsche kein Patriot?

Es ist schwerlich eine Nation zu finden, deren einzelne Glieder mit so vieler Gelassenheit die Vorwürfe anhören, die man dem Volke macht, aus dem sie abstammen, wie die Deutsche. Von Natur und durch die Stufe der Bildung, auf der er steht, vor Eigendünkel bewahrt; bewußt seiner Unfähigkeit, durch äußern Schein blenden zu wollen, und könnte er sie ablegen, es verschmähend: ist dem Deutschen, bey der vertrauten Bekanntschaft, die ihm sein Studium über die Eigenthümlichkeiten anderer Völker verschafft, die Anerkennung fremden Verdienstes, wo er es findet, und bey dem stillen Gefühl seines eigenen Werths, eine bescheidene Meinung von sich selbst, zur Fertigkeit geworden, und selbst in seine Natur übergegangen. Daher lächelt er gewöhnlich nur über die einseitigen Urtheile, die die totale Unbekanntschaft mit seinem Geiste, mit dem Geiste seiner Nation, aus dem Munde unberufener Richter hervorbringt, und erträgt ruhig den herabschenden Blick, den der Franzose, der Britte, der Russe auf sein unscheinbares Verdienst wirft.

Es ist meine Absicht nicht, den Lesern dieser Blätter eine vollständige Apologie des Charakters der Deutschen vorzulegen, obgleich dies in russischer Sprache vielleicht noch nicht geschehen ist.

Ich will nur einen der Vorwürfe, die man der deutschen Nation macht, näher untersuchen, weil er in der That scheinbar ist. Er heißt: Mangel an Patriotismus.

Wenn Patriotismus eine vorzügliche Anhänglichkeit an unser Vaterland bedeutet: so ist es wahr, daß der Deutsche diese nicht sehr beweiiset. Er verläßt leicht und häufig den Boden, der ihn erzeugte, um sich in fremden Ländern anzusiedeln; er nimmt die Sitten und Gewohnheiten seines neuen Wohnplatzes ohne viele Mühe an, lernt die Sprache desselben oft in großer Vollkommenheit, und kehrt selten nach einer Reihe Jahre in sein Geburtsland zurück; dahingegen der Franzose *hors de France point de salut*, der Britte seinen *comforts of life* nur in old England findet, und beyde, so wie der Russe, schwerlich den Gedanken ertragen würden, die Jahre des ruhigen Genusses außer ihrem Lande zu verleben. — Ich weiß aber nicht, ob diese Neigung zu dem Boden, auf dem unsere Wiege schaukelte, eben als ein Vorzug anzuschlagen ist, dessen man sich zu rühmen hätte. Mich dünkt, sie deutet ziemlich stark auf einen blinden Naturtrieb, vermöge dessen wir nur das von Kindheit auf Gewohnte gut und behaglich finden, auf eine gewisse Unfähigkeit, die Eigenthümlichkeiten unserer Gewohnungen abzulegen, das Eckige unseres Charakters abzuschleifen und uns in einem fremden

Gleise mit Leichtigkeit zu bewegen. Die Beispiele von Lappländern, von Hottentotten, von Kanadern sind bekannt, die, nachdem sie in unsern Welttheil geführt worden waren, wo sie alle unsere Herrlichkeiten und eine unendliche Menge ihnen neuer Genüsse kennen gelernt hatten, die Sehnsucht nach ihrem Mutterlande nie verlernten, und mit inniger Freude zu ihrem schlichten Heerde zurückkehrten. Es sollte hiernach wohl so scheinen, daß, je ungebildeter der Mensch, desto stärker die Anhänglichkeit an seine ersten Umgebungen wäre. Es möchte gerade also wohl als ein Talent anzusehen seyn, daß dem Deutschen zu beneiden wäre, wenn er sich in jedes Klima, in jede Lebensweise, in jede Sitte leicht fügt, und es könnte ihm wohl schwerlich als ein Fehler angerechnet werden, wenn sein Charakter etwa gar in der Eigenheit bestände, keinen bestimmten Nationalcharakter zu haben.

Bersteht man unter Patriotismus die Fertigkeit, sein Vaterland als das Erste aller Länder zu betrachten und seinen Ruhm über den aller übrigen Nationen zu erheben: so ist diese Fertigkeit wohl nichts weiter, als die Folge desselben Vorurtheils, und wenn es mir erlaubt ist, es gerade herauszusagen, Wirkung des Nationalegoismus; eine Fertigkeit, auf Kosten anderer Länder bloß seinem eigenen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. — So waren die älteren Römer, so sind noch in diesem Augenblicke die Britten so gut wie die Franzo-

fen die ungerechtesten aller Völker in der Beurtheilung anderer Nationen. Dank sey es unserm Geniuss, der uns vor dieser Nationalität bewahrte!

Deutet Patriotismus auf die Willigkeit, dem Wohl des Vaterlandes große Opfer zu bringen: so vergesse man nicht, daß der Deutsche, als Deutscher, kein eigentliches Vaterland hat. Er ist ein Sachse, ein Böhme, ein Hesse u. s. w. und sein Vaterland ist der größere oder kleinere germanische Staat, unter dessen Regierung er geboren wurde. Bey der Menge dieser kleinen Staaten, in die Deutschland bisher zersplittert war, hat die Regierung wenig Kraft und noch weniger Schätze, den Eingebornen gegen äußere Gewalt zu schützen, oder viel für seine Bildung und sein Wohlfeyn zu thun. Wie natürlich ist es, daß er ihre Einflüsse wenig empfindet und seine Dankbarkeit nur so groß ist, als diese Empfindung, also sehr klein. Für diese negative Sorgfalt würden manche auch negative Hülfe (dem Staate nicht entgegen zu arbeiten) schon für hinreichende Erwidierung halten. Enthusiasmus aber für das Bestehen einer Regierung, deren Wohlthätigkeit für ihn sehr geringe ist, ist dem Haufen ganz unmöglich. Nur bey einer höhern Ausbildung lernt er es einsehn, daß er gerade dieser Schwäche der Regierung, die durch keine strengen und gewagten Unternehmungen seiner Industrie und seiner Geistesthätigkeit Ketten anlegen kann, die Mög-

lichkeit seiner hohen Freyheit und Selbstständigkeit, die allseitige Ausbildung seiner intellektuellen Kräfte verdankt; und so wie er dies gewahr wird, und seine Regierung mit andern vergleicht, wird seine Dankbarkeit gegen die erste sehr lebendig, und er wird ihr willig die größten Opfer bringen, um ihr Bestehen zu sichern. — Bey dem lockern Bande aber, das alle diese Staaten zu einem Ganzen vereinigte, kann es gar keine großen Unternehmungen geben, die vom obersten Haupte des Reiches sich bis auf alle Theile desselben verbreiten. Wie ist ein starkes Interesse an ein Etwas möglich, daß sich fast ganz unsern Blicken entzieht? Es giebt nur zwey Nationalitäten für ganz Deutschland, und beyde sind da, ohne die Hülfe, und fast wider den Willen seiner Fürsten: Deutsche Sprache, und Sinn für Wahrheit. Wo ist die Sprache unseres Landes weniger kultivirt, als an den Höfen, wo sich ihr Reichthum, ihre Bildungsfähigkeit durch französische Armuth und Steifheit verdrängt sieht? Für den Wahrheitsinn aber hat noch kein Gall das Hoforgan gefunden. Beyde indeß werden bestehen, trotz der grausamen Zeit; unsere Sprache mit dem Reichthume der Ideen, der in sie niedergelegt ist; der tiefe, energische Sinn für Wahrheit, der den Deutschen stets auf allgemeine Ideen, und in den Urschacht des Wissens hinabtreibt, indeß die übrigen Nationen größtentheils die Blumen auf der Oberfläche des wissenschaftlichen Globus

sammeln, oder höchstens die äußerste Rinde desselben oryktognostisch untersuchen.

Möge dann auch, wenn es seyn soll, diese Nation sich unter ein fremdes verhaßtes Joch beugen müssen; bleiben ihr nur diese beiden Schätze: so wird sie ewig ihre Nationalität bewahren, und ihr Patriotismus sich in dem Aufbau und der Erweiterung jener Schätze thätig beweisen.

B. R.

---

## VII.

### T h e a t e r.

---

#### Gallerie theatralischer Künstler in St. Petersburg.

##### I.

#### Mademoiselle Georges.

Es giebt Dinge, die man nothwendig innerhalb der Gränzen ihres Jahrhunderts und seiner Konvenienz betrachten muß, über die man die Wahrheit nicht aussprechen darf, ohne auf die Lache des Publikums, oder gar ein — „steiniget ihn!“ gefaßt zu seyn. Man thut auch nicht immer Unrecht, diese Dinge zu nehmen, wie sie sind; theils weil man doch einmal in seinem Jahrhunderte leben soll, theils weil gar manches erst durch die Konvenienz seine praktische Bestimmung erhalten muß.

Hierher gehört nun in hohem Grade die tragische Kunst der Franzosen, sowohl nach Geist als Körper, Gedicht und Darstellung.

Der Dichter arbeitete mehr für sein Talent, als für die Wahrheit der Darstellung, bey ihm sprechen die Leidenschaften nicht, sie beschreiben sich; die französische Tragödie ist eine dialogisirte Epopoe und in der Darstellung kein Schauspiel, sondern ein Recitationspiel. Es wird mit Leiden-

schaft recitirt, und zwar, um das Höchste der Recitation zu erreichen, durch verschiedene Personen in den Kostümen des Gedichts. Das Herz wird bey dieser Art von Spiel nur wenig ergriffen, dagegen haben Verstand und Witz mehr Nahrung; man wird nicht eigentlich durch die darstellenden oder eigentlich recitirenden Personen selbst geführt, sondern vielmehr durch das, was sie von sich erzählen; daher ist die Täuschung im Grunde nur schwach, und nur in den höchsten Momenten vergißt man sich zuweilen, um die Sache für etwas Dargestelltes, nicht bloß Darstellendes zu nehmen.

Was die Manier des Recitirens betrifft, so hat die Konvenienz (bey den Franzosen für Wort und Geberde) schon lange die Extreme vorgeschrieben, und die Revolution hat diesen excentrischen Anstrich noch vermehrt. Man kann mit Recht sagen, daß die Leidenschaften immer an der Gränze des Wahnsinns schwindeln, und daß die leidenschaftliche Semiramis nicht spricht, wie die wirkliche gesprochen haben könnte, sondern wie eine, die sich im Tollhause einbildet, Semiramis zu seyn. Daher der tiefe, erzwungene, heulende und wüthende Ton der Stimme, die Explosionen der Geberden, die gewagten Stellungen und die verzerrten Mienen.

Nehmen wir die Sache unter diesem Gesichtspunkt, so kann man sagen, daß Mademoiselle Georges eine große und gar keine tragische Schau-

spielerin ist; sie ist es bloß in ihrer Manier, die sie aufs Höchste zu treiben weiß. Wahres Gefühl, innerhalb der Gränzen der gesunden Menschlichkeit, schimmert nur selten in ihrem Spiele durch; wer aber einmal an jene Manier gewöhnt ist, der findet unstreitig viel Wahrheit ihrer Art, eine entsetzliche Tiefe der Leidenschaften, erschreckliche Kraft, und somit hohen Genuß. Es ist in der That die desperateste Seiltänzerin der Gefühle! Eine gute Gestalt, wenn auch kein ganz tragischer Wuchs, und eine große über das Ganze verbreitete Bravour tragen das ihrige zum Effekt bey. Nur eins ist zu bedauern: Mademoiselle Georges spart sich viel zu wenig auf; sie fängt viel zu leidenschaftlich an und spricht nicht selten selbst da mit Pathos, wo sie in den höhern Konversationston fallen müßte. Dadurch wird sie in den ersten Akten für den Zuschauer nicht selten peinlich, und es kostet einige Aufopferung, ihr bis zu den letzten zu folgen, wo das Gedicht mit ihrer Gebung mehr harmonirt.

Das hiesige Publikum ist nicht ganz auf der Höhe des Parisers, oder es ist noch nicht so weit von der Wahrheit weggedrängt, um dies alles gar nicht zu fühlen, und so hat Mademoiselle Georges zwar großen, aber nicht den höchsten Beyfall hier geärndtet.

Uebrigens merkt man bey dieser Künstlerin den Verfall der guten Umgangsitten, der seit der

Revolution in Paris herrscht, weniger, wie bey einigen andern neuangekommenen Subjekten. Gegen diese zeichnen sich die alten hiesigen Schauspieler durch Beybehaltung des vormaligen guten Tons und einer hohen altfranzösischen Anständigkeit mit Vortheil aus.

2.

Herr Duport.

Schwerlich ist ein Tänzer in St. Petersburg mit mehr Beyfall und Enthusiasmus aufgenommen worden, als Herr Duport. Mit Eifersucht wacht jeder, der sich Geschmack zutraut, über seinen Ruhm; nicht die kleinste Erinnerung darf gegen ihn gelten. Selbst nach einem kleinen Liebeszwist, dadurch veranlaßt, daß er auf die Stimme des Publikums nach dem Schauspiel nicht erschien, oder erscheinen konnte, — was durch ein allgemeines Pfeifen gerügt ward — hat sich die Zuneigung des Publikums, nach jener kleinen Satisfaktion, nur verdoppelt. Worin begründet sich dieser außerordentliche, alles andere verdunkelnde, Beyfall? Herr Duport ist nicht nur Meister aller mechanischen Schwierigkeiten, und zeigt die möglichste Bravour; sondern der Hauptcharakter, der große Magnet seines Spiels, ist Grazie, — Grazie einer eignen Art. Herr Duport, von Natur klein, aber vollkommen ebenmäßig gebaut, hat in allen seinen Bewegungen einen eigenen Reiz, eine ge-

wisse Weichheit und Ründe, etwas Weibliches. Er tanzt nicht wie ein Mann, sondern wie ein Snylphe; man könnte ihn jenem schönen Mitteldinge vergleichen, von dem uns das Alterthum eine Meisterstatue zurückgelassen hat. Dadurch bekommt sein Tanz einen höhern Charakter, etwas, das über das Gemeinmenschliche erhaben ist und in das Phantasieland des Wunderbaren überschwebt. Im Zwentanz sehen wir nicht das interessante Extremenspiel zwischen Mann und Weib; ein Gott, ein Snylphe ist herunter gestiegen, um sich mit einem weiblichen Wesen niederer Art zu vergessen. Höchst schwer wird es daher einer Tänzerin, neben ihm sich noch durch Grazie auszuzeichnen. Dagegen läßt er den männlichen Tänzer in seinem Werth; und wenn das Publikum während der ersten Ueerraschung selbst die besten unter den alten hiesigen Tänzern ganz zu übersehen scheint, so wird es gewiß mit Würdigung zu ihnen zurückkehren. Einer der ersten vor ihnen soll gesagt haben, „es sey nur ums Brod, wenn er neben Herrn Duport aufzutreten wage.“ Wir glauben dies nicht. So unerreichbar ihm Hrn. Duports Tanz in seiner Art ist, eben so unerreichbar ist Hrn. Duport dagegen alles Heroische, Männlichkräftige. Also jeder bleibt in seinem Werth. Auch glauben wir, daß Hrn. Duports Spiel nicht auf immer gleichen Beyfall rechnen kann; alles, was die Gränzen des Allgemein-Menschlichen überschreitet

und in die Regionen höherer Wesen schweift, reißt im Anfange doppelt hin; aber in der Folge hat das Menschliche doch ein längeres und dauerndes Interesse für den Erdensohn. Das Ueberirdische erscheint ihm zuletzt, wo nicht fade, doch wenigstens nicht kräftig genug.

## 3.

## Die Familie Furioso.

Es ist etwas Eigenes um Kunst und Künstlichkeit, Kunstwerke und Kunststücke! Die Kunst zeigt den physischen Menschen, die mechanische Fertigkeit und Einsicht in einem hohen Grade von Vollkommenheit, zugleich aber den moralischen Menschen, das höher Menschliche, auf seiner höchsten Stufe. Sie hebt uns über den Dunstkreis des Gemeinnenschlichen zu einem physischen und moralischen Adel, den der Mensch in seinen Alltagsbeschäftigungen kaum ahnden läßt; denn die Kunst strebt nach dem Göttlichen, Wahrheit, Schönheit im Lande der Ideale. Deswegen wird der Künstler geachtet, mit einer gewissen Religion behandelt; denn er giebt der Menschheit und uns selbst höheren Werth. Selbst seine Verirrungen und Laster behandeln wir weniger verdammt; denn eben dadurch, daß er Künstler ist, zeigt er, Trotz ihnen, eine edle, moralische Tendenz. — Die Künstlichkeit erhdht das Physische, die mechani-

sche Fertigkeit, den Kalkül des Menschmöglichen auf die höchste Stufe, aber auf Kosten des moralischen, des höheren Menschen. Verschwindet er gar in ihr, dann wird das ganze Wesen zu einem bloßen Gegenstand des verstandlosen Staunens, des kindischen Angaffens, bey dem man sich einer gewissen Demüthigung der Menschheit dunkel bewußt wird, und zwar um so mehr, je weiter die Künstlichkeit von der Natur abweicht und zwecklos wird. Die Kunst scheint sich zuweilen auch von der Natur zu entfernen; sie schweift ins Land des Wunderbaren und der Träume. Sie vergißt aber nie die Wahrscheinlichkeit, und zeigt in jenem Fall nur eine höhere analogische Natur oder Menschlichkeit, durch das Oberste im Menschen, durch das erzeugt, wodurch er sich vom Thiere auszeichnet. Das Thier ist der Kunst nicht fähig, aber eines hohen Grades der Künstlichkeit, mancher Staunen erregender Sprünge. Es versteht sich, daß hier nicht von mechanischen Kunstfertigkeiten, die ein Werk des Nutzens und Vergnügens sind, wohin allerley Arten von Maschinerien, physikalischen Zubereitungen zc. gehören, die Rede sey. Auch unter dem Wort Kunstley muß man etwas anders verstehn, eine gewisse Aengstlichkeit und Ausartung in der eigentlichen Kunst.

Die Künstlichkeit in unserm Sinn läßt sich in zwey Klassen theilen: die zwecklose Kunstfertigkeit, die weder durch eine höhere Kunst-

denz, ja nicht einmal durch hohe Wahrheit und Täuschung auf den höhern Menschen Anspruch macht. Z. B. der Kirschenkern, in dem ein sechsspänniger Wagen beherbergt wird. Verächtlich ist diese Klasse eigentlich nicht, sie zeigt uns, wie viel der Mensch vermag; indessen kann sich der Gebildete beym Anblick ihrer Kunstfädelchen doch des Bemitleidens nicht erwehren. Die zwecklose Kunststückerey, wo auch nicht einmal eine Kunstfertigkeit, wenn schon in ihrer Ausartung, gezeigt wird; sondern wo bloße, nutzlose, mechanische Spielereyen der Gegenstand sind. Hieher gehört z. B. die Taschenspielerey. Diese Kunststückerey zeigt den physischen Menschen auf einem hohen Grad der Vollkommenheit, aber mit gänzlicher Ertdtung des Moralischen; und daher hängt in der allgemeinen Meinung ihr billig ein Makel an. Wenn wir den Künstler aussuchen und ehren; so bezahlen, begaffen und verachten wir bloß den Kunststückmacher, ja, wir rechnen ihn jeden Fehler der Sitten doppelt an. Je weiter er ins Feld des Unnatürlichen und Bizarren vorrückt, desto schlimmer ist sein Handel; er verirrt sich nicht ins Kunstland des Uebernatürlichen, er verläuft sich ins Land der Narrheit. Hieher gehört besonders die Seiltänzerey.

Es ist sonderbar, die Tanzkunst, das Ballet ist doch auch nur ein frivoles Wesen, eine der untergeordneten Künste: und doch wie mit ganz

andern Augen betrachten wir sie, als die Seiltänzerey. Jene bezaubert, der Eindruck dieser geht mit dem Mundauffsperrn vorüber. Es ist begreiflich! Die Tanzkunst führt uns ins Feengebiet, ins Land der Mythen, einer feineren, idealischen, arkadischen Physik des Menschen, mit zarten, reinern, geistigen Beziehungen; in ein Land, das nicht existirt, dessen Darbildung aber im höhern physischen Menschen begründet ist, aus dem sich einzelne Momente in den exaltirten Abschnitten des gemeinen Lebens wiederfinden. Die Seiltänzerey zeigt uns horrende Körperfertigkeiten, ohne alle geistige Beziehungen, ja zur Ertdödtung alles Geistigen im Sehen und Ausüben gemacht. Daher ist sie die allerfatalste Künstlichkeit.

Doch wir hatten von dem Seiltanz der Familie Furioso zu reden. Wir sind weit entfernt, den Makel, den das Handwerk hat, auf den Menschen auszudehnen. Schicksal und Umstände haben ihn meist dazu geführt, und wir müssen vielmehr die Leiden bedauern, ohne die man in diesem Geschäft es weder weit bringen, noch mit Beyfall debütiren kann. Man verstehe uns also recht: der eben geschlossene Eingang soll schlechterdings nichts Beleidigendes für die gedachten Personen haben.

Unstreitig gehdren die Mitglieder dieser Familie zu den ausgezeichnetesten ihres Bekenntnisses, und dafür zollte ihnen das Publikum vollen Beyfall; besonders hebt sich Herr Furioso der Aeltere durch

einen gewissen heroischen Zustand und äußerst fühne und gewandte Bewegungen hervor. Mademoiselle Furioso, die Mittlere, verliert sogar auf dem Seil nicht alle Grazie, so ungünstig auch die Balancirstange oder das Balanciren mit den Händen, mit der dabey unvermeidlichen Steifheit des Kopfs und Blickes, aller Grazie ist. Man würde zuweilen ihren Tanz schön nennen, wenn das Seil uns nicht gleich wieder aus der Täuschung herausprellte. Die Kunstreiterei ist in der That der wahren Kunst doch um vieles näher, könnte, anders gebraucht, vielleicht Kunst werden. Sie erregt zuweilen eine Art von Enthusiasmus; das Seiltanzen nur ein seelenloses, laut werdendes Staunen. Indessen muß man bekennen, Herr Furioso hat eine bisher ungekannte Würde, Eleganz und höhere Tendenz in den Seiltanz gebracht, so weit nämlich sein Wesen es erlaubt. Es giebt sogar Leute, die lieber Herrn Furioso sehen, als Herrn Dupont, weil jener, wie sie sagen, alle Sprünge auf dem Seile nicht schlechter, ja besser mache, wie dieser auf planer Erde. Wir haben mit diesen nichts zu schaffen; denn was giebt es nicht für Leute unter dem Monde! Sie vergessen indeß, daß das Seil hohen Sprüngen durch seine Reaktion sehr günstig ist. Doch genug. Einmal muß jeder Mensch auf dem Seil tanzen sehen, mehr aber auch nicht. Es ist übrigens eine gute Kassenspekulation, — wenn schon für das deutsche Theater etwas demüthigend, daß man Herrn Furioso's lustige Kunst mit seinen Vorstellungen verbunden hat.

## Theaternachrichten aus Riga.

Herr Arresto hat den Reih'n seiner Debüts mit dem Karl Moor, in Schillers Räubern, geschlossen und ist bereits von hier nach Reval zurückgekehrt. Das allgemeine Urtheil über diesen Schauspieler ist: daß er Dreistigkeit genug besitzt, alle Fächer durchgehen zu wollen, wie Schröder; allein dazu muß man auch Schröders Talent und dessen Vielseitigkeit haben. Zum Kind der Liebe, Fritz Böttcher, ist Herr Arresto zu alt. Im Bayard sprach er wahren Unsinn und konnte die Rolle nicht auswendig \*). Im Bruderszwist vergriff er den alten Schiffskapitän, und machte einen verkleideten Hallesehen Renomisten daraus. Am besten gelangen ihm noch Lieutenant Launig in der Todtenfeyer und Karl Moor, obwohl er in letzterer Rolle unaufhörlich predigte und perrorirte. Gewiß ist es, daß das Rigasche Theater Schauspieler seiner Größe mehrere zählt, z. B. Porsch, Ditmarsch, La Roche &c.

Seine Spekulation auf die hiesige Theaterdirektion verunglückte, wie leicht vorauszusehen war, weil der Direktor Meyrer — mehr, als Worte, verlangt. Noch zwey andere Mitglieder unsers Theaters machten mit ihren Anträgen zur Uebernahme desselben eben so wenig Glück, weil sie sich mit Herrn Arresto in gleicher Lage befinden. Es wird also mit jedem Tage wahrscheinlicher und gewisser, daß unserm theatralischen Vergnügen eine Pause bevorsteht.

Herr und Madame Ohmann haben seit einigen Tagen bey der neuen Revaler Theaterunter-

---

\*) Bayard wird meisterhaft von Porsch gegeben. Es ist also Versündigung an der Kunst, wenn ein Gast in dieser Rolle uns nur Fragmente bietet.

nehmung das ihnen angebotene Engagement angenommen; auch sagt man von Herrn und Madame Ackermann ein Gleiches. Somit wären die Hauptfächer in der Oper und dem Schauspieler bereits unbesezt. Wer mag nun wohl noch Lust haben, nach den Trümmern des zersplitterten Ganzen zu greifen? —

Uebrigens hat unser altes Wintervergnügen, das wöchentliche Konzert auf dem schwarzen Hauptterhause, seinen Anfang genommen, bey welcher Gelegenheit unsere beliebte Sängerin, Mademoiselle Brück'l, gleich das erstemal in einer brillanten Arie von Pär ihr schönes Kunsttalent bewährte.

Man spricht hier auch schon von einem Liebhabertheater, das sich in der Folge organisiren dürfte, wenn erst unser Theater ganz aufgelöst seyn wird. Daß das Theatergebäude selbst in einen Salzspeicher verwandelt werden soll, wie ein gewisser Witzling neulich in einer hier erscheinenden Wochenschrift (Fris) behauptete; davon will außerdem niemand etwas wissen. Daß aber das Lokale eine ganz veränderte Gestalt erhalten möchte, ist der Wunsch aller Verehrer des guten Geschmacks und des Schönen. Auch behaupten einige, daß, wenn auch unsere Bühne auf einige Zeit verschlossen seyn würde, das ganze hiesige Theaterwesen verjüngt und in neuer, schönerer Glorie aus dem Grabe wieder hervorgehen dürfte — wozu die Götter ihr Gedeihen geben mögen!

## VIII.

## N o t i z.

Es ist der Redaktion nicht immer möglich, alle an sie eingehenden Briefe u. so schnell, als es oft gewünscht wird, zu beantworten; deshalb ersuchen wir unsere Korrespondenten und alle, die uns mit Zuschriften beehren, um Nachsicht. Eben so können auch, bey der Menge eingehender Aufsätze und bey dem geringen Umfange dieses Journals, jene nicht immer die baldige Aufnahme finden, die man gemeiniglich verlangt. Die Herren Einsender werden daher, wenn sie ihre Aufsätze und Beyträge nicht immer sogleich abgedruckt finden, gebeten: es nicht der Redaktion zur Last zu legen und die Ursache davon in der Beschränktheit des Raums dieser Blätter zu suchen. Mit dem künftigen Jahre, wo, nach dem Plan der Herausgeber dieses Journals, dasselbe bey größerer Unterstützung auch einen größeren Umfang erhalten und das jedesmalige Monatsheft in der Regel stärker, als bisher, werden soll, dürfte der Fall nicht so häufig mehr eintreten, und die Unkonvenienz, nothgedrungen manchen lesenswerthen Artikel zurückhalten zu müssen, vielleicht für immer zu beseitigen seyn.

Uebrigens wird von der beabsichtigten Erweiterung und künftigen Einrichtung dieses Journals eine besonders gedruckte Anzeige in Kurzem Nachricht geben.

Mitau, den 28sten Oktober 1808.

Alberz.

Redakteur der Ruthenia.

# R u t h e n i a,

oder:

Vierter Jahrgang

der

St. Petersburgschen Monatschrift.

---

Monat December.

---

## I.

### Frühlingslied

nach Christoph Wilkau, aus der Mitte des sieben-  
zehnten Jahrhunderts.

Jehø liebet, was nur lebet,  
Was dem Keime kaum entstebet,  
Jehø singet, scherzet, küßt,  
Was in Flur und Wäldern ist.

Hört Ihr, wie die Lerche singet,  
Singend sich gen Himmel schwinget?  
Wie in lau gewordner Luft  
Eins dem andern zärtlich ruft?

Schauet, dort kömmt hergestogen  
Und zur Heyrath angezogen,  
Unter jener Frühlingswolf,  
Ein verliebtes Storchenvolk.

Die vermählte Turteltaube,  
 Bauet, unter diesem Laube,  
 In dem schönen Mayenfest  
 Ihr der Liebe treues Nest.

Auch die goldne Sonne liebet,  
 Und durch ihre Strahlen giebet  
 Sie der Erde weit und breit  
 Segenvolle Fruchtbarkeit.

Sollte denn der Mensch nicht lieben?  
 Sollt' er den Genuß verschieben,  
 Den Genuß der Blüthenzeit,  
 Die uns — ach, so kurz! — erfreut?

Wann der Jahre Mittag weicht  
 Und der Abend uns beschleicht,  
 Nahet auch der Knochenmann  
 Mit der Sense sich heran;

Raffet von uns, was wir haben,  
 Aller Schönheit seltnen Gaben,  
 Alle Rosen des Gesichts,  
 Allen Glanz des Augenlichts.

---

## II.

Fragmente aus der noch ungedruckten Beschreibung einer Reise von St. Petersburg nach Archangel. Im July und August 1806 \*).

Selbst bey der Durchflucht durch ein Land, das vollends vorher wenig und allenfalls nur aus einzelnen, sehr magern Beschreibungen bekannt ist, drängen sich gewiß dem Reisenden, vorausgesetzt, daß er Menschenverstand und ein paar gesunde Augen hat, eine Menge von Beobachtungen auf,

---

\*) Der Verfasser dieser Reisebeschreibung (Herr Staatsrath von Reimers) sandte sein Manuscript am Ende des Sommers 1807 durch Schiff Gelegenheit aus St. Petersburg einem Freunde nach London, wo das Werk zu Anfang des folgenden Jahres deutsch und auch zugleich in einer englischen Uebersetzung im Druck erscheinen sollte. Wegen des bald darauf unterbrochenen Briefwechsels mit England kann der Verfasser bis jetzt keine Gewisheit darüber erhalten, ob das Manuscript an dem Ort seiner Bestimmung angelangt sey, oder nicht? Da schon ein paar Fragmente aus erwahnter Reisebeschreibung in diese Zeitschrift (s. Juny- und Septemberheft 1807) aufgenommen und, wie man den Verf. versichert hat, mit einigem Interesse gelesen sind, so zweifelt er nicht, daß auch das hier eingerückte Fragment, wegen der in selbigem abgehandelten Gegenstände von anscheinlicher Wichtigkeit, vielleicht den Beyfall der Leser erhalten werde. Voll von dieser Ueberzeugung überreichte er auch, bald nach seiner Zurückkunft aus Archangel (im Oktober 1806), den Inhalt dieses Bruchstücks, als Memoire abgefaßt, dem damaligen Minister der innern Angelegenheiten, dem Herrn Grafen von Rotshuben, der erwähntes Memoire mit einem solchen Beyfall aufzunehmen würdigte, daß er dem Rath der Expedition der Staatsökonomie von

aus denen er wichtige, oder minder wichtige Resultate zieht. Unter welche Rubrik, ob unter die erste oder zweyte, die meinigen gehören, kann ich nicht mit Gewißheit beurtheilen; indessen scheinen sie mir doch der Aufmerksamkeit und Beprüfung nicht ganz unwerth, und es würde mich freuen, wenn diejenigen, die die Macht in Händen haben, das hieselbst vorgeschlagene Gute und Nützliche zu befördern, und das erwähnte Böse fernerhin abzuwenden, die gemachten Vorschläge zu Herzen nähmen und beprüften, kurz, wenn der Nutzen daraus erwüchse, den ich beym Niederschreiben bezweckte.

---

der zweyten Abtheilung, dem Herrn Hofrath Peter Andrejewitsch Kaisarow, einem sehr geschickten jungen Manne, auf der Stelle die Uebersetzung desselben ins Russische übertrug. Indes ist seither von den, in dem Memoire berührten gemeinnützigen Vorschlägen und von der Abheilung mehrerer, in selbigem erwähnten, Mißbräuche gar kein Gebrauch gemacht, und sowohl von der gutgemeinten Absicht des Verfassers, als auch von dem Inhalte des Memoires irgend eine Notiz genommen worden. Selbst die russische Uebersetzung davon ist verloren gegangen, oder wenigstens so verlegt, daß man sie nicht auffinden konnte, als der Verfasser die Ehre haben wollte, mehrmals erwähntes Memoire seinem jetzigen würdigen Chef, dem gegenwärtigen Minister der innern Angelegenheiten, Sr. Durchlaucht, dem Fürsten Alexei Borissowitsch Kurakin, zur Prüfung unter die Augen zu legen. — Vielleicht erreicht der Verfasser durch Publicität seinen Zweck, den Inhalt dieses Aufsatzes, den mehrere hiesige bedeutende Gelehrte interessant gefunden haben, seinem erhabenen Chef zur nähern Kenntniß zu bringen, und dann hoffentlich den wohlgemeinten Nutzen daraus erwachsen zu sehen, den er, bey Beobachtung der Gegenstände und der darauf erfolgten Abfassung dieses Bruchstücks, aus patriotischer Ueberzeugung vor Augen hatte. —

Doch ohne weiter Worte zu verlieren, eile ich zur Sache selbst — und fange an mit einem

Vorschlag zur Einführung einer direkten Post von Archangel über Ustjuga nach Wjätka.

Nach der Versicherung der ersten Handelshäuser in Archangel ziehen selbige zwey Drittheil des dortigen Exports, besonders Roggen und Weizen, aus dem Gouvernement Wjätka, wohin folglich die Korrespondenz stark ist und wohin für benannte Produkte ansehnliche Geldsummen jährlich übermacht werden müssen. Da seither keine direkte Post von Archangel nach der Gouvernementsstadt Wjätka existirt, so wird das Geld über Moskau (ja sogar bisweilen über St. Petersburg!), und folglich auf einem Umwege von mehr als 1000 Werst und mit einem Verlust von 19 Tagen nach Wjätka remittirt. Um besonders lektern zu vermeiden, sehen sich die Komptoirs daher oft geüthigt, auf ihre Kosten mit Artelschitschiks große Geldsummen an ihre Korrespondenten zu übersenden, werden aber von diesen Leuten, die mit der ihnen anvertrauten Summe durchgehen, mehrmals hintergangen. — Ferner existirt nach der, 636 Werst von Archangel entlegenen, Stadt Ustjuga, mit welcher die Archangelschen Handelshäuser gleichfalls viele Ge-

schäfte haben, ebenfalls keine direkte Post, und alle Briefe dahin, die auf dem geraden Wege höchstens vier Tage unterweges seyn würden, müssen jetzt nach der,  $803\frac{1}{2}$  Werst von Archangel entfernten, Stadt Bologda hin, wo erst die Mosköwische Post abgewartet wird, um mit dieser die aus Archangel einlaufenden und nach Ustjuga bestimmten Briefe zugleich nach letzterem Orte zu befördern, worauf dreyzehn Tage hin und folglich, nach obiger Berechnung, wiederum neun Tage verloren gehen.

Um sowohl der obenerwähnten Unsicherheit mit Geldversendungen durch gemiethete Leute, als auch dem unnützen langen Warten auf Briefe und der dadurch verzögerten Korrespondenz zuvorzukommen, ist der Wunsch der Archangelschen bedeutenden Kaufmannschaft (es giebt daselbst siebenzehn ausländische und vier russische, sehr ansehnliche, Komptoirs), wenigstens einmal wöchentlich eine direkte, über Ustjuga nach Bjätka abgehende, Briefpost, auf Befehl der Regierung, eingeführt zu sehen. Der Archangelsche Postmeister, mit dem ich hierüber gesprochen habe, meint, es wäre eben nicht schwer, sobald ernstliche Maaßregeln getroffen würden, den gerechten Wunsch der Archangelschen Kaufmannschaft in dieser Hinsicht zu erfüllen. Die anfänglichen Auslagen möchten bey der Anlage der Poststationen freylich beträchtlich seyn; allein die bey häufi-

ger Uebersendung von Geldsummen nach Ustjuga und Bjätka den Postkomptoirs zu erlegenden und der Krone gebührenden Procente (die jetzt, wie oben erwähnt ist, durch das Uebersenden der Summen mit Artelschtschiks wegfallen), nebst der, wenn einmal zwischen Archangel und den beyden benannten Städten eine direkte Post errichtet ist, gewiß stärker werdenden Korrespondenz zwischen den Komptoirs der drey Städte, würden die anfänglich gehaltenen Auslagen gewiß wieder ersetzen, und der Krone sowohl, als auch der Kaufmannschaft in der Folge Vorthail bringen.

Ausdehnung des Kauffahrteyhafens aus der Dwina bis in die Maimaks.

Zu dem eben geäußerten Wunsche der Archangelschen Kaufmannschaft, in Rücksicht der Einführung einer neuen Postroute, gesellt sich noch ein anderer, nämlich der: den Kauffahrteyhafen aus der Dwina bis in die Maimaks ausgedehnt zu sehen. —

Wey Archangel ist die Dwina sechs bis acht Werste breit. Auf diesem so ansehnlichen Strom, der, bey stürmischer Witterung, hohe Wellen wirft, liegen die aus dem Auslande kommenden Schiffe, oft gegen hundert an der Zahl, gleichsam wie auf einer offenen Rhede, und sind wider Sturm und Ungewitter nicht im geringsten geschützt. Zu die-

ser Gefahr für die Schiffe kommt noch eine andere für die Kaufleute, und gereicht diesen oft zum größten Nachtheil, wenn deren mit Korn gefüllten Karbassen, die zum Ausladen hart ans Schiff gebunden werden müssen, bey einem plötzlich entstehenden Sturme (und nirgendwo ändert sich wohl das Wetter schneller, als in Archangel), von dem Schiffer, dem sie Gefahr drohen und dessen Schiff sie alsdann sehr beschädigen, abgeschnitten und sich selbst und den Wellen überlassen werden. Geht ein solcher, noch mit Korn gefüllter, Karbaß bey dieser Gelegenheit unter, so verliert der Kaufmann, dem er gehört, oftmals 20,000 Rubel und mehr. — Jetzt liegen die ausländischen Schiffe vom sogenannten Theerstrand bis hinter Solombal, auf einer Strecke von mehreren Wersten, und dürfen keinen andern Standpunkt einnehmen. Die ausländischen und auch ein paar russische Komtoirs erließen hierüber eine Vorstellung an Se. Excellenz den Kommerzminister, und ersuchten ihn, ihnen die Freyheit zu ertheilen: ihre Schiffe, größerer Sicherheit wegen, in die Maimaks (einen Fluß, der sich zwischen Solombal und der Nowo = Dwinskischen Festung, und zwar gleich hinter Solombal in die Dwina ergießt) einlaufen und sie dort Anker werfen lassen zu dürfen. Die Maimaks ist breit, groß und tief genug, um funfzig Schiffe mit Barken oder Karbassen zu fassen, und die Kaufleute baten daher

um die Ausdehnung des Kaufmannshafens von Mosejev = Ostrov oder Solombal bis zur Maimaks. —

Es war der Wunsch der ausländischen und russischen Komptoirs, sich auch der Maimaks, besonders wenn die Schiffe ihre Kornladungen einnehmen, zum Kauffahrteyhafen bedienen zu dürfen \*).

Anpflanzung der Kartoffeln und des Kohls in dem nördlichen Theil des Olonezischen und auf dem platten Lande des Archangelschen Gouvernements.

In dem nördlichen Theil des Olonezischen sowohl, als auch in dem Theil des Archangelschen Gouvernements, durch welche mein Weg führte, erfuhr ich, nach eingezogenen Erkundigungen, zu meinem größten Erstaunen, daß in diesen Gegenden der Kartoffelbau völlig unbekannt sey; ja die Leute kannten diese wohlthätige Frucht kaum dem Namen nach. Und wo wären wohl Kartoffeln (vielleicht das beste, das wir der Entdeckung Amerika's verdanken!) ein besseres und nothwendigeres Surrogat, als hier im Norden, wo oftmals Mißwachs ist, wo Roggen und Gerste

---

\*) Den neuern Nachrichten eines Reisenden zufolge, soll der Archangelschen Kaufmannschaft in diesem Sommer (1808) ihr Gesuch gestattet worden seyn.

nicht allemal gerathen und Weizen gar nicht wächst? In der, hoch im Norden ( $64^{\circ} 31' 40''$  nördlicher Breite und  $38^{\circ} 7' 30''$  östlicher Länge) gelegenen und nur funfzig bis sechzig Werst vom Meer entfernten Stadt Archangel gedeihen Kartoffeln sehr gut, und seit den wenigen Jahren, da die dortigen Einwohner sie kennen, legen sie sich immer mehr und mehr auf die Kultur derselben. Eben so ist es auch mit dem Kohl, den man in dem südlicher gelegenen durchreisten Strich der Dlonezischen und Archangelschen Gouvernements ebenfalls nicht kennt. Mich dünkt, es wäre Pflicht der Regierung, und besonders der von ihr in diesen Provinzen angestellten Gouverneurs, den Anbau der Kartoffeln und auch des Kohls (dieses herrlichen Mittels wieder den Skorbut, ein im Norden ziemlich gewöhnliches Uebel) den Bewohnern des platten Landes ernsthaft anzuempfehlen, und auf die Ausbreitung der Kultur benannter Produkte, und besonders der Anpflanzung von Kartoffeln, mit aller Sorgfalt und vielleicht Strenge zu wachen. Wäre folgender Vorschlag nicht ausführbar? Aus keinem der Gouvernements wandern, wahrscheinlich der Uebervölkerung wegen, so viele aus, als aus dem Jaroslaw-schen, um sich in den großen Städten des Reichs durchs Vermietthen als Tagelöhner u. s. w. Geld zu verdienen, und dann mit ihren gesammelten Schätzen im Herbst nach ihrer Heimath zurück-

zukehren. Hier in diesem Gouvernement aber war es auch, wo ich mehrmals an beiden Seiten des Weges große Felder mit Kartoffeln und dem schubsten Kohl bepflanzt sah; ein Beweis, wie sehr sich der Bauer auf die Kultur beyder Produkte versteht. Wie wäre es, wenn die Krone mit hundert oder zweyhundert dieser auswandernden Jaroslawer kontrahirte, ihnen auf zwey Jahre Wohnung, Holz zur Feurung und ein großes Stück Landes zum Anbau der Kartoffeln und des Kohls in den Dörfern des Plonezischen und Archangelschen Gouvernements anwiese, auch jedem einige Pfund Kartoffel- und Kohlsamen gäbe? Im ersten Jahre müßte sie jedem derselben vielleicht funfzig Rubel für Unterhalt und für die Urbarmachung des Landes zahlen; im folgenden wäre aber gewiß die Hälfte hinreichend, indem der Jaroslawer alsdann durch den Debit seiner Waare einen ansehnlichen Vortheil ziehen könnte. Es müßte aber zugleich abgemacht seyn, daß er wenigstens die Hälfte des von ihm Erzielten, sowohl Kartoffel- als Kohlpflanzen, unentgeltlich den Bewohnern des respectiven Dorfes austheilen und sie den Anbau und die Kultur beyder Produkte ebenfalls unentgeltlich lehren müsse. Die Geistlichen in den Kirchdörfern müßten die ersten seyn, die gleich anfangs mit dem Kartoffel- und Kohlbau den Versuch machten. Die Geistlichkeit wirkt ohnehin auf das, in diesen Gegenden sehr fromme, Volk außerordentlich stark.

Auch die Postregierung könnte an die, in den beyden benannten Gouvernements auf den Poststationen angestellten, Kommissairs, Starosten oder Postillons in kleinen Quantitäten Kohlsamen und Kartoffeln senden und ihnen den Anbau derselben ernstlich empfehlen. Ertheilung von Prämien für die fleißigen Urbauer derselben bedürfte es wahrlich nicht, da eigener Vortheil und der bald zu erwachsende Nutzen sie gewiß in Kurzem von der gutgemeinten Absicht der Regierung überführen würde. Bey dem jährlichen Bereisen ihrer Provinzen müßten die Gouverneurs sich angelegentlich erkundigen, welche Fortschritte der Anbau beyder heilsamen Gewächse mache; auch könnten sie sich von den Dorfgeistlichen ihrer Gouvernements am Ende der Sommermonate Rapporte hierüber einsenden lassen. — Wenn der Fonds der Kammern der allgemeinen Fürsorge in dem Archangelschen und Denezischen Gouvernement größer wäre, als ungefähr 29,000 Rubel, woraus noch die Unterhaltung der Volksschulen, Findel- und Armenhäuser bestritten werden muß, so könnte die Krone mit allem Rechte fordern, daß diese beyden Kammern der allgemeinen Fürsorge, die in ihren Gouvernements, zum Besten der Einwohner derselben, angestellten Jaroslawischen Bauern aus ihren Mitteln bezahle; aber so reicht dieser Fonds dazu nicht hin, und die Krone, die, wenn es aufs Wohl ihrer Unterthanen ankommt,

keine Kosten scheut, müßte also hier in einer ziemlich beträchtlichen Auslage seyn. Doch welches Wohl würde durch diese Fürsorge nicht erzwengt? Ganze Provinzen könnten vielleicht, durch den von der Krone geleisteten Beystand, vor Hungerstoth und einer bößartigen Krankheit gerettet werden! — Uebrigens könnten auch die, fast überall wohlhabenden, Kronbauern des Archangelschen Gouvernements, in welchem bekanntlich kein Edelmann eine Besizung hat, durch kleine Auflagen und Abgaben allenfalls den größten Theil der Unkosten der Krone ersetzen.

Bemerkung wegen des späten Mähens der Wiesen im Archangelschen Gouvernement und Vorschlag, in Zukunft bey der Gelegenheit sich der Sensen statt der Sichel zu bedienen.

Noch eine Sache verdient hier bey dieser Gelegenheit erwähnt zu werden, deren Abänderung man in der Stadt Archangel, durch einen Befehl von oben herab, sehnlich zu wünschen scheint: eine Abänderung, die dem Landmann seine Arbeit erleichtert und seinem Vieh sowohl, als dem des Städters, von Nutzen seyn würde. Man hat um Archangel herum und im ganzen Gouvernement die Gewohnheit, erst am Ende des Julius zu mähen. Die unbeschreiblich schönen, im hohen Norden höchst überraschenden, aromatisch duften-

den Wiesen um Cholmogor herum, die alles über-  
 treffen, was ich in der Art Schönes in Laurien,  
 der Moldau, Italien und dem südlichen Frank-  
 reich, selbst in England, Holland und Holstein  
 gesehen habe, sah ich bey meiner Durchreise in  
 den ersten Tagen des Julius in ihrer vollen  
 Pracht prangen. Bey meiner zweyten Durch-  
 reise, am 5ten August, standen sie größtentheils  
 noch ungemäht da. Durch die vorhergegangene  
 Hitze fing schon das Gras auf den Stengeln zu  
 dörren an; und das Saftige, Nährende wird  
 durch Saumseligkeit der Menschen der Pflanze  
 entzogen. Wahrscheinlich ist es eine alte Sitte,  
 die, wie alle eingewurzelten Gewohnheiten, schwer  
 auszurotten seyn wird: nicht früher, als um die  
 benannte Zeit, mit dem Mähen der Wiesen anzu-  
 fangen. Allein könnte da nicht die Regierung väter-  
 lich ins Mittel treten und dem Landmann, wenig-  
 stens dem in dem südlichen Theile des Gouverne-  
 ments, streng anbefehlen, mit dieser Arbeit schon  
 bey dem Eintritt des Jul. den Anfang zu machen, um  
 sie wenigstens gegen die Mitte des Monats völlig  
 zu beendigen? — Etwas Sonderbares, das man  
 auch nur im Archangelschen Gouvernement und  
 sonst nirgendwo, so viel ich mich erinnere, findet,  
 ist: daß man sich bey dem Mähen nicht der gewöhn-  
 lichen Sensen, sondern der Sicheln bedient. Letz-  
 tere sind zwar nicht so gebogen und haben eine  
 mehr elliptische Form und einen etwas längern

Stiel, als die gewöhnliche Kornsichel; allein ungeachtet dessen muß sich jetzt der Arbeiter bey dem Mähen, wie ich solches mehrmals gesehen habe, stark bücken, wodurch er sich die Arbeit erstaunend erschwert. Das beständige Krümmen des Rückgrades greift ihn an; er thut mit seiner Sichel kaum ein halbes Duzend Schläge, so muß er gerade stehen und sich ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln, woben noch der Umstand eintritt, daß das Gras nicht niedrig genug abgeschnitten wird und hohe Halme stehen bleiben. Wie, wenn die Regierung in jeden Kreis des Archangelschen Gouvernements einige gewöhnliche Sensen zur Probe hinschickte? Auch hiermit umzugehen, könnten die Jaroslawtschen Bauern, die den Dorfbewohnern den Anbau des Kohls und der Kartoffeln anweisen sollen, sie lehren.

Mangel an Aerzten und Wundärzten und überhaupt an medicinischer Hülfe in dem Denezischen Gouvernements.

Ich eile zum fünften, zum wichtigsten Punkt, weil er die leidende Menschheit betrifft. Nirgends ist wohl der Mangel an Aerzten und an medicinischer Hülfe sichtbarer, als man dies bey einer Durchreise durch das Denezische Gouvernement findet. Die heilsamen Schutzblattern scheint man hier gar nicht zu kennen. Ich habe in mehrern

Dörfern Gruppen von blinden, durch Blattern des Gesichtes beraubten, Kindern gesehen, die um Almosen baten, und durch ihre traurige Gestalt das Herz zerrissen. Auch von Würmern sind die Kinder in mehrern Dörfern geplagt, und ältere Personen leiden an der Sicht. Uebrigens hat der Himmel dafür gesorgt, die Menschen hier im Ganzen stark und sie mit körperlichen Leiden wenig bekannt zu machen, so daß für die Wissenschaft des Arztes eben nicht sehr viel zu thun übrig bleibt. Mein Freund und Reisegefährte, der die Reise nach Archangel schon zum drittenmal machte, pflegt immer eine kleine englische Reiseapotheke mit sehr einfachen Mitteln gefüllt, als z. B. Stouton's Elixir, Magnesia, Opodeldok u. s. w., mit sich zu führen. In den Dörfern, wo Poststationen sich befinden und wir Pferde wechselten, kannte man ihn schon, und wie ein Lauffeuer flog sein Name, sobald wir angekommen waren, durch das Dorf. Es war rührend anzusehen, wie sich Männer und Weiber voll Dankbarkeit ihm näherten, denen er bey seinen vormaligen Durchreisen geholfen hatte. Ihre Gaben der Erkenntlichkeit, als: Korb voll Eyer, Hühner u. s. w., nahm er natürlich nicht an, sondern theilte mit theilnehmendem Herzen, soweit seine und meine medicinischen Kenntnisse reichten, von seiner Medicin denen aus, die ihn darum baten; und das geschah fast in jedem Dorfe, wo wir anhielten. — Zwar soll es

in dem Jahre 1803, wegen Errichtung mehrerer neuen Regimenter und wegen Wiederherstellung mehrerer Kreisstädte, an dem dritten Theil der etatmäßigen Anzahl von Medicinalbeamten, nämlich an 514, noch gefehlt haben; aber dennoch wage ich vorzuschlagen, ob es nicht rathsam sey, einen oder ein paar geschickte Wundärzte, von einer Feldapothek begleitet, jährlich, etwa zu Anfange oder am Ende des Winters, und im Sommer, alle Dörfer des Olonezischen Gouvernements bereisen, ihren medicinischen Rath nebst Hülfe den Nothleidenden ertheilen und die Kinder bey dieser Gelegenheit vacciniren zu lassen? Nur, glaube ich, müßten diese Wundärzte ohne Bezahlung ihre Medicamente vertheilen, unentgeltlich den Hilfsbedürftigen mit Rath und That beystehn und ebenfalls ohne Bezahlung den Kindern die Kuhblattern einimpfen. Denn müßte alles dies mit baarem Gelde bezahlt werden, so, vermute ich, würde sich niemand an sie wenden, und der Kranke sich lieber dem Laufe der Natur und dem Schicksal überlassen. Auch andere Reisende, wie man mich in Archangel versichert hat, werden in diesen Gegenden von den Kranken in den Dörfern um Hülfe angesprochen, in der gewissen Erwartung, daß solche Reisende für ihre Hilfsleistungen und bey sich habenden kleinen Arzneymittel gewiß keine Bezahlung, wenigstens in Geld, annehmen werden. — Im Bologdaischen Gouvernement

scheint das Medicinalfach besser verwaltet zu werden. In der Gouvernementsstadt Wologda versicherte mich mein Landsmann, der dortige Gouvernementsarzt und Inspektor der Medicinalpflege, Herr Hofrath Nottbeck, in vier Jahren theils selbst, theils mit Hülfe der ihm untergeordneten Wundärzte 15,000 Kinder vaccinirt zu haben. Er zeigte mir frische Lympe, die er immer in Bereitschaft hält, um sie, auf das Verlangen der sich in den Kreisstädten oder auf dem Lande aufhaltenden und ihm untergeordneten Wundärzte, nach den Behörden sogleich zu versenden.

Mangel an irgend einer Bequemlichkeit für den Reisenden, und besonders schlechte Wege im Wologdaischen Gouvernement.

Vorschläge verschiedener Art, die das Postwesen betreffen.

Der Reisende in Rußland muß so ziemlich auf alle Bequemlichkeiten des Lebens Verzicht leisten, und wer auf dem Wege von St. Petersburg nach Archangel und von dort nach Moskau u. s. w. nicht vor Hunger umkommen will, muß alles mit sich haben, was zum Lebensunterhalt gehört. Es wäre thöricht, auf große und wohleingerichtete Gasthöfe an der Heerstraße auf diesem Wege zu rechnen, denn Wirthshäuser entstehen von selbst, wenn viele Reisende einen Weg befahren, und Reisende finden sich dann gewiß, wenn für gute Heerstraßen

gesorgt ist; allein mit letztern sieht es oftmals gar erbärmlich aus, am erbärmlichsten in dem Wologdaischen Gouvernement. Der jetzige Gouverneur, Herr v. Lienemann, der (August 1806) seit wenigen Monaten seine Stelle angetreten hatte, muß das Bedürfniß oder vielmehr den schreyenden Mangel an guten Wegen in seinem Gouvernement gefühlt haben. Er war damals auf einer Reise nach Ustjuga begriffen, um die Heerstraße dahin zu besichtigen. Möchte er doch auch die bereisen, die durch sein Gouvernement von Archangel nach Moskau führt! Diese ist unter aller Kritik. Die Brücken über die vielen Flüsse sind äußerst schlecht, die Balken verfault, und man ist jeden Augenblick in Gefahr, mit Wagen und Pferden durchzubrechen; auch bey den Knüppelbrücken ist dieß der Fall. Es fehlen ganze Reihen von Balken, oder, wenn welche da sind, so sind sie verfault und zerbrechen unter der Last des Fuhrwerks. Fast möchte man in solchen Augenblicken die Existenz einer Kommission für den Bau der Heerstraßen bezweifeln! Die zwischen Archangel nach Moskau und von dort nach Archangel, einmal wöchentlich, gehende Briefpost wird durch die höchst traurigen Wege (ich bereiste sie in der guten, trockenen Jahreszeit; wie mag es hier vollends im Frühling und Herbst aussehen!!) nicht nur in ihrem Laufe aufgehalten, sondern der Postillon und seine Pferde sind zwischen jeder Station in Gefahr,

Nals und Beine zu brechen. Dem müßte abgeholfen werden, indem gewiß jeder von der Unentbehrlichkeit guter Landstraßen, die eines der vornehmsten Mittel sind, ein Land blühender zu machen, überzeugt seyn wird.

Was besonders die Heerstraße zwischen Petersburg und Moskau betrifft, so sind es die vielen Fuhren, die diese am meisten verderben. Mit selbigen ist der Weg fast immerfort gleichsam wie besäet, inder bekantlich der Transport der Handelsartikel zwischen den beyden benannten großen Städten auf der Achse, und im Winter auf Schlitten, geschieht. Warum sieht man nicht darauf, daß die Fuhrleute sich hier, wie in England, großer Wagen mit breiten Rädern bedienen, die, statt den Weg zu verderben, ihn besser machen? — Etwas, das gleichfalls eine Rüge verdient, ist die schlechte Bedienung auf den Poststationen zwischen St. Petersburg und Moskau. Kein Reisender wird, ohne anderthalb, auch zwey Stunden auf jeder Station Zeit verloren zu haben, von den dortigen Iswoschtschiks weiter befördert. Diese Menschenklasse, aus Gewinnsucht und Hang zur Prellerey zusammengesetzt, ist, moralisch, fast mehr ausgeartet, als die Bewohner des platten Landes um Neapel und Genua herum, die den Namen der größten Betrüger in Europa haben. Die Kommissairs oder Postillons auf den Stationen kommen mit den betrügerischen Iswoschtschiks auf keine

Weise zurecht; sie mögen befehlen oder drohen, die Leute gehorchen nicht und thun, was sie wollen. Ohne doppeltes oder gar wohl dreyfaches Progon (Postgeld) zu zahlen, kommt der Reisende nicht von der Stelle. Diese betrügerischen Menschen sind so verschrieen, daß es, um ihrer Willkühr und den ewigen Chikanen zu entgehen, bey ausländischen Kaufleuten und auch mehreren andern Reisenden, die von St. Petersburg nach Moskau oder von dort nach St. Petersburg reisen, fast zur Regel geworden ist, sich mit gemietheten Fuhrleuten, z. B. von Moskau nach Klin, von da nach Twer, von dort nach Novgorod und von da nach St. Petersburg führen zu lassen. Dies verzögert natürlich die Reise sehr und macht sie bey weitem theurer, als wenn man sie, bey Ordnung und Aufsicht, auf den Stationen für das landesübliche Postgeld zurückgelegt hätte. Obendrein leidet dadurch der Ruf der Posteinrichtungen in Rußland außerordentlich im Auslande. Indes sey es zum Ruhme derselben gesagt, daß ich die eben angeführten Unordnungen auf meiner weiten Reise in Rußland sonst nirgendwo gefunden, sie aber niemals häufiger angetroffen habe, als gerade auf dem so stark bereisten Wege zwischen St. Petersburg und Moskau. — Wäre aber dem nicht abzu- helfen, wenn, wie es in Schweden Sitte ist, auf jeder Poststation an diesem Wege sich ein eigenes, bloß zu diesem Behuf offenliegendes, Buch be-

fände, in welchem der Reisende anmerken müßte: die Stunde seiner Ankunft, die Zeit, wie lange er auf der Station auf Pferde warten mußte und wann er abgefertigt wurde, den Namen des Iswoschtschiks, der ihn geführt hat und seine Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit demselben? Der Kapitän-Isprawnik, unter dessen Befehl die Landespolizy überhaupt und auch die Iswoschtschiks stehen, müßte wenigstens einmal wöchentlich sich diese Bücher auf den Poststationen zeigen lassen und, wo er nicht alles in der Regel und nur die geringste Klage über einen Iswoschtschik vor sich fände, müßte er, wenn Verweis das erstemal nichts fruchtet, bey einer zweyten Klage das zu bestrafende Subjekt mit einer festgesetzten Geldstrafe zum Besten der allgemeinen Fürsorge, oder auch, nachdem das Vergehen ist, in Gegenwart der übrigen Iswoschtschiks, der Jama zum Beispiel und zur Warnung, mit einer körperlichen Züchtigung belegen. Wenn beydes nichts hilft, und es würde über dasselbe Individuum zum drittenmal geklagt, müßte der Kapitän-Isprawnik demselben das Fahren in der Zukunft gänzlich untersagen, ihm eins oder zwey seiner Pferde, nach Verhältniß des Vergehens, wegnehmen und sie zum Besten der allgemeinen Fürsorge oder irgend einer andern milden Anstalt dem Meistbietenden verkaufen. Ein paar solcher Beispiele, mit Nachdruck und Strenge statuirt, würden

diese betrügerische Menschenklasse zur Ordnung und zur Pflicht wieder zurückführen. Sollte dieser, wie mich dünkt, leicht auszuführende Vorschlag höhern Orts angenommen werden, so müßte bey jeder Poststation des Moskowschen Weges die neue Ordnung der Dinge durch den Kapitän-Isprawnik den dort befindlichen Iswoschtschiks vorher bekannt gemacht, und diese müßten aufs strengste gewarnt werden, nicht durch ihre eigene Schuld die Kraft und Strenge des Gesetzes auf sich zu ziehen.

So weit meine Vorschläge! Ob sie durchaus alle beherzigt zu werden verdienen, weiß ich nicht; indeß wiederhole ich meinen Wunsch, daß man sie, doch wenigstens zum Theil, der Aufmerksamkeit und Beprüfung nicht gänzlich unwerth finden möchte. Der Zweck, dem allgemeinen Besten dadurch nützlich zu werden, wäre erreicht. Wer aus reiner Absicht zum Bau des großen Staatsgebäudes sein Steinchen trägt — und würde auch mancher Stein von dem, durch Klugheit geprüften, Baumeister als untüchtig verworfen; mancher könnte jedoch als gut und passend aufgenommen werden: — der erfüllt die Pflicht eines Staats- und Weltbürgers.

## III.

Eigennamen, welche die Identität der Pontischen und der Nord- und Ostsee-Kymren erweislich machen.

Bey dem Versuch, den Kimmeriern der Alten ihre Ansprüche auf eine Existenz als Volk zu vindiciren, den der Verfasser im Decemberheft der Ruthenia des vorigen Jahres unternahm, leitete er eine Untersuchung über die Identität der Kymren, die am schwarzen Meere und die an der Ost- und Nordsee gewohnt haben, ein.

Die historischen Beweise für die Wanderung dieses Volks aus dem Süden in den Norden, welche er zum Theil schon dort angedeutet hat, werden von einer genauen Uebereinstimmung vieler Eigennamen unterstützt, die man in ihrer Heimath und in ihren bekanntern spätern Wohnsitzen an der Nord- und Ostsee antrifft. Ueber diese etwas zu sagen, ist der Vorwurf dieser Untersuchung, die nur einen kleinen Theil der Leser interessiren und daher auch nur durch ihre Kürze allenfalls einen Werth haben kann.

## Askenas

ist, nach Mose, ein Sohn Gomers, d. i. eine Kymrische Provinz. Man mag sie an eine oder die andere Küste des schwarzen Meeres verlegen; immer bleibt sie ein Küstenland. Hierin liegt offenbar

der Name des schwarzen Meeres, Pontus Euxinus, der zuvor Askenas oder, wie Mela sagt, Arenus lautete. Die Griechen gestehen, daß dieser Name einheimisch und nicht griechisch sey, und daß sie ihn des Wohlklangs wegen umgeformt hätten <sup>1)</sup>. Nicht bloß Rudbeck, sondern, wie bekannt, die gründlichsten Historiker finden in diesem Namen, mit Wegschleifung des vorstehenden Selbstlauters, das alte Kymrische und Gothische Skant, Wasserland, Küstenland, wieder, woher die Namen Skandinauia, Skanzia, Skania, (Schonen), Kent (in England, die Provinz an der Seekante) u. a. m. entstanden sind.

#### Der Palus Mäotis.

ist ebenfalls ein dort und hier einheimischer Name. Er wurde ehedessen von seinen Anwohnern Balt Chimkin, d. i. der Kymrische Belt <sup>2)</sup>, genannt. Palus, Balt und Belt sind doch wohl eines Ursprungs. Die alten Skandinavier nannten den Hellespont Ellipalta <sup>3)</sup>. Die Ostsee heißt mare balticum, und Adam von Bremen sagt ausdrücklich <sup>4)</sup>: daß dieser Name einheimisch sey. Das alte Skandinavien wird von griechischen und römischen Schriftstellern (z. B. von Xenophon und

---

1) Die Eitate hierüber findet man in Hasses Entdeckungen Th. I. S. 19. Halle, 1801. 2) S. Desguiges Hist. des Huns III. 371. 3) Dalin Geschichte von Schweden Th. I. 8, S. 12. 4) De situ Daniae S. 143.

Plinius) Baltia, das Pytheas von Marseille in Basilea verdirbt, genannt. Balagård ist bey den Schweden noch das deutsche Seeufer. Der Name der beyden Belte zwischen Jütland und Fühnen, und zwischen Fühnen und Seeland ist ebenfalls nicht einheimisch, wenigstens sehr alt. Der Ursprung dieser Namen ist nicht, wie Bayer und andere meinen, von dem lettischen halts, weiß, wegen der weißen Sandufer der Ostsee, entstanden, denn alle Seen haben dergleichen, sondern ist im Kymrischen und Gothischen zu suchen. Darin bedeutet Belti einen Gürtel <sup>1)</sup>, und gehört mit dem lateinischen balteus, das Varro für ein Thrusisches Wort ausgiebt und wovon schon Helmolde <sup>2)</sup> den Namen Belt herleitet, zum großen Geschlecht derjenigen Wörter, welche eine Umschränkung, Eingränzung bezeichnen, z. B. Valley, Kirchspiel, Feld, Faland (Schwedisch Fala Stadt) u. a. m. Dalin <sup>3)</sup> führt den runischen Denkspruch an: Laugur er Landa Belti, d. i. der Läger (Mäler oder das Meer) ist des Landes Gürtel. Belt ist überhaupt die Bezeichnung eines Binnen- oder eines schmalen ins feste Land tief eindringenden Meeres. Deswegen bezeichnet es im Altgothischen auch einen Sund und einen Meerbusen, woher die Namen der beyden Belte und

1) Scherer's Nord. Nebenstunden S. 90. Frankfurt, 1776. 1.

2) Chron. Slav. c. 1. p. 1. 3) l. c. l. S. 177.

des Busenreichen Belgiens, von seinen frühesten bekannten Einwohnern, den Kymren, so benannt, herrühren. Daß uralte, schon im Heidenthum so sehr berühmte, Balga in Preußen trägt in seinem Namen noch die Spur von dem großen Meerbusen, an dem es lag. Auch der Pelagos ist eigentlich nur der uralte Eigenname des ägäischen Meeres, über das die ersten griechischen Kolonisten kamen, und daher Pelasger genannt wurden. Der Peloponnes (Vorgebirge des Pelopé) hieß vorher Pelasgien.

#### Chersonesus

hat durch seine letzte Hälfte zur Ableitung aus dem Griechischen verleitet, es ist aber viel eher ein kymrisches als griechisches Wort und lautet richtiger Cheorones. Der Name ist in der Heimath der Kymren, dem taurischen Chersones, der Halbinsel Krim, zu Hause. Ihn führt außer andern auch, wie bekannt, die von den Kymren ehemals bewohnte Halbinsel Gütland. Eine der ältesten Städte in der Krim war Korsoun, Cherson oder Chersones, die die Griechen etwa sechshundert Jahre vor Christus erbauten, und der russische Fürst Vladimir Swatoslawitsch im J. 988 eroberte <sup>1)</sup>. Sie lag auf der Spitze eines Vorgebirges dieser

---

1) E. Recueil de quelq. antiquit. trouv. sur les bords de la mer noire par L. de Waxel p. 1. Berlin, 1801. 4.

Halbinsel. Nes, Nos ist bekanntlich ein uraltes kymrisch-gothisches, an den skandinavischen Küsten häufiges und die Spitze eines Vorgebirges oder Kapß bezeichnendes, Wort. Wir haben in unserer Gegend davon den Namen Domsnes, das schon Olearius <sup>1)</sup> durch Kap des heiligen Thomas erklärt. Kers und Kertsch hieß, so wie Krim, höchst wahrscheinlich in der kymrischen Sprache eine Halbinsel; wenigstens muß man dieses aus den uralten Namen einiger Halbinseln und Landspitzen — und die ältesten Namen sind doch wohl überall von Lokalbeziehungen entstanden — schließen. Man denke an die Halbinsel Kertsch, auf der das alte Pantikapea lag, an die Lage des heutigen Cherson, an die Halbinsel Kirkassien und vor allen an die Namen der vielen Halbinseln in Wales, dem einzigen noch übrigen Wohnorte der Kymren, Kardigan, Karmarthen, Karnivan u. s. w. Die Wahrscheinlichkeit wird endlich durch den Namen Kartris, den Plinius der Halbinsel Jütland beylegt, bestätigt. Sollte nicht auch das auf einer Halbinsel gelegene Karthago einen Seitenblick verdienen?

Ein, die Kymren auf allen ihren Ausbreitungen und Wanderungen verrathendes, Wort ist die ihnen eigene Benennung der zwischen hohen Ufern strömenden Flüsse und anderer Gewässer:

---

1) Perstan. Reisebeschreibung Th. I. S. 3.

## Don, Dan, Tan 1).

Die mehresten großen Ströme und Gewässer, an denen sie in den frühesten Zeiten und späterhin saßen, führen einen mit dieser Wurzel übereinklingenden Namen. Der Don, Tanais, von den Gothen Tanaquisl 2) genannt, in dessen letzter Sylbe zugleich der Name der Weichsel, die ehemals Wisle 3) und Wiffel hieß, brachte ihnen den Namen Donier 4). Donez ist der kleine Don. Der Dnieper, zusammengezogen aus Dan=Uppper, hieß Vorysthenes 5), oder Tanais, an dem die Burier wohnten. Die Anwohner nennen ihn noch jetzt Danub oder Danupp 6). Dniester ist aus Dan=Uyr entstanden; denn sein ältester Name, nach dem Cluver 7), ist Uyra, bey dem Herodot 8) Uyras, späterhin Danastris. Den Kubanfluß auf der Ostseite des kimmerischen Bosporus nennt Ptolemeus Bardanus. Donau, von den Türken Duna, von den Anwohnern aber und den Russen Dunaj genannt, ist der Donierfluß Ister. Der älteste Name der Eyder ist, nach dem Ermold. Nigell. Dána, nach Leibnitz, Dina. Der Rhodanus, die Themse, der Taun und die Tyne in Schottland u. a. m. haben

1) E. Bayer in act. Petrop. T. 9. p. 375. 2) Enorro Stur-  
luson Ynglinga Saga Th. I. S. 5. 3) v. Schözers  
Nestor Th. II. S. 82. 4) Ammian. Marcell. L. XXXI.  
S. 261. 5) Allg. Nord. Geschichte S. 525. 6) Dodwell in  
dissert. de aut. anon. Periplus Eux. maris S. 8. 7) L. III.  
c. 42 u. 43 nach dem Plin. IV. c. 12. 8) IV. 51.

wohl auch den Rymren ihren Namen zu verdanken. In unsern Gegenden finden sich ähnliche Flußnamen: Dwina, Duna, Dange, Radaune. Alle jene und diese Flüsse haben hohe Ufer; daher ist Dun im Bretonischen auch eine Anhöhe, und Dünen sind bey uns noch Sandberge. Dania ist Wasserland, Dänemark, Wassergränze; Britannien, dem das französische Bretagne nachgenannt ist, kommt von breatan, breites Wasser. Der Codanus (sinus) ist aus Goth-Dan, Gothenmeer. Mehrere am Wasser liegende uralte Derter, in denen man den Aufenthalt der Rymren, theils sicher, theils muthmaßlich nachweisen kann, deren Namen sich auf danum, dunum, dou und den endigen, gehören zu dieser Wurzel. Sorel <sup>1)</sup> allein giebt funfzig solcher Ortsnamen an, z. B. Kempten (Campodunum), Leyden (Lugdunum), Dünkirchen, Brighton, Laidnu (in Schottland), Danzig (Gedunum), Dresden u. s. w. In Kurland mag vielleicht das alte Dondangen (Wasserecke?) dahin gehören.

Ueber die Herleitungen der uralten Gebirgsnamen Kaukasus, Riphat (das an unser Riff, das Lat. rupes und ripa, an das bergigte Rypen u. s. w. erinnert <sup>2)</sup> u. a. m. lese man

---

1) *Tresor de recherches et antiquités Gauloises et Françoises* S. 143. 2) Vielleicht findet jemand auch den Rübezahls (Berggeist) darin, der auf den Karpathen wohnt.

Hasse's Entdeckungen und Eccard <sup>1)</sup> nach. Für unsere Gegenden ist hauptsächlich das ächt kymrische und alt-gothische Wurzelwort Kol, ein Berg, Hügel, Lateinisch collis, Lettisch kalns merkwürdig. Es giebt unzählige Namen, die mit dieser Wurzel übereinkommen. In Preußen sind z. B. von hunderten Kulm, Gollub, Galgarben, die uralt sind. Doch — weder von diesen noch von den Eigennamen der Dörter und Personen wollen wir hier etwas sagen; wir versparen dies für einen unbeschränktern Ort, wo die kymrische Sprache an sich uns mehrere Gelegenheit geben wird, die Spuren der Kymren auch in unsern nordischen Gegenden zu entdecken.

Hennig.

---

1) De orig. Germ. Goth. 1750. 4. S. 21.

---

## IV.

M. Christian Friedrich Raatzky.

Eine biographische Skizze.

Von allen ehemaligen Lehrern der Libauschen großen Stadtschule hat dieser durch die gewissenhafteste Thätigkeit, mit welcher er seine gründlichen, gelehrten Kenntnisse den Lehrlingen mittheilte, sich vorzüglich die Achtung und Liebe seiner Mitbürger zu erwerben gewußt. Unter seiner Leitung, von der lebhaftesten Theilnahme gleichzeitiger Mitarbeiter unterstützt, legten mehrere Jünglinge den Grund zu ihrer, auf Universitäten nachmals vervollkommneten, wissenschaftlichen Bildung und erfreuen sich zum Theil noch jetzt in öffentlichen Aemtern der Hochachtung ihrer Zeitgenossen. Daher ist denn aber auch das Andenken dieses rechtlichen Mannes bey den Einwohnern der Stadt, unter deren Augen er so viele Jahre hindurch wirkte, noch immer nicht erloscht, und sehr oft gedenkt man seiner seltenen Amtstreue mit den dankbarsten Aeußerungen. Seinen noch lebenden Freunden, Schülern und Bekannten wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, einige biographische Nachrichten von diesem Edlen hier zusammengestellt zu sehen.

Christian Friedrich Raatzky wurde den 15ten September 1739 zu Labiau in Ostpreußen geboren. Sein Vater war eine lange Reihe von

Fahren hindurch Oekonomieverwalter auf den Gütern des Feldmarschalls Buddenbrock, und erhielt endlich, zur Belohnung dieser vieljährigen treuen Dienste, die mit einer sehr karglichen Einnahme verbundene Stelle eines Amtswachtmeisters zu Labiau. Dieser unangenehmen Erfahrung ungeachtet, sah er es doch sehr ungern, daß seine Gattin die Neigung ihres Sohnes, sich den Wissenschaften zu widmen, begünstigte, und wünschte, daß derselbe sich gleichfalls der Oekonomie ergeben möchte. Dieser besuchte bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre die Schule seiner Vaterstadt. In dem derzeitigen Rektor derselben, Blank, erwarb er sich einen väterlichen Freund. Obgleich er nun aber fleißig war und seinem jugendlichen Alter angemessene Fortschritte machte: so blieb sein Vater doch immer mit der von ihm erwählten Laufbahn unzufrieden, nahm ihm auch einst seine lateinischen und griechischen Schulbücher weg. Diese wurden ihm aber von der Mutter heimlich wieder zugesteckt. Nach dem Tode seines Vaters wurde er durch die Fürsorge einer hohen Gönnerin, der Gemahlin des Feldmarschalls von Lehwald, die, als eine Tochter des Herrn von Buddenbrock, für den Sohn eines ehemaligen treuen Dieners ihres Vaters sich verwendete, unter die Kneiphöfischen Armenschüler zu Königsberg aufgenommen. Hier durchlebte er vier traurige Jahre. Durch das pflichtmäßige Bettelsingen vor den

Haussthüren der Einwohner ward ihm die zu wichtigen Arbeiten so nothwendige Zeit geraubt, und zweymal war er im Begriff sich dieser, ihm äußerst unangenehmen, Lage durch die Flucht zu entziehen. Nur der ihm von seiner Mutter angedrohte Fluch konnte ihn zur Ausdauer bestimmen.

In seinem achtzehnten Lebensjahre, 1757, wurde Kaackly akademischer Bürger der Universität zu Königsberg und bezog ein Quartier auf dem Albertinischen Kollegialgebäude, welches er auch während seiner Universitätsjahre nicht veränderte. So verlebte er hier wieder sechs Jahre, innerhalb welcher Zeit sein Vaterland von russischen Truppen besetzt war, und durch die Drangsale des siebenjährigen Krieges litt. Seine ökonomischen Verhältnisse waren in der ersten Hälfte dieser Zeit die dürftigsten; obgleich er von zwey entfernten Verwandten Frentische erhielt und von seiner Mutter, die indessen in Königsberg einen kleinen Handel errichtet hatte, nach Kräften unterstützt wurde. Unter andern benutzte er die Vorlesungen der Professoren Arnold, Bock, Flottwell und Schulz. In Nebenstunden brachte er es durch Selbstunterricht so weit, daß er auf dem Klavier und der Querflöte andere unterweisen konnte. Hiedurch und durch ein, wöchentlich einmal auf seinem Zimmer veranstaltetes, Liebhaberconcert erwarb er sich nicht allein Bekannte und Freunde, sondern auch so viel, daß er in den drey

letzten akademischen Jahren mit mehrerem Anstande leben konnte.

Nach beendigten Universitätsjahren wurden Kaazky mehrere öffentliche Schulämter zugleich angetragen, von denen er, im Jahre 1763, das zu Nordenburg annahm, aber noch in demselben Jahre mit einem ähnlichen zu Memel vertauschte. Zwey Jahre darauf erhielt er den Ruf als dritter Schullehrer zu Libau, und folgte demselben. 1769 wurde ihm von seinem Gönner und Freunde, dem Konsistorialrath Bock zu Königsberg, eröffnet, daß er als derzeitiger Dekan der philosophischen Fakultät, bey Revision des Archivs, Kaazky's Namen auf der Liste der zur Magisterpromotion sich meldenden Kandidaten gefunden habe, und ihm zugleich angerathen, nun nicht mehr zurückzutreten. Er war wirklich von einem seiner Freunde, dem er es einst flüchtig aufgetragen hatte, zu dieser akademischen Würde gemeldet worden. Die Sache war aber in Vergessenheit gerathen. Um nun etwanigen falschen Deutungen vorzubeugen, erneuerte er sein Gesuch, schrieb eine Abhandlung: *De mysterio philosophico*, und erhielt das Diplom. In den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Libau ereignete es sich, daß er bey einem auß Land gemachten Besuch zur Winterzeit über einen, nicht fest genug gefrorenen, Bach fahren wollte, mit seinem Schlitten einbrach, und ganz durchnäßt wurde; auch in diesem Zustande

noch eine Meile fahren mußte, ehe er Gelegenheit fand, sich trockene Kleidungsstücke zu verschaffen. Niedurch erkältete er sich aber dergestalt, daß er von dieser Zeit ab von Hämorrhoidalbeschwerden geplagt wurde, wozu sich dann auch noch, die gewöhnliche Folge einer sitzenden Lebensart, die Hypochondrie, gesellte; mit welchen Uebeln er, ungeachtet der strengsten Diät, bis an das Ende seines Lebens zu kämpfen hatte.

1770 heyrathete Kaatzky eine Tochter des Königsbergischen Kammerfiskals Melzer, als abgesehiedene Wittwe, und lebte mit ihr in einer sehr glücklichen Ehe. Zwey Söhne, die einzigen Kinder aus derselben, starben in den ersten Jahren ihres Lebens. Von seinen Stiefkindern, einem Sohn und einer Tochter, war die letztere, leider! die Veranlassung zu so manchen Leiden für ihren Stiefvater \*). —

Im Jahre 1780 wurde er der erste Konrektor bey der Stadtschule zu Libau, die zu dieser Zeit eine Umbildung erlitt; und als der bisherige Rektor derselben, Johann Georg Helbig, 1785 sein Amt niederlegte, rückte Kaatzky in dessen Stelle. 1792 ernannte ihn die königlich preussische freye deutsche Gesellschaft zu Königsberg zu ihrem Mitgliede, und er starb endlich zu Libau 1804 den 9ten Juny.

---

\*) S. Weckhrlins Hyperboreische Briefe.

Außer einem Bändchen Gedichte (Mitau, 1791. 8.) und mehreren Aufsätzen und Gedichten im preussischen Archiv, sind verschiedene Gelegenheitschriften von Kaatzky im Druck erschienen. In einer derselben: Die höchste Kultur ist die tiefste Barbarey; eine Rede bey der feyerlichen Uebnahme des Rektorats gehalten in Libau, den 19ten July 1785. (Mitau. 20 S. 4.) behauptete er, in den Veränderungen des Menschengeschlechts finde ein Kreislauf statt, oder, die beyden äußersten Zustände des Menschen seyen mit einander in allen Stücken so übereinstimmend, daß sich nichts in dem einen zeige, was sich nicht in dem andern wieder finde, und daß man sie demnach als völlig eben dieselben betrachten könne \*). Diese paradoxe Behauptung erregte nicht geringe Sensation, und der Professor Tilling versuchte in einer Gegenschrift die Widerlegung des aufgestellten Satzes \*\*). Hierauf aber suchte Kaatzky in einer andern Gelegenheitschrift: Eine immer fortschreitende Bervollkommnung ist nicht Bestimmung des Menschengeschlechts; eine Rede an dem Szanterschen Gedächtnißfeste in der Libauschen Stadtschule gehalten in Libau,

\*) S. Königsbergische gelehrte und politische Zeitungen v. J. 1785. St. 89. S. 321.

\*\*\*) S. Die wahre Bildung kennt keinen Stillstand noch Rückfall, sie steigt immer höher. Eine Rede bey der Uebnahme des Prorektorats den 29sten Juny 1786; gehalten von J. N. Tilling in Mitau 14 S. 4.

den 9ten Oktober 1789 (Mitau. 18 S. 4.), die in der erstern, größtentheils aus der Geschichte hergenommenen, Beweise durch andere, aus Vernunftgründen und der Natur der Sache aufgestellte, zu verstärken. Für dieses Schriftchen erhielt er von der Libauschen Kaufmannschaft ein Ehrengeschenk von funfzig Duřaten, und durch diesen Beweis des Verfalls ermuntert, ließ er nun noch: Nachträge zu den beyden Reden „die höchste Kultur z.“ und „Eine immer fortschreitende Vervollkommnung z.“ Libau, den 27sten December 1789. (Mitau. 22 S. 4.) drucken, welche Widerlegungen einiger Einwürfe, und zwar besonders solcher, die sich auf die Geschichte beziehen, enthalten. — Auch ist noch folgende Abhandlung von ihm gedruckt vorhanden: Der Weise studiret eigentlich nicht für dieses, sondern für ein künftiges Leben. Eine Rede bey der feyerlichen Einweihung des neuen Schulgebäudes gehalten z. Libau, den 20sten Nov. 1788. (Mitau. 26 S. 4.)

Unter Raazky's nachgelassenen Papieren, die seiner Verordnung nach verbrannt werden sollten, befanden sich Abhandlungen und Gedichte über verschiedene Gegenstände, Gespräche aus dem Reiche der Lebendigen und der Todten, und ein ziemlich weitläufiges Werk unter dem Titel: Briefe aus der letzten Hälfte des

25 sten Jahrhundert. Ein kleiner handschriftlicher Aufsatz, der sich in den Händen seiner Freunde befindet und die Ueberschrift führt: Abwägung des Guten und Bösen meines Lebens, mag hier zum Schlusse dieser biographischen Nachrichten eine Stelle finden, da manche Aeußerungen in demselben den Charakter des Verfasser richtig schätzen lehren.

---

„In meiner Kindheit und Jugend von armen Eltern erzogen. Kann nicht hoch angerechnet werden, wegen der Unwissenheit und Unempfindlichkeit dieses Alters.“

„Als Knabe vier Jahre, vom dreyzehnten bis siebzehnten Jahre, im Pauperhause zugebracht, wo ich mein Brod vor den Thüren der Leute suchen und Blöße, Kälte, Hunger, Nässe, Ungewitter, oft bis in die Nacht, ertragen mußte. Bedeutet schon sehr viel, theils weil ich schwächlich war, theils weil ich Knaben um mich sah, die unendlich besser gehalten wurden. Hier mag sich das Böse zum Guten verhalten, wie 5 zu 1.“

„Auf der Akademie sechs Jahre zugebracht. Die drey ersten in großer Dürftigkeit, da ich denn oft sogar Hunger leiden müssen; die drey letztern unter bessern Umständen, wiewohl immer kümmerlich genug. Mag das Gute der letztern drey mit dem Bösen der drey erstern Jahre aufgehen.“

„Im Schulamte in Nordenburg ungefähr ein Jahr gelebt, wo ich in einem Zustande gewesen, den ich weder gut noch böse nennen kann. Wird also gar nicht gerechnet.“

„Ungefähr zwey Jahre in Memel im Schulamte zugebracht, wo ich zufrieden, heiter und froh gelebt, Also reiner Gewinn.“

„Nunmehr über dreyßig Jahre in Libau im Schulamte gelebt, und zwar die vier ersten Jahre gut und froh. Also wieder reiner Gewinn.“

„Zwey Jahre lang von einer Krankheit geplagt, die der Grund meiner lebenslänglichen Siechheit geworden. Das Gute, was ich in dieser Zeit genossen, mag sich zu dem Bösen verhalten, wie 2 zu 5.“

„Hierauf in meinem dreyßigsten Jahr in den Ehestand getreten, wo ich zwey Jahre froh und vergnügt gelebt habe. Also wieder reiner Gewinn.“

„Nachher im nahen Umgange mit dem Kantor ~~Gund~~ fünf Jahre lang sehr vielen Verdruß gehabt, besonders zuletzt. — Hier mag das Gute dem Bösen die Wage halten.“

„Nunmehr aber begonnen die Tage meiner eigentlichen Leiden, die die Vorsehung durch meine Stieftochter über mich ergehen ließ, und die nicht nur gegen fünf Jahre währten und in der That sehr mannichfaltig und angreifend waren, sondern auch Folgen für mein ganzes Leben hatten, und tiefen Eindruck auf mein Gemüth machten: so,

daß meine natürliche Heiterkeit und Fröhlichkeit, Vertrauen zu Menschen u. s. w. niedergeschlagen wurde. Das Gute dieser Zeit mag sich zum Bösen verhalten, wie 1 zu 5.“

„Das Glück meines Ehelebens mag sich zu den Widerwärtigkeiten desselben verhalten, wie 5 zu 2.“

Anmerkung. „Das Glück meines Ehelebens wurde, wenn ich anders richtig urtheile, vornehmlich dadurch ein wenig getrübt, daß meine Frau nicht zur Gattin eines wenig bedeutenden und güterlosen Schulmannes erzogen war, und in ihrer Jugend große Aussichten gehabt hatte. Dessen ungeachtet rechne ich das Glück meiner Ehe für einen der vorzüglichsten, glücklichen Umstände meines Lebens; denn meine Frau liebte mich sehr, und hatte vielen Verstand. In Ansehung meiner Person und meines Amtes habe ich allerdings weit mehr Gutes als Böses genossen. Hierher gehört:

1) „Der Beyfall, den ich, sowohl meiner Person als meiner Amtsführung wegen, dreyßig Jahre hindurch genossen. Die Nichtachtung, Verachtung oder gar Feindschaft einiger, will, so viel ich einsehe, gegen die Achtung, Liebe und Vertrauen, das ich im Ganzen genossen, wenig oder nichts sagen. So viel mir zu Ohren gekommen, hat man mir von Seiten meines Kopfes Gerechtigkeit wiederfahren lassen, von Seiten meines

Herzens aber haben mir viele Vorwürfe machen wollen. Indessen hat mich dieses Urtheil der Menschen eben nicht beunruhigt. — Denn das erstere können sie allerdings wohl beurtheilen, das andere aber schlechterdings nicht, und offenbare Beweise von Thatsachen kann niemand beybringen.“

Anmerk. „Die Ungeselligkeit, die man mir gewöhnlich vorwirft, beruht, wenn man dies mit Recht thun kann, vornehmlich auf meiner Siechheit, die mich einer strengen Lebensart unterwarf, und zum Theil auf meinem, durch eine traurige Erfahrung geschwächten, Vertrauen zu den Menschen, und endlich habe ich von jeher die Ueberzeugung gehabt, daß man nicht viele Freunde haben könne, und daß es einerley sey, aller Menschen oder keines Menschen Freund zu seyn; ich habe also die Freundschaft zweyer oder dreyer wahrer Freunde immer der Freundschaft aller vorgezogen.“

2) „Die Gelangung zum Konrektorat und zum Rektorat, die mir zwar nicht mehr Einkünfte, aber doch ein wenig Ehre brachten.“

Anmerkung. „Indessen muß ich gestehen, daß ich als dritter Lehrer am vergnügtesten, als zweyter weniger vergnügt und als erster Lehrer am wenigstens froh und heiter gelebt habe. Dieses hat seinen Grund theils in dem zunehmenden Alter, theils in der Sache selbst, theils in den Umständen, die die veränderte Denkungsart, Handlungsweise und Lebensart der Einwohner der Stadt

herbeiführten. Auch trafen mich meine eigentlichen Leiden eben, als ich erster Lehrer war.“

3) „Die Aufmerksamkeit, die ich durch meine geringen Arbeiten, gedruckte Reden u. erregte, wozu das ehrenvolle Geschenk der Libauschen Kaufmannschaft kam.“

„In Ansehung alles dessen mag sich das Böse zum Guten verhalten, wie 1 zu 7.“

„In den letzteren drey Jahren die Abnahme der Schule erlebt, wo sich dann auch bey der zunehmenden Theuerung, Luxus u. s. w. Nahrungsorgen einzustellen anfangen, die auch sonst noch mit mancherley Kummer und Verdruß verknüpft waren. Hier mag das Gute zum Bösen sich verhalten, wie 2 zu 3.“

Anmerkung. „Noch muß man bemerken, daß meine Siechheit dem Guten immer einen nicht unwichtigen Theil benahm, und daß ich sehr viel Gutes ihrentwegen entbehren müssen, sie mir auch mein Studiren sehr erschwerte.“

„Seit 1798 die Wiederaufnahme der Schule erlebt, wodurch denn zwar meine Einkünfte einen Zuwachs erhielten, der aber bey der sehr zugenommenen Theuerung meine Nahrungsorgen nicht sehr verminderte. Da ich indessen von jeher gewohnt gewesen, vieles zu entbehren, so haben diese Nahrungsorgen mich nie sehr niederschlagen können.“

„Seit 1803 abermals die Abnahme der Schule erlebt, die sich darauf gründete, daß ein Lehrer

des Waisenhauses eine besondere Schule errichtete, zu der alles, als zu etwas Neuem, hinzulief. Eine Erhöhung des Jahrgehalts, die die Stadt den Lehrern der Schule zuerkannte, und die in vierhundert Gulden bestand, minderte zwar die schlimmen Folgen dieser Abnahme; indessen war diese Erhöhung doch nicht hinlänglich, die bey der immer zunehmenden Theuerung auch wachsenden Nahrungsforgen zu vermindern.“

Dr. Zimmermann.

---

## V.

## Bemerkungen über die Kirchenordnung ic.

(Beschluss.)

Der Herr Verfasser des Kirchenordnungs-Entwurfs geht in seinen strengen Forderungen, die er an den Prediger macht, von dem Grundsatz aus, daß der Geistliche, als Lehrer und Vorbild der Gemeinde, rein und vorwurfsfrey dastehen müsse. Auch der Stifter des christlichen Lehrstandes sagte zu den ersten Lehrern seiner Religion: „Ihr seyd das Salz der Erde. Wo nun das Salz tumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, als daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“ Matth. 5, 13. Der Religionslehrer, als eine öffentliche Person, ist der Stadt gleich, die auf einem Berge liegt, die allen in die Augen fällt, und über die jeder leicht und gern seine Bemerkungen macht. Verbrechen und Laster von einer öffentlichen Person, von dem begangen, dessen Studium das Rechte und Wahre ist, verdienen also strengere Bestrafung; ein böses Beispiel von dem gegeben, der Lehrer und Führer zu allem Guten seyn sollte, stiftet unendlich schneller und ausgebreiteteren Schaden, als wäre es von irgend einem andern gegeben. Aber, wie Paulus sagt: (2 Kor. 4, 7.) auch die Religionslehrer tragen den Schatz heiliger Wahrheiten in irdenen Gefäßen, sie bleiben Fehlern und Schwachheiten

unterworfen, und auch sie erfahren, wie der Apostel, in sich den Streit des doppelten Gesetzes im Menschen. Röm. 7. Uebertriebene Strenge gegen den Prediger wegen eines Fehlers oder einer Vernachlässigung, eine, im Angesicht seiner Gemeinde, ihm ertheilte Strafe, ängstliche Beobachtung aller seiner Schritte, stiftet heut zu Tage wahrhaftig noch unendlich mehr Schaden, als in den vorigen Zeiten. Ohne Lobredner der Vergangenheit zu seyn, muß man es doch gestehen, daß mit der geschwundenen Hierarchie, bey der Geringschätzung des Kultus, bey der immer mehr einreißenden Gleichgültigkeit gegen das Heilige, der Prediger jetzt weit mehr Mißverständnissen, schiefen Beurtheilungen und Chikanen ausgesetzt ist, als sonst. Ein ernster Johannes, der zur Sinnesänderung ruft, hat den Teufel. Ein menschenfreundlicher Jesus ist ein Freund des schlechten Volks, und trachtet durch seine Popularität nach Gewinn, Ansehen und Macht. Ein freymüthiger Paulus ist ein Thor, der die Eitelkeit hat, ein Weltreformer seyn zu wollen. Soll nun der Prediger noch von Rechts wegen allen diesen verschiedenen Beurtheilern Preis gegeben werden? Soll der Staat, um ihn zu schützen und seine Unschuld in desto helleres Licht zu setzen, die verschiedenen Interessen der erwähnten Klassen aufregen und sie ermuntern, Fehler an ihm aufzusuchen, zu beweisen und dann das Weitere abzuwarten?

Ach! nein, da sey Gott für! Das thue man nicht! Denn keiner unter uns kann sich dreist hinstellen und mit Jesus sagen: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? — Ueber den Prediger zu klagen, wenn er etwas Gesehwidriges gethan hat, oder sein Amt vernachlässigt, hat bis jetzt jedem frey gestanden, und muß auch ferner frey stehen; aber man verhüte, wenn es kein eigentliches Verbrechen betrifft, als wo alle Schonung wegfallen muß, alles Aufsehen! Noch weniger fordere die Behörde zu Klagen auf, wenn alles schweigt! Wenn S. 788. sagt, daß das Konsistorium, wenn ihm auf irgend eine Art ein Vergehen des Predigers bekannt wird, den Propst oder Superintendenten, oder eine andere beeidigte Person demandiren soll, um den Angeschuldigten in der Stille zu vernehmen: so ist diese anbefohlene Stille allerdings eine heilige Pflicht gegen den Prediger, der ja wohl unschuldig befunden werden kann, und gegen die Gemeine, die man nicht ohne große Noth an ihrem Lehrer irre, und in dem, ihr so nöthigen, Zutrauen zu ihm nicht wankend machen soll. Aber, meines Erachtens, sollte man auch das nicht einmal annehmen, daß eine Behörde, um einer Angabe willen, die ihr auf irgend eine Art gemacht ist, einen Prediger durch entehrenden Verdacht fränken dürfte. Ehre und öffentliches Zutrauen ist auch dem Prediger Lebensluft. Und er, der mit so vielen und

in der Kultur des Herzens und des Verstandes so unendlich verschiedenen Menschen durch ein enges Band verbunden ist, er kann es nicht allen Recht machen, weil er ein Mensch ist, und weil er nicht von allen verstanden werden kann. Keiner kann ihm in seinem eigentlichen Amte bestimmen, was er thun soll und wie er es thun soll. Er ist, wenn er nicht Maschine seyn will und kann, in den meisten Fällen seinem Genius überlassen; und wohl ihm! wenn dieser ihn nicht nur in aller Wahrheit leitet, sondern in ihm auch Taubeneinfalt mit Schlangenflugheit glücklich vereinigt. Besser, als er, würde bey einer zu strengen Aufsicht der Obrigkeit derjenige wegkommen, der die Maxime hat, lieber zu wenig, als zu viel zu thun, der sich vor seinem Gewissen gerechtfertigt hält, wenn er nur ein treuer Götzendiener des Buchstabens ist. Wahr aber ist es, daß derjenige, welcher nur rechtlich und nach der konventionellen Sitte ist, immer noch gemein ist. Das wahre Leben besteht nur in freyer Wirksamkeit, und nur in dem lebt man eigentlich, worin man mit ganzer Seele ist. Man soll auch rechtlich, man soll kein Sonderling seyn, aber auch eine höhere Ordnung der Dinge anerkennen und nach ihr streben. Wer in seinem Amte nicht mit ganzer Seele ist, der treibt ein Leben, um das es ihm im Innern nicht Ernst ist; der repräsentirt nur. Aber er ist vor dem Gesetz gerecht. Und doch —

nach dem Höheren streben ist der Adel der menschlichen Natur. Seitdem Menschenkinder sind, griffen sie nach den Sternen, und dieß kann, ohne zuweilen anzustoßen, zu straucheln, und gewisse ängstliche Umblicke auf die Umgebungen zu vergessen, nicht geschehen. Herrscht bey den Fehlern nur nicht böser Vorsatz, geschahen sie bloß aus menschlicher Gebrechlichkeit: so sey man gütig und sanftmüthig gegen den Fehlenden. Man beurtheile den Baum nach den Früchten und nicht nach dem unbestimmten Gerücht, das flüchtige Reisende von ihm erzählen. Den Prediger kennen zu lernen, wie er eigentlich sey, wie er sein Amt führe? kann der vorgesetzten Behörde nie schwer seyn. Nicht bloß das Urtheil des Propstes über ihn, sondern auch der Mehrheit, und der Aufgeklärtesten und Rechtsschaffensten seiner Gemeinde giebt den Maassstab für seine Nutzbarkeit und Würde. Ist dieses dem Prediger günstig: so leihe man doch ja nicht Müßiggängern, Schwätzern und bössartigen Menschen das Ohr, die vielleicht den Mann nicht verfolgen würden, wenn er nicht Prediger wäre. Denn so weit ist es bey vielen gekommen, daß sie Manchen musterhaft finden würden, wenn er nicht Prediger wäre; daß sie Vorurtheile gegen Manchen haben, bloß weil er Prediger ist. Das Gesetz befehle einem jeden Denuncianten, der nicht selbst und sogleich untrügliche Beweise für die Strafbarkeit eines bisher unbescholtenen Pre-

digers beybringen kann, abzuweisen! Ein weises Konsistorium sey mißtrauisch gegen Angaben, die einen Prediger betreffen, der das Urtheil seiner Gemeinde für sich hat; eines seiner Mitglieder — wo möglich, immer einer vom geistlichen Stande — ziehe im Stillen, ohne daß ein Dritter es wahrnehme, in zweifelhaften Fällen, Nachrichten ein. Jedes mit Geräusch geäußerte Mißtrauen, jede durch einen Verdacht motivirte Behandlung des Predigers ist schon schwere Strafe; und man straft ja nur den schuldig Befundenen. Die ganze Zeit, während der Prediger einer öffentlichen Untersuchung unterworfen ist, wird nicht nur seine Wirksamkeit gehemmt, wenn auch die Kirchenordnung nicht Suspension vom Amte angeordnet hätte, sondern der Schade, der aus dem Zweifeln und Schwanken der Gemeinde über Schuld oder Unschuld ihres Lehrers entsteht, ist durch nichts, durch keine Ehrenerklärung, durch keine Belobung, durch keine Versetzung zu ersetzen. S. 787 — 792. Die Folgen des lautgewordenen Verdachts trägt noch der Nachfolger des Gerechtfertigten, oder eigentlich trägt sie die Gemeinde selbst zu ihrem großen Schaden. — Wenn ich sagte, daß über geschehene Angaben gegen einen Prediger, wo möglich, von einem Geistlichen in der Stille Untersuchung angestellt werden sollte: so setze ich voraus, was auch der Entwurf an mehreren Stellen verlangt, daß der

Geistliche überhaupt in Amtssachen nur von Geistlichen gerichtet werden solle. Ich will Keinem der weltlichen Klassen, zumal beeidigten Personen, irgend einen Hang zu Ungerechtigkeiten, oder vorgeseßtes Urtheil gegen den geistlichen Stand zuschreiben; allein betrifft die Klagesache eine Lehre oder Lehrart: so liegt es am Tage, daß ein noch so gelehrter Mann, der aber Fremdling in theologischen Wissenschaften ist, die viel weitschichtiger sind, als mancher Nichttheologe wohl glaubt, hiebey keine entscheidende Stimme haben könne. Wird aber der Prediger, wegen seiner Amtsführung, wegen seines Betragens gegen seine Gemeinde, oder wegen eines Verstosses gegen den Buchstaben einer Vorschrift, in Untersuchung genommen: so kann auch hier nur ein erfahrenes Mitglied des geistlichen Standes richtig sehen, und billig urtheilen. Im Allgemeinen wissen, wie Etwas seyn soll, kann man bey einfacher Bildung und erfordert nur Theorie; über die Anwendung der Regel auf den besondern Fall, über die Wahl bey Kollisionsfällen, über die Zurechnungsfähigkeit und ihren bestimmten Grad, kann nur der Mann von Profession und von langer Erfahrung in diesem Fache, entscheiden. Wenn in der Kirchenordnung gewisse Zeiten bestimmt werden, wo jeder seine Klage gegen den Prediger anbringen kann, wenn dabey noch gewisse Förmlichkeiten beobachtet werden: so wird die Einfalt und die Bosheit nicht ermangeln

gegen dieß und jenes seine Stimme zu erheben; der Eine wird über die zu große Aufklärungssucht, der Andere über Mangel an Aufklärung, ein Dritter über Undienstfertigkeit u. s. w. bittere Klagen führen. Jesus Religion veranlaßte, daß der Vater gegen den Sohn erregt ward. Paulus ward verdanmt, weil er die zum Christenthum bekehrten Heiden nicht dem mosaischen Ceremonialgesetz unterwarf, und der christliche Prediger kann gerade dann den Verdacht und Schein gegen sich haben, wenn er eine Handlung gethan hat, die er zu den reinsten und edelsten seines Lebens rechnet, mit der er vor den Richterstuhl des Allwissenden getrost hintreten möchte. Um einem Jeden nützlich zu werden, muß er Allen Alles werden; psychologische Weisheit, aus Erfahrung geschöpft, lehrt ihn besser, als alle Compendien und Vorschriften, wie er Jeden behandeln, welches Pfropfreis auf diesen, welches auf jenen Stamm gepflanzt werden soll; dem Einen muß er Vater, dem Andern Bruder, Einigen Lehrer, noch Andern aber strenger Sittenrichter seyn. Der rechtschaffene Lehrer ist wahr, immer derselbe, selbstständig; aber er erscheint oft ein Anderer: er erkennt nur einen Geist, aber er weiß es, daß ohne die Gabe der Sprachen das Reich Gottes nicht unter allerley Volk ausgebreitet werden kann. Wer soll über ihn richtig urtheilen? Der Kirchenrath, der zu den Layen gehört? Oder irgend

einer von denen, die draußen sind? Nur ein Geistlicher von Amtserfahrung kann die Vertheidigungsbrede des Angeschuldigten ganz fassen, sich in dessen äußere und innere Lage versetzen, und wenn er wirkliche Fehler entdeckt, Bosheit und Heuchelei von menschlicher Schwachheit, vorsätzlichen Anstoß von unvorsätzlichem zu unterscheiden wissen.

Ich fühle es, daß ich selbst hierbei, um ganz verstanden zu werden, mich in eine Umständlichkeit einlassen mußte, die gegen den Zweck dieser Blätter ist, und doch auch abermals Mißverständnissen ausgesetzt bleiben würde. Jesus erklärte durch Wort und That deutlich genug, daß sein Reich nicht von dieser Welt sey, und ward doch als — Juden-König gekreuzigt.

O! Ihr Herrscher der Völker, an die der Gott der Götter, als an Untergottheiten, einzelne Theile seines Weltreichs zur Regierung und zum Schutz übertragen hat — o! Ihr, weise und gütige Obrigkeiten, denen das Schwerdt zum Schutz und zur Ruhe geliehen ward, beherzigt das Eine, was im Geisterreiche durch alle Ewigkeiten Noth thut — Moralität und Religiosität! Das Reich Gottes erscheine auf der Erde! Die Bürger dieses Reichs, das nicht von außen kommen kann, dessen Gesetzgebung sich von innen entwickeln und beurkunden muß, sind gute Bürger auch jeder äußerlichen Staatsverfassung. Aber nur durch Erzie-

hung, deren vollkommenstes Hülfsmittel Religion ist, wird man ein guter Bürger des unsichtbaren Geisterreichs, und jedes sichtbaren, das auf der Erde unter allerley Formen und Namen gefunden werden kann. Dem Lehrstande habt Ihr, Weise und Gütige, die Erziehung übertragen. Können auch einige des mündlichen Lehrers und des bestellten Erziehers entbehren: so ist doch die größere Zahl noch seiner bedürftig, und kann noch nicht und wird, so lange Menschen Erdenbürger sind, nie allein auf eigenen Füßen stehen, und ohne äußere Autorität ihrer jetzigen und künftigen Bestimmung zugeführt werden können. Darum schenkt dem Lehrstande Euer belohnendes, Euer ermunterndes Zutrauen; erhaltet ihm so viel Ansehen, erweist seinem Amte so viel schonende Achtung, daß die Mitglieder desselben weder durch Menschenfurcht Pharisäer und Heuchler oder niedrige Schmeichler werden müssen, noch den kräftigen Schutz entbehren, den sie brauchen, wenn sie mit Freymüthigkeit und rücksichtslos das wirken sollen, wozu sie berufen sind.

Der Kirchenordnungs-Entwurf hat allerdings diese Absicht, aber ich fürchte sehr, daß den Denuncianten ein weiter Spielraum gelassen sey, und so manche, in guter Absicht vorgeschlagene Maaßregel eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen könne.

Was über die Aufsicht, unter der die Kandida-

ten des Predigtamts stehen sollen, von §. 713. an gesagt ist, finde ich sehr zweckmäßig und nützlich, um, durch das allgemeine Zutrauen des Publikums zu einem Subjekte, das besondere Zutrauen einer bestimmten Gemeinde vorzubereiten. Hingegen scheinen mir einige Regeln, die für die jährlich vom Propst zu haltende Visitation, §. 640 — 642., noch mehr aber die für die feyerliche Kirchenvisitation §. 769 — 774. gegeben sind, auch den gewissenhaftesten Prediger in eine eigene Lage zu versetzen, aus der auch der beste schwerlich jedesmal, wie die Sonne aus den Wolken, mit desto heiterem Glanze hervortreten möchte. Da, nach §. 772., die Kirchenvisitation untersuchen soll, ob der Prediger seine Amtspflichten gehörrig erfülle? ob gegen seinen Lebenswandel nichts einzuwenden sey? ob er nicht den Gemeinigliedern etwas abzdringen gesucht? ob er besser und verständiger geworden? ob die Gemeinde im Ganzen in ihrer sittlichen und religiösen Ausbildung vorgerückt, oder zurückgekommen sey? — da alle diese Untersuchungen angestellt, und die Gemeinen vier Wochen vorher davon benachrichtigt werden sollen: so ist sehr zu befürchten, daß, trotz aller Vorsichtsmaaßregeln, großer Mißbrauch dabey entstehen könne, der Bosheit und Einfalt ein weiter Spielraum eröffnet werde, den Prediger, wenigstens auf einige Zeit, zu ängstigen, und ihn seiner Gemeinde in einem Lichte oder Schatten zu zeigen, in dem er nie

erscheinen muß. Wenn auch alle etwanigen Klagen abgewiesen, die Kläger nach Befinden bestraft werden; so wird es doch selten an Menschen mangeln, welche Schadenfreude nicht theuer genug erkaufen mögen. Es giebt so manchen schwarzen Fleck im menschlichen Herzen! — Besonders muß man auf den ganz gemeinen Mann Rücksicht nehmen, bey dem der Gedanke, daß man seinen Lehrer solcher argen Sachen, wie abgefragt werden sollen, für fähig hält, sehr nachtheilig wirken würde; und auch Mancher dieser Klasse würde sich, bey einer förmlichen Aufforderung, zu klagen, in heiliger Einfalt mit seinen Meisern herbeydrängen, wenn etwa ein Scheiterhaufen errichtet werden sollte. Mit scharfem Auge beobachte die Obrigkeit den Prediger, mit unerbitterlicher Strenge strafe sie an ihm wirkliche Verbrechen; aber bis diese erwiesen sind, lasse sie ihn — besonders um der Schwachen willen — als inviolabel dastehn. Und kein Mensch soll ja an seiner Ehre, auch nur durch lauten Verdacht, gekränkt werden; jeder ist ja durch das Gesetz inviolabel, bis er sich seiner Rechte durch ein Verbrechen selbst verlustig gemacht hat.

Was aber die Prüfung der Fortschritte, die der Prediger in seiner wissenschaftlichen Ausbildung gemacht habe, betrifft: so zweifle ich, ob eine solche Prüfung möglich und nützlich sey? Um die Fortschritte zu bemerken, müßte der Examinator

sehr mannichfaltige Kenntnisse haben, weil doch unter den Predigern wohl jeder sein Lieblingsstudium haben wird, daß er vorzugsweise kultivirt. Und dann müßte auch die Prüfung, um den angegebenen Zweck zu erreichen, sich vorzüglich mit den Fortschritten beschäftigen, die der Examinandus seit der letzten Prüfung gethan hat. Aber welcher Examinator kann so bestimmt den Punkt angeben, wo jener damals stand? und den Grad des Wachsthums, den Umfang, die Extension und Intension der Erkenntnisse bestimmen? Und dann, der Mann im Amte soll weiser werden; und daß dieß nicht durch eigentliches Zulernen gewisser Kenntnisse geschieht, weiß Jeder. Der Prediger, der einige Zeit im Amte gewesen ist, mag immer in einigen Kenntnissen, besonders in den formalen, zurückgeblieben seyn, wenn er nur in den praktischen, die mit seinen Berufsgeschäften in näherer Beziehung stehen, zugenommen hat. Wer examinirt so genau einen Arzt in manchen neuen theoretischen Kenntnissen, wenn er schon mehrere Jahre hindurch nützliche Thätigkeit geübt hat? Beym Landprediger müßte man das besonders berücksichtigen, daß seine meisten Amtsgeschäfte von der Art sind, daß sie ihm das abstrakte Denken erschweren, und daß seine größte Weisheit sich gerade in konkreten Fällen beweist. Wer nicht aus Liebe zu den Wissenschaften hingezogen wird; wen nicht die Heiligkeit und Wichtigkeit seines

Amts zu veredeln vermag: dessen *vis inertiae* wird durch keine Ermahnung gehoben werden, dem wird sich kein edlerer Instinkt einpfropfen lassen, zumal da er doch immer vor dem Buchstaben des Gesetzes als gerecht erscheinen kann. Ist aber der Zweck der Kirchenvisitation auch der, daß man die Fortschritte der Gemeinde in der Ausbildung kennen lernen will; so glaube ich, die Stimme aller erfahrener Prediger auf meiner Seite zu haben, wenn ich behaupte: das ist nicht möglich. Die Antworten oder das Schweigen, der gute oder schlechte Zustand der Gemeinde, ihre Sitten und Kenntnisse hängen nicht bloß von dem Grade und der Art der Wirksamkeit des Predigers ab. Die Ursachen der Immoralität und Unkultur einer Gemeinde liegen oft sehr tief, in ihren Verhältnissen, in den anderweitigen Aufmunterungen oder Hindernissen, in der übrigen Behandlung; oft sehr entfernt, in ihren vorigen Zuständen. Die Antworten, die der Examinator erwartet, werden nicht bloß durch den Grad der Bildung des Antwortenden bestimmt, sondern auch durch Furchtsamkeit, durch das Ungewohnte der Feyerlichkeit und der Methode, wenn ein Fremder fragt. Und — die ganze Menschheit scheint sich in einem ewigen Kreise zu drehen, so daß auf die Frage: ob das Menschengeschlecht im Ganzen in der Aufklärung fortgeschritten sey? schon oft mit Ja und Nein geantwortet worden ist. Nur immer einige, vom

innern Genius getrieben, oder von vortheilhaften Umständen begünstigt, ragen über die rohe Masse hervor. Bey einer großen Gemeine werden sich diese einzelnen Ausgezeichneten kaum leicht hervorziehen lassen, und doch würden sie nicht für das Ganze entscheiden. In Schulen kann man die Fortschritte an den Einzelnen bemerken; in einer großen Gemeine verlieren sie sich und theilen von ihrem edleren Lebensstoff unbemerkt andern mit. Das beste Mittel, nützliche und würdige Prediger zu haben, denen man die moralisch-religiöse Bildung der Gemeinen ohne Argwohn anvertrauen kann, wird immer das bleiben, keine andere, als solche anzustellen, deren Charakter und Kenntnisse die Probe bestanden haben. Solchen erweise man dann auch Vertrauen, schütze sie vor Verachtung, ermuntere sie durch edle Beweggründe; und findet sich ein Gefallener, der nicht wieder aufstehen will und kann: so entferne man den faulen und unwürdigen Arbeiter auf immer aus dem Weinberge. Aber denjenigen Männern, die das Vertrauen ihrer Gemeine besitzen, wird, außer dem hohen Lohne des guten Gewissens und der Liebe ihrer Gemeine, eine wohl angebrachte Aeußerung der Zufriedenheit der Vorgesetzten und Nachsicht bey unvorsätzlichen Vernachlässigungen eines Geschäfts, starke Ermunterung seyn, freudig ihrer Pflicht getreu zu bleiben. Findet sich Gelegenheit, dem verdienstvollen Mann einen größern Wirkungs-

freiß anzuweisen, oder ihn in den Stand zu setzen, wenn er seine besten Kräfte dem Dienste der Menschheit aufgeopfert hat, mit Dank gegen den gütigen und gerechten Staat einem sorgenfreyen Alter entgegen sehen zu können: so zeige man, wie gern man Verdienste, die man kennt, belohne. Man warte nicht, daß er mit ersteiften Gliedern noch kriechen. Anciennität aber allein kann beyhm Lehrstande nichts entscheiden. Das Haar kann auch ergrauen, ohne daß man sich eben für sein Amt aufgeopfert hat. Lange Dienstjahre beweisen nichts für Würdigkeit. Man befördere auch den jüngern Prediger, wenn er schon einige Erfahrung erworben hat, zu größeren Gemeinen; man weise hin auf das übersehene Verdienst jedes Alters; man mache bey Vakanzten die Gemeinen, oder ihre Organe, ohne ihre Rechte, wo es nicht nöthig, zu beschränken und ihren Stimmen Stillschweigen aufzulegen, auf den bescheidenen Mann aufmerksam, der seinen innern Beruf zum Amte durch unheilige Mittel nicht entweihen will. Himmlische Weisheit walte über dem christlichen Lehrstande! Liebe und Zutrauen seyen die einzigen Bande, die den Lehrer mit der Gemeinde verbinden! Beyde wallfahrten in Geistesreinigkeit zum Heiligthume der Wahrheit! Hier ist nichts Weltliches. Die Kirche, von Menschenhänden gebaut, kann von Menschenhänden regiert, Ordnung und Anstand in ihr, wie überall, erhalten

werden; aber die Kirche, die Verbindung zur Gottesverehrung nach Christus Gesetzen, weist jede Einmischung als etwas Fremdartiges ab, das nicht geistlich ist. Der Lehrer, wie die Gemeinde, wollen als solche nur nach den Gesetzen ihres Stifters gerichtet seyn. Weg mit den Drohungen von Suspensionen und Anklagen wegen Dinge, die theils nicht in des Predigers Gewalt stehen, theils Geschäfte betreffen, die nicht für den Lehrer gehören, sondern die man dem weltlichen Beamten aufgelegt hat! Weg mit den Anklagen gegen seine Gemeinde, zu denen man den Prediger verpflichten will! Nur in Liebe kann er leben und wirken. Nur dann, wenn er als Lehrer, nie als Politizydiener, erscheint, kann er das herzliche Vertrauen, die höchst wichtige Bedingung seiner Nutzbarkeit, besitzen. Fordert doch ihr, die ihr zu uns zu sprechen berechtigt seyd, nicht zu viel von uns! Fordert nicht Dinge von uns, die uns auch das Zutrauen der Wenigen, denen wir als Seelsorger noch werth sind, rauben, und das Mißtrauen, den Neid und Stolz anderer gegen uns noch mehr aufreizen würden! Meint ihr es gut mit der Menschheit und ihren Lehrern, so laßt uns still durch das Leben gehen; helft uns, Andern nützlich und selbst glücklich zu werden! Dann werden wir — und wer dies nicht will, den laßt austreten aus unserer Gesellschaft! — dann werden wir freudig unsere Bahn laufen, die Bande

der Liebe und Wahrheit immer fester zu knüpfen uns bemühen und den Staat, der uns schützt und beglückt, durch nützliche Wirksamkeit, so lange wir leben, seegenen und lieben. Dann wird die Kirche eine treue Schwester des Staats seyn, ihre schirmenden Hände über ihn halten und seinen Scepter mit unverwelklichen Blumen umwinden.

Viel Gates ist in dem über Kirchensvisitationen und Konduitenlisten Gesagten. Aber ich wiederhole meine obigen Behauptungen: daß solche Verordnungen doch nur das Negative und Mechanische betreffen können, und daß das Gesetz Niemand verdammen kann, der dessen Buchstaben gehalten hat. Sobald Konduitenlisten nur nicht Angaben enthalten, die sich zu Kriminaluntersuchungen eignen, oder gar zu grobe Uebertretungen der Amtspflichten betreffen: so kann die Behörde doch wenig dabey thun, wenn sie mit einem Prediger auch nicht zufrieden ist. Und sollen diese Listen nützen: so muß man dann auch einen vielseitigen, nach weisem Ermessen nöthigen, Gebrauch, zur Ermunterung und Belohnung, zur Ermahnung und Bestrafung, davon machen. Konfistorien können hierbey große Weisheit zeigen. Prediger führen das Amt des Geistes; in dem Geiste, worin sie wirken, besteht ihre Würde; auf ihren Geist muß man zu wirken suchen. Vortheilhaft aber kann man das bey ihnen am wenigsten

durch Strenge; theils weil sie durch den Buchstaben immer gerecht erscheinen können, wenn sie es im Geiste auch nicht sind; theils weil das Lehramt vielleicht mehr, als irgend ein anderes, Heiterkeit des Geistes, Befreyung von allem Sklavischen, und Liberalität verlangt. Werfen wir einen aufmerksamen Blick auf diejenigen Länder, wo man strenge Kirchenordnungen, Kirchenvisitationen und Disciplinen hat: so werden wir finden, daß sie für den Zweck, wozu sie da sind, oder doch da seyn sollten, oft wenig, oft gerade das Gegentheil gewirkt haben. Wo ist mehr Heuchelei, Pharisäismus, Kriecherey, verbunden mit Priesterstolz, als da, wo man zu strenge Kirchengesetze hat? Wo wird weniger für moralische Aufklärung, für den Geist ächt-christlicher Freyheit, für Humanität überhaupt gethan, als da, wo argwöhnische Politiker, oder aufgeblasene Hierarchen den untergeordneten Prediger beständig befehlshabern, wie einen Schulknaben gängeln, und nicht selten ihre Thorheit zu seiner Weisheit machen wollen? Wo werden die Obrigkeiten mehr hintergangen, als da, wo Gesetze sind, die Niemand halten kann? Wo ist weniger Wahrheit, als da, wo der geschriebene Buchstabe gerecht macht? Endlich und in Summa: man wird Kirchen und Schulen nicht schlechter bestellt finden, als da, wo der Argwohn, die Bedrückung und Chifane mit dem liberalen Amtseifer kämpft. —

Ich fühle mich in meinem Innersten ganz frey von aller Neigung zu Konsequenzmayeren. In diesem, im In- und Auslande viel gelesenen, Journale wollte ich über die, für alle Protestanten im russischen Reiche höchstwichtige Sache meine Ansichten und Ueberzeugungen unbefangen niederlegen. Jede Seite der viel besprochenen Kirchenordnung, die darin für Religion, Kultuß und Verhältniß der Kirche zum Staat aufgestellten Principien, die gerechte Würdigung des Lehrstandes, viele Ansichten und Winke, bezeugen den Zweck des Verfassers, die äußere Kirchenverfassung dem Zeitgeiste gemäßer zu organisiren, den Lehrstand möglichst nützlich zu machen, und seine Wirksamkeit durch Lehre und Beyspiel zu erhöhen. Ich habe mich nicht auf umständliche Erklärungen und Bemerkungen einlassen wollen, sondern mich nur zu zeigen bemüht, daß man dem Zeitgeiste nicht zu viel nachgeben solle; wie Vieles noch zu thun sey, ehe man alles Alte durch das Neue ersetzen; wie Vieles ohne größern Schaden jetzt gar nicht eingeführt, und wie die wahre protestantische Freyheit durch allzurasche, gewaltsame Veränderungen, indem man sie befördern will, leicht gefährdet werden könne.

Unsere Provinz hat auch hierin des Guten viel vor andern Gegenden voraus; und wo Mängel sind, wo gebessert werden muß: — nun wir wollen hoffen, daß auch fromme Wünsche zu rechter Zeit

realisirt werden können. Und Vorschläge und Winke zu nützlichen Lokalveränderungen, zur Befestigung manches Schwankenden, zu genauerer Bestimmung mancher gegenseitigen Rechte und Pflichten liegen in dem Entwurfe genug, der auch zu seiner Zeit, in dem Anwendbaren, Zeitgemäßen, in dem mit Recht und Liebe Vereinbaren, Früchte bringen wird. Bis dahin wollen wir Lehrer und Gemeinen uns des Guten, das wir haben, erfreuen und es genießen, in gegenseitigem Zutrauen und Liebe mit einander wandeln, und Einer des Andern Lasten tragen! Mögen auch Glaube und Hoffnung schwinden: die Liebe wird, die Liebe soll bleiben! Und sie ist langmüthig; sie eifert nicht, sie blähet sich nicht. Sie sucht nicht das Ihre, trachtet nicht nach Schaden; sie freuet sich nicht der Unge- rechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles, was nicht zu ändern steht. —

Endlich schliesse ich diese Betrachtungen mit den Worten, die Luther bey ähnlicher Veranlassung zu den Fürsten zu Sachsen 1524 sagte: „Man lasse die Geister auf einander plätzen und treffen.“

Richter,

## VI.

## Ueber nordischdeutsche Literatur.

## Ein Torso.

Es würde undankbar gegen unsre möglich-glücklichste Lage seyn, in die gewöhnlich so ungeduldigen Klagen über die Schranken unserer nordischen Literatur einzustimmen. Vielmehr konnte oft diese Schranke der äußern Umgebung dem Schriftsteller ein Wink werden, immer wieder in sich zurückzufahren und, je weniger von außen unterstützt, desto mehr moralische Gediegenheit und Reife in seine Werke zu legen. So ließ die Entfernung von seinem Mutterlande hier den Deutschen desto länger und besser wählen, — die heimische Literatur in späterer, aber umfassenderer, Uebersicht empfangen, — länger in sich tragen, aber auch — obgleich noch selten — manchen Löwen gebären. Wie in der Mode der Kleidung das Geschmacklose und Unzweckmäßige gewöhnlich auf der langen Reise stirbt, ehe es zu uns gelangt, und nur der edelste Schnitt für uns ausgewählt bleibt, — so auch mit der Mode der Literatur; denn woran man sich dort bereits heiser geschrien, sehen wir hier einen Monat später in klarer Uebersicht, und ziehen das reifere Resultat für uns. So lehrte der Verschub die Kräfte mehr zusammenzudrängen, das schwere Wenig dem leichtern Viel vorzuziehen; das Unreifere blieb meist todtgeboren, und

tausend südliche Kräfte, die in ihrer Heimath erschlaft wären, wurden durch diese Versetzung veredelt. Es sehnen sich alle Geister nach Sonne und Sommertagen, aber schaffen doch alle im Winter mehr.

Aber dabey bleibt es doch durchaus wahr, daß jene Entfernung von Deutschland, hohes Porto, Mangel an Druckereyen und deren ungeheure Preise, Vereinzlung der Gelehrten, und durch zerrissene Journale verstümmelte Ansichten der ausländischen Literatur, uns nicht rasch genug in den Geist unsrer Zeit einwirken lassen und manche aufstrebende Kraft ersticken. So mancher vielversprechende, brave Arbeiter stand schon da, und mußte den tausendfachen Schwierigkeiten seiner Umgebung erliegen. Mancher junge Riese hat in seiner verborgnen Werkstatt den ersten Grad der Meisterschaft errungen, und weiß selbst nicht, wie groß er sey und wie ihn die Beurtheilung seiner Werke über sich selbst in Erstaunen setzen würde. Wie manche südlichreiche Phantasie, deren kräftiger Frische man nicht einmal in vielen deutschen Literaturreinen eine würdige Stelle anweisen könnte, und die dem ganzen Nord, wo sie ihn berührt, reizende Formen giebt, erlischt, wie ein Stern, im Nebel der kalten Umgebung. Ja selbst das Beste, das Zusammengedrückte und Kräftigwürdigere sammelt sich auf in großen Massen, und hat oft durch Zögerung den Augenblick des höchsten Interesses verfehlt; — und sollten wir die geheime Lebensgeschichte manches würdigen Deutschen hier kennen und sehen den mühseligen Kampf des Talents mit der Unempfindlichkeit seines Lebenskreises, wir würden uns gestehn, daß nur ein kleiner Theil die günstigen Verhältnisse fand, die seinen Geist rasch von Stufe zu Stufe emporheben

konnten. — Es sind hier noch so wenig Spuren von dem literarischen Gemeingeiste, der die Gelehrten Deutschlands verbindet, der dort dem Enthusiasmus für Kunst und Wissenschaft immer neuen Schwung verleiht und immer unabhängiger von Land und Zeit seinen wohlthätigen Einfluß auf alle Nationen umher behauptet. Daher kommt es, daß so viele mehr im Auslande als Inlande leben und, in ewigunthätigen Klagen um den Verlust jenes Reichs der Geister, lieber eine ungewisse Zukunft abwarten, als selbst versuchen, was auch zerstreute Privatkräfte ohne öffentliche Unterstützung zu wirken vermögen.

Ohne hier den Mangel an einem festern Schriftstellerverein in seiner Quelle aufzusuchen und im voraus die mannichfaltigen Verbindungen zu erörtern, die eine schönere Zukunft von Provinz zu Provinz erwartet, lehre man nur den ersten Blick auf unsere Journale. Sollte der Ausländer nicht erstaunen, daß wir bey so vielen schönen Anstalten unserer Ostseeufer noch keine eigne National-Literaturzeitung, kein schönes Tribunal der Kritik, noch kein Journal oder Geist der ausländischen Journale haben, das uns, bequemer und wohlfeiler, in seinen Intelligenzblättern das Wichtigste und Schönste der westlichen Literatur mittheilte, und alle Geistesstrahlen der weiten Gränze, wie in einen Brennpunkt, in sich aufnahm? Während in Paris sich über hundert stehende Journale neben einer Legion fremder halten, fristen hier kaum drey bis vier ihr Leben. Aber wenn ihr es selbst gestandet, daß auch diese meist alle den Keim des Todes in sich tragen, warum schafft ihr denn nicht würdigere Wächter unserer Geistesbildung? Es scheint an Plan, an fester Tendenz der einzelnen Blätter zu fehlen, und die bessern

Köpfe halten ihre Kleinodien zurück, weil sie, bey der Voraussetzung, in solchem Mischmasch nicht kräftig wirken zu können, Journalarbeiten ihrer unwürdig halten. — Aber warum opfern nicht die Edlern einen Theil des Ihrigen, um dadurch das Gemeinere von selbst zu verdrängen? warum ist nicht die Gesellschaft der Vortrefflichern der Sporn der Bequemen, deren mittelmäßige Federzüge so leicht zur Gebrechlichkeit herabsinken? Warum mißversteht man so oft den Charakter eines guten Journals und erwartet unbillig eine ehrenfeste Vollständigkeit der Aufsätze, wo alles Varietät, immer das Größte dem Kleinsten gemischt seyn, oft mehr Schriftchen als Schriften, selbst scheinbares Spielzeug, aber voll tiefen beziehenden Sinnes, seyn soll? Es soll frenlich nicht in den fremdartigsten, höchst gleichgültigen Aufsätzen die Aengstlichkeit seiner Armuth verrathen, sondern, obgleich ein scheinbares Chaos, den Charakter seiner Bestimmung auf der Stirn tragen; doch eben weil der Leser nur kurze Zeit über dem Gegenstande schweben kann, soll nirgends weitläufige Ausdehnung, überall nur gedrängte Kraft seyn, die den Faden zur rechten Zeit wieder abreißen kann. — So soll ein gutes Journal durch die mannichfaltigsten, aber in einem Geiste geordneten, Aufsätze den Lesern vordanken, aber Raum zum Weiterdenken lassen, zu neuen Arbeiten reizen und Winke und Fingerzeige im Geiste der Zeit geben, die man sonst nirgends findet, Pläne und Vorschläge einreichen, die Bezug auf die ursprüngliche Bestimmung der Blätter haben, und bey der Mittheilung des Neusten immer mehr sagen, was gethan werden soll, als was gethan worden; und in diesem Geiste soll es das immer offene Paradies seyn, worin jeder jugendlich rüstige Geist seine

eigne Auferstehung feyern dürfe. O, welchen schönen Wirkungskreis bieten uns nicht solche Journale dar! Sie waren ja von je die Organe der öffentlichen Meinung, die Wortschaukeln der verschiedensten Ideen über den nämlichen Gegenstand, die weitesten Sprachröhre der Aufklärung, ja die Götterbotenschwingen der ganzen neu-europäischen Menschheit, die mit Post und Schifffahrt den Samen der Wahrheit, wie Pflanzenblüthen, in alle Gränzen verstreuten. Und wozu diese wohlthätigen Werkzeuge der National- und Menschenbildung überhaupt, wenn wir sie nicht zweckmäßiger richten, und statt unsere Zeit durch dieselben zu erheben, sie bloß mit denselben als matten Spielzeugen unterhalten wollen? — — —

---

Nachschrift des Redakteurs. Was der Herr Einsender hier weiter, mit Beziehung auf die Ruthenia, und über dieselbe, sagt, müssen wir, aus Rücksichten, die er hoffentlich selbst ehren wird, hier unterdrücken. Uebrigens ergreifen wir diese Gelegenheit, seinem Wunsche, der immer auch der unsrige war, zu entsprechen, indem wir alle Patrioten und denkenden Männer auffordern, sich gleichsam in einem großen Kranz um die Ufer der Ostsee die Hände zu reichen, um diese Blätter so viel als möglich durch nationale Arbeiten, Rußland betreffend, zu bleibenden Charakteren der Nation und ihrer Zeit zu machen.

Ubers.

---

## VII.

## T h e a t e r.

## Deutsches Theater in St. Petersburg.

Während das französische Hoftheater wichtige Erwerbungen machte, hat sich auch das deutsche angereichert; und es bedurfte auch schon lange mehrerer Mannichfaltigkeit der Personen.

Herr Elmenreich, derselbe, der einst in Paris ein deutsches Schauspiel wagte, verdient besonders genannt zu werden. Sein Talent und seine Manier sind zu bekannt, um hier weitere Erörterung zu bedürfen. Das Hauptdebüt, in dem er auftrat, war der Wasserträger, bekanntlich von Dr. Schmieder, nach dem Französischen des Bouilly, bearbeitet. Das Stück war allerdings günstig gewählt. Wenn gleich dem Nichtfranzosen in ihm manches Nationalinteresse verloren geht, bey dem der Franzose sich erweitert fühlt, z. B. der Anblick der Barrieren von Paris, so bleibt dem Stücke immer noch genug gemeinschaftlich-menschliches und historisches Interesse übrig, um bey jeder Nation zu den gefälligsten und vernünftigsten Opfern zu gehören. Die Bearbeitung ist leicht und gefällig; Herr Elmenreich, als Mikeli, zeigte dem hiesigen deutschen Publikum mehr Opfernverdienst, als es lange her gewohnt ist; das Ensemble bot nichts ungewöhnlich Anstößiges dar; kein Wunder also, daß Stück und Spieler Beyfall fanden und das Haus gefüllt war. Freylich blieb die Vorstellung noch weit hinter der des hiesigen französischen Theaters zurück; denn einige einzelne Talente reichen noch nicht hin, die deut-

sche zu gleicher Höhe zu erheben, und die Franzosen möchten überhaupt in dieser Provinz des Theaterreichs noch lange den Meister spielen. Doch man muß die Sachen nehmen, wie sie stehn. Das deutsche Theater existirt gewissermaßen nur bittweise, kann daher im Ganzen nicht zum Vollendeten gehören. — Doch wir sprachen von Herrn Elmenreich. Was ihm, außer anerkanntem Verdienst, unstreitig die meiste Ehre macht, ist, daß er sich bey jeder folgenden Vorstellung tiefer in den Geist seiner Rolle zu studiren wußte und verschiedenes verbesserte, was er anfangs von einer andern Seite angesehen hatte. Schon beynah vor funfzehn Jahren sahen wir Herrn Elmenreich, und bemerkten dießmal, daß ihm sein Aufenthalt in Paris sicher günstig gewesen ist.

Auch Demoiselle Gappmair, die ältere gehört zu den Bereicherungen der hiesigen Bühne, die schon lange im weiblichen Fach manches Bacat zählte. Mit einer guten Figur verbindet sie Leichtigkeit, Feinheit und eine angenehme Stimme. Wir sind überzeugt, daß sie, bey Fleiß und Kritik, in ihrem Fach was Rechtes leisten wird; haben sie aber noch zu wenig gesehen, um eine Charakteristik ihres Spiels geben zu dürfen.

Herr Furioso treibt noch immer seine Künste bey vollem Hause, und dieser, frey sey es gesagt, Volksbelustigung muß die deutsche Muse zur Vorführerin und Schildhalterin dienen. Man kann übrigens diese Jahrmarktskünste keinesweges brodlos nennen, denn sie bringen beynah mehr ein, als Racines und Voltaires Meisterwerke. Doch so pflegt es in dieser Welt zu gehen! Mancher Quacksalber fährt in seinem schönen Wagen und besprüht im Vorbeirasseln einen Butler mit Roth.

## Französisches Theater in St. Petersburg.

L'Orphelin de la chine, von Voltaire. Wenn Mademoiselle George von den Stelzen der revolutionären tragischen Manier heruntersteigt, wird sie immer interessant, erregt eine Theilnahme, nicht bloß an ihrer Rolle, sondern auch an ihrer Person, deren sie sich im ersten Falle begiebt und die doch gerade zum köstlichsten des theatralischen Genusses, besonders des tragischen, gehört. Voltaire sagt irgendwo sehr wahr, daß Plaisanterien das Grab der Wollust seyen; man kann mit eben dem Recht behaupten, daß die hochtragische Wuth = und Kraftmanier dem Gefallen das Todesurtheil schreibt. Im genannten Stück bringt schon die Grundlage, bringt die herrschende sanftere Leidenschaft, Mutterliebe, ein zarteres Spiel mit sich; und so entzückte wirklich Mademoiselle George oft bis zur Extase, besonders im Verfolg des Stücks, denn im Anfange ward es ihr schwer, sich aus den Kontrebastönen einer überleidenschaftlichen Leidenschaft herauszufinden. — Uebrigens ist's doch traurig, daß ein Franzose nur Franzosen malen kann. So ist auch dieser Dschingischan nur ein Franzose, im Tatarenrock. Hat er wohl je gesagt: ich bin ein Tatar, ich bin ein Barbar? Ich, der ich mancherley Tataren, Mongolen und Barbaren gesehen habe, versichere den Herren Parisern fenerlich, daß sich der letzte unter ihnen weit über den ersten Franzosen und Chinesen erhaben dünkt. So sind die Nomaden. Bildung ist ihnen verächtliche Knechtschaft. Daß aber durch solche falsche Darstellungen ein wichtiges Interesse des Stücks verloren geht, das reinhistorische, braucht keiner Erinnerung. Man verstehe uns wohl; wir verlangen keinen

Tataren mit holländischer Treue gemalt, sondern einen historisch-poetischen. Uebrigens sind in diesem Stücke besonders viele Stellen, die als Anspielungen auf die jetzigen Weltbegebenheiten gelten können, und die daher eine eigene Sensation machen. Die Kostüme waren bey dem erforderlichen Grad von Treue trefflich idealisirt, besonders kleidete der chinesische Anzug Mademoiselle George besser, als noch irgend einer. Ein kurzer Hals macht, daß alles, was die Schultern hebt, spanische Aermel, Mäntel und dergleichen ihrer Figur schadet. Man sagt, durch sie fingen die Puffärmel hier an in Mißkredit zu kommen. Doch wohin gerathe ich? —

#### Druckfehler im November = Heft.

S. 217 Z. 6 statt vorigen lies ewigen. S. 223 Z. 21 st. zu l. so vielseitig. S. 226 Z. 12 muß das gestrichen werden. S. 227 Z. 18 st. uns l. und.